<36628251010017

Geschichtsbilder

aus

verschiedenen Ländern und Zeitaltern

von

Georg Weber.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Geschichtsbilder

aus

verschiedenen Ländern und Zeitaltern

von

Georg Weber.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1886.

Vorrede.

Von den vorliegenden Geschichtsbildern ist, wie aus den Angaben bei den einzelnen Aufsätzen zu ersehen, ein Theil schon früher erschienen, und zwar in der Beilage zur der „Allgemeinen Zeitung“ in München, in den „Grenzboten“ und in dem „Historischen Taschenbuch“, und mit einigen Veränderungen in der gegenwärtigen Sammlung von Neuem zum Abdrucke gebracht worden; der größere Theil aber kommt in den nachfolgenden Blättern zum ersten Male in die Oeffentlichkeit. Für jene habe ich bei den Verlegern die Erlaubniß zum Wiederabdruck nachgesucht und erhalten, wofür ich denselben mich zu hohem Dank verpflichtet fühle. Die letzteren habe ich an der Hand der neuesten Publicationen und der zweiten Auflage meiner eigenen „Allgemeinen Weltgeschichte“ (Leipzig, Wilh. Engelmann, 1882 ff.) für meinen Zweck bearbeitet. Es sei mir gestattet, diesen Zweck mit einigen Worten anzudeuten:

Vor zwei Jahren nahm ich mir die Freiheit, die fertig gestellten vier ersten Bände meiner „Allgemeinen Weltgeschichte“, die Geschichte des Alterthums enthaltend, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck durch das Reichskanzleramt empfehlend zu überreichen. Ich erhielt ein huldvolles Dankschreiben, worin es hieß: „Ich hoffe, daß es, Ihrer Vorhersage zuwider, Ihnen vergönnt sein wird, auch die zweite Auflage zu vollenden, und gebe dieser Hoffnung um so lieber Ausdruck, als ich in dieser Zeit der Romane und Zeitschriften die Geschichte, in

erster Linie allerdings die neuere, aber im Vergleich mit jenem Material auch die alte, immer noch für die interessanteste Lectüre halte. Ich werde auch deshalb gern die Zeit, welche die Geschäfte mir lassen, zu dem Studium Ihres Werkes verwenden."

Diese gehaltvollen Worte führten mich zuerst auf den Gedanken, einige Partieen der neueren und neuesten Geschichte in weiteren Umrissen so zu behandeln und darzustellen, daß sie einem gebildeten Leserkreis, dem der Gang der Weltgeschichte im Großen und Ganzen nicht fremd ist, einiges Interesse und vielleicht auch einige Belehrung gewähren möchten. Ich war stets der Meinung, daß, wo die Wahl vorliegt zwischen einer aus Wahrheit und Dichtung gemischten Production und einer wahrhaften geschichtlichen Darstellung von Menschen und Dingen, die Gebildeten lieber nach der Wahrheit greifen werden, wenn diese nur einigermaßen in einer anziehenden und fesselnden Gestalt einherschreitet und Geist und Gemüth zu beschäftigen vermag, als nach historischen Romanen, mit erfundenen Situationen und selbstgeschaffenen Charakteren, wo so oft die Dichtung überwuchert und Personen und Sachen in einem, wenn auch nicht gerade falschen und entstellten, so doch in einem schillernden unsicheren Lichte erscheinen. Die wahre Geschichte bietet so viele anregende und interessante Seiten und Züge dar, daß jeder sinnige Leser, der sich nicht mit einer oberflächlichen Unterhaltung begnügt, sondern den inwendigen Menschen in den oft räthselhaften Gängen des wirklichen Daseins zu begreifen sucht, daraus für sein eigenes Seelen- und Gemüthsleben Mahnungen und Warnungen, Lehren und Beispiele schöpfen kann.

Mag man immerhin zugeben, daß in der historischen Dichtung die Welt der Gefühle und Empfindungen, die Labyrinthe der Leidenschaften und Affecte tiefer und eindringender erfaßt und dargestellt werden könne, daß die Phantasie, wenn sie nicht an die Schranken und Begrenzungen der geschichtlichen Realitäten gebunden ist, weitere Kreise zu ziehen, in der Erzählung und Charakterschilderung freiere Bahnen einzuschlagen vermag; so wird dagegen das wirkliche Leben, soweit es in den Thatsachen und äußerlichen Begebenheiten zur Erscheinung kommt, nur in der pragmatischen Geschichtschreibung seinen wahren Ausdruck finden. Die großen Gebiete menschlicher Thätigkeit,

Religion und Kirche, Politik und Staatsgesellschaft werden nur an der Hand und im Lichte weltgeschichtlicher Phänomene und Erfahrungen fruchttragend bestellt und vor ungesunden Wucherpflanzen bewahrt werden können. In dem echten Pragmatismus der Geschichte verschwindet alles Schwärmerische und Phantastische von der Bildfläche, werden alle krankhaften und unechten Gebilde aus dem Gesellschaftsleben ausgeschieden, nur die lauteren und gesunden Kräfte und Sprößlinge als Ansätze und Aussaat für gedeihliche Schöpfungen anerkannt. Nur das gereifte und besonnene Urtheil des Historikers vermag in dem Verlaufe und in den verschlungenen Gängen der Weltgeschichte das wahre Causalitätsgesetz zu entdecken.

Um dieses Ziel zu erreichen, muß aber auch die Geschichte ein anziehendes Gewand zeigen; die Darstellung muß den Leser in Athem halten, sie muß ein künstlerisches Gepräge tragen. Nicht in der erschöpfenden Fülle des Stoffes, nicht in dem ausgesponnenen Detail der erzählten Begebenheiten, nicht in der Menge urkundlicher Belege liegt der Werth und die Bedeutung eines historischen Werkes, sondern in der inneren „Geschichtklitterung", in dem Ordnen und Zusammenschließen der Einzelglieder zu einem gefälligen lehrhaften Ganzen.

Soll die Geschichte eine praktische Lehrerin für das Leben sein, so muß sie die Menschen in ihren Handlungen und Gesinnungen in einer Weise darstellen, daß wir in unserem eigenen Innern die Wahrheit der vorgeführten Situationen empfinden und erkennen, Thun und Denken müssen in einer pragmatischen und logischen Wechselwirkung erscheinen.

Bei den nachstehenden Geschichtsbildern ist hie und da auf neuere literarische Erscheinungen hingewiesen. Man schließe aber daraus nicht, daß die angeführten Schriften recensirt werden sollten. Das Recensiren gehört in die Sturm- und Drangperiode des Gelehrtenlebens, wo man im Wettkampf seine eigene Kraft und Gewandtheit zeigen muß, nicht aber in das Greisenalter, wo man das im Leben Errungene noch einmal ruhig überdenken und vor seiner Seele vorübergehen lassen will. Die citirten Werke dienten dem Verfasser nur als Unterlage und Text, um seine eigenen Betrachtungen und Urtheile daran aufzubauen.

Sollte es mir gelungen sein, durch die nachstehenden Einzelbilder für die Geschichte selbst einiges Interesse zu erwecken, die gebildete Männer- und Frauenwelt, welche Einsicht und Kenntnisse genug besitzt, das Angedeutete zu verstehen, die Lücken und Sprünge auszufüllen, die zerrissenen Fäden aneinander zu reihen, für die wahrhafte historische Literatur zu gewinnen und geneigt zu machen, so würde ich mich hoch belohnt fühlen. Ich würde in einem solchen Erfolg die schönste Frucht meiner historiographischen Thätigkeit, einen befriedigenden Abschluß meines Lebensabends erblicken.

Heidelberg, im September 1886.

Georg Weber.

Inhaltsverzeichniß.

Eingang.

Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung[1].

1.

Als ich vor Kurzem das umfangreiche Werk „Geschichte der deutschen Historiographie" von Franz Xaver von Wegele in den beiden letzten Büchern durchlas, hatte ich den lebhaften Eindruck, daß die Geschichtschreibung im Allgemeinen noch sehr weit von einer systematischen Wissenschaft entfernt sei, daß sowohl über Form und Methode als über Zweck und Aufgabe die Ansichten weit auseinander gingen. Es ist allerdings sehr schwer, einen so gewaltigen Stoff wie die Menschen- und Völkergeschichte, der mehr als irgend ein anderes Gebiet des schaffenden Geistes sich in ewigem Fluß bewegt, in den festen Rahmen eines wissenschaftlichen Systems zu fassen. Die Geschichte gleicht einem mächtigen Strome, der nach ewigen Naturgesetzen dahinrauscht, dem äußeren Scheine nach immer derselbe und doch in jedem Momente ein anderer. Sie geht vor allem den lebendigen Kräften nach, durch deren Wirken die Erfolge errungen werden, und als einheitliche Wissenschaft sucht sie in dem Spiele der Kräfte und der bunten Fülle der Erfolge einen festen Zusammenhang, gegeben durch die Einheit der Ursache und des Zweckes.

Der germanische Sprachgeist faßt die Geschichte als die Summe und den Inbegriff alles dessen, was im Laufe der Zeiten Wichtiges geschehen ist. Den Griechen war die Geschichte das Resultat des Erforschten und Erfahrenen; ihnen folgten die Römer und die neuern

[1]) Aus den Grenzboten Jahrg. 1886. I.

Völker romanischer Zunge; sie bezeichnen die Geschichte als historia. Dort erscheint somit die Geschichte als eine Zusammenstellung von Thatsachen als Objectenwelt, hier tritt das Subject in den Vordergrund: Geschichte ist nach dieser Bezeichnung der Inhalt dessen, was der Forscher und Erzähler erfahren hat. Der Begriff einer objectiven und subjectiven Auffassung, ein dualistisches Princip, steht demnach schon an der Eingangspforte zum Tempel der Klio, wie zwei symbolische Figuren vor einem verschlossenen Heiligthum, gleich nothwendigen Tragsäulen des Gebäudes. Schon in den Namen ist angedeutet, daß die Geschichte zu einem architektonischen und harmonischen Werke ein Zusammentragen und Ineinanderfügen von Bausteinen bedürfe. Jenes Geschäft legt den Hauptwerth auf den Stoff, das Material, die Objecte; dieses auf die Form, die subjective Gestaltung. Bei jenem kommt es mehr auf das Sichten und die kritische Prüfung an, bei diesem mehr auf das Schönheitsgefühl und die schöpferische Intuition; dort sind Wissenschaft und Verstand, hier Kunstsinn und Phantasie die wichtigsten Werkleiter. Es ist daher ganz zutreffend, wenn man die Geschichtschreibung als eine Vereinigung von Wissenschaft und Kunst bezeichnet hat, und wenn Wilhelm von Humboldt in der trefflichen Abhandlung: „Ueber die Aufgabe der Geschichtschreibung“, das Verfahren des Historikers in Vergleich stellt mit dem des wahren Künstlers. Sind denn nicht in Herodot, dem Vater der Geschichtschreibung, beide Richtungen schon gegeben oder durch den Volksinstinkt angedeutet? Was er auf weiten Reisen erforscht und ausgekundet hatte, soll er ja nach einer alten Sage theilweise auf einer Festversammlung als ein Product seiner Kunstleistung einem zahlreichen Hörerkreise vorgetragen haben. „Wie die Philosophie,“ sagt Humboldt ferner, „nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüthe empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtsschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.“

Der Ausspruch Winckelmanns: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdrucke,“ ist nicht nur für

die plastische Kunst zutreffend, er gilt für alle geistigen Productionen der Hellenen. Denn alle tragen das Gepräge künstlerischer Anschauungen und innerer Vertiefung an sich. Die Gebilde des denkenden Geistes erhalten durch die darstellende Hand eine so edle Gestalt, daß über alle der Hauch vollendeter Kunst ausgegossen ist, daß die Gebiete der Gedanken und der Phantasie oft noch ungeschieden ineinander greifen. Sind nicht in den philosophischen Werken Platos die Elemente und Formen der Poesie enthalten?

Aehnlich verhält es sich mit der griechischen Geschichtschreibung. Herodot entrollt seinen hellenischen Zeitgenossen eine Welt voll wunderbarer Begebenheiten, über die sie Erstaunen und Wohlgefallen empfinden, wie die Kinder bei einem Märchen. Hier sind Mythe und Sage mit geschichtlicher Erzählung verbunden und das Ganze als ein Werk der Musen in die göttliche Weltordnung eingefügt. Bei Herodot ist die Weltgeschichte das „Weltgericht", dessen Sprüche auf sittlich-religiöser Wahrheit beruhen. Nicht mit Unrecht hat man ihn einen „theologischen Historiker" genannt. Die von ihm erzählten Begebenheiten sind das Gefäß göttlicher Offenbarungen. Alle Erscheinungen in der Menschenwelt haben bei ihm ihre Urquelle in den dunkeln Schicksalsmächten.

Das Herodotische Geschichtswerk in seiner Einfachheit und Naivität gleicht einem Buche für die heranreifende Jugend, der es zugleich Belehrung und Unterhaltung bietet. Einen scharfen Gegensatz dazu bildet die Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thukydides mit seiner gedrungenen, sinnschweren Sprache, seiner Gedankenfülle und seinem mühsam ringenden Stile. Thukydides schildert ein Zeitalter und ein Menschengeschlecht, wo zwei große hellenische Staaten um die Vorherrschaft kämpfen, mit menschlichen Mitteln und menschlichen Leidenschaften. Das gewaltige Drama, das sich vor den Augen des Lesers entrollt, vollzieht sich nach einem natürlichen Pragmatismus und Kausalitätsgesetze ohne die Mitwirkung höherer Mächte. Der vieljährige Bürger- und Nationalkrieg ist ein geschichtliches Gemälde voll tragischen Pathos, in welchem alles anmuthige Bei- und Nebenwerk verschwindet, in welchem jedem Volke und Staate seine Rolle knapp und straff vorgezeichnet ist. Das historische Motiv liegt nach ihm in der moralischen Beschaffenheit der Menschennatur; die Begebenheiten und Katastrophen haben ihren Urgrund in der Tiefe der Menschenbrust, in dem Labyrinthe der Affecte und Leidenschaften, in den politischen Zwecken der Staatslenker und Parteien. Wie sehr auch Form und Sprache noch die ungeübte Hand eines Meisters verrathen, dem es schwer fällt, die

genialen Gedanken und innern Anschauungen stilistisch zu gestalten, so ist dennoch das Thukydideische Geschichtswerk ein Kunstwerk ersten Ranges. Die tiefdurchdachten, staatsmännischen Reden, die Beschreibungen der Situationen, die Charakteristik der Handelnden sind das Gefüge einer künstlerischen Schöpfung, die durch ihr ernstes Pathos wie eine erschütternde Tragödie wirkt. Unter den Eindrücken der gewaltigen Schicksalsschläge, von denen die hellenische Welt und vor allem seine Vaterstadt Athen betroffen ward, wird in dem Autor wie in dem Leser eine Resignation erzeugt, die in der Seele eine moralische Reinigung, die tragische „Katharsis" hervorruft. Thukydides galt zu allen Zeiten als das Vorbild eines echten Geschichtschreibers, weil er die Geschichte seiner Zeit mit Wahrheitssinn und objectiver Unparteilichkeit dargestellt, durch die Darstellung Wohlgefallen und ästhetisches Gefühl erweckt und zugleich unbewußt einen didaktischen Zweck verfolgt hat. Der Ausspruch Lessings, daß nur derjenige den Namen eines wahren Historikers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit beschreibe, ging ohne Zweifel aus der Bewunderung des Thukydides hervor.

Wie bei allen großen Geistesproducten, den alttestamentlichen Schriften, den Dichtungen eines Homer und Shakespeare, weiß man auch von dem Verfasser des Thukydideischen Geschichtswerkes so gut wie nichts über sein Leben und seine Persönlichkeit. Solche geniale Schöpfungen wirken wie Naturerzeugnisse, die man bewundert und genießt, deren Schöpfer und deren Werden sich aber unserer Erkenntniß entzieht.

Wenn sich bei Thukydides wie bei Aeschylos der künstlerische Genius mehr in dem tiefinnersten, tragischen Inhalt als in der Form und Darstellung kundgiebt, so liegt bei seinem Fortsetzer Xenophon der Hauptwerth in der leichten, lieblichen Sprache und in der Anmuth der Erzählung. Wie Euripides der bewunderte Lieblingsdichter seiner Zeit war, so galt Xenophon, der Schüler des Sokrates, den Nachgebornen als der echte künstlerische Historiker, als die „attische Biene", aus dessen Munde die Musen Worte süß wie Honig ausströmen lassen. Auf die „Anabasis" bezogen ist dieses Lob durchaus zutreffend: nie ist eine denkwürdige geschichtliche Begebenheit, bei welcher Darsteller und Mithandelnder in einer Person vereinigt waren, mit mehr Leben und Anmuth beschrieben worden als der Rückzug der „Zehntausend". Dagegen verdient die „Kyropädie", die, Wahrheit und Dichtung enthaltend, auf dem schwankenden Boden eines Tendenzromanes sich bewegt, kaum den Namen einer Geschichte, und die „Hellenika" tragen das Gepräge sub-

jectiver Parteilichkeit an sich. Die Sympathien, welche Xenophon in der Kyropädie für die monarchische Staatsform Persiens, in den „Hellenischen Geschichten“ für das oligarische Staatswesen Spartas kundgiebt, haben ihm in alter und neuer Zeit den Vorwurf eines entarteten Sohnes seiner attischen Heimat und eines ungerechten Gegners der athenischen Demokratie zugezogen. Was man aber von jeher an der Xenophontischen Geschichtschreibung bewunderte, war außer der Anmuth und Lieblichkeit der Sprache und des Stils, außer der graziösen Natürlichkeit, Einfalt und künstlerischen Vollendung der Form und Einkleidung insbesondere die Geschicklichkeit in Charakterschilderungen, das Zusammenfassen zerstreuter Beobachtungen zu einem Gesammtbilde. Von dieser Seite betrachtet, ist die Xenophontische Geschichtschreibung mehr ein Werk der Kunst als der wissenschaftlichen Forschung. Ist Thukydides ausgezeichnet durch sein Hinstreben zum Erhabenen, so ist das innerste Wesen des Xenophontischen Geistes eine durchgängige Harmonie, jenes richtige Maß, das sich sowohl in der äußeren Lebensweise als in der Anwendung der Geistes- und Willenskraft kundgiebt und leibliche und geistige Gesundheit bewirkt. Aber diese Eigenschaften führen nicht zu der Höhe, wo der Genius weilt. Wie anmuthig und graziös auch immer dem flüchtigen Beschauer ein solches Kunstwerk erscheinen mag, dem tiefer denkenden wird eine gewisse Nüchternheit nicht entgehen. Ueber die Persönlichkeit des Einzelnen erhebt es sich nicht zu der idealen Auffassung.

In allen speculativen und künstlerischen Geistesthätigkeiten waren die Römer die Schüler der Griechen; nur in den Dingen, die sich auf Staat und öffentliches Leben beziehen, suchten sie ihre eigenen Wege. Zu diesen mehr practischen als idealen Schöpfungen darf auch die Geschichtschreibung gerechnet werden, indem sie die Thaten und Schicksale der rasch hinfließenden Gegenwart dem Gedächtniß der kommenden Geschlechter zu erhalten sucht. So entstand die niedrigste Gattung der Historiographie, die der Annalen. Und mit dieser Gattung beginnt auch bekanntlich die römische Geschichtschreibung. Sobald aber die geschichtlichen Aufzeichnungen an das Gebiet der Kunst streiften, mußten die Römer zu griechischen Händen oder Vorbildern greifen. Die Scipionen erkannten dies frühzeitig, und auf ihre Anregung und unter ihrem Einflusse unternahm es der in Rom als Geisel lebende peloponnesische Hellene Polybius, die Geschichte seiner Zeit mit einleitenden Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen bilden die „pragmatische Weltgeschichte“ der bedeutsamen

Periode der punischen und der hellenisch-makedonischen Kriege, ein Werk, wie das ganze Alterthum kein zweites aufzuweisen hat. Leider ist dasselbe nur fragmentarisch auf die Nachwelt gekommen. Wie bei allen Exulanten, die von einem großen Schauplatze aus und unter den mächtigen Eindrücken einer emporstrebenden fremden Nation die öffentlichen Zustände der dahinsinkenden Heimath beobachten, geht durch die Geschichtsbücher des Polybius ein Zug wehmüthiger Resignation. Mit fatalistischer Weltanschauung erkennt er in Rom die überwältigende Macht, welche alle übrigen Staaten in ihren Schoß aufzunehmen berufen ist. Jedes Ankämpfen gegen dieses Fatum führt nur zu Unheil und Verderben. Mit prophetischem Instinct blickt er in die Zukunft, da alle bekannten Völker und Erdtheile nur Glieder des Weltreiches bilden würden, das die starken und klugen Söhne des Mars und des Romulus aufzurichten sich anschickten. Willige Unterwerfung unter dieses unvermeidliche Schicksal, unter diesen göttlichen Rathschluß gilt ihm als die höchste Staatsweisheit. Jeder Widerstand wird schließlich niedergeschlagen und unbarmherzig zermalmt.

Bei solcher Grundanschauung muß das künstlerische Gepräge zurücktreten hinter der Erforschung und Erkenntniß der staatsbewegenden, weltbeherrschenden Kräfte. Jedes künstlerische Schaffen erzeugt ein Gefühl der Befriedigung und des Wohlgefallens, auch wo es wie bei Thukydides mit tragischem Pathos einherschreitet. Wie sollte aber eine Weltbetrachtung, die nur Ruinen und eine allgewaltige Schicksalsmacht in der Ferne blicken läßt, Wohlgefallen erzeugen? Das römische Reich durch die ihm innewohnende Kraft und Verstandesklugheit in seinem ungehemmten Siegeslauf darzustellen und den Zweck und die Vernünftigkeit seiner Herrschaft nachzuweisen, ist die Aufgabe und das Ziel der Geschichtschreibung des Polybius. Für menschliche Größe, für charaktervolle Persönlichkeiten, für ideale Kräfte und Impulse fehlt ihm der sittliche Maßstab. Doch ist Polybius kein Pessimist nach dem Grundsatze: Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht. Er sieht aus den Ruinen neues Leben erblühen; auf dem Boden seines Pandoragefäßes leuchtet noch das Licht der Hoffnung. Die Weltherrschaft Roms erscheint ihm als eine Naturnothwendigkeit; die Mittel und Ursachen, die dazu führen, die Actionen und Reactionen, die bei dem Processe sich vollziehen, bilden den Inhalt seiner pragmatischen Geschichte, über welcher die Tyche waltet. Mit dieser Resignation und Ergebung in die dunkle Schicksalsmacht, in das providentielle Verhängniß mag er sich getröstet haben, wenn sein Herz blutete über den

Untergang des achäischen Bundesstaates, des letzten grünen Zweiges an dem einst so stolzen Lebensbaume des edeln Hellas.

Bei Polybius kommen alle Hilfsmittel in Anwendung, welche die neuere Historiographie als die nothwendigen Requisite der Geschichtswissenschaft fordert: Erforschung und Feststellung der Thatsachen mit Hilfe der Länderkunde und der kritischen Prüfung; eine synchronistische Zusammenfassung aller Begebenheiten an den verschiedenen Orten mit stetem Hinblick auf die höheren Zwecke der allwaltenden Schicksalsmacht, Beschreibungen und politische Reflexionen. Denn bei Polybius ist die Geschichte die Vorschule zur Staatsvernunft und Staatsweisheit. Von kunstvoller Harmonie in der Anordnung von Plastik und Architektonik ist kaum eine Spur vorhanden. Der kolossale Aufbau seines Werkes erinnert an die Riesenwerke der alexandrinischen Kunst. Die künstlerische Gestaltungskraft hat die Grenzen der natürlichen Schönheit durchbrochen und ist in nebelhafte Fernen ausgeschweift. Nur in der subjectiven Auffassung des historischen Zweckes ist ein künstlerischer Zug enthalten. Die kritische, oft scharfe Polemik gegen frühere Historiker kann als ein Kennzeichen aufgefaßt werden, daß die Selbstapologie auf dem Gefühle der Unsicherheit beruht, daß in Stunden der Ueberlegung und des Nachdenkens ihn der Zweifel beschlichen haben mochte, ob seine Auffassung und Anschauung auch auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfe.

Mit der Zeit lernten die Römer auch in der Geschichtschreibung ihre eigene Sprache gebrauchen. Aber die Griechen blieben Vorbilder und Muster, wenn auch in weniger ausgeprägter Form als in der Poesie und in anderen geistigen Gebieten. So hat Sallustius den Thukydides vor Augen gehabt, so strebt Livius in seiner römischen Geschichte den universalhistorischen Charakter des Polybius an. Nur Tacitus bewahrt einen originalen Standpunkt; doch läßt sich auch sein Geschichtswerk mit dem des Polybius insofern in einen gewissen Zusammenhang setzen, als beide mit stoischer Resignation in dem Gange der Geschichte eine Naturnothwendigkeit erkennen, die bei Polybius zur Weltherrschaft, bei Tacitus zum Weltuntergange führen muß. Gemeinsam ist allen dreien eine subjective Färbung der Darstellung und damit ein künstlerisches Schaffen nach innerer Intuition und Gemüthsregung. Sallustius schildert in seinem „Catilina“ und „Jugurtha“ in knappem, gedrungenen Stile und archaisirender Sprache die socialen Zustände Roms in der ganzen sittlichen Verderbniß, welche das letzte Jahrhundert der Republik nach dem Untergange der Gracchen durchzogen hat. Mit dem Blicke eines Staatsmannes, mit der subjectiven Parteinahme

für Cäser und die Demokratie, und mit dem scharfen Urtheile eines Menschenkenners und Seelenspähers entrollt er ein historisches Zeitbild, das durch die Meisterschaft der Darstellung Interesse und ästhetisches Wohlgefallen einflößt, durch die Labyrinthe der Leidenschaften und Triebe in Schrecken setzt. Seine moralisirenden Reflexionen vermögen nicht den Eindruck zu verwischen, daß er nicht nur ein Beobachter, sondern auch ein Theilnehmer, ein Mitfühlender und Mithandelnder in den verschlungenen Lebensgängen, in der geheimen Triebfeder erregter Menschennaturen gewesen sei. In seinen geschichtlichen Gemälden weht nicht der erhabene, wohlthätige und belebende Odem einer idealen Kunst, welche auch über Grab und Verhängniß noch die Seele reinigt und erhebt; vielmehr stellt sie eine Welt dar voll Laster und Häßlichkeiten, in welcher dämonische Naturen im Thun und Wagen die Grenzen der Menschheit, die Schranken der Gesellschaft kühn überschreiten. Die darstellende Kunst des Sallust gleicht der modernen Romantik, die ohne Scheu und Rücksicht alles, was die Natur im Leben hervorbringt oder zuläßt, auf ihren Tafeln zeigt, das Häßliche wie das Schöne, das Erhabene wie das Niedrige.

Die Zeitgemälde des Sallustius sind geniale Schöpfungen eines welt- und menschenkundigen Mannes, der mit instinctiver Spürkraft in die Tiefen und Regungen der Menschenseele eindringt und auch den Irrgängen des Herzens nicht fernsteht. Einen ganz verschiedenen Eindruck macht die römische Geschichte des Livius. Aus der Provinzstadt Patavium nach der Weltmetropole Rom übergesiedelt, vielleicht in die Nähe des Augusteischen Kaiserhofes gezogen, hat er die Größe und Herrlichkeit, die ihn umgab, mit kindlich harmlosem Gemüthe in sich aufgenommen und auf sich einwirken lassen. Wie die Pariser an den künstlerischen Erzeugnissen der Provinzialen leicht herausfühlen, daß sie nicht den Duft und die Eleganz der hauptstädtischen Atmosphäre, nicht den feinen Geschmack der französischen Gesellschaft athmen, so scheint auch die „Patavinität", die das vornehme Rom an dem Historiker rügte, auf einen solchen Mangel aristokratischer Urbanität hinzudeuten. Ueber der Livianischen Geschichte liegt ein Hauch naiver Einfalt und Ursprünglichkeit, der noch nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt", noch nicht durch die Reflexion und die Macht der Nachahmung verwischt ist. Auch Livius ist ein Künstler; aber man merkt an seinen Productionen das Studium, die Ueberlegung, die mühsame Ausführung. Das große Geschichtswerk läßt uns einen Autor erkennen, der mit hingebender Liebe bei dem Heldenmuth und Heldensinn der Ahnen ver-

weilt, durch dessen Seele eine vaterländische Begeisterung zieht, welche mit gläubigem Herzen den Legenden und Ueberlieferungen aus der Vergangenheit lauscht und sie treuherzig nacherzählt: aber von den nothwendigen Eigenschaften eines Historikers, Kritik, Staats- und Menschenkenntniß, pragmatisches Urtheil, wird man wenig gewahr, und die rhetorische Ausmalung einzelner Scenen und Situationen ist oft frostige Nachahmung fremder Lehren und Beispiele. Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandheit im Charakterzeichnen und ein wohlwollendes, freundliches, liebenswürdiges Gemüth, er hat ein offenes Herz für Menschengröße und Menschenschicksal, er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht, dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybius ganz fremd; ein Mann der Schule und des Studiums, nicht des Lebens, hat er für das Staats- und Verfassungswesen, für die Entwicklung und Gestaltung socialer Verhältnisse und Standesvorrechte wenig Sinn und Interesse und nur oberflächliche und unklare Kenntnisse davon. Aber obwohl sein Werk weder gelehrt und quellenmäßig, noch aus einem Guß gearbeitet ist, besitzt es doch Harmonie und Schönheiten jeder Art. Die Zeitgenossen mochten Gefallen finden an der rhetorischen Volksgeschichte, die in epischer Fülle und behaglicher Breite die Großthaten der Vorfahren, das Wachsthum und die Größe der Republik bis zu ihrem Abschluß vor die Seele führte; aber daß von dem großen Werke im Laufe der Zeit sich nur ein kleiner Theil auf die Nachwelt erhalten hat, kann als Beweis gelten, daß es nicht auf der Höhe historischer Kunst stand, daß das Interesse der nachgeborenen Geschlechter für die oft mit poetischem Flitter und dichterischen Redewendungen ausgeschmückte Volksgeschichte des Livius sich verminderte, je mehr die republikanische Gesinnung und Tugend selbst dahinschwand. Nur wo das Pathos der eigenen Begeisterung die schaffende Hand leitet, entsteht ein echtes Kunstwerk in Wort und Bild; nur was unmittelbar vom Herzen kommt, geht auch unmittelbar zu Herzen.

Wie Polybius das Wachsthum des römischen Reiches zu einer Weltmacht darstellt, so Tacitus die Entartung und den Verfall. Dadurch ist auch der Charakter ihrer historischen Werke und ihrer subjectiven Haltung zu denselben bestimmt. Wenn bei Polybius über dem trüben Gemälde des Unterganges der hellenischen Partikularwelt der Glanz einer aufstrebenden Universalmacht in das Dunkel niederstrahlt,

so sieht der Römer in der hinsinkenden Schöpfung früherer Geschlechter nur ein weites Leichenfeld ohne Auferstehung.

Tacitus bezeichnet seine Geschichte des Principats in der älteren Periode als „Annalen", im Gegensatz zu den „Historien" oder der Zeitgeschichte. Aber unter seiner Hand erhält der Begriff „Annalen" eine andere Bedeutung. Das Taciteische Geschichtswerk ist nicht wie die älteren Aufzeichnungen unter diesem Namen eine farblose, objective Zusammenstellung der Weltbegebenheiten nach der Zeitfolge; in seinen „Annalen" weht ein scharfer Hauch subjectiver Auffassung, eine tiefe Betheiligung der eigenen Gemüthsaffecte bei dem Niederschreiben, ein psychologisches Eindringen in die innere Menschenbrust. Es giebt kaum einen anderen Geschichtschreiber, bei welchem die Schilderung von Menschen und Sachen, von Vorgängen und Situationen so sehr das eigene Mitfühlen und Mitempfinden des Autors verriethe, als bei dem strengen Richter und Beurtheiler einer Zeit, die so weit von den republikanischen Tugenden und Sitten der Altvordern abgewichen war. Wenn dem Schöpfer eines Kunstwerkes ein Ideal vorschwebt, das sich in dem Werke selbst wiederspiegelt oder ahnen läßt, so ist Tacitus ein Künstler ersten Ranges, weniger in der Form und Ausführung als im Ausdruck und in der Seelenstimmung, deren Wirkungen der Leser oder Beschauer herausfühlt. Wie der tragische Dichter die Vorgänge im Innern seiner Helden in Monologen erkennen läßt, so bedient sich der römische Historiker seines Griffels zu einer psychologischen Anatomie. Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und elegischer Trauer und zeichnet die bodenlose Entartung mit dem bitteren Unwillen, den eine edle patriotische Natur bei dem tiefen Verfall einer Nation empfindet. Seinem Geiste schwebt das Ideal eines Staates vor, von dem in den Tagen der Väter einige Spuren vorhanden waren, das aber nie und am wenigsten in der Zeit des Kaiserthums verwirklicht werden wird. Mit stoischer Resignation blickt er auf den Kampf des Lebens, in die dunkle Menschenwelt und die Irrgänge der Leidenschaften, ohne die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ohne den Glauben an eine rettende Gottheit. Er steht im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen eine unabänderliche Nothwendigkeit oder der Zufall walte, ob die Epikureer Recht hätten, wenn sie lehrten, das Thun und die Schicksale der Menschen seien den Göttern ganz gleichgiltig, oder die Stoiker mit ihrem Glauben an ein Fatum. Wenn es eine Vorausbestimmung für

die Menschen gebe, so sei dieselbe nicht als Schicksal durch die ewigen Götter zu fassen, sondern als Causalitätsgesetz, als eine Verkettung natürlicher Ursachen. Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen, gedankenreichen Kürze, der veralteten, oft poetisch gestalteten Sprache und des abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Ueberlegung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Bei aller Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit giebt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Antheil seines Gemüthes kund, und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemüthsstimmung, der leidenschaftslosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernsten Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet.

Zwei Jahrhunderte lang hat man Tacitus als den größten Historiker der Römer verehrt und auf den strengen, freiheitliebenden Mann mit ehrfurchtsvoller Bewunderung geschaut. Erst unserem hyperkritischen Zeitalter war es vorbehalten, wie bei Thukydides so noch mehr bei Tacitus seine Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen.

Mit den Häuptern der antiken Historiographie, die wir in den obigen Umrissen skizzirt haben, sind die Elemente angedeutet, welche jeder echten Geschichtschreibung innewohnen müssen, wenn sie dem Gebiete der Kunstthätigkeit beigezählt werden soll: Erforschung und Berichtigung der Thatsachen und Begebenheiten, Durchdringung und Verarbeitung des errungenen Materials durch geistige Aneignung und die schöpferische Wiedergabe dieses errungenen und verarbeiteten Materials in künstlerischer Darstellung. In der Vereinigung dieser drei Grundbestandtheile des objectiv=subjectiven Inhaltes in einer kunstgerechten Form besteht die vollendete Geschichtschreibung. Im dritten Bande von Treitschkes „Deutscher Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ wird der Gedankengang der mehrerwähnten Abhandlung Wilhelms von Humboldt in folgenden Sätzen ausgesprochen, die eine ähnliche Auffassung andeuten: „Den geheimnißvollen Dualismus, der in dem sittlichen Leben unseres staubgeborenen und gottverwandten Geschlechtes unverkennbar waltet, suchte Humboldt dadurch zu erklären, daß er eine hinter den Erscheinungen der Geschichte stehende Ideenwelt annahm.

Geschichte war mithin Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Dem Historiker fiel die zweifache Aufgabe zu, das Geschehene thatsächlich zu ergründen und das Erforschte dergestalt zu verbinden, daß die Nothwendigkeit der Ereignisse erwiesen und die Rathschlüsse der göttlichen Weltregierung erkannt würden. Es war eine großartige Ansicht, die zugleich mit Zartheit das persönliche Leben, mit Freiheit die allgemeinen Mächte der Geschichte zu verstehen suchte; sie sicherte der Geschichtschreibung großen Stiles ihre gebührende Stelle auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst." Jemehr nun der Urheber von seinem Stoffe stärker oder leichter berührt wird, sei es infolge seiner individuellen Geistes- und Gemüthsstimmung, sei es infolge seiner Stellung zu den Menschen und Dingen, die er behandelt, um so schärfer und sichtbarer tritt die innere Theilnahme, treten die Affecte der Seele zu Tage, desto mehr offenbart sich das Pathos, von dem der Darsteller erfüllt ist, auch in seinem Werke. Die wahre Geschichtschreibung wird immer durchfühlen lassen, daß der Verfasser etwas von seinem eigenen Herzblute einfließen läßt. Nur der Annalist oder Regestensammler, nur der Chronist, sofern er bloß vergangene Dinge wiederholt, nicht in seine eigene Zeit herabsteigt, darf ganz objectiv verfahren, jeder andere Historiker dagegen, der das Gebiet der Kunst beschreitet, bei dem der Stoff den Weg durch das Herz, durch den inwendigen Menschen macht, wird mehr oder minder den subjectiven Antheil verraten, den er an dem geschichtlichen Hergange nimmt. Und da es nun einmal im Menschenleben so eingerichtet ist, daß der Historiker mehr Trübes als Heiteres zu erzählen, mehr von Unfällen als von Glück zu berichten hat, so zieht durch die meisten Geschichtsbücher ein ernster, oft pessimistischer Grundton.

Selbst das ästhetische Wohlgefallen, das der Leser bei der kunstvollen Darstellung, bei der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung empfinden mag, wird das Gefühl des Ernstes, der Wehmuth der traurigen Eindrücke über die Fülle und Macht des Bösen und Unheilvollen in der Menschenwelt nicht zu überwinden im Stande sein. Die Klio ist eine strenge Muse; sie übt zugleich das Amt des Anklägers und des Richters und schöpft ihr Urtheil aus den Sprüchen, welche die himmlischen Mächte am Firmamente niedergeschrieben haben. In diesem Sinne behält der Spruch des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", seine Wahrheit. Ueber der Wandelbarkeit menschlicher Urteile waltet die ewige, unwandelbare Idee.

2.

Den erhabenen Maßstab, den uns die antike Geschichte an die Hand giebt, dürfen wir nicht an die Productionen des Mittelalters legen. Diese entbehren aller der Eigenschaften, die wir als die Grundlage jeder echten, künstlerisch und pragmatisch gefaßten Geschichtschreibung bezeichnet haben: der kritischen Objectivität in der Erforschung der Thatsachen, der subjectiven Verarbeitung des Stoffes in der Seele, der kunstvollen Darstellung der durch beide Thätigkeiten gewonnenen Ergebnisse. Auch abgesehen von der mangelhaften Geistesbildung fehlten der mittelalterlichen Menschheit alle Factoren zu einer wissenschaftlich-künstlerischen Geschichtschreibung. War etwa die Zelle des Mönchs, aus welcher die meisten geschichtlichen Aufzeichnungen hervorgingen, eine geeignete Stätte, die Gänge und Wechselfälle des öffentlichen Lebens zu beobachten? War der kleinbürgerliche Gesichtskreis der Städte, von denen die Chroniken vorzugsweise ausgingen, ein geschickter Deuter der Weltbegebenheiten? War der Dualismus von Kirche und Staat, der das ganze Mittelalter durchzieht, eine richtige Weltanschauung für höhere Menschengeschichte? Wohl hielt man, gestützt auf die Danielschen Visionen von den vier Weltmonarchien, an der Idee einer ununterbrochenen Fortdauer des römischen Reiches fest; aber diesem ideellen Gebilde haftete die Vorstellung von einem Gottesstaate, von einer Theokratie an. Nach dieser Vorstellung vollzog sich der Verlauf des geschichtlichen Lebens nicht nach einem natürlichen Pragmatismus von Ursache und Wirkung, nach einem Causalitätsgesetze, dessen tiefen inneren Zusammenhang zu ergründen die Hauptaufgabe des Historikers sein müsse; er war das Werk eines göttlichen Rathschlusses, eines theokratischen Absolutismus mit teleologischen Tendenzen. In dieser Auffassung erscheint die christliche Universalgeschichte von Augustinus und Orosius bis Bossuet. Die Idee von der Umgestaltung des römischen Weltreiches in ein christliches Gottesreich kann immerhin eine große genannt werden, aber wie sie von vornherein auf einer Fiction, auf einer falschen Vorstellung beruhte, so raubte sie auch der Geschichtschreibung und der Geschichte selbst ihre werthvollste Eigenschaft, die der Wahrhaftigkeit. Wohl geht auch schon bei Herodot ein theologischer Zug durch die Geschichte, wohl werden schon bei Polybius die Geschicke der Völker von der Tyche, dem unwiderstehlichen Schicksale, nach einem bestimmten Ziele gelenkt; aber die Handlungen der Menschen und die geschichtlichen Ereignisse, welche sie darstellen, sind die Wirkungen und Ergebnisse freier Willens-

thätigkeit. Nach der christlich-theokratischen Anschauung ist das geschichtliche Leben nur ein von Gott und den Heiligen in Scene gesetztes und geleitetes Drama. So kam es, daß, wie die gesammte Kunst und Wissenschaft, so auch die Historiographie im Mittelalter gänzlich unter dem Einflusse der Kirche und der christlichen Vorstellungen stand. Die Geschichtsbücher und Chroniken waren wie die gottesdienstlichen Verrichtungen und Symbole nur das Gehäuse für das göttliche Mysterium.

Bei solcher Auffassung konnte die Geschichtschreibung keinen eigenen Werth haben; sie war berufen, wie die gesammte Wissenschaft nur im Vorhofe der romanischen und gothischen Kirche ihre Dienste zu leisten. Die Kriege der Völker und Nationen gingen meistens von kirchlichen Motiven aus; die menschlichen Geschicke wurden nur im Spiegel religiöser Vorstellungen und Dogmen betrachtet; die inneren Institutionen und Culturzweige bezogen sich auf christlich-religiöse Lehren, auf biblische Urkunden, auf die Zeugnisse der Evangelien. Man theilte die ganze Universalgeschichte in zwei Theile, in die Zeit vor und in die Zeit nach Christus, und die mosaische Schöpfungsgeschichte bildete die Grundlage der Welt- und Völkergeschichte; die Ansichten der Heiden wurden als Irrthümer und Täuschungen betrachtet, ihre Tugenden galten als glänzende Laster. In dem Mittelalter, sagt Droysen in seinem „Grundriß der Historik", wird man keine neuen Triebe wissenschaftlicher Geschichtschreibung entdecken wollen, wenn man nicht den theologisch-constructiven, der hie und da durchklingt, dafür will gelten lassen. Wohl aber hat der und jener Historiker der Karolinger-, der Ottonenzeit sich seine stilistischen Muster bei den Alten gesucht und seine Helden mit ihren rhetorischen Floskeln geschmückt. Nur in Italien, wo die antike Cultur am längsten dauerte und am ersten wieder erwachte, erhielt sich noch eine Spur selbständiger Geschichtsauffassung. Machiavelli steht an der Stelle, sagt Gervinus in den „Grundzügen der Historik", wo sich das Ringen nach Aufklärung, nach Freiheit und Menschenrechten, nach Abschüttelung von Geisteszwang, Leibeigenschaft und Despotismus gewaltsame Bahn brach, und auch diese neue Richtung fährt noch heute nach drei bis vier Jahrhunderten fort, den Faden der Begebenheiten zu bilden.

Die Renaissance hat in der Geschichtschreibung keine neue Epoche begründet. Wie auf dem gesammten literarischen Gebiete, so ist man auch in der Behandlung der Historie auf die Alten, vorzugsweise auf die Römer, zurückgegangen. Von ihnen entlehnte man die Form und die Sprache: nach Livius schrieb der Franzose Thuanus (de Thou)

seine Zeitgeschichte, Sleidanus seine Reformationsgeschichte; nach Tacitus verfaßte Hugo Grotius die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Herrschaft in Annalen und Historien. Durch das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert haftete der Historiographie dieser Charakter an, blieben die römischen Autoren die Vorbilder. So werthvoll diese Productionen für die Erkenntniß der geschichtlichen Begebenheiten sein mögen, den drei Functionen der echten Historiographie: der kritischen Forschung, der subjectiven Aneignung und der künstlerischen Darstellung, leisten sie nur wenig Genüge. Erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine neue Epoche der Geschichtschreibung zu begründen. Nachdem Bolingbroke und Voltaire die Fesseln der Tradition und der teleologischen Tendenz gesprengt hatten, stellte Gibbon ein Muster universeller Geschichte auf, worin ein philosophischer Geist waltet und ein weiter Horizont alles Sein und Werden in der Menschenwelt umspannt. Unter Gibbons Meisterhand erhielt die Geschichte eine Gestalt, die der ganzen folgenden Generation zum Vorbilde dienen kann. In seiner Geschichte des römischen Cäsarenreichs in dem Zeitraume seines Sinkens und Falles ist gelehrte Forschung mit subjectiver Verarbeitung und künstlerischer Formgestaltung vereinigt und ein architektonisches Schatzhaus errichtet, worin alle edeln Güter der Menschheit, alle Errungenschaften des geistigen Schaffens wie der Werke der Hand aufgestellt sind. Der Gibbonsche Geschichtstempel ruht auf festen Fundamenten und ist von außen wie im Innern harmonisch entworfen und ausgeführt. Man mag gegen das Werk einwenden, daß die Subjectivität des Verfassers allzu sehr in den Vordergrund tritt, daß seine Weltanschauung in der Atmosphäre der französischen Encyklopädisten und der Aufklärungsphilosophie wurzelt, daß der Geist, der über den Wassern schwebt, der Erde zu nahe gerückt, der Verstandesrichtung der Zeit zu sehr angepaßt ist; man mag in einzelnen Dingen die kritische Genauigkeit vermissen; dennoch steht fest, daß kein anderes Geschichtsbuch vor und nach Gibbon einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, der Historiographie einen so fruchtbaren Boden bereitet, eine so sichere Umgrenzung und Stoffvertheilung zugewiesen hat. Gibbons umfangreiches Werk, das eine Weltgeschichte des ersten christlichen Jahrtausends und darüber umfaßt, ist in zahllosen Ausgaben und in dem verschiedensten Format über die ganze gebildete Welt verbreitet. Wie Shakespeare für das Drama eine neue Aera begründet hat, so Gibbon für die moderne Historik. In seiner Geschichte findet neben den politischen und kriegerischen Staatsactionen

auch die sittliche Welt, wie sie sich in den öffentlichen Institutionen, in Religion und Kirche, im Gerichtswesen und in den Regierungsorganen ausgeprägt hat, ihre entwickelnde Darstellung. Dabei ist das Werk frei von der pessimistischen Weltanschauung eines Tacitus, über das Ganze ist ein Hauch heiterer Anmuth ausgegossen, der bisweilen einen Zug von Ironie gegen die traditionellen Auffassungen an sich trägt. Es ist das Product einer Zeit, die bestrebt war, aus dem überkommenen Vorrathe neue Lebenskeime zu schaffen, das Erbtheil der Väter durch Reformen werthvoller zu machen und mit neuer Ausstattung zu bereichern. Gibbon gehörte zu dem titanischen Geschlechte, das im Vollgefühle seiner Kraft kühn die Himmelsleiter hinanstieg, um die Welt der Ideen näher zu schauen.

Gibbon hat in der systematischen Behandlung des historischen Stoffes ein Vorbild geschaffen, wie man die wachsende Fülle des geschichtlichen Materials bewältigen, durchdringen und gestalten müsse, um ein wohlgefälliges, das innere Geistes- und Gemüthsleben anregendes Kunstwerk zu schaffen. Und so sehr haben die Zeitgenossen und die nächste Generation diese Vorzüge anerkannt, daß Niebuhr bei der Abfassung seiner römischen Geschichte die Absicht aussprach, ein Werk zu schaffen, das der römischen Kaisergeschichte des britischen Historikers als Vorläufer dienen sollte, und daß Schlosser in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nur solche Seiten behandelte, die Gibbon gar nicht oder nur flüchtig berührt hatte.

Man hat mit Recht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das philosophische Zeitalter genannt und Voltaire als das befruchtende Haupt desselben, von dem die anregenden Ideen ausgingen. Aber diese Art von Philosophie war weniger eine speculative als eine reformirende Arbeit. Sie suchte ihre Aufgabe weniger in der Synthesis als in der Analysis. Ihre Stärke lag weniger in dem Aufbau neuer Lehrsysteme auf neuen Principien als in dem Niederreißen schadhafter und morscher Stützmauern und Pfeiler, jedoch mit der Tendenz, das gesunde und solide Material, das aus der zersetzenden und aufräumenden Arbeit übrig blieb, zu neuen Werken auf einfacherer Basis zu verwerthen. In diesem Geiste ist auch Gibbons Geschichtswerk geboren. Er fügte die Elemente, welche die kritische Forschung ihm als solides Material erscheinen ließ und denen sein eigener Geist das subjective Gepräge gegeben, mit kunstgeübter Hand zu einem harmonischen und symmetrischen Ganzen zusammen.

Die französische Revolution fuhr wie ein Blitzstrahl durch die

Geister und erschütterte die ganze bisherige Weltanschauung. Zunächst forschte man nach den Ursachen dieser überwältigenden Erscheinung, wobei man nothwendig zu der Frage aufstieg, wie das Staats- und Gesellschaftsleben entstanden sei und sich entwickelt habe und welche Principien und Endzwecke ihm innewohnten. Diese Fragen beschäftigten zunächst die deutschen Denker und Schriftsteller. Lag doch Deutschland dem Schauplatze der Revolution so nahe, daß die Bastillenschläge auch auf der rechten Rheinseite sich fühlbar machten und nachzitterten, und war die geistige Atmosphäre so erregt und bewegt, daß man alle Phänomene in der Natur wie in der Menschenwelt zu erkennen und zu begreifen sich anstrengte. Diese Zeitrichtung hatte auch auf die Historiographie ihren Einfluß. Spittler schrieb eine europäische Staatengeschichte vom Untergange des römischen Reiches bis auf seine Zeit, in welcher die Entwicklung des ständischen und repräsentativen Staatswesens den Mittelpunkt bildet; nur das römische Reich deutscher Nation wollte er als eine confusio divinitus ordinata nicht in den Kreis seiner Betrachtung ziehen.

Der Ausgang des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war die productive Zeit, da alle Gebiete des geistigen Schaffens emsig angebaut wurden, um zu neuen Forschungsresultaten zu gelangen. Man suchte die Gesetze des Naturlebens zu ergründen; Herder strengte seinen Scharfsinn an, um in der Geschichte der Menschheit ein höheres Princip zu entdecken; die romantische Schule wendete ihre Blicke von der unerfreulichen Gegenwart ab nach den Gebilden des Mittelalters; anfangs schien es, als sollte die Philosophie den Sieg im Reiche der Wissenschaft davon tragen. Die Ergebnisse der wunderbaren Geistesarbeit Kants gaben allem Wissen und Forschen Wege und Richtung. Man strebte in der Naturforschung wie in der Geschichte über das Gegebene und Empirische hinaus zu dem Metaphysischen und Speculativen. Auch die Historiker lagen unter dem Banne der Philosophie. Man forschte weniger nach dem, was geschehen war, man wollte begreifen, wie es geschehen sei, ja wie es habe geschehen müssen, und wie das Zukünftige sich gestalten werde. Die Philosophie der Geschichte ging mit der Naturphilosophie Hand in Hand. Die Wissenschaft war auf dem Wege, sich ins Transscendentale zu versteigen. Es soll nicht geleugnet werden, daß durch diese Richtung nach dem Höhern und Uebersinnlichen viel Schönes und Erhabenes zu Tage gefördert ward; denn die Idealität veredelt alles Irdische, in welches sie einströmt. Aber es war Gefahr vorhanden,

daß man den Boden unter den Füßen verlor. Man mußte wieder hinabsteigen auf die feste Erde und den Realitäten des Lebens mehr Rechnung tragen. Die Geschichtschreibung mußte wieder zu den drei Fundamentalsätzen zurückkehren, die wir früher als die Vorbedingung jeder echten Historiographie bezeichnet haben: kritische Erforschung des Materials, innere Aneignung und Verarbeitung der Thatsachen und Zustände und künstlerische Darstellung aus warmer Herzensfülle.

Zu diesen Grundbedingungen hat Johannes Müller den Weg gezeigt und die ersten erfolgreichen Schritte gethan. Er vereinigte in sich die Eigenschaften der drei Nationen, denen er durch Geburt oder Bildung angehörte. Mit der rüstigen Arbeitskraft des Schweizers verband er den idealen Sinn des Deutschen und das exacte Kunstgefühl der Franzosen. Nachdem er in der „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ ein Beispiel aufgestellt hatte, wie man aus dem überlieferten Quellenmaterial, aus Urkunden und Traditionen eine Landesgeschichte aufbauen, ein Volk, das durch Abstammung, Sprache, Religion und Lebensgewohnheiten auseinander geht, zu einem Nationalganzen gestalten und aus einer Menge particularer Bestandtheile und getrennter Gemeinheiten einen Staat schaffen könne, trug er zugleich der Richtung der Zeit Rechnung, indem er in den „Vierundzwanzig Büchern Allgemeiner Geschichten, besonders der Europäischen Menschheit“ einen höheren Ton anschlug, auf einen weiteren Horizont hinwies. Die Geschichtschreibung würde sich in einem Trümmerfelde von Monographien, in einer ungeordneten und unzusammenhängenden Masse von Memoiren und Biographien, von Städte- und Ländergeschichten irrelichterirend umhertreiben, wenn nicht die losen Elemente durch ein festes Gefüge zusammengeschmiedet, die wandelbaren Einzelglieder durch den beharrenden Geist der Menschheit verbunden würden, um die Wahrheit des Spruches zu beweisen: Und ob Alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Auf den Schultern von Johannes Müller stehen Niebuhr und Ranke, und selbst Fr. Chr. Schlosser konnte sich seinem Einfluß nicht entziehen, so sehr auch der strenge historische Moralist bei jeder Gelegenheit scharfe Hiebe gegen den „deutschen Thucydides“ führte. Mit diesen Namen haben wir die Häupter und Fahnenträger der modernen Historiographie bezeichnet, welche, wenn auch nicht jeder einzeln, so doch in ihrer Gesammtheit, die Kriterien und Beispiele für jede solide Geschichtschreibung aufstellten. Für die Behandlung der Geschichte des Alterthums hat Niebuhr, Gibbons Spuren folgend, die richtige Me=

thode geschaffen, an Ranke's „Geschichte der Päpste" und „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" reicht kaum ein anderes Geschichtswerk heran, sei es, wie bei dem ersten, an romantisch-künstlerischer Auffassung und Darstellung, sei es, wie bei dem letzteren, an solider Verarbeitung eines spröden Stoffes zu einem Gemälde mit dramatischer Lebensfrische, und Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" war vier Jahrzehnte lang die praktische Morallehre für das deutsche Volk aus freimüthigem Munde und mannhafter Seele. Man hat Schlosser und Ranke in einen Gegensatz zu stellen gesucht durch die Bezeichnung subjectiver und objectiver Geschichtschreibung. Aber dieser Gegensatz ist, wie wir schon früher angedeutet haben, mehr der Ausfluß verschiedenartiger Persönlichkeiten, die Wirkung eines lebhafteren oder ruhigeren Temperaments, als einer bewußten absichtlichen Methode und Betrachtungsweise.

Der Historiker steht nicht wie der Naturforscher einem fremden Organismus gegenüber; er ist selbst ein Theil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt, die Gegenwart ist nur eine fortlebende, sich neugestaltende und entwickelnde Vergangenheit: was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne und die Nachwelt an. „Jeder Punkt in der Gegenwart," sagt Droysen, „ist ein gewordener. Was er war und wie er wurde, ist vergangen; aber seine Vergangenheit ist ideell in ihm. Aber nur ideell, erloschene Züge, latente Scheine; unbewußt sind sie da, als wären sie nicht da. Der forschende Blick, der Blick der Forschung vermag sie zu erwecken, wieder aufleben, in das leere Dunkel der Vergangenheiten zurückleuchten zu lassen. Nicht die Vergangenheiten werden hell, sondern was von ihnen noch unvergangen ist. Diese erweckten Scheine sind ideell die Vergangenheit, sind das geistige Gegenbild der Vergangenheit." Je nach seiner Natur- oder Weltanschauung wird nun der Geschichtschreiber mit mehr oder weniger Wärme und persönlicher Theilnahme in die Werkstätte eintreten, wo die Menschenschicksale erzählt und erklärt werden. Und so kommen wir wieder auf den früheren Ausspruch zurück, daß die Geschichtschreibung zugleich Kunst und Wissenschaft sei. Der echte Historiker muß wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in seine Seele eindringen lassen und sie verklärt und veredelt zurückstrahlen. Ein Geschichtswerk muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die reiche Menschenwelt schöpferisch neu gestalten. Wenn Ranke einmal seine Methode mit den kurzen Worten bezeichnet, er wolle

„bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen", so hat er sich selbst nicht überall an die beschränkte Auffassung gehalten. Ranke bezeichnete einst in einer Festrede den Unterschied zwischen der deutschen und der fremden Geschichtschreibung dahin, daß die fremde mehr den Moment ins Auge fasse, während die deutsche nach Universalität strebe. Damit ist der Charakter und die Richtung der Historiographie unserer Zeit richtig angedeutet. Das Ausland beschäftigt sich mehr mit der eigenen Landes- und Volksgeschichte und einzelnen Epochen und Momenten derselben; die deutsche Geschichtschreibung strebt nach einem höheren Ziel und weiteren Horizont: sie faßt die Menschheit als ein Ganzes und betrachtet die einzelnen Nationen stets als Glieder des Universums. Die „Weltgeschichte" ist eine deutsche Schöpfung, mag man sie als Philosophie der Geschichte fassen und in den Erscheinungen die Gesetze und Principien erforschen, mag man in der Darstellung des geschichtlichen Gesammtlebens das pragmatische Zusammenwirken der Einzelglieder und die Causalität zu begreifen suchen. Diese Richtung der Historiographie auf das Allgemeine entspricht sowohl der germanischen Natur als der philosophischen Bildung und wird durch die geographische Lage Deutschlands begünstigt.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte die Philosophie den ersten Rang unter den Wissenschaften, und wenn sie sich auch nicht auf dieser Höhe zu erhalten vermochte, als insbesondere die Naturwissenschaft sich selbständig machte und andere Forschungswege einschlug, so ist doch ein Zug nach Ergründung der letzten Dinge, nach einer metaphysischen Systematik der Natur- wie der Geisteswissenschaften inhärent geblieben. Namentlich ist in der Geschichtschreibung die Idee der Menschheit stets als strahlender Anfangs- und Ausgangspunkt alles Forschens festgehalten worden, daher auch alles Humane in ihr Bereich gezogen, ja die Humanität selbst als das höchste Ziel und Gut alles menschlichen Strebens aufgestellt worden. Nach dieser Auffassung gehörte alles in den Raum der Geschichte, was der menschliche Geist in Cultur und Religion wie im Staats- und Verkehrsleben hervorbrachte. Mit dem erhöhten Gesichtspunkte war somit auch eine Erweiterung der Grenzmarken verbunden. Die Geschichte trat mehr und mehr in den Geisteswissenschaften an die Stelle, welche die Philosophie Jahrzehnte lang eingenommen hatte, aber nicht länger gegenüber dem anströmenden Realismus zu behaupten vermochte.

Nicht bloß der Gang der Bildung, auch der deutsche Charakter drängte in der Geschichtschreibung zur Universalität. Daß ein kosmo-

politischer Zug der deutschen Natur innewohnt, kann nicht geleugnet werden, man mag denselben loben oder tadeln. Schon in der gewaltigen Zeit der Völkerkämpfe und Völkerbewegungen, die man als Völkerwanderung bezeichnet, wurde der weltbürgerliche Hang in der deutschen Natur entwickelt und genährt. Die Heldenzeit der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnißvollen, sagenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung nahmen, wo wie in einem mächtigen Alpengebirge einzelne sonnenbeleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren goldenen Spitzen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Volksstämme oder Gebirgszüge concentriren. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirge, wo sich die romanische und germanische Welt verbindet und scheidet, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören.

Es ist die letzte gemeinsame Heimath aller germanischen Völkerschaften, ehe sie nach den verschiedensten Richtungen auseinander gingen und in den neuen Wohnsitzen der alten Zusammengehörigkeit vergaßen. In den Heroengestalten der Volksdichtung erhielt sich die letzte Erinnerung der ehemaligen Verwandtschaft und nationalen Einheit. Die großartige Zeit der Bewegung und Umgestaltung, die erst mit Karl dem Großen, dem Begründer des römischen Kaiserthums im Abendlande, ihren Abschluß fand, ist die Ruhmeshalle des germanischen Volksstammes. Wir sehen in Gallien und Spanien, in der Lombardei und Britannien deutsche Völkerschaften einziehen und nach siegreichem Kampfe die fernen Landstriche in Besitz nehmen; und wenn auch die Ausgewanderten mit jener der deutschen Nation eigenen Sorglosigkeit und Biegsamkeit die heimische Sprache und die vaterländischen Sitten und Erinnerungen allmählich aufgaben und dem Fremden zum Opfer brachten, wie noch heut zu Tage die deutschen Ansiedler in Nordamerika, so waren dennoch die Eroberer des römischen Weltreiches unser eigenes Fleisch und Blut, die erst im Laufe der Jahrhunderte des gemeinsamen Ursprunges und der väterlichen Heimath gänzlich vergaßen. Und wie die zurückgebliebenen Verwandten gewöhnlich das Bild der Geschiedenen treuer bewahren und die Erinnerungen an die Fernen, auch wenn diese in Gleichgiltigkeit sich abwenden, in liebendem Herzen tragen, so konnten auch die Bewohner der alten deutschen Erde nie ganz vergessen, daß am Po und am Ebro, am Rhone und an der Themse sich dereinst Bruderstämme niedergelassen; sie machten oft Versuche, das zerrissene

Band wieder von Neuem zu knüpfen, sie streckten häufig mit weitherzigem Weltbürgersinn die Bruderhand zum neuen Völkerbunde aus, aber sie wurden kalt und feindselig zurückgestoßen, sie mußten die bittere Erfahrung machen, daß die Nachkommen der Ausgewanderten jede Spur von Pietät und Anhänglichkeit, jede Erinnerung der einstigen Verwandtschaft verloren hatten, daß sie ihre Abkunft verleugneten; und dennoch trägt die deutsche Nation, gleich liebevollen Eltern, die auch von undankbaren Kindern nie ihr Herz ganz abkehren, die kosmopolitische Neigung tief im Busen, eine jener vielgeschmähten Regungen, die durch keine Vernunftgründe, durch kein Räsonnement sich bannen lassen, eben weil sie angeboren sind; der Weltbürgersinn und die Menschenliebe ohne Rücksicht auf Abstammung und Religionsverschiedenheit ist dem Deutschen ebenso naturgemäß, wie dem mütterlichen Herzen die Mutterliebe. Und der Zug der Natur ist mächtiger als alle Theorie.

3.

In den Jahrhunderten der Völkerscheidung und Völkermischung ist also die germanische Menschenrasse der Grundstock der europäischen Nationen geworden, das Senfkorn, aus dem der Lebensbaum aller romanisch-germanischen Nationen emporwuchs. Und als ob die verwandten Stämme, wenn auch räumlich geschieden, noch mit der ursprünglichen Heimath in Verbindung gehalten, die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung noch genährt und gepflegt werden sollte, wurde die Weltgeschichte von der deutschen Nation geschaffen. In das Herz der europäischen Menschheit gestellt und von der Neigung durchdrungen, das Fremde oft höher zu achten als das Heimische, gegen andere Nationen, wie schon Klopstock rügte, allzu gerecht zu sein, war das deutsche Volk vor Allem berufen, den Herd aufzurichten, an welchem die anderen Völker ihre Fackeln anzünden, und der den Gottesfunken der Menschheit hüten und nähren sollte. Das konnte am sichersten und nachhaltigsten geschehen, wenn an der Hand der Weltgeschichte die Einheit und Gleichartigkeit des Menschengeschlechts und derselbe höchste Zweck des Daseins nachgewiesen ward. Daß man diesen Beruf des deutschen Volkes, der Träger der „Weltgeschichte" auf geistigem Gebiete zu sein, mit der Zeit erkannt hat, beweist die productive Thätigkeit unserer Zeit auf diesem Gebiete. Wie verschiedenartig immer die Früchte dieser Thätigkeit, wie ungleich die Zwecke und Absichten der Schreibenden sein mögen, das ideale Ziel einer Geschichte der Mensch-

heit schwebt Allen vor der Seele. Der Verfasser dieser Zeilen hat in seinem „Leben und Bildungsgang" seine Ansicht über die Stellung und Bedeutung der „Weltgeschichte" in der deutschen Historiographie des Nähern ausgesprochen. Diese Auffassung kommt mehr und mehr zur Geltung. Nur die Geschichte kann die Basis echter Volks- und Menschenbildung sein; diese Aufgabe kann sie aber nur in der universellen Gestalt einer allgemeinen Weltgeschichte erfüllen. Mag auch immerhin die Weltgeschichte das große Feld sein, auf dem sich bald der seichte Dilettantismus und die selbstgefällige Oberflächlichkeit breit machen, bald die politische und religiöse Tendenz- und Parteischriftstellerei ihre flatternde Fahne aufhängt, in dem Garten- und Ackerland des menschlichen Daseins wachsen auch stattliche Bäume und Pflanzen empor, reifen auch edle und gesunde Früchte. Die Weltgeschichte hat die erhabene Aufgabe, die Entwicklung und die Fortschritte der Menschheit zur Freiheit und zur Herrschaft des Geistes darzulegen und der Idee der Humanität Raum und Geltung zu verschaffen. Dieses Ziel darf der Universalhistoriker nie aus dem Auge verlieren, er muß fest und standhaft wie ein pflichtgetreuer Pilot am Steuer stehen, den Blick unverwandt nach den Sternen gerichtet. Und diesem Berufe ist die Weltgeschichte mit redlichem Bemühen nachgekommen. Wie sehr auch der Geist finsterer Zeiten und Menschen sich abgemüht hat, der Weltgeschichte sein dunkles, unheimliches Siegel aufzudrücken, sie erhebt noch immer stolz ihre Strahlenkrone über den Dunstkreis niederer Erdgewalten; sie bildet noch immer das Weltgericht, vor dessen Urtheil die Ungerechten, die Frevler an den ewigen Gütern der Menschheit, im Stillen erbeben; sie ist noch immer der hohe Tempel, dessen goldene Kuppel und harmonischer Bau in erhabener Würde und Majestät ruhig fortbestehen, unbekümmert um die Stürme, die den Eingang umbrausen, und um das eitle Bemühen, falsche Götter in das Heiligthum einzuführen. Und daß sie diesen Charakter der Unbeflecktheit treu bewahre, ist die hohe Aufgabe der Geschichtschreiber, die sich als treue Hüter mit blanker Waffe vor sie stellen und ihre Ehre schützen und vertheidigen.

Einen grellen Gegensatz zu dieser Auffassung von der Universalität und Idealität der Weltgeschichte bilden zwei Richtungen, welche man als die materialistisch-statistische und als die technisch-archivalische bezeichnen kann. Ihr gemeinschaftlicher Zweck ist die Ansammlung von Detail, von historischem Material, und von Forschungs- und Beobachtungsresultaten aus allen Theilen der Naturerscheinungen und des Staatslebens.

Wie man einen gekrümmten Stab dadurch wieder in die gerade Richtung zu bringen sucht, daß man ihn nach der andern Seite biegt, so geschieht es auch oft im geistigen Leben: eine Ansicht oder ein Princip, das sich mit allzu großer Sicherheit als richtig und wahr anpreist, fordert den Widerspruch heraus und reizt zur Aufstellung des Gegensatzes, dem man gleichfalls den Charakter der Wahrheit zu verleihen sucht. Die Naturphilosophie hatte ihr speculatives System in die Luft gebaut; da ging die Naturwissenschaft auf die nackte Empirie und Beobachtung zurück und setzte der metaphysischen Welt ihr Ignoramus entgegen. Die äußerste Consequenz dieser Methode war die Darwinsche Descendenztheorie. Es lag nahe, daß man dieses Verfahren auch auf die Geisteswissenschaften übertrug und in erster Linie die Geschichtswissenschaft auf einem solideren Grunde, auf einem realeren Boden aufzubauen suchte. Das geschah am nachdrücklichsten und folgerichtigsten durch Darwins Landsmann, den fleißigen und kenntnißreichen Thomas Buckle, in seiner „Geschichte der Civilisation". Dem Buche erging es wie dem Gellertschen Hut. Der Inhalt war nicht neu, aber die Form war geändert, und der prophetische Ton, womit sich die Aussprüche als eine neue dogmatische Wahrheit ankündigten, setzte die halbgebildete Welt in Bewunderung. Oder war es eine so untrügliche und tiefe Weisheit, wenn Buckle den Satz, „in menschlichen Dingen sei etwas Geheimnißvolles und Providentielles, welches sie unserer Forschung undurchdringlich mache und uns ihren künftigen Verlauf für immer verbergen werde", durch den Beweis zu widerlegen vermeinte, daß „die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft nicht die Wirkung eines freien Willens, sondern bestimmten Gesetzen unterworfen seien", und seine Argumentation mit dem pythischen Spruche schloß: „Wir verwerfen also sowohl das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit als das theologische von der Vorherbestimmung"? Ist denn nicht seit Augustinus dieses unlösbare Problem von Luther, Erasmus und Calvin aufs Eingehendste erörtert worden? „Ohne Naturwissenschaften keine Geschichte", so lautet das Axiom, das Buckle in der Einleitung an die Spitze seiner Deductionen stellt und durch folgende Zusätze erweitert: Da Alles, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äußerer Vorgang sein muß, so ist es klar, die ganze Mannigfaltigkeit der Ergebnisse, mit anderen Worten, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend müssen die Frucht einer doppelten Wirksamkeit

sein, der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unseren Geist und der Einwirkung unseres Geistes auf die äußeren Erscheinungen. Wenn wir die unaufhörliche Berührung des Menschen mit der Außenwelt bedenken, so wird es uns zur Gewißheit, daß eine innige Verbindung zwischen den Handlungen der Menschen und den Gesetzen der Natur stattfinden muß; und wenn man daher die Naturwissenschaft bis jetzt noch ohne Einfluß auf die Geschichte gelassen hat, so ist der Grund davon, daß entweder die Historiker den Zusammenhang nicht bemerkt haben, oder wenn sie ihn bemerkt haben, daß es ihnen an der nöthigen Kenntniß gefehlt hat, um seinen Einfluß nachzuweisen. Denn da die Geschichte mit den Handlungen der Menschen zu thun hat, ihre Handlungen aber nur das Erzeugniß eines Zusammentreffens innerer und äußerer Erscheinungen sind, so wird es nöthig, die verhältnißmäßige Wichtigkeit dieser Erscheinungen zu prüfen, zu untersuchen, wie weit ihre Gesetze bekannt sind, und die Hilfsmittel für weitere Entdeckungen aufzufinden, welche diesen zwei großen Classen, den Naturforschern und den Erforschern des Geistes, zu Gebote stehen.

Von Herodot an bis auf die Gegenwart ist es noch keinem Historiker eingefallen, den Einfluß der Natur und der Landesbeschaffenheit auf den Entwicklungs- und Bildungsgang zu verkennen oder zu leugnen. Und auch der Gedanke ist nicht neu, daß die vitalen Erscheinungen der Geschichte unter Gesichtspunkte gestellt werden, die denjenigen analog sind, von denen die exacten Wissenschaften ausgehen. Daß das Klima, der landschaftliche Charakter, die Thier- und Pflanzenwelt auf die äußere und innere Ausgestaltung der menschlichen Natur mächtig eingewirkt haben, daß die religiösen Vorstellungen, daß die Staatsformen, daß gesellschaftliches Zusammenleben, daß Beschäftigung und Lebensweise, daß Wuchs und Hautfarbe, Nahrung und Kleidung von der äußeren Natur abhängen, ist nie bestritten worden. Folgt aber daraus, daß der Mensch aus einem Schlammgeschöpfe sich entwickle, oder daß die sociale und moralische Welt von einer absoluten Macht wie im Traume oder in unbewußtem Zustande erschaffen worden sei? Der Kampf ums Dasein ist ohne Zweifel die wirksamste Kraft zum Emporkommen, zur Ausbildung der angeborenen Lebenskeime; wird aber die historische Wissenschaft jemals im Stande sein, den Entwicklungsgang in ihren Perioden und Abstufungen nachzuweisen? Wie viel statistisches Material man anhäufen mag, um eine gewisse Gesetzmäßigkeit in allen menschlichen Handlungen und Geschicken nachzuweisen, für die Geschichte und ihre Zwecke ist diese Zusammenstellung von Wiederholungen und

Analogien ohne allen Werth. Denn die Geschichtschreibung ist keine Geschäftsbilanz, keine Aufstellung von Soll und Haben. Mag es sich durch sorgfältige Beobachtungen und tabellarische Vergleichung gewisser Begebenheiten und Thatsachen beweisen lassen, daß Alles sich im Leben wiederhole, daß in allen Handlungen und Vorkommnissen eine gewisse Gesetzmäßigkeit walte, aus dem automatischen Thun der Menschen läßt sich kein geschichtlich verwerthbarer Stoff schöpfen. Nur die individuellen, aus Selbstbewußtsein fließenden Lebensäußerungen bilden den Inhalt und das kunstvolle Gewebe der Geschichte; weder die übereinstimmenden Zufälligkeiten, noch die Wirkungen eines blinden Fatalismus liefern Bausteine für das historische Urtheil, sondern nur die sittlichen Mächte. Der tiefsinnige Ausspruch Humboldts: „Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich", ein Ausspruch, den Hegel seinen „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte" als Motto vorangestellt hat, stellt der Geschichtschreibung ein ganz anderes Ziel als die experimentirende Methode, welche die Individualitäten der Handlungen und Erscheinungen in der moralischen wie in der physischen Welt gleich Atomen zusammenstellt und classificirt, um aus den Ergebnissen gemeingiltige Gesetze abzuleiten. „Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte," sagt Humboldt an einer anderen Stelle der genannten Schrift, „wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft." Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klimas, die Geistesfähigkeit und die Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weitverbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen. Treffend hat Droysen in seinen „Grundzügen der Historik" die aus der Naturforschung auf die Geschichtschreibung übertragene Methode Buckle's widerlegt: „In der Geschichte kommt es nicht bloß auf den Stoff an, an dem sie arbeitet. Neben dem Stoffe ist die Form; und in diesen Formen hat die Geschichte ein rastlos sich weiter bewegendes Leben. Denn diese Formen sind die sittlichen Gemeinsamkeiten, in denen wir leiblich und geistig werden, was wir sind, kraft deren wir uns über die klägliche Oede und Dürftigkeit unsers atomisti-

schen Ichseins erheben, gebend und empfangend um so reicher werden, je mehr wir uns binden und verpflichten. Dies sind Bereiche, innerhalb deren Gesetze von gar anderer Art und Energie, als die neue Wissenschaft sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben. Diese sittlichen Mächte, wie man sie schön genannt hat, sind in vorzüglichem Maße zugleich Factoren und Producte des geschichtlichen Lebens; und rastlos werdend bestimmen sie mit ihrem Gewordensein diejenigen, die die Träger ihrer Verwirklichungen sind, erheben sie über sich selbst. In der Gemeinschaft der Familie, des Staates, des Volkes u. s. w. hat der Einzelne über die enge Schranke seines ephemeren Ich hinaus sich erhoben, um, wenn ich so sagen darf, aus dem Ich der Familie, des Volkes, des Staates zu denken und zu handeln. Und in dieser Erhebung und ungestörten Betheiligung an dem Wirken der sittlichen Mächte je nach ihrer Art und Pflicht, nicht in der unbeschränkten und ungebundenen Independenz des Individuums liegt das wahre Wesen der Freiheit. Sie ist nichts ohne die sittlichen Mächte, sie ist ohne sie unsittlich, eine bloße Locomobile."

Wenn die materialistisch-statistische Methode Buckle's den höheren Zweck verfolgt, aus der Masse der einzelnen Beobachtungen zu einem allgemeinen Gesetze zu gelangen, so hat das Verfahren, das wir als das technisch-archivalische bezeichnet haben, nur den Zweck, die Kenntniß der geschichtlichen Vorgänge zu bereichern und zu berichtigen, traditionelle Irrthümer zu beseitigen, die fable convenue, wie man die gewöhnliche Geschichtserzählung bezeichnet hat, von ihren Auswüchsen und Ansätzen zu reinigen — eine verdienstvolle, löbliche Arbeit, wie wir gern zugeben. Dennoch können wir nicht umhin, auch in dieser Methode nur die Kärrner- und Handlangerdienste beim Bauen der Könige zu erkennen. Weder die Geschichtswissenschaft, noch die Geschichtschreibung wird wesentlich gehoben und gefördert, wenn Urkunden, Briefschaften, diplomatische Actenstücke in Masse den Archiven entnommen und in umfangreichen Sammelwerken den Bibliotheken überliefert werden. Wer wollte leugnen, daß die gewissenhafte und sorgfältige Durchforschung aufbewahrter und verborgen gehaltener Schriftstücke manche neue Thatsache zu Tage gefördert, manche falsche Ansicht berichtigt, manche unrichtige Ueberlieferung ins rechte Licht gesetzt hat? Aber diese Vortheile werden aufgewogen durch die massenhafte Stoffhäufung, durch die Menge unwichtiger, für den Gang und die Resultate der Geschichte bedeutungsloser Aufzeichnungen, durch geringfügiges Detailwerk. Es ist ein löbliches und verdienstvolles Bestreben, wenn historische Local- und

Provinzialvereine die geschichtlichen Materialien eines landschaftlich abgegrenzten Stammesgebietes sammeln und ordnen, aber es darf nicht an die Stelle der höheren Aufgabe treten. Haben wir es trotz alles Forschungseifers und Sammelfleißes bis jetzt zu einer deutschen Geschichte gebracht, welche den Nationalwerken der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stehen könnte? Einzelne Perioden sind trefflich und mustergiltig bearbeitet, manche Seite der inneren Geschichte ist wissenschaftlich und künstlerisch mit Eleganz und Genialität behandelt worden, aber eine allgemeine deutsche Geschichte, welche gediegenes Wissen mit klarer, gemeinverständlicher Haltung und edler Form und Sprache verbände, wird man vergebens suchen. Und je mehr die Menge des Stoffes, die particularistischen Einzelarbeiten sich häufen, desto schwerer wird sich ein künstlerisch-wissenschaftlicher Genius entschließen, aus der unübersehbaren Masse ein harmonisches Gesammtbild zu schaffen. Der Ueberfluß des Materials wirkt eben so abschreckend wie der Mangel. Nicht was ohne dauernden Erfolg im Strome der Zeiten zerronnen ist oder auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge keinen wesentlichen Einfluß geübt hat, verdient der Nachwelt erhalten zu werden, sondern was gestaltend und reformirend auf den geschichtlichen Lebensgang eingewirkt hat, nicht die Pläne und Absichten, die hie und da einmal auftauchten, aber nicht ins Leben traten, können zur Aufhellung verwickelter Zeitfragen und Zeitereignisse besondere Dienste leisten, sondern die Lösung und klare Darlegung der verschlungenen Fäden und Motive, welche die Handlungen und Begebenheiten herbeiführten. Wie interessant und bedeutungsvoll für die Biographie und Memoirenliteratur Alles sein mag, was der Einzelne in verschiedenen Momenten in seiner Seele getragen, erwogen und durchdacht hat, für die echte Geschichte hat nur die Wirklichkeit, das Vollbrachte Werth, auch nur dann, wenn aus dem Detail der Umstände und des Nebensächlichen der für die Menschheit oder für eine Nation bedeutsame Kern ausgeschält wird. Diese Ansicht liegt auch den Worten Fr. Rückerts zu Grunde, des Dichters, dem es wie keinem andern gelang, trockene didaktische Stoffe in glatte Verse zu kleiden, wenn er sagt:

Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter,
Und uns wird je mehr, je länger
Nöthig ein Zusammendränger.

Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern, der den Plunder sichte
Und zum Bau die Steine schichte.

Nicht das Einzle unterdrückend,
Noch damit willkürlich schmückend,
Sondern in des Einzlen Hülle
Legend allgemeine Fülle.

Der gelesen Alles habe
Und besitze Dichtergabe,
Klar zu schildern mir das Wesen,
Der ich nicht ein Wort gelesen.

In ähnlichem Sinne sprach sich unlängst ein namhafter Historiker unserer Zeit (H. Baumgarten in der Vorrede zur „Geschichte Karls V.") aus, wenn er sagte: „Wir sind, wie mir scheint, allmählich mit unserer historischen Gelehrsamkeit dahin gelangt, daß wir in der Hauptsache nur für unsere Fachgenossen, und zwar für eine mit jedem Jahre sich mindernde Zahl derselben, arbeiten. Denn die Detailforschung ist so angeschwollen, daß das Gebiet, welches der einzelne Historiker wirklich zu beherrschen vermag, immer enger wird. Nun dürfte es doch aber unbestreitbar sein, daß die Geschichte nicht eigentlich die Aufgabe hat, die Historiker zu belehren, daß eine Forschung, welche nicht schließlich zu dem Ergebnisse führt, die nationale oder die allgemeine Bildung zu fördern, daß namentlich die geschichtliche Forschung, welche auf dieses Ziel verzichtet, sich in falschen Bahnen bewegt. Auch der penibelste Specialist wird nicht in Abrede stellen können, daß Quellenpublicationen nicht um ihrer selbst willen erfolgen, monographische Untersuchungen nicht darin ihren höchsten Zweck haben sollten, irgend ein Detail aufzuklären, sondern durch diese Aufklärung den Zusammenhang der historischen Entwicklung zu erhellen. Wenn die umfassenden Publicationen, die scharfsinnigsten Forschungen Decennien hindurch so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Decennien einsperren mag, so ist das für das wirkliche historische Wissen wenig förderlich. Sie ins Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht."

Die Geschichte ist der breite Untergrund für alle Geisteswissen-

schaften; um so nothwendiger ist es, für die Historiographie selbst feste Grenzlinien zu ziehen und bestimmte Gesichtspunkte einzuhalten, damit sie nicht unter der Masse des Details ziellos nach verschiedenen Seiten auseinander fahre. Ja das Verfahren, das durch Sammlung und kritische Sichtung zur klaren Erkenntniß der Wahrheit aufzustreben sich bemüht, ist berechtigt und löblich und fördert Einsicht und Wissen. Aber Forschen und Sammeln sind nur Wege und Hilfsmittel, sind nur Stufen zum Höheren. Und dieses Höhere kann nur die „Weltgeschichte" sein, der künstlerische Ausdruck und Inbegriff des Mannigfaltigen, das der Verfasser sorgfältig und gewissenhaft erforscht, das er in seine Seele aufgenommen hat und durch den eigenen Genius verklärt darstellt. „Wenn die Universal- und Culturgeschichte ihre Aufgabe richtig begreift — äußerte sich vor einiger Zeit ein Historiker in einer der geachtetsten deutschen Zeitschriften —, so ist ihr gewiß eine glorreiche Zukunft beschieden. Sie verwerthet ein ungeheures Material; es giebt kaum eine Wissenschaft, die sie nicht wenigstens vorübergehend zur Unterstützung herbeiziehen müßte. Von erhöhtem Standpunkte aus läßt sie Völker und Culturen an sich vorüberziehen und urtheilt im Großen. Das ist gewiß Königsarbeit. Gerade sie ist berufen, der neuen Philosophie, welche aus dem wissenschaftlichen Tumulte unserer Zeit hervorgehen wird, die wichtigsten Erkenntnisse zuzuführen. Denn sie steht höher als die meisten anderen Wissenschaften. Von ihrem Standpunkte aus, von dem sie Alles, was menschlich ist, zu überschauen vermag, kann sie erkennen, was dem, der nur über einen beschränkten Raum hinsieht, zu erkennen immer versagt bleiben muß: sie kann in dem Wellenspiele der Geschichte nicht nur das Gesetz der Bewegung, sondern auch die Richtung derselben erkennen, sie sieht das Meer, dem jener wogende Strom zufluthet. In dem Gange der Weltgeschichte hört sie den Schritt Gottes."

Zur Ergänzung dieser Worte, durch welche der Standpunkt und die Aufgabe des Universalhistorikers so trefflich bezeichnet werden, möge es dem Verfasser gestattet sein, aus der Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Allgemeinen Weltgeschichte" einige Sätze zu wiederholen und dabei zugleich auf die in seinem „Leben und Bildungsgang" ausgesprochenen Bemerkungen zu verweisen. „Der gegenwärtige Zeitpunkt ist freilich kein günstiger Moment, den Weg zur Hochburg der universalhistorischen Wissenschaft anzutreten. Wo auf der einen Seite das System der Arbeitstheilung so weit ausgebildet wird, das Arbeitsgebiet des einzelnen Forschers sich so sehr verengt, daß nur das Detailwissen

werthvoll erscheint, der Autor eines Buches nur zu den eingeweihten Fachgenossen sich wendet, wo auf der anderen Seite die große Menge der Gebildeten gleich naschenden Feinschmeckern nur nach den anlockenden Früchten greift, wie sie in periodischen Unterhaltungsschriften, in populären Vorträgen, in typographischen Prachtwerken, in historischen Romanen dargeboten werden: eine solche Zeit hat wenig Empfänglichkeit für ernste, voluminöse Werke, welche über das Besondere hinaus nach Zweck und Zusammenhang der Einzelglieder forschen, in der Fülle der Erscheinungen die treibenden Kräfte und Motive zu ergründen suchen, in der Weltgeschichte ein Wachsthum zum Guten und Besseren in der Kettenvergliederung der Generationen darzuthun bezwecken. Aber mein Vertrauen ist auf die Zukunft gerichtet. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, auf die Dauer sich von den Fluthen einer vergänglichen Zeitströmung forttreiben zu lassen. Die Jahre werden wiederkehren, wo sich der Sinn und das Interesse für strengere umfassende Geistesarbeit und allgemeinere Belehrung mit neuer Kraft regen und geltend machen wird; dann wird auch für die Universalgeschichte, für historisches und philosophisches Gesammtwissen eine günstigere Zeit anbrechen. Das historische Wissensgebiet ist nicht wie andere Wissenschaften ausschließlich den Fachgelehrten zugewiesen; es ist das weite Feld, an dem die ganze gebildete Welt Theil nimmt, aus dem die gesammte denkende und urtheilende Menschheit Erkenntniß und Belehrung schöpft über das öffentliche Leben, über die Entwicklung und Gestaltung der weltbeherrschenden Ideen und Anliegen, aus dem sie erfährt, wie die früheren Geschlechter gekämpft und gerungen, gestrebt und geirrt haben auf den Wegen des Fortschrittes zur Freiheit, zur irdischen Wohlfahrt, zu einem menschenwürdigen Dasein, zu einer moralischen Weltordnung. Die Geschichte ist der geistige Gemeinbesitz aller für die Güter und Errungenschaften der Civilisation empfänglichen Seelen. Von ihr gilt im vollsten Maße das Nihil humani a me alienum. Darauf baut die Universalgeschichte ihren Tempel, der in alle Zukunft fortbestehen wird."

I.

Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte[1].

1.

Welche von den vielen trüben Perioden unserer Geschichte soll denn hier in Betrachtung gezogen werden? so wird vielleicht mancher Leser fragen. Und nicht mit Unrecht. In dem langen und tiefbewegten geschichtlichen Leben der deutschen Nation giebt es nur wenige Perioden, auf welche die nachgeborenen Generationen mit gehobener Seele, mit freudigen und stolzen Empfindungen zurückblicken könnten. Allenthalben Anstrengung, Mühe und Kämpfe und selten befriedigende Resultate. Zu diesen trüben Zeiten gehören auch die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts, mit denen sich die folgenden Blätter beschäftigen sollen, die Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neuere Zeit. Zu der Wahl wurde ich durch die Revision des neunten Bandes meiner „Allgemeinen Weltgeschichte" behufs einer zweiten Auflage bestimmt. Da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, die neueren Geschichtswerke, die seit der ersten Bearbeitung erschienen sind, mit meiner eigenen Darstellung zu vergleichen und, wo ich es zweckmäßig finde, die gewonnene Belehrung zu verwerthen, so hatte ich das befriedigende Gefühl, drei hervorragende Werke benutzen zu können: das bekannte, seit Jahren vielbesprochene Buch von Johannes Janssen und die zwei umfassenden, noch im Werden begriffenen Geschichtswerke über das deutsche Reich unter Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. von Adolf Bachmann und Heinrich Ulmann. Bachmanns „Deutsche Reichsgeschichte" behandelt

---

[1]) Aus den Grenzboten Jahrg. 1884.

in dem ersten bis jetzt erschienenen Bande (Leipzig, 1884) die geschichtlichen Vorgänge der Jahre 1460 bis 1468. Auch der vor Kurzem publicirte erste Band des Ulmannschen Werkes (Stuttgart, 1884) geht nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Zur Ergänzung konnten zwei gründliche monographische Schriften beigezogen werden: „Das Nürnberger Reichsregiment“ von Viktor von Strauß (Innsbruck, 1883) und „Philipp der Großmüthige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Wirtemberg“ von Jakob Wille (Tübingen, 1882). Die vier letztgenannten Schriften von Bachmann, Ulmann, Strauß und Wille sind glänzende Beweise, wie sehr die auf archivalischen Forschungen beruhende moderne Historiographie im Erobern und Fortschreiten begriffen ist, wie sehr durch die genaue und sorgfältige Erforschung des Einzelnen das Gesammtbild eines Zeitraumes an Klarheit und Wahrheit gewinnt. Man erkennt daraus, daß die Lehren und Beispiele eines Ranke, Waitz, von Sybel u. A. gute Früchte tragen. Die gründliche und genaue Erforschung des Details bereitet den sicheren Boden zum Aufbau einer Welt- oder Völkergeschichte. Nur mit solidem Material vermag eine geübte Hand ein festes und harmonisches Kunstwerk zu schaffen und demselben den Grad von Sicherheit zu geben, der ihm Dauer und Geltung auch bei künftigen Geschlechtern verleiht.

Es ist nicht meine Absicht, die erwähnten Geschichtswerke einer Recension zu unterziehen. Kritische Gymnastik muß in einem jüngeren Lebensalter getrieben werden, in den Jahren des Sturmes und Dranges, wo die Affecte der Bewunderung wie des Widerspruchs noch in ungeschwächter Kraft sich regen und nach Ausdruck ringen. Ich will nur auf Grund der angeführten Schriften einige Betrachtungen anstellen über die hervorragendsten Erscheinungen und Bestrebungen jenes Zeitalters, das im Großen und Ganzen bisher wenig erforscht und dargestellt worden ist, und das doch so reich erscheint an individuellem Leben, an Vorsätzen und Entwürfen, an Thaten und Leiden. Entsprachen auch die Errungenschaften nicht den Erwartungen und Anstrengungen, so traten doch deutliche Symptome zu Tage, daß das deutsche Volk die Uebel erkannte, an denen es erkrankt war, und nach Hilfe und Heilung verlangte und suchte.

Jedes Buch, das seinen ersten Lebensmorgen antritt, muß auf einen „Kampf ums Dasein“ gefaßt sein. Diesen kritischen Moment hat die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Janssen längst überwunden. Vor uns liegt bereits die achte, verbesserte Auflage, ein Erfolg, der kaum irgend einem anderen Geschichtswerke zu Theil

geworden ist. Dürfte man diesen Erfolg als Beweis der wissenschaftlichen Bedeutung oder künstlerischen Vollendung des Buches auffassen, so müßte man mit Bewunderung, ja mit einem gewissen Neid auf solche Vorzüge eines Geschichtswerkes, auf so seltene Begabung eines Autors blicken; aber es bedarf keines gründlichen Studiums, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier ganz andere Hebel thätig sind als der wissenschaftliche oder literarische Werth, daß das Buch als Feldzeichen dienen soll, um das sich die Gesinnungsgenossen scharen, als ein Schlachtruf, der die Getreuen sammelt und daher in den Reihen derselben bekannt sein muß. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser eine große Belesenheit der Geschichtsliteratur besitzt und daß er seinen Stoff mit sicherer Methode behandelt; wir wollen ihm gern glauben, daß er die Legion von Büchern und Schriftstücken, welche dem ersten Bande auf achtzehn enggedruckten Seiten vorangestellt ist, wirklich durchgelesen oder doch Einsicht davon genommen hat; man kann aus jedem Buch Materialien für seine Zwecke finden, wenn man das Brauchbare herausschält und das Widersprechende ignorirt oder bei Seite läßt. Er hätte kaum nöthig gehabt, mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken und nach Art angehender Schriftsteller die reichen Schätze der Studirstube auf offenem Markte auszubreiten; jede Seite seines Buches liefert den Beweis, daß er mit Schutz- und Trutzwaffen wohl versehen auf den Kampfplatz tritt, aber auch daß er sorgfältig und mit prüfendem Auge die Rüstkammer durchmustert hat, um solche Geschosse herauszufinden, die er für dienlich hielt zu seiner Kampfesweise. Es ist bekannt genug, daß Janssens deutsche Geschichte viele Anfechtungen erfahren hat; sah er sich doch selbst veranlaßt, eigene apologetische Broschüren gegen seine Widersacher zu veröffentlichen. Ich habe weder von den Angriffsgefechten, die der Verbreitung des Werkes nur nützlich waren, noch von dem Vertheidigungssystem prüfende Einsicht genommen. Zu meiner nachfolgenden Betrachtung und Auseinandersetzung liefert das Buch selbst den Text.

Der erste Eindruck, den ich bei dem Lesen des Janssenschen Buches empfand, war eine gewisse Verwunderung, wie verschiedenartig sich doch die Welt bei verschiedenen Individualitäten abspiegelt. Dasselbe Gefühl hat man ja oft auch im wirklichen Leben, so daß man manchmal in Zweifel geräth, ob von denselben Dingen und Menschen die Rede ist.

Den Ausspruch Goethe's über den Wandel der geognostischen Theorien könnte man auch auf die Janssensche Geschichtschreibung anwenden: „Und so wäre denn die liebe Welt auch historisch auf den

Kopf gestellt.“ Es hat freilich in neuester Zeit nicht an Stimmen aus dem ultramontanen Lager gefehlt, die da meinten, bisher sei die Geschichte gefälscht worden, erst jetzt sei sie in ihrer wahren Gestalt hergestellt. Aber heut zu Tage scheut man sich ja nicht mehr, paradoxe Aussprüche und Ansichten vorzutragen. Der Versuch, die Geschichte zur Folie für politische oder religiöse Principien und Doctrinen zu machen, ist übrigens keineswegs neu. Die Methode ist schon früher angewendet worden und wird auch später wieder auftauchen, je nachdem eine bestimmte Zeitströmung auf die öffentliche Meinung einzuwirken sich bemüht. Zum Glück läßt sich die erhabene Muse Klio nicht auf die Dauer zu einer dienenden Magd herabwürdigen; sie wandelt ihren erhabenen Schritt in stiller Majestät weiter, unbekümmert um die Fechterkünste, die sie aus ihrem Gange verdrängen wollen. Was die eine Partei mit mühsamer Kleinmeisterei aufgebaut, stürzt eine andere mit leichtem Tritt wieder zusammen; die Tochter des Zeus und Gefährtin Apollos aber kommt immer wieder zu ihrer Ehre, und der alte Spruch „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ behält stets seine Geltung. Sie ist noch immer der hohe Tempel, dessen goldene Kuppel und harmonischer Bau in erhabener Würde und Majestät ruhig fortbestehen, unbekümmert um die Stürme, die den Eingang umbrausen, und um das eitle Bemühen, falsche Götter in das Heiligthum einzuführen.

Man legt der Geschichtschreibung oft den Charakter einer subjectiven oder einer objectiven Behandlungsweise bei. Aber diese Bezeichnung ist keine richtige Grenzscheidung. Nur der Chroniken- und Regestenschreiber steht seiner Arbeit ganz objectiv gegenüber; jeder Urheber einer pragmatischen Geschichte dagegen wird etwas von seinem Herzblut in die Darstellung hineintragen, wird stärker oder schwächer den Antheil durchblicken oder durchfühlen lassen, den seine eigene Seele an dem Inhalte, an den geschichtlichen Vorgängen und Erlebnissen seiner Schöpfung nimmt. Wie in dem wirklichen Leben je nach dem Temperament die einen Individuen größeren Antheil an den Schicksalen der Menschen nehmen als andere, so werden auch die Historiker je nach ihrer Naturanlage, Lebensstellung oder Geistesrichtung eine verschiedene Haltung kund geben gegenüber den darzustellenden Weltbegebenheiten und den dabei thätigen Persönlichkeiten. Beide Richtungen haben ihre Berechtigung. Eine Scheidung in zwei abgegrenzte Heerlager, eine Trennung in Gerechte und Ungerechte ist ganz unzulässig. Der Historiker steht nicht wie der Naturforscher einem fremden Organismus gegenüber, wie wir schon im Eingang erwähnt haben;

er ist selbst ein Theil der Menschenwelt, die er darzustellen unternimmt. Die Gegenwart ist nur eine fortlebende, sich neugestaltende und entwickelnde Vergangenheit; was den Vätern widerfahren ist, was die Vorzeit geschaffen hat, geht auch die Söhne und die Nachwelt an. Ahnen und Enkel sind von demselben Fleisch und Blut. Je nach seiner Natur oder Weltanschauung wird nun der Geschichtschreiber mit mehr oder weniger Wärme und persönlicher Theilnahme in die Werkstätte eintreten, wo die Schicksale der Menschheit erzählt und erklärt werden. Die Palme des Historikers wird nur dem zu Theil werden, der den Lauf der Dinge und die Charaktere der Menschen mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit mißt und zugleich die Gesetze künstlerischen Schaffens und Ordnens anwendet. Weder der einseitige Subjectivismus, der alle Erscheinungen im Spiegel bestimmter Doctrinen und Parteiprincipien anschaut, noch die farblose Weltbetrachtung, welche mit stoischem Gleichmuth über Erdenglück und Menschenelend hinschreitet und die höchste Aufgabe des Historikers in dem Eintragen und Verbuchen alles Geschehenen und Gewordenen erblickt, wird den Preis davontragen. Der wahre Geschichtschreiber darf nicht wie der Goethe'sche Fischer kühl bis ans Herz hinan in das Meer des Weltlebens schauen, auch nicht mit dem Zorne und der Morosität eines Pessimisten auf die dunkeln Seiten und die Zeichen des Verfalls und der Entartung hinweisen. Keine Geschichtsperiode ist so sehr von Schatten verhüllt, daß nicht einige Lichtblicke in das Dunkel hineinleuchteten; kein Menschengeschlecht ist so sehr von allen guten Göttern verlassen, daß nicht auch die Botschaft des Heils eine Stätte fände, wo man an sie glaubt. Die Aufgabe des echten Historikers ist es nun, daß er wie ein schöpferischer Künstler die Außendinge in ihrer Wahrheit und Realität in seine Seele aufnimmt und sie verklärt und veredelt zurückstrahlt. Die Geschichtschreibung ist, wie man sie mit Recht aufgefaßt hat, zugleich Wissenschaft und Kunst: sie muß das wirkliche Leben treu und wahrhaft darstellen, dasselbe aber zugleich mit Künstlerhand und mit liebevoller Vertiefung in die ewige Menschenwelt schöpferisch neugestalten.

Aber es giebt auch eine Geschichtschreibung, bei der die subjective Auffassung der Menschen und Dinge in eine ungesunde Tendenztheorie sich verirrt, wo die Geschichte nur als Grundlage benutzt wird, um ein einseitiges Parteiprogramm darauf aufzubauen und stützende Argumente für dasselbe daraus zu schöpfen.

Hier handelt es sich nicht darum, die Quellen und Hilfsschriften ehrlich zu prüfen und den wahren Verlauf und die echten Motive der

Handlungen unbefangenen Blickes zu eruiren, sondern man bedient sich der Studien nur zu dem Zweck, um Beweisstücke für gewisse im voraus festgesetzte Ansichten und Principien zu finden, man durchforscht ältere und neuere Schriftstücke, um geschichtliche Unterlagen für moderne Parteianschauungen zu gewinnen, man sucht, was man brauchen kann, und läßt das Andere bei Seite. Von der Art ist das Janssensche Buch. Vor zwei Menschenaltern war die Rotteckische Weltgeschichte das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes. Sie hatte eine Verbreitung, der die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen nicht von Ferne gleichkommt, und übte einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Auch das Rotteckische Geschichtswerk verfolgte eine bewußte Tendenz: es verkündete eine freisinnige Lebensanschauung auf politischem und religiösem Gebiete. Aber es war der Ausdruck einer kräftigen männlichen Ueberzeugung, der Erguß einer freien Seele; es kam von Herzen und ging darum zu Herzen, es bedurfte keiner künstlichen Hebel, keiner Reclame und Posaunenstöße, ja es mußte stets gegen zahlreiche und mächtige Widersacher kämpfen. Auch das Rotteckische Buch stellte die Tendenz über die historische Treue, auch es betrachtete nicht selten die Vergangenheit im Lichte moderner Zeitbildung; aber diese Zeitbildung war eine menschlich freie und gesunde, es wehte ein Geist darin, der dem Leser zuzurufen schien: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte. Wohl ist das Rotteckische Buch heut zu Tage vergessen und verschwunden, weil die echte, wahre Geschichtschreibung, die keine Nebenzwecke verfolgt, sich in weitere Kreise Bahn gebrochen hat. Aber schwerlich wird die Janssensche Geschichte eine so lange Lebensdauer erzielen. Sie ist ein Product des Culturkampfes und das Organ ihrer lautesten Rufer und Heißsporne; sie ist durchweht von einem klerikalen knechtischen Geist und dient dem Jesuitismus als Bahnbrecher. Aber über das ehrliche deutsche Volk wird einst wieder ein Tag der Versöhnung und Aufklärung hereinbrechen, dann werden die finsteren Gestalten und ihre Organe verschwinden.

2.

Das fünfzehnte Jahrhundert, das in dem ersten Bande von Janssens Geschichte des deutschen Volkes in allen Erscheinungen und Lebensäußerungen zur Darstellung kommt, hat in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit der ersten Hälfte des neunzehnten. Dort wie hier durchzieht das lebhafte Gefühl ungesunder Zustände in Kirche und Staat die Seele und erzeugt das heiße Verlangen und Bestreben nach

Abhilfe und Besserung. Die Stürme der Hussitenkriege richteten den Blick zunächst auf kirchliche Reformen. Das Baseler Concil sollte die religiösen Gegensätze versöhnen, den päpstlichen Absolutismus beseitigen und den ökumenischen Synoden, wie in den ersten Jahrhunderten, die höchste Autorität in Sachen der Lehre, des Cultus und der Sitten beilegen. Es wäre keine allzu schwierige Aufgabe, gewisse Parallelen zu ziehen zwischen der Baseler Kirchenversammlung und dem Reichsparlamente in der Frankfurter Paulskirche. Beide wurden getragen von den Hoffnungen der Völker und zogen ihre Stärke aus der Begeisterung der öffentlichen Meinung, beide vereinigten die intelligentesten, von Liebe zu Freiheit und gesunden Reformen erfüllten Männer in ihrem Schoß, in beiden wurde der edle selbstlose Kern überflügelt von einer radikal-demokratischen Richtung und dadurch ihre einmüthige Kraft gebrochen; beide sahen ihre Reihen gelichtet durch Abfall und Fahnenflucht, beide endeten durch die eigene Erschöpfung und die eigensüchtigen Compromisse der regierenden Häupter unter Beihilfe abtrünniger Räthe und egoistischer Unterhändler. So ging das Papstthum aus den gewaltigen Kämpfen zu Constanz und Basel siegreich hervor; aber die Ideen, die daselbst aufgestellt und verkündigt worden waren, wurden so wenig aus der Welt geschafft wie die Schöpfungen der Paulskirche. Der Gedanke einer unsichtbaren Kirche, deren Haupt Christus sei, begann sich von seiner entarteten Erscheinung zu lösen. Da bei den Fürsten und Mächten kein Heil zu finden war, richteten sich die Hoffnungen auf Volk und Gemeinde; da die Hilfe von oben versagte, mußte man an Selbsthilfe denken.

Janssen hat das Baseler Concil nicht in den Rahmen seiner Geschichtsdarstellung gezogen. Erst als im Jahre 1449 Kirche und Pontificat wieder in die alten Bahnen einlenkten, um die Mitte des Jahrhunderts, hebt sein Werk an. Auch darin läßt sich eine Parallele zwischen den beiden großen Versammlungen in Basel und Frankfurt ziehen. Als im Jahre 1849 das Reichsparlament zersprengt ward und die letzten Zuckungen der radikalen Opposition ausgetobt hatten, da machten sich die Jesuiten auf, um als Bannerträger der allgemeinen Reaction voranzugehen. In Heidelberg, von wo die Bewegung ihren Ausgang genommen, hielten drei beredte Glieder der Gesellschaft Jesu eine Woche lang ihre Missionspredigten, um die Ernte aus den vorangegangenen „tollen“ Jahren für ihre Sache einzuthun. Eine ähnliche Mission erfüllt auch das Janssensche Geschichtswerk. Hier und da fallen auch noch einige Streiflichter auf die Baseler Väter.

Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Concils gehörte Nicolaus Cusanus, ein Mann von niedriger Geburt aus Cues an der Mosel, der sich durch seine großen Talente und sein vielseitiges Wissen mit der Zeit zu den höchsten Kirchenämtern aufschwang und auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft bahnbrechend und erfolgreich gewirkt hat. Durch den Cardinal Julian de' Cesarini, dem man den Vorsitz übertragen hatte, in die Versammlung berufen, war er Anfangs ein beredter Verfechter der Kirchenreform, die er in einem berühmten Werke „Von der katholischen Einheit" verfocht. Aber bald schied er aus den Reihen der Liberalen aus und trat in das curiale Lager über, wo er mehr Ehre und Vortheil zu erlangen hoffen konnte, und wurde zuletzt als Bischof von Brixen und Cardinal in einem Streite mit Herzog Sigmund von Tirol über das Vogteirecht des Stiftes Sonnenburg ein so eifriger Verfechter des klerikal-hierarchischen Supremats, daß sogar der Papst seinem heftigen Vorgehen Einhalt gebieten mußte. Es war ein Nachspiel des Investiturstreites im Kleinen. Auch in die politische Reformbewegung, die wir bald kennen lernen werden, hat er sich eingemischt und durch Schriften und Vorschläge eine neue Reichsverfassung zu begründen gesucht, wie er früher in Basel im Sinne einer „parlamentarischen Ordnung der Kirche" gewirkt hatte. Dieser geistliche Herr, der in allen Sätteln gerecht war, in allen Situationen seinen Platz fand, den Bachmann, Professor der Geschichte in Prag, mit den kurzen Worten charakterisirt: „es war ihm Vieles gegeben, nur nicht Selbstbeherrschung und Charakter", wird von Janssen als einer der größten Männer seiner Zeit verherrlicht. „Er war ein Mann des Glaubens und der Liebe, ein Apostel der Frömmigkeit und der Wissenschaft. Sein Geist umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber all sein Wissen ging von Gott aus und hatte kein anderes Ziel als die Verherrlichung Gottes und die Erbauung und Besserung der Menschen. Man kann darum aus seiner Wissenschaft wahre Weisheit lernen." Er bezeichnet ihn als den „geistigen Riesen, der an der Wende des Mittelalters für das Wohl der Kirche so erfolgreich gewesen sei wie sein Zeitgenosse Gutenberg durch die Erfindung der Buchdruckerkunst".

Nachdem das gottlose Baseler Concil Schiffbruch gelitten hatte, trat nach Janssen in allen deutschen Landen „mit Ausnahme der Mark Brandenburg" eine Periode des Glückes und der allgemeinen Wohlfahrt ein. Das Schulwesen stand in der schönsten Blüthe, auf den Universitäten, vor allem in Köln und Wien, herrschte ein reges wissen-

schaftliches Leben, auf allen Gebieten der Kunst entwickelte sich eine fruchtbare Thätigkeit; die Poesie hob und erheiterte das Herz und füllte die Gemüther mit edeln und frommen Gefühlen; die Landwirthschaft war im besten Stand, die Leibeigenschaft fast überall aufgehoben, der gutshörige Bauer und Tagelöhner in einer behaglichen Lage; das gewerbliche Arbeitsleben erreichte unter der Pflege der Bischöfe und Klöster einen hohen Grad von Vollkommenheit; die deutschen Städte waren im Besitze des Welthandels; kurz, „in allen deutschen Territorien herrschte ein so frisches, reges Leben, wie nie zuvor und nie in einer späteren Zeit geherrscht hat".

Und diese Zeit wird in der Ueberschrift als eine trübe Periode deutscher Geschichte bezeichnet? Es soll nicht geleugnet werden, daß in den einzelnen Ausführungen, in denen Janssen die Richtigkeit seiner Behauptungen nachzuweisen sucht, viel Schönes und Wahres enthalten ist, daß seine umfassende Belesenheit, seine gründlichen Studien sich allenthalben documentiren. Vor Allem wird man ihm beistimmen, wenn er die Kunstblüthe der Zeit vorzugsweise der Kirche zuschreibt, wenn er nachweist, „daß die Kirchen die monumentalen Darstellungen der heiligen Geschichte und zugleich die stets offenen Museen für Jedermann aus dem Volke" waren. Die Religion ist zu allen Zeiten und bei allen Nationen der tiefe Urgrund gewesen, auf dem die künstlerischen Gebilde emporgewachsen sind; allenthalben und alle Zeit hat der religiöse Sinn dahin gestrebt, die im Innern verborgenen Vorstellungen auch für das Auge zu beleben, den heiligen Gefühlen einen sinnlich faßbaren Ausdruck zu geben. Niemand wird leugnen, daß die christliche Kirche diesen natürlichen, in der Menschenbrust schlummernden Keim gefördert und zur Entfaltung geführt hat. Sie war ja reich genug an idealen und materiellen Gütern, um diesen religiösen Vorstellungen zum Ausdruck zu verhelfen, und diente dadurch ihren eigenen Interessen. Auch in den übrigen Abschnitten trifft man auf wahre und richtige Angaben und Ausführungen. Und dennoch tritt auch in diesem Gemälde des inneren Geschichtslebens eine schroffe Parteitendenz zu Tage, dennoch merkt man auch hier allenthalben die Absicht, die verstimmt und den Totaleindruck schwächt, dennoch wird auch hier durch einseitige Auffassung, durch absichtliche Verschweigung, durch ungerechte Vertheilung von Licht und Schatten das Gesammtbild entstellt und ins Unwahre verzerrt. Mit Recht rühmt Janssen den bedeutsamen Einfluß der in den Niederlanden gegründeten „Brüderschaft vom gemeinsamen Leben" auf die gesammte deutsche Bildung. Wenn er aber die Haupt-

vertreter dieser Schule, einen Langen, Agricola, Hegius, Dringenberg als Stützen und Träger der christlichen Frömmigkeit für die Kirche in Anspruch nimmt, verfolgt er wieder seine einseitige Tendenz. Sie waren die Förderer der humanistischen Bildung, die man als den Mutterschoß der reformatorischen Bewegung des folgenden Jahrhunderts erkannt hat. Wird doch Johannes Wessel, der gleichfalls der Schule von Zwoll angehörte, von einem namhaften Kirchenhistoriker geradezu als „Vorläufer Luthers" bezeichnet. Und war denn die Mystik eines Thomas von Kempen, mit dem auch Wessel in der Jugend befreundet war, so ganz übereinstimmend mit der Kirchenlehre Roms? Von jeher hat die päpstliche Hierarchie in der Mystik eine fremdartige, ja feindselige Richtung herausgefühlt, die sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen bekämpft hat. Ging denn nicht Luther selbst von der Mystik aus? Eine religiöse Richtung, welche die Vermittlung der Kirche zur Seligkeit nicht als obersten Glaubenssatz aufstellt, sondern durch den unmittelbaren Zug der Seele das Göttliche zu erfassen strebt, wird von der kirchlichen Autorität stets als ein Irrweg verurtheilt werden. Der Humanismus, zu dem die „Brüder des gemeinsamen Lebens" in der innigsten Beziehung standen, hatte seinem ganzen Wesen nach einen der Kirche abgewandten, ja feindseligen Charakter. Wenn dieser Charakter in Deutschland Anfangs weniger schroff hervortrat als im sechzehnten Jahrhundert, nachdem die Gegensätze sich geschärft hatten, so folgte er doch naturgemäß dem italienischen Humanismus, aus dem er hervorgegangen und dessen Grundzug die Opposition gegen das herrschende hierarchische System und die Scholastik war.

Diese negirende, polemische Richtung der neuen, auf die Wiedergeburt des Alterthums in Sprache, Denkweise und Lebensanschauung gegründeten humanistischen Bildung kam allerdings in dem kühleren Norden weniger rasch und eingreifend zur Entwicklung als bei den heißblütigen Südländern. Dies veranlaßt Janssen einen Unterschied zu machen zwischen den älteren Humanisten, welche die antike Cultur in das Christenthum einzuführen und zur Ehre Gottes und zur Mehrung der religiösen Erkenntniß und Frömmigkeit zu verwerthen strebten, und zwischen den revolutionären, zerstörenden Elementen des sechzehnten Jahrhunderts. Aber der ganze geistige Proceß, den wir als Humanismus bezeichnen, wurzelt in demselben Boden, war nur ein naturgemäßer Entwicklungsgang; die Keime und Saatkörner waren allenthalben dieselben, nur daß die italienische Sonne die Früchte rascher zeitigte. In Italien war die Blüthezeit des Humanismus bereits im

Verwelken begriffen, als in Deutschland Hutten und die Briefe der Dunkelmänner mit elementarer Gewalt die kirchlich-scholastische Weisheit niederwarfen.

Und welche Stellung nehmen von Anfang an die italienischen Humanisten gegenüber der herrschenden Kirche ein? Die Anschauungen des Alterthums bildeten die geistige Atmosphäre der gesammten humanistischen Gesellschaft, die einen internationalen, kosmopolitischen Charakter trug und ihre Schriften und Briefe als Gemeingut betrachtete. Christlich-kirchliche Vorstellungen aber lagen diesen auf ihr Wissen so stolzen und ihrer aristokratischen Ueberlegenheit so bewußten Rittern vom Geist sehr fern. Wer ausschließlich in dem Ideenkreis der heidnischen Culturvölker verweilte, wer ihre Meister als Vorbilder betrachtete, wer die griechische Philosophie als Führerin des Lebens erkor, dem mußte unvermerkt die strenge Autorität der Kirche und der einfältige christliche Glaube entschwinden. Die heidnische Götterlehre mit ihrer reichen Poesie zog die lebensfrohen und genußsüchtigen Gelehrten mehr an als das Evangelium vom leidenden Heiland und die Religion der Enthaltsamkeit und Entsagung. Nicht als ob aus den Reihen der Humanisten, wenigstens in Italien, kühne Feinde der Papsteskirche oder ernste Reformatoren erstanden wären: dies Geschlecht der Schön- und Freigeister betrachtete den Boden der Kirchenlehre als einen ihm gänzlich ferne liegenden. Wenn es in seinen Schriften die heidnischen Götter anrief und die stoischen Grundsätze im Munde führte, so betheuerte es auch gelegentlich seine Unterwerfung unter alle Glaubensformeln der Kirche und wußte sich mit dialektischer Gewandtheit und philosophischer Leichtigkeit über diesen Conflict hinwegzusetzen. Man gewöhnte sich, an das humanistische Treiben und Schriftstellern einen freieren Maßstab zu legen, eine unschuldige Liebhaberei darin zu erkennen. Wenn Dominikaner und Franziskaner, die das gefährliche Gift für die kirchliche Rechtgläubigkeit wohl witterten, gegen die frivolen Poeten und das Spiel mit dem Heidenthum eiferten, so lachte man über ihren befangenen, beschränkten Mönchsgeist, der sich nicht zu der Höhe der modernen Bildung aufzuschwingen vermöge, und über ihren pöbelhaften Zelotismus. Eben so wenig hielt sich das leichtfertige Gelehrtengeschlecht in seinem Lebenswandel an die christliche Ethik gebunden. Der sittliche Wandel der Jünger der neuen Weisheit stand außer den Regeln der gewöhnlichen Moral; ihre Satiren und Epigramme, ihre Facetien und Novellen und besonders ihre Schmäh- und Streitschriften wühlen mit Vorliebe im Schmutz der Unsittlichkeit und Unzucht,

und ernste Männer hatten daran ihre Freude und nahmen keinen Anstoß an solcher Lectüre. Jedes Bedenken schlug im Hinweis auf die Autorität des Alterthums, auf Ovid oder Catull nieder.

Bei den lebhaften Wechselbeziehungen, die von jeher zwischen Italien und Deutschland bestanden und die durch die großen Concilien neue Anregung erhielten, war es ganz natürlich, daß dieser italienische Humanismus in allen seinen Richtungen und Wirkungen auch über die Alpen drang und sich in die gebildeten Kreise des deutschen Volkes Eingang verschaffte. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war Italien den deutschen Gelehrten das ersehnte Land der feinen Geistesbildung und höheren Wissenschaft. Viele strebsame Männer zogen dahin, um die gefeierten Größen kennen zu lernen, neue Anschauungen und Anregungen zu sammeln und die erworbenen Schätze in der Heimath zu verwerthen. Die Schilderung der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit dieser Gelehrtenrepublik der Humanisten gehört zu den besten und belehrendsten Partien des Janssenschen Buches, und das große Interesse und der warme Eifer der gebildeten Stände Deutschlands für die neu erschlossene antike Welt zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit. Die Kirche und Geistlichkeit in Deutschland hatten jedoch wenig Antheil daran, und auch unter dem deutschen Fürsten- und Adelsstand fanden sich selten Mäcenate. Allein es liegt in dem Wesen jeder wahren Begeisterung, daß sie sich auch ohne äußere Unterstützung, ohne Gunst und Schutz der Mächtigen Bahn bricht, Eroberungen macht und Siege erringt. Der Humanismus stand auf eigenen Füßen und suchte selbständig seine Wege, nicht ohne schwere Kämpfe und Mühen gegen die herrschenden Gewalten, gegen überlieferte Vorurtheile und gegen die Mächte der Finsterniß und veralteter Doctrinen.

Alle freisinnigen und patriotischen Männer in Deutschland hatten von dem Baseler Concil eine Reform der Kirchenverfassung, eine selbständige Stellung der deutschen Kirche unter Nationalsynoden und einen einheimischen Primat erwartet. Diese Hoffnungen waren zerronnen. Das Wiener Concordat vom Jahre 1448 hatte die Kirche bei ihrer Entartung und das Papstthum in seiner absoluten Machtstellung gelassen, und das Oberhaupt und die Würdenträger der aus der Sündflut geretteten Arche feierten ihren Triumph durch rücksichtslosen Widerstand gegen alle liberalen und reformatorischen Anforderungen der Zeit, durch eine retrograde oder conservative Kirchenpolitik. So blieb denn allen freisinnigen und vaterländischen Geistern nur das Gebiet der Wissen-

schaft und Literatur als Arena für ihre Oppositionsideen, nur die politischen Reichsversammlungen für ihre reformatorischen Bestrebungen offen. Daher nahm in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Humanismus und die aus ihm hervorgehende geistige und literarische Bewegung vorwiegend einen negirenden Charakter an, und alles politische und staatliche Interesse vereinigte sich in dem Rufe nach einer durchgreifenden Reform der Reichsverfassung und des Reichsregiments.

3.

Die bedeutendsten Schriftwerke, die aus den Kreisen der Humanisten hervorgingen, waren satirischer und ironischer Art mit dem Zweck, die Schäden in Kirche, Staat und Gesellschaft aufzudecken und zu heilen. Erasmus schrieb ein Lob der Narrheit; Thomas Morus setzte der entarteten Welt einen platonischen Idealstaat entgegen, der in Wirklichkeit nirgends zu finden war; Sebastian Brant belud sein Schiff aus Narragonien mit Repräsentanten menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten; gelehrte und witzige Spötter aus dem um Reuchlin und Hutten gescharten Kreisen entwarfen in den „Briefen der Dunkelmänner" eine der Wirklichkeit so entsprechende Karikatur von der Dummdreistigkeit der Klostergeistlichen in ihrem eignen Küchenlatein, daß die Gezeichneten den Schalk anfangs gar nicht merkten und das Buch empfahlen und verbreiteten, gegen das dann die Kirche vergebens Bannflüche aufbot. Selbst das uralte Tierepos vom Reineke Fuchs wurde im Geiste der Zeit umgearbeitet und gestaltete sich zu einem satirischen Spiegelbilde der Gegenwart.

Janssen verkennt diese Richtung des Humanismus keineswegs, aber er trennt denselben in eine ältere und eine jüngere Schule. „Die älteren Humanisten hatten das classische Alterthum von dem Standpunkte der absoluten Wahrheit des Christenthums aufgefaßt und dasselbe in den Dienst des Glaubens gestellt, der jüngere Humanismus war der Urheber einer folgenschweren Revolution auf geistigem Gebiete," die zur „sogenannten Reformation" führte. Eine solche Unterscheidung ist historisch ganz unzulässig. Die Häupter des Humanismus, ein Erasmus und Reuchlin, ein Brant und Geiler von Kaisersberg, ein Hutten und Celtes waren alle Zeitgenossen, lebten und wirkten alle in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten und in den ersten des sechzehnten Jahrhunderts. Alle wandelten in den Fußtapfen der Italiener und verfolgten dasselbe Ziel, die faulen, verlotterten Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft zu beleuchten und, soweit ihre Kräfte reichten,

eine Besserung herbeizuführen, die Zeitbildung „menschlicher" zu gestalten, dem entarteten Geschlechte einen Spiegel vorzuhalten. In der großen humanistischen Gemeinde, welche ihre Mitglieder unter allen Classen der europäischen Culturwelt zählte, gab es Männer von verschiedener Naturanlage und verschiedenem Temperamente, und so waren denn auch die Wege, die sie einschlugen, und die Waffen, mit denen sie kämpften, verschieden. Sie zogen getrennt ins Feld, fochten aber gegen denselben Feind. Und dieser Feind lag geborgen in dem Labyrinthe des kirchlichen Organismus, in der Möncherei und Scholastik, in dem Curialsystem, das ihnen nicht wie bei Janssen mit dem Christenthum identisch war. Seit der Ruf nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern, welcher die gemeinsame Parole der großen Concilien gewesen, unerhört geblieben und erfolglos verhallt war, hatte die reformatorische Opposition kein anderes Schlachtfeld als die Literatur und die Polemik des Wortes. Allerdings schlug der Stadtsyndicus und kaiserliche Rath von Straßburg, Sebastian Brant, eine andere Tonart an als der geniale Literat Erasmus und der feurige Pamphletist Hutten. Der morose philisterhafte Standpunkt, von dem aus Brant die Welt anschaut, trägt nur wenig Spuren der Sturm- und Drangperiode des aggressiven Humanistenbundes an sich. Wenn aber Janssen das Narrenschiff als ein „im tiefsten Kern religiöses Gedicht" bezeichnet und den Verfasser einen tief religiösen Dichter nennt, „der alle diejenigen für Narren ansieht, welche für kurzen Gewinn und flüchtigen Genuß die ewige Glückseligkeit aufs Spiel setzen," so trifft er doch neben das Ziel. Brant schöpft sein Ideal eines religiös-sittlichen Menschen keineswegs aus Thomas von Aquino, sondern aus der praktischen Tugendlehre des Alterthums, aus Plato und Aristoteles. Er behandelt die Laster und Fehler nicht als Sünden, die den Geboten der Kirche entgegen sind und darum von Gott gestraft werden, sondern als Thorheiten, die der menschlichen Vernunft widerstreben und die man daher schon im Gefühle der Menschenwürde ablegen müsse. Bei aller Ehrfurcht vor Religion und Christenthum rügt er doch die Entartung des Clerus, die verderbliche Werkheiligkeit und die träge Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ohne eigene Anstrengung. Ihm hat nur die Weisheit Werth, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist Selbsterkenntniß der Mittelpunkt seiner Morallehre, darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren praktische Weisheit, frei von Selbstsucht und Eigennutz, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt habe, während jetzt unter

dem herrschenden Egoismus die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde gehe. Janssen aber sieht die Sache anders an: „Die älteren Humanisten faßten das classische Alterthum von dem Standpunkte der absoluten Wahrheit des Christenthums auf und stellten dasselbe in den Dienst des Glaubens. Sie suchten in den Werken der Alten die tiefreligiösen Grundgedanken, die Nachklänge der Uroffenbarung auf, waren aber entschiedene Gegner und Bekämpfer heidnischer Weltanschauung und Lebensrichtung." Diese Auffassung erinnert an die Romantiker und Symboliker, an Görres und Creuzer.

Von Erasmus von Rotterdam entwirft Janssen im zweiten Bande seines Werkes ein sehr anschauliches, wenn auch in einzelnen Zügen verzerrtes Porträt. Dieser gewandte, vielseitige Schriftsteller gilt ihm als Typus des übermüthigen eingebildeten Literatenbundes der „jüngeren" Humanisten, die den „Cultus des Genius" über Kirchenglauben und Gottesdienst stellten. Man sieht nicht recht ein, warum der Verfasser, der doch den Cusanus so hoch stellt, seine ganze Galle auf das gefeierte Humanistenhaupt ausgießt und kein gutes Haar an ihm läßt. Und doch lassen sich verwandte Züge leicht aufstellen. Cusanus hielt zur Reformpartei, so lange sie von der öffentlichen Meinung getragen war und auf Triumphe hoffen konnte, und wandte sich dann, als ihr Stern dem Niedergange zuneigte, der curialen Sache zu. Und hat nicht auch Erasmus in seinen späteren Jahren seine Feder dem Dienste der römisch-katholischen Partei gewidmet und den flüchtigen Hutten, den alten Gesinnungsgenossen und Mitstreiter, von seiner Thüre in Basel gewiesen? In erregten tiefbewegten Zeiten ist es keine seltene Erscheinung, daß ein Saulus zum Paulus wird. Bei Cusanus vollzog sich diese Metamorphose vollständig: er war am Ende seines Lebens ein eifriger Papist und Ultramontaner. Eine solche schroffe Umwandlung hat sich Erasmus nicht zu Schulden kommen lassen. Er folgte nur dem Beispiel, das weltkluge Leute in wechselvollen, stürmischen Zeitläuften schon oft gegeben haben und stets geben werden. Er hatte die Saat streuen helfen, wollte sich aber nicht an der Ernte betheiligen. Ein Martyrium zu ertragen ist nicht Jedermanns Sache. Schon die alten Stoiker beherzigten den Imperatoren gegenüber den weisen Spruch: Schicket euch in die Zeit. Sie priesen die Großthat Cato's, dienten aber doch den siegreichen Göttern.

Aber das „Lob der Narrheit" war doch ein zu starker Schlag gegen das herrschende Kirchensystem. Darum wird Erasmus auch jetzt noch, trotz seiner späteren Reue und Buße, von den Ultramontanen in

die Hölle gestoßen. Ein Buch muß aufs heftigste verdammt werden, in welcher die Narrheit, die mächtige Göttin, die scholastischen Theologen, die Geistlichen und Mönche unter die getreuesten Diener ihres weiten Reiches zählt, in welchem es von den damaligen Ordensbrüdern heißt, sie hielten es für ein Zeichen der Frömmigkeit, wenn sie die Unwissenheit bis zur Unkenntniß des Lebens trieben und glaubten, wenn sie unverstandene Psalmen herbrüllten, die Ohren der Himmlischen zu entzücken. Schmutz und Betteln achteten sie für große Tugenden, und über den wichtigen Fragen, wieviel Knöpfe der Gürtel, welche Farbe die Kutte haben und wie groß die Kapuze sein müsse, vergaßen sie die christlichen Gebote. Einst aber werde Christus sprechen: „Woher dieses neue Geschlecht der Juden? Nicht denen habe ich das Himmelreich versprochen, die in der Mönchskutte einherziehen oder mit Rosenkränzen und Fasten mich anrufen, sondern die die Werke des Glaubens und der Liebe verrichten." Ueber die Heuchelei und Anmaßung, die marktschreierischen Predigten und Verketzerungssucht der Mönche ergießt Erasmus alle Bitterkeit des Witzes. Dann geht es an die Bischöfe, die nach Geld und Gut, nach Pracht und Ueppigkeit strebten, statt für das Seelenheil ihrer Herde zu sorgen, und endlich an die Päpste, die Glanz und Freude für sich behielten, Mühe und Sorgen dem Petrus und Paulus überließen und von der Nachfolge Christi ganz abgewichen seien.

In den Augen der Ultramontanen war Erasmus auch „der geistige Vater des umfangreichen Pamphlets", das uns unter dem Titel „Briefe der Dunkelmänner" bekannt ist. Nicht als ob er an der Abfassung Antheil gehabt hätte, bemerkt Janssen (II, 57), aber ihrem wesentlichen Inhalte nach sind die Briefe nur das ins Rohe und Persönliche übertragene „Lob der Narrheit". „Das Schmählichste in jenen wie in diesem ist der mit der heiligen Schrift getriebene Spott. Erasmus mißbrauchte die heilige Schrift zu possenhaften Anführungen, die „Briefe unberühmter Männer" legten den verhöhnten Mönchen daraus Stellen in den Mund zur Beschönigung unzüchtiger Dinge. Erasmus, selbst ohne tieferen sittlichen Ernst, warf sich zum rhetorischen Sittenprediger auf und machte insbesondere den ganzen Mönchsstand verächtlich, aber er nannte Niemanden beim Namen, seine Nachfolger Crotus und Hutten spritzten den Schmutz, worin sie wateten, bestimmten Persönlichkeiten ins Gesicht, sogar dem makellosen Arnold von Tungern, den sie Schändliches schreiben ließen und den sie eines

ehebrecherischen Verhältnisses mit der Frau des ihnen verhaßten Pfefferkorn bezichtigten."

Mit diesen Worten leitet Janssen den Uebergang ein zu einem der folgenreichsten literarischen Ereignisse, deren die Weltgeschichte gedenkt, zu dem großartigen Culturkampf zwischen den Reuchlinisten und den Kölner Dominikanern, der sich durch viele Jahre hinzog, an dem nicht nur Kaiser und Reich, sondern die gesammte gebildete Welt Europas sich betheiligte, und der endlich, als der Papst allen weiteren Federkrieg in der Sache untersagte, schließlich mit dem Siege der Humanisten endigte, die dann, um sich zu rächen und zugleich ihr Vorgehen zu rechtfertigen, in den Obscurantenbriefen die Blößen und Schwächen der Gegenpartei schonungslos in herber Satire aufdeckten. Der Verlauf und Ausgang des Streites war ein Triumph der Aufklärung und freien Wissenschaft. Wie wird aber die mächtige nationale Angelegenheit von Janssen behandelt? In seiner Darstellung erscheint Reuchlin Anfangs als ein schwacher Gelehrter, der nicht recht weiß, wie er sich in dem Gutachten, das der Erzbischof von Mainz als Reichskanzler ihm abverlangte, benehmen sollte, der, als der „Augenspiegel" veröffentlicht worden war und Aufsehen erregte, an die angesehensten Theologen der Kölner Universität, Tungern, Collin, Hochstraten, entschuldigende Briefe schrieb mit der Versicherung, „daß er in treuem Glauben verharren wolle und Irriges zu verbessern bereit sei." Erst allmählich hätten sich die destructiven Geister, der Humanistenkreis der „Poeten", der Sache bemächtigt und Reuchlin mit ihren Netzen umstrickt, und nun sei „unter der Einwirkung streitsüchtiger und kirchenfeindlicher Männer eine völlige Aenderung seiner Stellung wie seiner Sprache eingetreten." Er habe nicht nur seine Behauptungen aufrecht gehalten und die Kölner indirect in spitzen Bemerkungen angegriffen, er habe sich auch der deutschen Sprache bedient, um seine Ansichten unter dem Volke zu verbreiten. Den in lateinischer Sprache verfaßten ruhig und würdig gehaltenen Schriften der Kölner habe der gereizte Gelehrte Schmähungen, Verleumdungen und ehrenrührige Beschuldigungen entgegengestellt. Seitdem sei Reuchlin von der Poetenlegion als Fahnenträger ihrer Sache, als der „siegreiche Herkules über die barbarischen Ungeheuer" gefeiert worden. Die lautesten Rufer seien Crotus Mutianus und Ulrich von Hutten gewesen, ihr Triumphgesang die höhnische Satire der Episteln, durch welche ehrbare, würdige und rechtschaffene Männer dem Spotte der Freigeister und des literarischen Pöbels preisgegeben worden seien. Zu diesen übermüthigen Schön=

geistern habe sich auch der Kurfürst Erzbischof Albrecht von Mainz gehalten, der Hutten in seine Dienste gezogen und gleich den Mediceern seinen Hof zum „Sammelplatz von Humanisten und Künstlern" herangebildet habe.

Vor einigen Jahrzehnten gingen aus dem Heerlager der Jesuiten Geschichtsbücher hervor, in denen die Verbreitung der französischen Revolution in den Rheingegenden hauptsächlich dem Mainzer Erzbischof Karl Josef von Erthal Schuld gegeben wurde, weil er den Aufklärungsideen gehuldigt, Toleranz geübt und mehrere literarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse in seine Nähe berufen. Man sieht: „Alles wiederholt sich nur im Leben." Die Ultramontanen sahen die Quelle der Sündflut und des Umsturzes nicht in dem Verderbniß und Aergerniß, das vorausgegangen, sondern in den böswilligen Agitationen einiger Aufwiegler und unruhigen Köpfe. Aber die Flamme greift nur dann um sich und wird unauslöschbar, wenn sie reichliches Brennmaterial vorfindet.

4.

Während in den lateinischen Gedichten der Humanisten ein lebendiger, wenn auch nicht schwunghafter, doch die Luft reinigender Geist wehte, ging die epische Ritterpoesie einem raschen und tiefen Verfall entgegen. Ein bitterer Klageton durchzieht die Verse eines Teichner und Suchenwirt, daß die echte Minne mit ihrer Treue, daß Rittersinn und Edelmuth aus der Welt geschwunden, daß an die Stelle der alten Kraft und Biederkeit Raubsucht, Wucher, Spiel- und Trinklust und weichliches „Verliegen" getreten seien. Als Wohldiener und Schmeichler der Großen zog Michael Beheim von einem Fürstenhofe an den anderen, ohne Lohn oder dauernden Lebensunterhalt zu gewinnen. Als hungernder Schmarotzer verweilte er am Hofe Friedrichs des Siegreichen in Heidelberg und der österreichischen Erzherzoge. Als Herolde und Wappendichter fristeten die fahrenden Sänger der Zeit ein kümmerliches Dasein, verachtet und vor die Thüre gestoßen. Und auch die Lyrik, die sich in die Reichsstädte flüchtete zu den „Meistern des Handwerks," war für Herz und Phantasie dürr und öde, wie lobenswerth und ehrenhaft auch die Bestrebungen der bürgerlichen Sänger sein mochten. Diesen Verfall der Poesie erkennt auch Janssen an, er meint aber, man würde irre gehen, wenn man daraus auf eine „Er-

lahmung des dichterischen Vermögens im Volke“ schließen wollte. Die schöpferische Kraft sei noch vorhanden gewesen und hätte neue Kunsterzeugnisse hervorbringen können, „wenn nicht im sechzehnten Jahrhundert eine gewaltsame Störung der geistigen Kultur eingetreten wäre“.

Die „Poesie im Volke“ ist eins der anziehendsten Kapitel im ersten Bande des Janssenschen Geschichtswerkes und enthält viel Schönes und Wahres. Dennoch fühlt man auch hier die Parteitendenz heraus. Indem er das Volkslied und die geistliche Dichtung dem fünfzehnten Jahrhundert zuschreibt und aus einzelnen Strophen des reichen Liederschatzes die fromme, christlich-religiöse Gesinnung darlegt, will er die Verdienste Luthers um den deutschen Kirchengesang, der von protestantischer Seite mit Recht so hoch gestellt worden, herabziehen. Freilich kann er nicht umhin, einzugestehen, daß in dem katholischen Kultus niemals der deutsche Kirchengesang einen Theil der Liturgie gebildet habe, daß nur lateinische Hymnen gesungen worden seien; aber er sucht aus mehreren Beispielen zu beweisen, daß die vom Volke gesungenen Lieder einen christlich-religiösen Inhalt gehabt hätten, der „Erguß eines glaubensfreudigen Herzens“ gewesen seien. Allerdings hat die gütige Gottheit dem deutschen Volke einen tiefen Born poetischen Gefühls in die Seele gelegt, aus dem zu allen Zeiten ein reicher Liederschatz hervorströmte. In diesen Liedern aber fanden alle Stimmungen und Empfindungen ihren Ausdruck, es waren Naturlaute, in denen sich der momentane Gemüths- und Seelenzustand in Worten und Tönen kundgab oder auch vorherrschende Zeitrichtungen zum Ausdruck kamen. Daß diese Kundgebungen des inneren Lebens mehr wehmüthig, elegisch, ernst waren, die Freude nur selten in Dithyramben und Jubelhymnen erschallte, zeugt nicht von einer heiteren, gehobenen Stimmung, nicht von einer zufriedenen Weltanschauung; vielmehr geht daraus die Trauer hervor, daß das Erdenleben soviel Leid in sich trage. In solchen Seelenzuständen wendet sich bei allen Menschen das Gemüth dem Göttlichen und dem Ewigen zu, und die Christenwelt sucht es in den Vorstellungen, die ihr durch die Kirche zugeführt werden, wie es die Heidenwelt in ihren Hymnen, in den Aussprüchen ihrer Tragiker gesucht hatte. Diese ethische Kraft des Volksgesanges der Kirche erworben zu haben, „alles Süße, was Menschenbrust erhebt,“ in die volksthümlichen Töne des geistlichen Liedes eingewebt zu haben, ist die große Errungenschaft der Reformation. Und ist denn nicht das tiefbewegte Jahrhundert, das man nach diesem

mächtigen Ereigniß nennt, der eigentliche Mutterschoß, die fruchtbarste Geburtsstätte dieser „Poesie im Volke" gewesen?

An den lyrischen Kirchengesang reiht Janssen das geistliche Schauspiel, dem er eine große Bedeutung für die innere Volksbildung beilegt. Er verweilt dabei am längsten bei dem Spiele „Vom Anfang und Untergang des Antichrists", wobei es nahe liegt, den Gegensatz der katholischen Kirche zu der Reformation zwischen den Zeilen herauszulesen. Die Ausführung leitet der Verfasser mit folgenden Worten ein: „Von früher Zeit an gestaltete sich der ganze christliche Gottesdienst mehr zu einem symbolisch-liturgischen Drama aus. Der Mittelpunkt des Gottesdienstes, die heilige Messe, ist eine dramatische Gedächtnißfeier und eine unblutige Wiederholung des größten und heiligsten Weltschauspiels auf Golgatha. Alle einzelnen Theile stellen den Fortgang der göttlichen Opferhandlung dar, die sich gleichsam in fünf Akten vor den Augen der anwesenden Mitopfernden entwickelt und die ganze Tonleiter der religiösen Stimmung umfaßt." Es ist nicht zu verkennen und wird auch von Protestanten nicht geleugnet, daß in den Kultushandlungen der katholischen Kirche manche poetische Elemente enthalten sind, welche die Phantasie anregen und zur Andacht stimmen. Allein der großen Menge ist diese symbolische Bedeutung des Meßopfers ein unverständlicher Begriff. Diese denkt sich unter der vom Priester bewirkten Substanzverwandlung nicht einen symbolischen Akt, sondern einen sinnlich-materiellen Vorgang und wird in dieser Auffassung von der kirchlichen Dogmatik unterstützt. In dieser Beziehung hatten die Verfasser des Heidelberger Katechismus in der Sache nicht ganz Unrecht, wenn sie mit einem derben Ausdruck die Transsubstantiationslehre eine „vermaledeite Abgötterei" nannten.

Zu einem Gemälde des inneren Lebens am Ausgang des Mittelalters liefert kein Buch so ergiebigen Stoff, als die alte allegorisch-epische Thiersage von Reineke Vos, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache in Lübeck gedruckt ward und durch die Uebertragung Goethes Gemeingut der gesammten gebildeten Welt geworden ist. Um so auffallender muß es erscheinen, daß dieses wichtige Dokument für die Sitten- und Zeitgeschichte mit wenigen Zeilen abgethan wird. Zu einer Geschichtschreibung, worin erwiesen werden soll, daß im fünfzehnten Jahrhundert das religiöse und literarische, das politische und gesellschaftliche Leben im besten Stande gewesen und erst durch das revolutionäre Treiben des folgenden Jahrhunderts ins Arge verkehrt worden sei, ist freilich der Reinecke Fuchs ein störender

Mißton. Liegt ihm doch dieselbe pessimistische Weltanschauung zu grunde wie der satirischen Poesie der Humanisten. In dem Thierstaat wird mit grellem Realismus und Naturalismus der moralische Abgrund geschildert, in den das ganze öffentliche Leben, Staat und Kirche, Hof und Hierarchie, alle Stände und Gesellschaftsklassen gestürzt sind. Auf den Papst selbst achtet niemand in Rom, die ganze Macht hat Kardinal Nimmersatt in Händen; sein Schreiber heißt Johann Partei; Krümmsrecht ist päpstlicher Notarius, Moneta, Nummus und Denarius sind die zwei Richter und ihr Sekretarius; durch Weiber und Geld kann in Rom alles erreicht werden, Bann und Interdikt wie Absolution. Das dichterische Gemälde trägt zu sehr das Gepräge der Wirklichkeit, als daß es nicht aus der unmittelbaren Wahrnehmung der herrschenden Gebrechen und Laster geschöpft sein sollte.

5.

Als die Hoffnungen, welche die Völker auf das Baseler Concil setzten, durch das Wiener Concordat zwischen Kaiser und Papst zerronnen waren, richteten sich die Bestrebungen der deutschen Patrioten auf eine Reform der Reichsverfassung und des Reichsregiments und auf die Aufrichtung einer Friedens- und Rechtsordnung für die zerrissenen und zerrütteten deutschen Lande. Und hier begegnen wir einem Manne, der in Basel mit Enea Silvio und Cusanus zusammen gegangen, so lange sie in den Reihen der Freisinnigen sich bewegten, dann aber sein ganzes Leben lang ihr entschiedenster Gegner war, dem fränkischen Rechtsgelehrten Gregor Heimburg. Ein schöner, stattlicher Mann von hohem Verstand, diplomatischer Gewandtheit und imponirendem Wesen hat er bis zu seinem Tode (1472) in allen öffentlichen Angelegenheiten eine hervorragende patriotische Rolle gespielt, ohne jemals seine Grundsätze zu verleugnen. „Gerade und bieder," so schildert ihn Bachmann in der Deutschen Biographie, „voll echter Frömmigkeit und echter Treue, glänzte er ebenso durch natürliche Begabung wie erworbenes Wissen, durch die Kunst der Rede und den Scharfsinn des Staatsmannes und Juristen." Von dem Papste gebannt, von dem Kaiser verlassen, blieb er dennoch treu dem Gedanken an eine Regeneration des Reiches, zu deren Verwirklichung er selbst den Bund mit dem Böhmenkönig Georg Podiebrad und die Freundschaft des Ungarnkönigs Matthias Corvinus anstrebte. Von diesem vaterländischen Manne erfahren wir in Janssens Geschichte nichts. Was konnte auch von

einem Staatsmanne und Juristen Gutes kommen, der an den Reformideen der Basler Väter festhielt, der den von ihren früheren Grundsätzen abgefallenen Hierarchen Aeneas Sylvius (Pius II.) und Cusanus so energischen Widerstand leistete? Dagegen füllen die „Reformvorschläge" des Brixener Bischofs sechs volle Seiten. Sie liefen im wesentlichen darauf hinaus, daß man die monarchische Centralgewalt stärken, das Fehderecht durch eine kräftige Landfriedensordnung abstellen, Reichsgerichte einsetzen, über Heerverfassung und Steuerwesen Anordnungen treffen und in das Verhältniß zwischen Kaiser und Reichstag durch gesetzliche Bestimmungen eine feste Ordnung schaffen sollte. Es waren dies lauter politische Theorien, welche die Nothstände der Zeit nahelegten, welche in der Luft schwirrten und mehrere Jahrzehnte hindurch alle Reichsversammlungen beschäftigten, deren Verwirklichung das eifrigste Bemühen des Erzbischofs von Mainz, Berthold von Henneberg, war, wie wir aus der ausführlichen Darstellung dieser Reformbewegung in Rankes „Deutscher Geschichte" und in Ulmanns „Kaiser Maximilian I." erfahren. Auch dieser geistliche Fürst, der die Seele der großen Reformbewegung in den achtziger und neunziger Jahren war, der auf dem Wormser Reichstag (1495) einen Verfassungsentwurf durchsetzte, wonach die föderative Gewalt gegenüber der monarchischen auf die Spitze geführt war, der den Schwäbischen Bund, den ersten Versuch eines solchen föderativen Organismus der Nation, gründen half, wird in der „Geschichte des deutschen Volkes" nur gelegentlich mit einigen Worten erwähnt. Die Wormser Beschlüsse waren von großer Tragweite: sie schufen in dem Landfrieden, in dem Kammergericht, in der allgemeinen Reichssteuer Institute, die das ganze Reich zusammenfaßten, aber nicht sowohl unter kaiserlicher Hoheit, als unter einer ständischen Regierung.

Das Urtheil der Historiker, ob eine solche Schwächung des monarchischen Princips durch eine ständische Oligarchie zu billigen oder zu verwerfen sei, geht nach zwei Richtungen auseinander; daß Janssen in seiner Vorliebe für die Anschauungen des Mittelalters sich auf die Seite des Kaisers stellt und dessen Widerstand gegen eine solche Minderung seiner Autorität rechtfertigt, ist begreiflich, kann er sich doch dabei auf viele Aussprüche zeitgenössischer Autoren berufen. Er erhebt bittere Klage, „daß die Fürsten die Tyrannen der Nation geworden, die einen obersten Herrscher nicht zu ertragen wußte und nun unter das Joch so vieler gebeugt sei". Dagegen bemerkt Ulmann, daß bei der damaligen Lage der Dinge der Föderalismus seine Berechtigung

gehabt habe. „Weil heute Stärkung der monarchischen Gewalt nationale Politik ist," sagt er in der Vorrede, „war sie es doch mit nichten zu allen Zeiten unserer verworrenen Geschichte. Bei richtiger Schätzung der zu Maximilians Lebzeiten in der Nation vorhandenen und unter ihre natürlichen Häupter vertheilten Staatskräfte wird man vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß es damals wahrhaft nationale Realpolitik war, die vorhandenen ständischen Institutionen zu allgemeiner, jeden Sonderwillen bindender Wirksamkeit auszugestalten."

Der tiefe Grund des Widerstandes der Fürsten und Stände gegen eine kräftige Centralgewalt war neben dem Streben nach Ausdehnung ihrer eigenen landesherrlichen Rechte und Machtbefugnisse ein gerechtes Mißtrauen in die Habsburger Hauspolitik. Diese strebte zu allen Zeiten consequent nach einer vom Reiche unabhängigen, selbständigen Stellung der österreichischen Lande. Es war der kritischen Forschung unserer Tage vorbehalten, den Nachweis zu liefern, daß schon Herzog Rudolf IV. (1358—1365), der von seinen Zeitgenossen der „Stifter" oder der „Sinnreiche" genannt wurde, eine solche Ausnahmestellung durch gefälschte Urkunden zu begründen suchte. „Gestützt auf diese Privilegien," sagt der berühmte Staatsrechtslehrer Hermann Schulze in Heidelberg in der Deutschen Revue, „nimmt Rudolf IV. für sich und seine Lande volle Souveränetät und eine so unumschränkte Gewalt in Anspruch wie ein absoluter Monarch. Er ist der oberste Gesetzgeber in seinen Landen, er kann in Ermangelung von Geblütserben ohne Rücksicht auf die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches frei über seine Lande verfügen, er erhält die freieste Erwerbsbefugniß neuer Länder, auf welche alle diese Vorrechte von selbst übergehen sollen. Nur dem Namen nach bleibt der Herzog Vasall des Reiches, er braucht aber seine Lehen nur auf österreichischem Boden zu empfangen und leistet so gut wie keine Lehnsdienste; als „Pfalz-Erzherzog" hat er alle Rechte der Kurfürsten und kann in jeder Gefahr vom Reiche Hilfe fordern, aber zu Kriegsdiensten und Geldleistungen ist er dem Reiche so wenig verpflichtet, wie zum Besuche der Reichstage. Er ist der Reichsgerichtsbarkeit selbst nicht unterworfen und in seinen Landen der oberste und einzige Gerichtsherr. Jeder Einfluß der Reichsgerichte ist von den österreichischen Erblanden ausgeschlossen. Bezeichneten diese Privilegien vorläufig auch nur die Tendenz der österreichischen Politik, so wurden sie doch nach und nach vollständig durchgesetzt und bildeten die Grundlage der fast souveränen Stellung Oesterreichs zum Reiche. Diese Stellung, die jeden Vortheil, welchen die Reichsverbindung ge-

währte, verschaffte, ohne irgend eine Verpflichtung aufzuerlegen, hat Oesterreich durch alle Jahrhunderte behauptet. In keinem Lande galt die Reichsgewalt so wenig als in den eigenen Erblanden des Kaisers." Auf diese von Herzog Rudolf IV. selbst niedergeschriebenen Urkunden, die von den späteren Habsburgern immer wieder bestätigt wurden, ist das ganze österreichische Staatsrecht und seine Staatsgeschichte bis zur Auflösung des deutsch-römischen Kaiserthums gegründet worden.

War es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die deutschen Reichsstände ihre erworbenen oder angemaßten Territorialrechte in Sicherheit zu bringen suchten? Wir wollen dem Partikularismus und den centrifugalen Bestrebungen nicht das Wort reden; sie haben Deutschlands Erniedrigung herbeigeführt. Aber gegenüber einem Herrscherhause, welches nur auf Mehrung seiner eigenen Macht und seiner Ländergebiete bedacht war und dazu die Kräfte des Reiches benutzen wollte, läßt es sich begreifen und entschuldigen, wenn die Fürsten und Stände sich einem Habsburger Kaiser nicht mit gebundenen Händen auszuliefern gesonnen waren, nicht eine Autorität gründen helfen wollten, durch welche ihre eigenen Hoheitsrechte bald untergegangen wären. Die Wormser Beschlüsse kamen nur unvollkommen zur Ausführung. Oesterreich entzog sich dem Reichskammergerichte, und das Nürnberger Reichsregiment hatte weder Dauer noch Lebenskraft. „Max ist schließlich gerade stark genug gewesen, heißt es bei Ulmann, die Organisation einer beschlußkräftigen und handlungsfähigen Regierung, in die er sich mit den Ständen hätte theilen müssen, zu hintertreiben; aber er hat keineswegs vermocht, die verrosteten Prärogativen des mittelalterlichen Königthums zur bewegenden Kraft wiederum zu erheben." Die anarchischen Zustände, die unter Friedrich III. obgewaltet und den Ruin des Reiches herbeigeführt hatten, wurden unter Maximilian nur wenig verbessert. Auch Janssen entwirft ein trauriges Bild von dieser Zeit des Faustrechts, da die Kriegsfurie durch die deutschen Lande zog, Leben und Eigenthum ohne Rechtsschutz war und nur die Selbsthilfe Sicherheit gewährte, so sehr auch diese Schilderung mit seiner Geschichtstendenz, die wir früher kennen gelernt haben, in Widerspruch steht. Das fünfzehnte Jahrhundert endete, wie es begonnen. In der ersten Hälfte war der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern unerhört geblieben, in der zweiten hatte man sich umsonst abgemüht, eine Autorität im Staate zu schaffen, welche eine „leibliche ehrbare Ordnung im Reich" begründen und eine Wehrkraft gegen innere und äußere Feinde errichten sollte. Es war

eine trübe Periode deutscher Geschichte, wie wir sie in der Ueberschrift bezeichnet haben. Die Landeshoheit der Fürstenthümer nahm eine bestimmtere, in sich geschlossene und befestigte Gestalt an; die Ritterschaft übte ihr altes Fehdewesen; die Städte hatten Mühe, sich ihrer fürstlichen und adligen Bedränger zu erwehren und in der allgemeinen Unsicherheit den Geschäften des Friedens nachzugehen; in den Bauern gährte es unheimlich. Laut klagte man, daß die Gerichte unredlich oder unfähig seien, daß des Reiches Acht keinen mehr schrecke, daß nicht Pilger noch Handelsmann die Straße ziehen könne, daß die entlassenen Landsknechte den Geist der Kriegslust und des Aufruhrs allenthalben verbreiteten. Zu solchen entsetzlichen Zuständen war das deutsche Reich gelangt, und keiner konnte absehen, wie hier Heil und Rettung zu schaffen sei. Die Mißstände in der Staatsverfassung und dem gesellschaftlichen Leben vermischten und vereinigten sich endlich mit einer noch gewaltigeren Bewegung auf kirchlichem und religiösem Gebiete. Im Reformationszeitalter floß die Gährung und Aufregung, das Ringen auf allen Lebensgebieten in einen mächtigen Strom zusammen.

In diesem mächtigen Strome sieht die „Geschichte des deutschen Volkes" nur eine revolutionäre Bewegung, welche von der Literatur in die Kirche und in das gesellschaftliche Leben eindringt. Sind wir in der Auffassung des fünfzehnten Jahrhunderts, wie die obigen Ausführungen darthun, zu verschiedenen Ergebnissen gelangt, so sei es gestattet, aus dem zehnten Bande der „Allgemeinen Weltgeschichte" auch über das Reformationszeitalter unsere abweichende Ansicht zum Schlusse darzulegen: Es ist eine historische Wahrheit, durch die ganze Weltgeschichte bewährt, daß alle großen, auf sittlichen Grundlagen ruhenden Institute, wie sie im Laufe ihrer Entwicklung vom ursprünglichen Geiste abgewichen sind und fremdartige oder ungesunde Elemente in sich aufgenommen haben, einen inneren Regenerationsproceß erleiden, durch welchen die späteren Ansätze abgestoßen werden und mittelst einer Rückkehr zu der alten Basis eine neue Entwicklung versucht wird. Man mag diese Wahrheit Naturgesetz oder göttliche Vorsehung nennen, immerhin giebt sie Zeugniß von der in der Menschheit lebenden geistigen Kraft, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe ringt, die das heilige Feuer der Seele ohne Unterlaß hütet und nährt, die den guten und edeln Theil zum Siege und zur Herrschaft zu führen bestrebt ist. Im irdischen Dasein ist die geistige Kraft in Körperschranken gebannt, an materielle Fesseln geknüpft, die sie vielfach hemmen und ablenken, die

sie oft falsche Mittel und Wege ergreifen lassen. Dadurch werden die Ideen im Laufe der Zeit so mannichfaltig umrankt, verdunkelt, entstellt, daß das Nebenwerk die ursprüngliche Gestalt und sittliche Bedeutung kaum mehr erkennen läßt und ein Reinigungs- und Verjüngungsakt als nothwendige Selbsthilfe von dem Lenker der Menschengeschicke zugelassen oder hervorgerufen wird. Daß auch bei diesem Proceß wieder dieselben guten und schlimmen Mächte mitwirken und mitstreiten, liegt in der Unvollkommenheit alles Irdischen und Kreatürlichen; aber wer an einen, wenn auch mitunter verdunkelten und unterbrochenen, Fortschritt der Menschheit zum Guten und Vollkommenen glaubt, wird in allen diesen inneren und äußeren Lebenskämpfen, in diesem ewigen Conflicte der Werdelust gegen das Bestehende den nothwendigen, naturgemäßen und darum von der Vorsehung gewollten Entwicklungsgang in der Erziehung des Menschengeschlechtes erblicken. Bei dem mangelhaften, unvollkommenen Zustande alles Bestehenden und Gewordenen ist ein Ankämpfen, ein Widerstreit der individuellen Freiheit und menschlichen Willenskraft gegen die auf Macht und Autorität gegründeten Ordnungen gerechtfertigt und geboten, soll nicht das geistige Ringen und Streben in eine stabile Form gepreßt, das Seelenleben zu einem starren Dasein krystallisirt werden. Das Gesetz der Selbsterhaltung, der Kampf ums Dasein wird dann aus diesen Konflikten für die menschliche Gesellschaft einen Zustand herbeiführen, worin die Gegensätze von Autorität und Freiheit entweder ausgeglichen oder zu einem nothwendigen Compromiß gebracht werden. Dieser Widerstreit der geistigen und sittlichen Kräfte ist in dieser Welt der Unvollkommenheiten für das Seelenleben so unerläßlich wie dem Körper das Athmen; aber es giebt in der Weltgeschichte Momente der Erregung, wo alles zu erhöhter Thätigkeit drängt. Solche Momente brechen nicht so plötzlich hervor, sie sind nur das Ueberschäumen des Gefäßes, in dem allmählich der flüssige Stoff gesammelt worden war. Sie bedürfen zu ihrem Hervortreten oft nur eines kleinen Anstoßes; aber sie müssen, sollen sie anders zu fruchtbringenden Resultaten führen, eine vorbereitete Zeit, ein empfängliches Geschlecht und eine geschickte leitende Hand vorfinden. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann wird die Arbeit der Regeneration unter der Führung einer mächtigen Persönlichkeit stets zu einer durchgreifenden Verjüngung und Lebenserneuerung gelangen.

Die kirchliche Bewegung ist nur einer der Factoren in dem allgemeinen Auferstehungsproceß dieser gewaltigen Zeitperiode; auch andere Seiten des geschichtlichen Lebens haben Umgestaltungen erfahren:

im westlichen Europa ist die Feudalherrschaft gebrochen und zersetzt worden; selbst in dem vielgestaltigen deutschen Reiche wurde eine Rechts- und Verfassungsform geschaffen, die wenigstens das fürstliche Fehderecht und die ritterschaftliche Anarchie unter ein Landfriedensgesetz beugte; auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst wurden dauernde Eroberungen gemacht; der Entdeckungsmuth kühner Seefahrer hat der menschlichen Thätigkeit und Regsamkeit unbekannte Regionen erschlossen. Und dennoch wird diese ganze mächtige Zeit mit richtigem instinctiven Takt und Verständniß als das „Zeitalter der Reformation" bezeichnet, und keine klügelnde Kritik und Kleinmeisterei, keine tendenziöse Geschichtschreibung hat diese Bezeichnung aus der Weltgeschichte zu verbannen vermocht. Die kirchliche Reformation bildet den Herd, auf dem die ganze Gluth des heiligen Feuers gesammelt ward, auf dem sich alle Strahlen der Begeisterung und des Seelenlebens concentrirten, wo alle Bestrebungen und Kräfte, welche die neue Zeit begründeten, ihren Ausgang nahmen, ihre Impulse erhielten. Auch in dem Reformationswerk treten die Licht- und Schattenseiten, die allen menschlichen Gebilden anhaften, deutlich genug hervor, ringen die guten und schlimmen Mächte um den Sieg, sind reine und unreine Elemente, lautere und unlautere Triebe und Motive vielfach vermischt und verschlungen; dennoch ist die Reformation die große That, aus der das moderne Staats- und Gesellschaftsleben hervorgegangen ist, der reiche gährende Mutterschoß, der die neue Zeit geboren und ihr alle Keime zur fruchtbaren Fortpflanzung, zur mannichfaltigsten Gestaltung eingesenkt hat. Nur wer diesen großartigen Proceß, der sich um die Wende der beiden Jahrhunderte abgespielt hat, mit ehrlichem Sinne und aufrichtigem Bemühen um Wahrheit zu erfassen und darzustellen unternimmt, kann als redlicher Haushalter im Dienste der Klio angesehen werden. Jedes andere Verfahren zerrinnt wie die Tagesströmung, in der es sich bewegt.

II.

Jean Froissart und seine Zeit.

Streiflichter auf das Literatur- und Gesellschaftsleben des späteren Mittelalters[1]).

Zweimal hat die französische Nation dem europäischen Kunst- und Gesellschaftsleben Richtung und Gesetze gegeben. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß in den Tagen Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers Frankreich auf dem gesammten Gebiete der gesellschaftlichen Bildung eine unbestrittene Vorherrschaft in Europa geübt hat. Weniger allgemein bekannt möchte es sein, daß eine ähnliche Vorherrschaft auch schon im Mittelalter bestanden hat, wenn auch nicht in den ersten, so doch in den letzten Jahrhunderten. Freilich war jene ältere Culturblüthe nicht wie die neuere zugleich von einem Uebergewicht in der Politik und auf dem Kriegsfelde getragen, und deshalb konnte sie leicht dem flüchtigen Beschauer der Weltgeschichte in ihrer wahren Bedeutung verschwinden: wie geringfügig erscheinen uns doch jene kleinen Kriege und Fehden zwischen den capetingischen Königen und den trotzigen Feudalherren gegenüber den welterschütternden Thaten und Anstrengungen der hohenstaufischen Herrscher! wie klein und unbedeutend das Königreich an der Seine gegenüber der Weltmacht des Deutsch-Römischen Reiches! Aber mitten unter diesem Kämpfen und Ringen um das nationale Dasein haben sich aus dem Schoße des begabten und regsamen gallofränkischen Volkes, in dem das romanische und germanische Wesen früh zu einer glücklichen Mischehe sich verbunden hat, Culturkeime entwickelt,

[1]) Historisches Taschenbuch. Jahrgang 1871.

welche sich rasch mit gewaltigem Siegesschritt nach allen Seiten ausbreiteten und Wurzel faßten. Alle jene großen Factoren, welche das mittelalterliche Leben durchdrangen, beherrschten und in Bewegung setzten, das Ritterthum, die Kreuzzüge, die Minnedichtung, die gothische Baukunst, die romantische Heldenpoesie und so manches Andere sind auf Frankreichs Boden entstanden und emporgewachsen; noch in höherem Grade als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist die gesellschaftliche Bildung der höheren Stände in Europa im Mittelalter von Frankreich bedingt und bestimmt worden, noch mehr als Boileau, Racine und Molière haben die Troubadours, die epischen Dichter, die Provenzalen das Reich der Poesie, die heitere Kunst beherrscht, der vornehmen Welt gesellschaftliche Formen gegeben, der Phantasiethätigkeit Vorbilder geschaffen. Es ist bekannt genug, daß alle jene Lieder und Gedichte von Roland und den Helden Karls des Großen, von Artus' Tafelrunde und dem heiligen Gral, an denen sich die vornehme Welt des Mittelalters ergötzte, aus französischen Sagenkreisen hervorgegangen sind, daß der Frauendienst und die Minnedichtung in der Galanterie der französischen Ritterschaft ihren Ursprung nahmen, daß das ganze höfische Wesen, die ganze conventionelle Mode- und Zeitbildung ihre Impulse und Gesetze von Frankreich erhielten. Selbst unsere deutsche Ritterdichtung, epische wie lyrische, mit Ausnahme des alten nationalen Sagenschatzes von den Nibelungen haben nach Inhalt und Form ihre Anregungen aus der französischen Romantik empfangen. Und wie hoch wir dermalen mit Recht den urwüchsigen Sagenstoff vom Siegfried und Dietrich anschlagen, und wie stolz wir Nachgeborene auf die Schöpfung des germanischen Geistes, auf dieses nationale Erbgut aus den Urzeiten der Väter blicken: in den Tagen der Hohenstaufen, in den Zeiten des ritterlichen Glanzes traten an den Höfen und auf den Edelsitzen der Burgherren die nationalen Sagen und Heldenlieder hinter dem Fremdländischen zurück. Der adelige Minnesänger, der von der „Milde" seiner fürstlichen Gönner lebte, überließ den altgermanischen Sagenstoff den untergeordneten Volksdichtern, während er die vornehme Schloßgesellschaft von den Abenteuern und Schicksalen der Artusritter, von der Liebe Lust und Leid des minneseligen Tristan unterhielt oder im schmachtenden Lied eine erkünstelte Liebesflamme auf eine unbekannte Herzensdame nach französischem Vorbilde vortrug. Nach solchen Triumphen in der Vergangenheit ist es begreiflich und verzeihlich, wenn noch heut zu Tage die „große Nation" dem traditionellen Glauben huldigt, daß sie an der Spitze der Civilisation einherschreite.

Man sonnt sich so gern an den Tagen des Glanzes und läßt so ungern den Gedanken aufkommen, daß die frühere Herrlichkeit vorüber ist und andere Völker im geistigen Ringkampfe nachgekommen sind.

Es ist übrigens nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, das Zeitalter des ritterlichen Ruhmes und der poetisch-religiösen Begeisterung, das in den Kreuzzügen seinen Höhepunkt fand, nach seinen einzelnen Ausstrahlungen darzulegen; diese interessante, durch den Zauber der Romantik getragene Welt hat schon viele Darsteller gefunden. Wir wollen vielmehr in eine Periode herabsteigen, wo die innere Kraft und Poesie bereits gewichen war und nur das äußere Gehäuse mit Sorgfalt bewahrt und gepflegt wurde, wo man die Formen um so eifriger festhielt, je mehr die Seele und der belebende Odem verschwunden war. Unser Zweck ist, an zwei Werken, welche die vornehme Welt des späteren Mittelalters beherrschten und schilderten, an dem Roman von der Rose und an den Gedichten und Chroniken Froissarts das gesellschaftliche und literarische Leben Frankreichs im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu beleuchten, und dann an Chaucer, dem Vater der englischen Dichtkunst, darzuthun, wie das britische Inselvolk sich von dem fremdländischen Einfluß emancipirte und in selbständige nationale Bahnen einlenkte. Bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts konnte man sich in dem Gedanken wiegen, die Länder auf beiden Seiten des Canals, wo die höhere Gesellschaft durch Gleichheit der Abstammung und Aehnlichkeit der Lebensformen so innig verbunden und verflochten war, möchten unter Einer Krone vereinigt werden. Heinrich VI. konnte sich noch mit mehr Fug und Recht „König von Frankreich" nennen als Karl VII. bei dem Tode seines geisteskranken Vaters. Erst der Ausgang des mehr als hundertjährigen Krieges richtete eine Scheidewand auf, welche die beiden Nationen auf sich selber wies[1]). Diese Scheidung wurde sowohl auf dem literarischen als auf dem politischen Gebiete vollzogen und erhielt ihre Vollendung durch geschichtliche Ereignisse, die einen tiefen Schnitt in das Fleisch des englischen Volkes machten. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde in dem Inselreiche ein Kampf um die Rosen durchgefochten, der von dem im französischen Roman von der Rose sehr

[1]) Zum besseren Verständniß der politischen Zeitlage und der verschiedenen Seiten des Cultur- und Gesellschaftslebens des fünfzehnten Jahrhunderts erlaubt sich der Verfasser auf seine „Allgemeine Weltgeschichte" (2. Auflage, Leipzig 1885), Bd. VIII und Bd. IX, zu verweisen.

verschieden war. Dort war nicht der „Minnesold“, sondern Scepter und Krone der Preis des Ringens, und nicht die Künste der Liebe und Verführung die Waffen, sondern das bluttriefende Schwert und die sicher treffende Lanze. Diese Kriege der rothen und weißen Rose bereiteten dem normannisch-französischen Feudaladel ein weites Grab in der grünen Erde Altenglands und führten den heimischen Mittelstand, die Abkömmlinge der unterdrückten Angelsachsen, den eingeborenen Landadel, die Bürgerschaften der emporstrebenden Stadtgemeinden auf die Höhe des handelnden Lebens. Schon in Chaucers „Canterburgischen Geschichten“ begegnen wir einer sehr gemischten Gesellschaft, die von der feudalen Ritterwelt seines Zeitgenossen Froissart himmelweit absteht. Hier sehen wir schon im Keime den bügerlichen Rechts- und Handelsstaat, der unter den Tudors zur Entwicklung und Ausbildung kam. In Frankreich dagegen dauerte die ritterliche Romantik fort, ja sie gelangte an der Scheide des Jahrhunderts am Hofe Karls VIII. noch einmal zu einer so bedenklichen Höhe, daß man bereits bei manchen Erscheinungen an Don Quixote erinnert wird. Die Ursachen dieses Fortlebens einer überwundenen Vorstellungswelt in einer Zeit, die in allem Uebrigen bereits eine andere Gestalt angenommen, andere Interessen verfolgte, andere Aufgaben zu lösen hatte, dürften theils in dem nationalen Charakter der Franzosen, theils in der Entwicklung der Staatsgesellschaft gefunden werden. Militärisch-ritterliches Wesen, Galanterie und Frauendienst, Hang zu Abenteuern und kriegerischer Bravour, herausforderndes Selbstgefühl und prahlerische Ostentation, wie sie in dem späteren Ritterthum zu Tage treten, gehörten in allen Zeiten und Jahrhunderten zu den hervorstechendsten Charakterzügen und Eigenthümlichkeiten der französischen Natur. Bei keinem anderen Volke sind Romantik und Ritterthum, Gefallen an höfischen Manieren, an äußerem Prunk und Putz, an gesellschaftlicher Haltung so sehr in Fleisch und Blut eingedrungen als bei unseren Nachbarn im Westen. Als in den deutschen Reichsstädten, in den niederländischen Handels- und Fabrikstädten, in den italienischen Stadtrepubliken das Bürgerthum sich auf allen Gebieten eine ebenbürtige Stellung mit dem Fürsten- und Adelstande errungen hatte, führte in Frankreich die Aristokratie in der Gesellschaft wie in der Kunstbildung und Literatur noch die unbestrittene Alleinherrschaft, waren die städtischen Communen noch zu keinem namhaften Factor im Cultur- und Staatsleben emporgewachsen. So kam es denn, daß die ritterliche Poesie und die Romantik des Mittelalters noch am Hofe und auf den Burgen der Feudalherren fortbestand, als

in den meisten der übrigen Länder bereits eine neue Zeit mit anderen Richtungen und Lebensinteressen angebrochen oder in Werdelust begriffen war. In Deutschland huldigte man nur noch in Oesterreich und Bayern den alten Neigungen und weilte noch in dem inhaltleeren Traum- und Phantasieleben der Tafelrundromane, während überall sonst ein practischer Realismus in den Anschauungen und in der Literatur seinen siegreichen Eroberungszug angetreten hatte. Es ist bezeichnend genug, daß gerade auch hier die Reformation, die doch wesentlich eine Schöpfung des germanischen Geistes war, zurückgewiesen wurde. Wir werden sogleich erfahren, wie innig die romantische Poesie mit den alten Ordnungen und Instituten der römisch-katholischen Kirche und des Feudalstaates zusammenhing.

1[1]).

Der Roman von der Rose, in welchem das spätere Mittelalter den Triumph der romantischen Poesie, den vollendetsten Ausdruck des ritterlichen Minnelebens erblickte, ist eine allegorisch-epische Dichtung über die „Kunst zu lieben". Ursprünglich von Wilhelm von Lorris verfaßt, dann von Jean de Meung, genannt Clopinel oder der Lahme, einem Zeitgenossen Dante's, fortgeführt und erweitert, ist der Roman zwei Jahrhunderte lang das gelesenste und verbreitetste Buch in Frankreich, in den Niederlanden und in England gewesen, ist bewundert, nachgeahmt und übersetzt, ist angegriffen und getadelt worden und hat auf das literarische und gesellschaftliche Leben einen mächtigen Einfluß geübt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, nach den Ursachen zu forschen, welche der Allegorie eine so große Bedeutung in der Dichtkunst

[1]) Roman de la Rose, publié par Méon (4 Bde., Paris 1844). Histoire de la litérature française par de Nisard (Paris 1844), I, 133 fg. M. Villemain, Cours de littérature française (Paris 1830), II, 134 fg. Simonde de Sismondi, De la littérature du midi de l'Europe. 4. Aufl. 1840. In einer alten Folioausgabe vom Jahre 1521 ist der Inhalt auf dem Titel in folgenden Versen angegeben:

Cy est le rommant de la Rose
Où tout art d'amour est enclose.
Histoires et autorités,
Et maints beaux propos usités.
Qui a été nouvellement
Corrigé suffisantement,
Et coté bien à l'avantaige
Com on voit en chacune paige.

dieser Zeit verschaffte, die dichterische Thätigkeit, insbesondere bei den romanischen Völkern auf Wege lenkte, die das gesunde Urtheil und der natürliche Sinn doch nur als Irrwege betrachten kann. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir als die Hauptquellen und Ausgangspunkte die zwei großen Factoren der Lebensgestaltung des christlichen Mittelalters, die Kirche und das Ritterthum, bezeichnen. Die religiöse Symbolik, die kirchlichen Ceremonien und Gebräuche, die geheimnißvollen Formen und Formeln des Gottesdienstes, die alle nur als Gleichnisse und Träger verborgener Gedanken, als Sinnbilder großer Ideen dienen sollten, mußten den Menschengeist gewöhnen, hinter der Erscheinung eine tiefere Bedeutung, hinter der Verhüllung einen den Sinnen unfaßbaren geistigen Inhalt zu suchen, im Zeichen und Ausdruck nur das Mittel der Vorstellung zu erblicken. Bei der hohen Macht, welche Religion und Kirche auf Kunst und Literatur, auf das gesammte Cultur- und Geistesleben des Mittelalters übte, war es daher sehr begreiflich, daß Symbolik und Allegorie die ganze Gedanken- und Phantasiethätigkeit gefangen und gefesselt hielt, daß „alles Vergängliche nur als ein Gleichniß" erschien, daß Sprache und Redeformen nur als Hülle verborgener Weisheit galten. Die christliche Poesie nahm daher früh eine Richtung zu Symbolik und Allegorie. Noch ehe Dante in seiner „Göttlichen Komödie" der Welt das imponirende Musterbild einer allegorischen Religionsdichtung geschaffen, die nur aus höherer Inspiration geflossen zu sein schien, hatten schon die deutschen Mystiker die herkömmlichen Bilder und Vorstellungen der Minnepoesie auf die Beziehungen des Menschen zu Gott angewandt und insbesondere das Verhältniß der Seele zu Gott als eine „Gemahlschaft", als eine Vermählung und Hochzeit aufgefaßt. Von einem der berühmtesten, der „Tochter Syon", giebt Gervinus folgende Inhaltsbeschreibung: „Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorsam und Keuschheit; sie solle verleugnen, wer sie ist, hoch über sich emporfliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Armen umfangen, ihre seine Majestät zeigen, sie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst

contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne (Caritas) weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geschosse den König auf seinem Throne, sodaß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß, ich lasse dich nimmermehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus."

Nicht minder reich war das Ritterthum an symbolischen und allegorischen Vorstellungen, zumal in seiner späteren Periode. In den Tagen der Kreuzzüge war die Ritterschaft eine interessante und inhaltreiche Institution. Wie viel Schein und Heuchelei, wie viel Mystification und Ostentation auch immer unter dem Ritterkleide versteckt sein mochte, es lagen doch gewisse sittliche Ideen zu Grunde, und in der vollkommensten Ausprägung derselben, den geistlichen Ritterorden, haben sich diese Ideen wohl auch wirksam gezeigt. Anders war es im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als das Ritterthum, seiner eigentlichen Thatenziele beraubt, zu einer eiteln Prunkanstalt der vornehmen Welt entartete. Wir werden unten bei Froissart einen Blick thun können in dieses hohle Wesen ohne Seele, in diese Turniere und Ritterspiele, in diese Feste und Schaugepränge: es waren abgestandene, leere Formen, an denen man um so fester hielt, je mehr die ursprüngliche Bedeutung entschwand, die man um so fleißiger pflegte, je weniger sie mit dem wirklichen Leben übereinstimmten, auf die man um so größeren Werth legte, je geringer ihre ethische Kraft, ihr sittlicher Kern ins Gewicht fiel. Als die geistlichen Ritterorden aufhörten oder in fremde Bahnen einlenkten, gefielen sich die Fürsten an dem Spielwerk höfischer Adelsgenossenschaften, die sie als Ritterorden bezeichneten und mit dem Flitter und Schimmer äußerlicher Ehre und Auszeichnung schmückten, ohne Tugend und Seelenadel zu verlangen; je weniger das Ritterthum auf dem Schlachtfelde leistete, desto prahlerischer gestalteten sich die Schauspiele des Lanzenstechens und die Großthaten der Turnierhelden; je weniger man Kraft und Fähigkeit zeigte, die Türken aus Europa zu verdrängen, desto freigebiger war man mit kühnen Gelübden, desto mehr erging man sich an reichbesetzter Tafel im wappengeschmückten Rittersaale in großsprecherischen Reden, denen keine Thaten folgten. Die Souveräne rivalisirten mit einander in Ordensstiftungen ohne tieferen Gehalt. Der englische Hosenbandorden reizte den König von Frankreich und den Herzog von Burgund, um durch ähnliche Schöpfungen in der Geschichte

zu glänzen: so entstanden in Frankreich der Stern= und Michaelsorden, in den Niederlanden der neue Argonautenorden vom Goldenen Vlies; auch die Könige von Schottland und Dänemark wollten nicht zurückbleiben. Daß es bei diesen Ordensfesten und Stiftungstagen nicht an allegorischen Aufzügen, an Schaustücken und Sinnbildern fehlte, ist eine allbekannte Sache. Es schien zuletzt, als ob die Poesie und Geschichtschreibung keine andere Aufgabe mehr hätte, als durch den Griffel von Hofdichtern und Hofhistoriographen diese Prunkfeste zu verherrlichen und in die Jahrbücher einzutragen. Der Sinn für natürliche Größe, für Tugend und Menschenwürde verschwand aus dem Leben, und an die Stelle der Wahrheit und der Thatkraft trat Schein, Maskenspiel und Ostentation. Dies war auch für die dichterische Allegorie die goldene Zeit. Wenn die Poesie ein Bild des Lebens sein soll, wenn sich in der dichterischen Form die Wirklichkeit verklärt abspiegeln soll, wie konnte dann die Poesie dieser Aufgabe glücklicher nachkommen, diesen Beruf pflichtgetreuer erfüllen, als indem sie die Formen, welche das Leben auf seinen Höhen beherrschten, auch zu ihrem Gewand nahm, auch zum Träger und Verkündiger ihrer Schöpfungen und Gebilde machte? Die Muse der Dichtkunst that diesen Schritt kühn und entschlossen und erntete in jenen Jahrhunderten der Convenienz, der traditionellen Form, der künstlichen Systeme, Ruhm und Gewinn in reicher Fülle. So geschah es denn, daß in der ganzen romanischen Welt und nicht minder in den Niederlanden und in England die Allegorie die ganze Poesie durchdrang und beherrschte, daß die epische Dichtkunst personificirte Begriffswesen als Helden einführte, daß die Schauspiele mit allegorischen Figuren prangten, daß der Lyriker seine Gefühle und Empfindungen in verhüllter Gestalt und bildlicher Sprache vortrug; daß der Didactiker seine Lehren erdichteten Figuren, idealen Begriffswesen, in den Mund legte. Auch die Todtentänze, an denen damals das von Krieg und Pestilenz so hart bedrängte Pariser Volk mit entsetzlicher Ironie sich ergötzte und die ihren Weg auch in die Malerei und in die dramatischen Darstellungen nahmen, mehrten die allegorischen Formen des Kunstlebens. Der Schritt war leicht gethan; wohin das dichterische Auge blickte, sah es sich von Schein, Bildwerk und Gleichniß umgeben; wie sollte in einer solchen Welt von Convention, Form und Ueberlieferung die Poesie zu einem realistischen Gehalt, zu einer natürlichen Gestaltung gelangen? Waren denn nicht schon die Herzensdamen der Troubadours Wesen ohne Blut und Fleisch, deren wirkliche Existenz sehr zweifelhaft blieb? Sind denn nicht so manche

Lieder unserer Minnesänger so schwankend und verschwommen gehalten, daß man leicht versucht wird, die darin gepriesene Schöne für ein Gebilde der Phantasie und das Liebesentzücken für mühevolle Kunstarbeit zu halten? Lassen uns nicht oft Petrarca's melodische Sonette im Dunkeln, ob unter der gefeierten Laura eine heißgeliebte Frau oder der Dichterlorbeer zu verstehen sei? Und ist denn nicht die großartigste Dichtung der romanischen Welt, die „Göttliche Komödie", durch und durch auf Allegorie und Symbol, auf mystische Vorstellungen von Kirche und Staat aufgebaut? Das hohe Ansehen, das dieses poetische Werk fort und fort behauptete, war ebensowohl eine Folge dieser herrschenden Zeitrichtung als die Ursache ihrer Dauer. Am wenigsten Erfolg hatte die allegorische Dichtung der Romanen in Deutschland, wo man sich überhaupt in dieser Zeit mehr und mehr von Frankreichs Einfluß frei machte. Doch hat sich auch die deutsche Dichtung nicht ganz davon fern gehalten. Nicht nur daß, wie erwähnt, die Mystiker ihre religiösen Gedichte und theosophischen Speculationen in verhüllter Gestalt einführten; ein vielgelesenes Gedicht: „Die Jagd des Hademar von Laber", kleidet die Freuden und Leiden der Liebe in die Allegorien einer Jagd ein, ein Gedicht in breiter, eintöniger Form, aber nicht ohne liebliche gemüthvolle Züge und Kenntniß des menschlichen Herzens; und das berühmte, aber dichterisch unbedeutende Epos der Theuerdank, an welchem Kaiser Maximilian selbst mitgearbeitet und seine eigenen Thaten und Schicksale unter erdichteten Namen und Figuren dargestellt hat, ist eine Nachbildung des französischen Modegeschmacks. Daß übrigens in Deutschland die allegorische Poesie nicht mit mehr Erfolg gepflegt wurde, lag wohl hauptsächlich an der Unfähigkeit der höfischen Sänger und an der Gleichgiltigkeit und Interesselosigkeit des fehdelustigen verwilderten Adels. Denn wie sehr man auch den Roman von der Rose, besonders in der erweiterten, mit allerlei gelehrten Zusätzen vermehrten Bearbeitung durch Jean de Meung, als eine Verirrung der dichterischen Bildungskraft verurtheilen mag, die deutsche Literatur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hat doch kein einziges poetisches Werk aufzuweisen, das nur von fern mit dem französischen Gedicht verglichen werden könnte, und die rohen und kunstlosen Producte aus der Siegfried- und Dietrichsage, mit ihren Riesen und Zwergen, ihren Zauberern und wunderlichen Fabelwesen, an welchen die fahrenden Dichter und Bänkelsänger der Zeit ihre geringen Kräfte versuchten, bieten keinen Ersatz für das reiche vielgestaltige Leben, das in der französischen allegorisch-didactischen Heldendichtung zu Tage tritt.

Der Roman von der Rose ist eine allegorische Erzählung in Form eines Traumes. Im Wonnemonat Mai, wo sich Alles liebt und paart, sieht sich der träumende Jüngling in die Nähe des Gartens der Liebe versetzt, wo ein schöner Rosenstrauch voll herrlicher Rosen ihm winkt. Da erscheint ihm sogleich ein ganzes Heer von sinnbildlichen Figuren, welche der Liebeswerbung entgegenarbeiten oder hilfreich zur Seite stehen. Die Dame Oiseuse, der personificirte Müßiggang, öffnet ihm die verschlossene Gartenthür; Amor wird des Liebenden gewahr und verwundet ihn mit seinem Pfeile. Nun wird der Getroffene von unwiderstehlichem Verlangen erfaßt, die lieblichste der Rosen zu pflücken. Er huldigt dem Liebesgott und leistet ihm den Lehnseid; dieser empfängt und verwahrt sein Herz und giebt ihm, seinem Vasallen, Verhältungsmaßregeln zum bevorstehenden Eroberungskriege. Die Dame Bel-Accueil, der freundliche Willkommen, steht ihm als Verbündete bei, und durch ihre Vermittelung erblickt er die ersehnte Rose; allein der Zugang wird ihm verwehrt durch allegorische Begriffswesen: Gefahr, Furcht, Verleumdung („böse Zung"), Scham, Eifersucht u. s. w., die wie eine feste Mauer den Gegenstand seiner Begierde umgeben. Die Vernunft, gleichfalls eine allegorische Persönlichkeit, räth zum Rückzuge; als der Träumende jedoch ihrem redseligen Raisonnement widersteht und bei seinem Vorhaben beharrt, unterweist sie ihn, wie er mit Hilfe liebegünstiger Eigenschaften, die wieder als personificirte Figuren, als freundlicher Willkommen, Mitleid, Freimuth, Aufrichtigkeit (Simplesse) auftreten, die verrätherische „Gefahr" (Dangier) und die anderen Feinde überwinden könne. Zuletzt ruft Amor, in dessen Lehndienst der Liebende getreten ist, alle seine Vasallen auf, um die Mauer, von welcher die Rose umgeben und vertheidigt wird, zu erstürmen.

Die Dienstmannschaft des Liebesgottes besteht aus den persönlich gedachten Eigenschaften und ritterlichen Tugenden, die ein Liebeswerber besitzen muß, wenn er zum Ziele gelangen will: freie Zeit (Oyseuse), Adel des Herzens, Freimuth, Ehre, Kühnheit, Courtoisie, Freigebigkeit, Liebeslust (Déduit), Sicherheit, Jugend, Ausdauer u. a. m. Zuletzt, nachdem alle die Laster und schlimmen Eigenschaften, welche der Liebe feindlich entgegenstehen, Untreue (Félonie) und Niederträchtigkeit, Haß und Geiz, Verleumdung (Malebouche) und Gefahr, Mißmuth und Verdruß, Alter und Armuth, überwunden sind von den Tugenden im Dienste der Liebe, von der Dienstmannschaft Amors, in die man selbst zwei Gestalten von zweideutiger Natur, die Heuchelei (Faux-Semblant) und den Cölibat (Contrainte-Abstenence) als Mitstreiter aufnimmt,

wird mit Hilfe der Venus die Feste, welche die Rose umschlossen hält, im Sturm erobert und die Blume endlich gepflückt, der „Minnesold" errungen.

Wie man aus dieser kurzen Inhaltsangabe erkennt, ist die Erfindung, sind Plan und Anlage des Romans weder sinnreich noch fesselnd, und die Tendenz, die schließlich aus der Verhüllung hervortritt, frivol. Die künstlerische Einheit ist aus der Fülle von Bildern und Situationen, von Abstractionen und allegorischem Spiel schwer herauszufinden; alle Laster und Tugenden treten als personificirte Gestalten in die Handlung ein; Allegorie schließt sich an Allegorie, die ganze Erscheinungswelt geht in Gleichniß auf, in jeder Scene und Darstellung liegt unter dem äußerlichen natürlichen Sinn noch eine tiefere, verhüllte Idee verborgen; die Phantasie wird ermüdet durch eine Welt ohne Realität, der Verstand angestrengt durch die Forschung nach der im Bilde verschlossenen Weisheit, das sittliche Gefühl verletzt durch die Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit des Inhalts, der Sinn für Anstand und Sitte beleidigt durch viele indecente Verstöße und Auslassungen. Selbst die Form hat manche Mängel. Eine Dichtung von 20000 Versen, in welchen die Episoden und Digressionen, die gelehrten und scholastischen Deductionen, die satirischen Züge und Schilderungen den Gang der Erzählung überwuchern, sodaß der Weg der epischen Handlung durch die Mannigfaltigkeit des Beiwerks oft versteckt ist, muß nothwendig ermüden, zumal da die Verse, wenn sie auch in leichter Diction dahingleiten, doch incorrect und ohne Sorgfalt in Maß und Tonfall sind.

Und dennoch war der Roman von der Rose zwei Jahrhunderte das Ergötzen der gebildeten Welt und erfreute sich einer Bewunderung und eines Beifalls, wie sie kaum Dante's „Göttliche Komödie" in jener Zeit gefunden hat. Wie läßt sich diese Ueberschätzung eines Buches, welches heut zu Tage nur der Literarhistoriker in die Hand nimmt und Gott dankt, wenn er die wunderliche Welt voll fictiver Gestalten, voll abstracter Begriffswesen, voll Schatten und Schemen ohne Blut und Leben hinter sich hat, erklären? Viel mag man dabei der romanischen Natur und Richtung im Allgemeinen zuschreiben, viel der Neigung und Vorliebe der französischen Nation für künstliche Verstandespoesie, für Spiele des Witzes, für dichterische Erzeugnisse, in denen eine gewisse Grazie und Eleganz ausgeprägt ist, der Esprit, das geistreiche Wesen zum Ausdruck kommt; vieles dem Hange der Zeit für Schein und Aeußerlichkeiten, für die überkommenen Formen des Ritter= und Minnelebens, für die chevaleresken Manieren, mit denen man die Gebrechen der Gesellschaft zu verhüllen suchte. Doch dürfen wir das ästhetische

Wohlgefallen mehrerer Generationen, das sich auch auf den anglo-normannischen Adel in England und auf die flandrische Aristokratie ausdehnte, nicht allein von einer einseitigen mißleiteten oder verkehrten Zeitbildung herleiten; wir müssen uns auch in dem Buche selbst nach solchen Seiten und Eigenschaften umsehen, die Anlaß zu dieser Gunst und Bewunderung der französischen oder französisch gebildeten Gesellschaftskreise gegeben haben mögen. Eine solche Seite, die dem Buche einen besonderen Werth und Reiz verlieh, dürfen wir vor Allem suchen in der Mannigfaltigkeit des Inhalts, in der Lebendigkeit der Darstellung, in der Ueppigkeit der Beschreibung. Der Grund, warum der Rosenroman zu solcher Berühmtheit gelangte, bemerkt Rosenkranz, lag darin, daß jedem Bedürfniß geschmeichelt war: „wer auf die Unterhaltung durch leichte und witzige Erzählungen ausging, fand sie in den eingestreuten epischen Episoden; wer die Frivolität, ja Obscönität liebte, konnte in der Geschichte des Liebenden, in der Zweideutigkeit des symbolischen Ausdrucks, die gegen das Ende zu besonders anwächst, volle Befriedigung haben; wer das Zarte, Liebliche, echt Erotische liebte, mußte wenigstens stellenweise die Dichtung anerkennen; wer, zum Grübeln geneigt, in die Poesie sein theologisches oder philosophisches System hineinzubilden pflegte, konnte hier mit Bequemlichkeit die größten tiefsinnigen und paradoxen Speculationen allegorisch repräsentirt erblicken, ja durch einzelne Reflexionen zu wirklichem Denken fruchtbare Veranlassung empfangen; endlich, wer den Werth der Poesie in die zierliche Ausbildung der Formen setzte, der mußte eingestehen, daß dieser Roman durchweg fließend, bilderreich, malerisch ausgeführt war". So sehr auch in dem Schluß der Dichtung der „Minnesold" der Preis des Ringens und Mühens, den der glückliche Eroberer der Rose gewinnt, unter der durchsichtigen Verhüllung in leichtverständlicher Sinnlichkeit und wenig keuschen Zügen auftritt; die vornehme Welt, die sich an den poetischen Ausführungen und Digressionen, an der Mannichfaltigkeit der Situationen und Schilderungen, an dem reichen über alle Lebenskreise sich verbreitenden Inhalt ergötzte, sah über den verführerischen und unzüchtigen Charakter weg und legte den Worten einen ihr zusagenden Sinn bei. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der allegorischen Einkleidung gab der Auslegung einen weiten Spielraum. Man konnte die sinnliche Liebe zu einer geistigen und religiösen verklären, man konnte die Tendenz des Romans zu einem siegreichen Kampfe der Tugend mit dem Laster erheben; man konnte den Verdächtigern und Zweiflern mit dem herausfordernden Spruch des Kniebandordens zurufen: „Honny soit qui mal y pense"; man konnte die bedenklichen

Moralisten auf die eingestreuten Sittenlehren und Sittensprüche, auf die Zurechtweisungen, Ermahnungen und Tugendlehren verweisen. Wenn das Weltkind sich die verlockende Theorie der Liebespraxis zu Nutze machte; wenn der betrogene Weiberfeind der Verunglimpfung und Verspottung der Frauen zustimmte; wenn der Freigeist sich über die satirischen Schläge freute, welche gegen die Kirche, insbesondere gegen die Bettelmönche, geführt werden; wenn der Demokrat mit Vergnügen hörte, daß die Amtleute und Gerichtsdiener die ärgsten Diebe seien, und aus dem Munde von Marius die scharfen Ausfälle gegen Fürsten und Adel vernahm, fand der Gelehrte und Grübler in den philosophisch-scholastischen Ausführungen und in den Unterweisungen, welche Genius, Kaplan der „Dame Natur", über das Universum, über Physik und Alchymie ertheilt, Stoff und Anleitung zum Nachdenken und Speculiren; ergötzte sich der Aesthetiker und Kunstfreund an den trefflichen Schilderungen und Beschreibungen, woran das Gedicht so reich ist, an der leichten zierlichen Erzählung und naiven Grazie, die in so manchen Stellen hervorleuchten, an den witzigen Anspielungen auf Zeitverhältnisse, auf herrschende Zustände und Ideen. Der Roman von der Rose war das verführerische weltliche Evangelium für alle Lebenskreise, für alle Stände, für alle Richtungen und Bestrebungen mit scharfen satirischen Zügen gegen die bestehenden Ordnungen und Institutionen, eine weltliche Sittenlehre, welche sich gegen die durch Kirchengebote und Gesetze aufgerichteten gesellschaftlichen Schranken auflehnte und der Begierde und Sinnenlust bis zur Emancipation des Fleisches das Wort redete. Eine Hauptrolle spielt der „Faux-Semblant", die Heuchelei oder Scheinheiligkeit, eine allegorische Figur von realistischer Persönlichkeit, die in vielen Zügen an Molière's Tartufe erinnert. Der Liebesgott mißtraut ihm anfangs, als er, geleitet von der Simplesse und Franchise, sich zum Eintritt in die Dienstmannschaft meldet, und will ihn nicht zulassen; aber bei dem Examen, das Amor mit ihm anstellt, giebt der Heuchler so viele Mittel und Wege an, die er zu dessen Triumph einzuschlagen vermag, weist er so viele Waffen nach, die ihm zu Gebote stehen, daß er mit seinem Kameraden, der Zwangkeuschheit, unter die Angriffsgarde aufgenommen wird. Bei dieser Gelegenheit schildert Faux-Semblant, der sowohl in den Klöstern als in der Welt lebt, das scheinheilige Treiben der Mönche, die frommen Betrügereien der Geistlichen, die Gleisnerei und Verstellung, die Habsucht und Genußsucht unter dem äußeren Schein der Armuth und Enthaltsamkeit, den Egoismus und die gemeinen Motive, von denen er bei seinen kirchlichen und seelsorglichen Handlungen sich leiten läßt, die Arbeitscheu und andere Laster

und Gebrechen in so drastischen Zügen, daß man wohl begreift, wie eine solche Charakterfigur sich in Literatur und Phantasie des französischen Volkes festsetzen und zum „Urbild des Tartufe“ werden konnte. Beim Angriff auf die Feste der Rose zieht Faux-Semblant mit der Zwangskeuschheit voran. Maleboucke hütet das Schloß; bei dem Anblick des heiligen Mannes in Mönchstracht mit Psalter und Rosenkranz und mit salbungsvollen Worten auf den Lippen naht sie sich voll Vertrauen; aber während sie in Demuth niederkniet, um zu beichten, faßt er sie an der Kehle und schneidet ihr mit einem Messer, das er im Aermel seines Mantels verborgen hielt, die Zunge aus. Dennoch wird der Angriff zurückgeschlagen, erst als Venus, um den Preis des Lehneides, daß keine Frau keusch bleiben soll, der Mannschaft zu Hilfe kommt und das Castell in Brand setzt, gelingt die Eroberung, und die Rose, geleitet vom freundlichen Willkommen, ergiebt sich.

Die Verehrer des Romans beriefen sich nicht bloß auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts, auf die poetische Schönheit so vieler Stellen und Beschreibungen, z. B. der Zeit[1]), der Liebe[2]), der Schönheit[3]),

---

[1]) Le Temps qui s'en va nuit et jour
Sans repos prendre et sans séjour;
Et qui de nous se part et emble
Si secrètement qu'il nous semble
Que maintenant soit en un point,
Et il ne s'y arrête point;
Ains ne fine (cesse) d'outre passer,
Si tôt que ne sauriez penser
Quel temps il est présentement:
Car avant que le pensement
Fust fini, si bien y pensez,
Trois Temps seroient déjà passés.

[2]) Le dieu d'amour, cil qui départ
Amourettes à sa devise,
C'est cil qui les amants attise
Cil qui abbat l'orgueil des braves,
Cil fait les grands seigneurs esclaves,
Et fait servir royne et princesse,
Et repentir none et abbesse.

[3]) Celle dame avait le nom Beauté,
Qui point n'étoit noire ne brune,
Mais aussi clère que la lune.
Est envers les autres estoiles,
Qui semblant petites chandelles.
Tendre chair eut comme rosée;
Simple fut comme une épousée,
Et blanche comme fleur de lys.
Le vis (visage) eut bel, doux et alys (poli);
Et estoit grèle et alignée,
Fardée n'estoit ne pignée,
Car elle n'avait pas mestier
De soi farder et nettoyer;
Cheveux avoit blonds et si longs
Qu'ils lui balloient jusqu'aux talons;
Beaux avoit le nez et la bouche.
Moult grant douleur au cuer me touche
Quand de la beauté me remembre
Pour la façon de chacun membre....
Jeune fut et de grande faconde,
Saige, plaisante, gaie et cointe (agréable)
Gresle, gente, frisque et accointe (adroite).

des Neides u. s. w., auf die tiefen Wahrheiten und Weisheitslehren, die unter der allegorischen Hülle verborgen lägen; auf die tiefsinnigen Erörterungen über die religiösen Geheimlehren und die Räthsel des Universums; sie hoben es auch als einen großen Vorzug hervor, daß der Rosenroman alle Kunst- und Literaturelemente in sich trage: die romantisch-epische Ritterdichtung im Inhalte und Gang der Liebesgeschichte selbst, die Poesie der provenzalischen Troubadours in den lyrischen Ergüssen, die didactische Dichtung in den theologischen und philosophischen Lehren und Excursen und in der Tendenz des Buches, die Keime des Dramas in den allegorischen Personificationen und in der ganzen Anlage; daß somit die Dichtung von der Rose in ihrem Schoße alle Strahlen der Kunst und Phantasie vereinigt halte, welche die früheren Zeitalter und Geschlechter einzeln ausgebildet hätten und die in der Folge wieder geschieden werden sollten.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß der Roman von der Rose im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht nur die Lieblingslectüre der guten Gesellschaft auf beiden Seiten des Canals bildete, sondern daß er auch wie Dante's „Göttliche Komödie" eine Menge Ausleger und Commentatoren fand; daß man die eingestreuten scholastisch-theologischen Lehren und Aussprüche als Beweisstücke für seinen religiösen und moralischen Inhalt anführte, und sie sogar auf der Kanzel zu Predigttexten verwendete, daß man die lüsternen und schlüpfrigen Stellen, wie im Hohen Liede Salomo's, durch allegorische und metaphorische Auslegung dem natürlichen Sinn entrückte, alles Indecente und Anstößige durch künstliche Interpretation beseitigte. Doch war auch die Zahl der Gegner und Anfechter nicht gering. Vor Allen trat der berühmte Theolog Gerson, Kanzler der Pariser Universität und einer der beredtesten Väter des Constanzer Concils, gegen die Verderblichkeit und Lügenhaftigkeit des Buches in die Schranken. „Wenn ich das einzige Exemplar des Romans von der Rose besäße," schrieb er, „und es wäre 1000 Livres werth, ich würde es dennoch den Flammen übergeben." Nicht nur, daß Gerson auf der Kanzel Strafpredigten dagegen richtete; er schrieb auch einen eigenen lateinischen Tractat, gleichfalls unter der Form eines Traumes, worin die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Mäßigkeit, die Christenliebe (caritas), die Vernunft und andere allegorische Begriffswesen zu Gerichte sitzen über die personificirten Helfer und Widersacher der Liebeslust, die Begierde, den Müßiggang, die Gunst, die Heuchelei, die bösen Zungen u. A. und auf eine vom Gewissen und von der Keuschheit gestellte Klage die theolo-

gische Beredsamkeit, nach Anhörung aller Zeugen für und wider, ein verdammendes Urtheil fällt[1]). Auch die Dichterin Christine de Pisan nahm Anstoß an einem Werk, in welchem die Künste der Verführung so verlockend dargelegt, die Schwächen und Untugenden der Frauen so unritterlich und ungalant bloßgestellt werden; und noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts glaubte Martin Franc, Secretär der Päpste Felix V. und Nikolaus V., in einem Gegenroman: „Der Champion der Damen", die Vertheidigung der Frauenwelt gegen die Angriffe im Rosenroman führen zu müssen.

Bei der hohen Bedeutung und Verbreitung des Gedichts von der Rose war es natürlich, daß dasselbe auf die gesammte nationale Literatur der Zeit in Frankreich einen großen Einfluß übte, und daß nicht bloß die Allegorie, sondern auch die übrigen rhetorischen Künste, die darin zum Ausdruck kamen, die Satire, die Ironie, die moralischen Reflexionen, die Polemik, in die gesammte französische Literatur Eingang fanden. Natur und Einfachheit verschwanden immer mehr, wie im Leben so in der Kunst. In dem Grade, als das Ritterthum zur rohen Rauflust entartete oder in ein hohles Schaugepränge überging, wurde die Poesie ein phantastisches Spiel ohne Gehalt und natürliche Gefühle. Man legte den Hauptwerth auf die äußere Form, auf die Einkleidung stereotyper Gedanken, Empfindungen, Anschauungen in die conventionelle Dichtersprache und in gekünstelte Versmaße. Dazu kam noch ein unglücklicher Hang zur Breite, zur geschwätzigen Redseligkeit und zur selbstgefälligen Ostentation mit gelehrten Kenntnissen und Belesenheit durch Einfügung oder Anführung einzelner Stellen und Aussprüche aus alten Schriftstellern. In den größeren Dichtungen herrschte durchgängig der allegorisch-lehrhafte Charakter vor; und selbst in der lyrischen Poesie gehörte die Allegorie zum Zeitgeschmack. Huldigte doch sogar der bedeutendste Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, den wir im folgenden Abschnitt näher kennen lernen werden, Jean Froissart, in seinen meisten Poesien dieser Dichtung.

---

[1]) „Auferatur ergo liber talis," schrieb Gerson im Jahre 1402, „et exterminetur absque ullo usu in futurum, speciabiliter autem in his partibus, in quibus utitur personis infamibus et prohibitis, sicut vetula damnata, quae judicari debet ad supplicium pillorii cet."

2[1]).

Als in der deutschen Poesie des Mittelalters die „Minne" ein unentbehrliches Element zu bilden anfing, hatte die Geistlichkeit so viel Schicklichkeitsgefühl, daß sie sich von der weltlichen Dichtkunst zurückzog und dieselbe dem ritterlichen Laienstande überließ. In Frankreich war der Clerus im Durchschnitt weniger rücksichtsvoll. Nicht nur, daß er an dem Waffenleben und den Jagdfreuden der Barone sich betheiligte; er nahm auch keinen Anstand, gleich den Laien von Liebe und Ritterthum zu dichten und zu sagen. Vielleicht gehörte sogar der Hauptverfasser des Romans von der Rose, Jean de Meung, dem geistlichen Stande an. Er war wenigstens ein schriftgelehrter Mann und im Lateinischen gut bewandert. Sicher ist, daß Jean Froissart, ein Bewunderer und Verherrlicher des höfischen Lebens, der Ritterschaft und der Galanterie im vollsten Maße, dem geistlichen Stande angehörte und als Canonicus in Chimay starb. Freilich hat er den heiligen Beruf nicht aus Neigung gewählt. Er selbst erzählt, daß er das Latein nur mit Widerwillen gelernt und oft deshalb Schläge empfangen habe; allein sein Vater, der in Valenciennes das Gewerbe eines Wappenmalers betrieben haben soll, war der Meinung, daß der Knabe von zartem Körper, aber von lebhaftem empfänglichen Geist, ein Diener der Kirche werden sollte, so wenig auch seine Natur dazu angethan war. Wir wissen nicht viel von Froissarts Jugendleben; nur einige zerstreute Andeutungen in seinen Gedichten und Chroniken gewähren einen Blick in sein Inneres, in die Zeit seines Werdens. Wir erfahren, daß er lieber die Ritterromane seiner Zeit las als der Schulgelehrsamkeit oblag; er gedenkt einer Vision, die an das Urtheil des Paris erinnert: Venus sei ihm erschienen, von Merkur geführt, und habe ihm versprochen, daß er eine schöne, junge, anmuthige Jungfrau lieben und stets ein „frohes, heiteres und minnereiches Herz" bewahren werde. Er war noch ein Jüngling an Jahren, als er einst eine vor-

---

[1]) Les chroniques de Jean Froissart. Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du 13me au 16me siècle; avec notes et éclaircissements, par J. A. Buchon (15 Bde., Paris 1824—26). — M. Kervyn de Lettenhove, Froissart. Étude littéraire sur le XIVme siècle (2 Bde., Paris 1857). M. E. Prätorius, Ueber Jean Froissart und seine Chroniken, mit besonderer Rücksicht auf das Ritterwesen. In dem Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. Ch. Schlosser und Gottl. A. Bercht (Bd. 5, Frankfurt a. M. 1833).

nehme junge Dame beim Lesen des Liebesromans „Cleomades" betraf. Wie bei Dantes Francesca da Rimini der Lancelot die Lesenden zum ewigen Liebesbund vereinte, so faßte auch Froissart eine zärtliche Neigung zu der „gentilen" Jungfrau; er besang in „Balladen" und „Virelais" ihre graziöse Gestalt, ihr süßes Lächeln, ihre weißen Hände. Ob diese Begegnung in Wirklichkeit stattgefunden, oder ob das weibliche Wesen nur ein Idealgebilde war wie Dantes Beatrice oder Petrarcas Laura, ist schwer zu bestimmen; wir wissen ja bereits, wie wenig die schönen, holden und hehren Frauen, an welche die Troubadours und Minnesänger ihre Preislieder richteten, mit der Wirklichkeit zu schaffen hatten. Jedenfalls hat diese Jugendliebe nur die Folge gehabt, daß sie Froissarts Dichterkraft weckte und stärkte, daß sie ihm zu zärtlichen Minneliedern Stoff und Anregung gab, daß sie ihn vom Kirchenamt fern hielt und ihn dahin führte, wozu Neigung und eine innere Stimme ihn rief. Er beschloß, seine Vaterstadt zu verlassen und sein Glück am englischen Hofe zu suchen. Beim Abschied gab ihm die schöne Dame einen Metallspiegel zum Andenken und die Versicherung, daß sie seiner stets in Liebe gedenken werde. Damals thronte im Schlosse zu Windsor König Eduard III., der ritterliche galante Stifter des Hosenbandordens, und an seiner Seite die vielgefeierte anmuthige Philippa von Hennegau. An ihrem Hofe waren Sänger und Dichter willkommene Gäste, und glänzende Feste drängten einander in reizendem Wechsel. Die siegreichen Kämpfe gegen Frankreich hatten den Namen des Königs und seines Erstgeborenen, des „Schwarzen Prinzen", mit Ehre und Kriegsruhm bedeckt und ein stolzes Selbstgefühl erzeugt, dessen lobpreisender Herold in der Folge Froissart werden sollte. Als er jetzt zum erstenmale über den Canal setzte, war er noch eine unbekannte Größe. Seine Gedichte waren noch nicht weit gedrungen; doch fühlte er in der Seele die Kraft und Anlage zum poetischen Schaffen. Die stürmische Ueberfahrt hielt ihn nicht ab, in elegischen Tönen seiner Liebesstimmung Ausdruck zu geben. Ein Empfehlungsschreiben des Grafen von Hennegau an seine königliche Nichte in England verschaffte dem jungen Troubadour eine freundliche Aufnahme bei der Königin, welche sich gegen Sänger und Dichter stets freigebig zeigte und ihren Landsleuten allezeit sehr gewogen war. Froissart vergalt und erhöhte diese Gunst durch lobpreisende Gedichte. Als ihn nach einiger Zeit die Sehnsucht nach der Jugendgeliebten wieder nach der Heimath trieb, gestattete ihm die Königin die Abreise nur gegen das Versprechen, daß er wieder an ihren Hof zurückkehren wolle. Das Wiedersehen seiner

Dame brachte ihm kein Glück. Er durfte sich der vornehmen Herrin nicht nähern; durch ein Fenster sah er die Liebliche sich mit Anderen unterhalten; nur einmal gelang es ihm mit Hilfe einer Freundin, die jedoch bald starb, die Geliebte zu sprechen. Sie gab ihm Veilchen, und wie oft hat er seitdem diese Frühlingsblume in seinen Liedern gefeiert! Bald verschwand alle Hoffnung. Böse Zungen beschuldigten ihn, er habe sich zu viel mit den „weißen Schwänen der Themse“ eingelassen. Nach einer heftigen Scene folgte ein Bruch und ewige Trennung; aber in seinem Herzen erstarb die Jugendliebe nie. Wir haben gesehen, daß auch im Roman von der Rose der „böse Mund“ der schlimmste Feind der Liebe ist.

Froissart mochte 23 Jahre zählen, als er seine Vaterstadt Valenciennes zum zweitenmale verließ. Er kehrte nicht sogleich nach England zurück, sondern wandte sich nach Avignon, vielleicht in der Absicht und Hoffnung, eine Pfründe zu erlangen; denn seit der Trennung von der Dame seines Herzens mochte ihm der Gedanke, in den Dienst der Kirche zu treten, weniger widerwärtig sein. Es kam nicht dazu. Nachdem er Frankreich von der Schelde bis zur Rhone durchwandert, in den zahlreichen Klöstern Herberge suchend, nachdem er in Narbonne und Paris verweilt und theils aus eigener Anschauung auf seinem Wege durch die verwüsteten und mißhandelten Provinzen, theils aus dem Munde von Augenzeugen die englisch-französischen Kriege und ihre Folgen kennen gelernt, kehrte er, ein Jahr nach dem Frieden von Bretigny, zu seiner Gönnerin nach England zurück. Philippa, stets voll Huld gegen ihre Landsleute, empfing den Sänger aus dem Hennegau, der ihr ein von ihm verfaßtes Buch überreichte, gnädig und wohlwollend; sie zog ihn in ihre Nähe, indem sie ihm das Amt eines Privatsecretärs (Clark) verlieh, und förderte ihn auf alle Weise in seinen literarischen Arbeiten. Das überreichte Buch enthielt wahrscheinlich Kriegslieder zu Ehren der Helden von Crecy; denn Froissart selbst sagt, daß er in früher Jugend schon angefangen habe, die Geschichten der Kriege seiner Zeit in Versen darzustellen.

Die allegorischen Liebesgedichte im Geiste der Zeit, die den Hauptinhalt seines „Maienhof“ und seines „Jugendwäldchen“ bildeten, waren die Frucht des Aufenthalts an dem heiteren englischen Hofe, wo Feste und gesellschaftliche Unterhaltungen einander drängten und Saitenspiel und Gesang das Leben hoben und verschönerten. Hier hörte er die Ritter und Herren, welche den Schlachten bei Crecy und Poitiers beigewohnt, von den Kriegsthaten in Frankreich und an den schottischen

Grenzmarken erzählen, und ihre Worte klangen ihm wie romantische Sagen der Ritterbücher, welche das Entzücken seiner Jugend gewesen. Seit den Tagen Karls des Großen, meint er, hätten sich keine solche Heldenthaten und Abenteuer zugetragen, als die dort vorgefallen. Was war natürlicher, als daß der phantasiereiche, dichterisch begabte Franzose den Vorsatz faßte, alles was er sah und hörte aufzuzeichnen und dem Gedächtniß zu überliefern, „damit die künftigen Geschlechter daraus Beispiele und Vorbilder für tapfere und herrliche Thaten schöpfen und alle edeln und trefflichen Männer sich daran erfreuen und zu ähnlichen Handlungen aufgemuntert fühlen möchten". Die hochherzige königliche Frau, erfüllt von dem ruhmbegierigen Geiste ihres Ahnherrn Balduin von Flandern, der einst den Thron von Konstantinopel gewonnen, begünstigte das Vorhaben ihres Landsmannes und setzte ihn in Stand, die Länder und Höfe zu bereisen, um geschichtliche Nachforschungen anzustellen und aus eigener Anschauung die Orte und Menschen kennen zu lernen, von denen er berichten sollte. „Im Namen der guten Frau", sagt er, „und auf ihre Kosten und auf Kosten der hohen Herren zu meiner Zeit besuchte ich den größten Theil der Christenheit, um zu sehen, was Merkwürdiges geschehe; und überall, wohin ich kam, that ich Nachfrage bei den Rittern und Knappen, welche bei Waffenthaten mit gewesen waren und die eigentlich davon zu reden wußten, und bei allen glaubwürdigen Herolden, um alle Gegenstände richtig zu erforschen." Und diese Aufgabe hat Froissart gelöst wie einst Herodot im alten Griechenland. Sein Leben war von der Zeit an eine Wanderschaft von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof. Aus Liebe zu dem Dienste der edeln Frau, rühmt er, nahmen ihn die großen Herren, Könige, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter, von welcher Nation sie auch sein mochten, gern und freudig auf und brachten ihm großen Nutzen.

Froissart begab sich zunächst an die Grenzmarken von Schottland, wo so oft die beiden Nachbarvölker sich im Kampfe begegneten, nach Berwick, nach der romantischen Abtei Melrose, nach dem waldigen Jedburgh; er bewunderte den Douglas mit dem starken Arm und dem riesigen Schwerte und vernahm aus dem Munde der Ritter und Edeln jene Heldenkämpfe, die er mit so großer Lebendigkeit dargestellt hat. Ueberall fühlt man die persönlichen Eindrücke, die eigene Anschauung heraus. Zu Carlion oder Carduel (Carlisle) in Westmoreland, welches er „Norgalles" nennt, glaubte er den Sitz des Sagenkönigs Artus und seiner Tafelrunde zu erkennen, mit deren Ritterthaten und Liebes-

abenteuern sich so oft seine jugendliche Phantasie beschäftigt. Von den Ufern des sagenreichen Severn kehrte er nach London zurück, wo bald nachher (1364) der gefangene französische König Johann im savoyischen Palaste am Strande sein wechselvolles Leben beschloß, ein echtes Kind jener romantisch-abenteuerlichen Ritterzeit, der das Gelübde eines Kreuzzugs abgelegt hatte, während der ganze Westen seines Königreichs in den Händen der Engländer war und die Söldnerbanden raubend und mordend die Provinzen durchstreiften. Froissart fand bei seiner Gönnerin die wohlwollendste Aufnahme, und in den Hofkreisen war der Dichter und lebhafte Erzähler ein willkommener Gesellschafter. In seinen Chroniken gedenkt er öfters des großen Schlosses zu Windsor, „welches vorlängst der König Artus gegründet hatte, da wo zuerst die edle Tafelrunde gestiftet wurde, von welcher so viele gute und tapfere Männer ausgingen und mit Ritterthaten die Welt durchstreiften". Die nächsten Jahre verbrachte Froissart in der Umgebung des Königs und des Prinzen von Wales, bald in Flandern, bald in Aquitanien, allenthalben beflissen, aus dem Munde kundiger Männer über den Verlauf des Krieges und die geschichtlichen Thaten und Persönlichkeiten sichere Auskunft zu erhalten.

Im Jahre 1368 begleitete er den zweiten Sohn Eduards III., den Herzog Lionel von Clarence, zu seinem Vermählungsfeste mit der Tochter des reichen Galeazzo Visconti nach Mailand, eine Reise, die eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten und Gelagen in Paris und an den Höfen von Turin und Mailand im Gefolge hatte. Auf dieser Reise soll der französische Dichter mit zwei Männern von nicht minderer Berühmtheit zusammengetroffen sein — mit Chaucer und Petrarca. Wie ganz anders war doch damals bei den romanischen Völkern der Dichter in Ansehen als in Deutschland! Während man hier die Minnesänger unter das Hofgesinde stieß oder vor die Thür setzte, ging dort der Poet mit Königen und Fürsten um, und seine Stimme war von Gewicht. Wie sehr fühlte sich Petrarcas eitles Herz geschmeichelt durch das Vertrauen, das ihm die Visconti in Mailand bewiesen, und auch von Chaucer wissen wir, daß er am Hofe Richards II. sich in den vornehmen Gesellschaftskreisen bewegte. Froissart rühmt die glänzende Aufnahme des herzoglichen Zuges bei dem Grafen Amadeus von Savoyen, „dem grünen Grafen", und vergißt nicht, zu bemerken, daß auch ein von ihm gedichtetes Virelai vorgetragen worden sei, und daß der gütige Herr ihm ein schönes Wams und 20 Goldgulden zum Geschenk gemacht habe. Am üppigen Hofe von Mailand

verließ Froissart den Königssohn, um Rom zu besuchen. Drei Monate nachher sank der Prinz „sehr auffallenderweise“ ins Grab. In Bologna traf der Dichter mit Peter von Lusignan, dem ritterlichen Könige von Cypern, zusammen, und ließ sich von ihm und seiner Umgebung vom Morgenlande erzählen. Er begleitete den Fürsten nach Ferrara, von wo aus sich dieser zur Einschiffung nach Venedig begab. Als Froissart sich von ihm trennte, erhielt er ein Geschenk von 20 Dukaten. Bald nachher fiel der tapfere Fürst unter den Mörderhänden seiner eigenen Umgebung. Auch in der Tiberstadt fand der französische Dichter eine gastliche und freundliche Aufnahme bei verschiedenen Herren. Der Anblick der „großen Roma“, wo gerade Urban V. seinen päpstlichen Sitz wieder aufgeschlagen und Johann Paläologus als Hilfe flehender Flüchtling umherirrte, erfüllte den phantasiereichen Mann mit elegischen Gefühlen über die untergegangene Herrlichkeit, denen er in seinem „Jugendwäldchen“ Worte lieh. Seine Wehmuth wurde noch vermehrt durch die Nachricht von dem Tode seiner edeln Gönnerin, der Königin Philippa von England (14. August 1369), die ihm stets so gnädig gewesen. Er kehrte über die Alpen nach seiner Heimath zurück. Im Schlosse Beaumont weilte er bei Guido von Blois, dem tapferen Ritter aus dem glorreichen Hause Châtillon, der so manchen Schlachten und Kämpfen in Frankreich und im Ordenslande Preußen beigewohnt und dem Landsmann viele interessante Züge aus seinem Leben mittheilte. Dort fand sich auch oft dessen Verwandter, Graf Robert von Namur ein, ein Schwager der verstorbenen Königin Philippa. Beide waren kenntnißreiche Männer von großer Erfahrung, von denen Froissart, wie er selbst versichert, bei seinen geschichtlichen Arbeiten mancherlei Anregung, Winke und Belehrung empfing und auf alle Weise unterstützt und gefördert ward. Auch am Hofe von Brabant, wo man Gesang und Dichtkunst ehrte und lohnte und sich an Ritterromanen ergötzte, war Froissart ein willkommener Gast. Er vergalt die gute Herberge mit lobpreisenden Gedichten und feierte in seinen Geschichtsbüchern die festlichen Freuden und Herrlichkeiten im Schlosse Cortenberg. Die nächste Zeit verbrachte er in Lothringen und war im Kreise der fürstlichen Personen und der Burgherren des Landes, deren Feste und Gelage er mit seinen Liedern und Erzählungen belebte, an deren Jagden und Fehden er theilnahm, bis er durch die Empfehlung seiner Freunde die Pfründe von Lestines erhielt, einem Orte in Hennegau unweit Binche, nahe bei Schloß Beaumont in einer geschichtlich merkwürdigen Gegend.

In Lestines machte sich Froissart an die Abfassung seiner „Chroniken“. Sein geistlicher Beruf bewirkte in ihm keine Sinnesänderung. Er liebte nach wie vor Wein, Liebeslieder und festliche Freuden. Die damalige Welt legte dem Cleriker keine schwere Entsagung auf. Als er in einem Alter von 35 Jahren seine Pfründe antrat und sich anschickte, alles niederzuschreiben, was er erfahren und gesehen, brauchte er nicht mit seiner Vergangenheit zu brechen; vielmehr konnte er im Geiste zum zweitenmale die Scenen durchleben, die er bisher geschaut oder vernommen, konnte sich zum zweitenmale vergegenwärtigen, was die Freude seines Herzens ausgemacht hatte. Hatte ihn einst Venus zum Gesang der Liebe angefeuert, so sah er jetzt im Geiste die Göttin der Weisheit vom Olymp herabsteigen und ihn ermahnen, daß er die merkwürdigen Thaten und Begebenheiten seiner Zeit niederschreibe und der Nachwelt überliefere. „Ich bitte den Heiland der Welt“, heißt es in der Vorrede, „der aus Nichts alle Dinge schuf, er möge in mir erschaffen und in mich legen so tugendreichen Sinn und Beharrlichkeit, daß ich dieses Buch, welches ich unternommen habe, fortsetzen und ausführen könne in dieser Art, damit alle, die es lesen, sehen und hören, Vergnügen und Wohlgefallen daran finden können und ich bei ihnen Gnade erlangen möge.“

Ueber die Abfassung seiner Geschichtsbücher vergaß Froissart indessen nicht der Poesie, die ihm so hohen Ruhm und so viel Gunst bei den Großen der Erde eingetragen; und bald fand er Gelegenheit, sich derselben mit neuem Eifer hinzugeben. Herzog Wenzeslaus von Brabant und Luxemburg, ein Freund der Dichtkunst und des Gesanges, berief ihn an seinen glänzenden Hof, und der französische Rittersmann im geistlichen Gewande säumte nicht, der Einladung zu folgen. Er half dem Herzog bei seinen dichterischen Arbeiten und vermehrte sie mit seinen eigenen Produkten. Die Frucht dieser gemeinsamen Thätigkeit war der Roman „Meliador oder der Ritter von der goldenen Sonne“. Nach dem Tode dieses prachtliebenden Fürsten, den er im Jahre 1380 zur Krönungsfeier Karls VI. nach Rheims begleitete, begab sich Froissart wieder zu seinem alten Gönner Guido nach Beaumont (1383), der ihn zu seinem Caplan ernannte und ihm die Stelle eines Canonikus von Chimay verschaffte. Der Graf war ein ritterlicher Herr, reich und vornehm, der an Gesellschaften und Festlichkeiten Gefallen fand; Froissart nahm an allem theil und verherrlichte die hochzeitlichen Freuden des Hauses und der Verwandten in Cambray, in Blois, in Bourges und anderwärts in „Pastourellen“

und „Epithalamien". Nach einiger Zeit trug er Verlangen, den Hof des Grafen Gaston von Foix, des gefeierten Ritters und Waidmannes, kennen zu lernen. Mit einem Empfehlungsschreiben seines Gönners versehen und vier Jagdhunde mit sich führend, begab er sich über Montpellier und Carcassonne nach Béarn. Ein Ritter, Espaing de Lyon, der die englisch-französischen Kriege mitgemacht, gesellte sich zu ihm, unterhielt ihn, während sie an den Ufern der Garonne hinritten, mehrere Tage lang von den Ereignissen, die sich in jener Gegend zugetragen, und zeigte ihm alle merkwürdigen Orte. Die redselige Ausführlichkeit, womit Froissart sowohl im dritten Buche seiner Chroniken als in dem Gedicht „Le Dit du Florin" von dieser südlichen Wanderschaft und von dem Aufenthalte an dem gräflichen Hofe zu Orthez berichtet, giebt Zeugniß von dem lebhaften Eindrucke, den er auf dieser Fahrt in sich aufnahm. Es ist ein prächtiges Bild, das der französische Schriftsteller von der Persönlichkeit und der Lebensweise dieses ritterlichen Mannes entwirft. Graf Gaston von Foix, damals fast 50 Jahre alt, von schöner Gestalt, langem, über die Schulter herabwallendem Haar, blauen, liebevollen Augen, galt für die Zierde der Ritterschaft des Südens, die sich an Jagd- und Ritterleben, an Sängerlust und Turnieren ergötzte. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Jägerei, über die er sogar ein Gedicht im allegorischen Zeitgeschmack verfaßte, mit Einschaltungen aus seinem eigenen Leben, ein milder Gönner des ritterlichen Minnegesanges, der alle fahrenden Sänger und Dichter gastfrei bei sich aufnahm und mit freigebiger Hand beschenkte. Kein Herr in der Welt, versichert Froissart, sah so gern Fremde bei sich, um Neuigkeiten zu erfahren. Man gab ihm den Beinamen „Phöbus" nach dem schönen Sonnengott, der seine goldenen Strahlen auf die Erde niedersendet. Dabei war er ein tapferer und frommer Kriegsmann, der in allen Kämpfen seiner Zeit mitgefochten und sein Schwert gegen die Heiden in Preußen getragen. Das war der rechte Mann, bei dem sich Froissart wohl und heimisch fühlen mußte; und die Aufmerksamkeit, die der Graf dem Dichter und Chronikschreiber, welcher ihm die schönen Jagdhunde zugeführt, erwies, schmeichelte seinem Herzen. „Seine Zuneigung zu mir", erzählt er in den Chroniken, „gründete sich besonders darauf, daß ich ein Buch mit mir führte, welches ich auf Ersuchen und Anregung meines gnädigen Herrn Wenzel von Böhmen, Herzogs von Luxemburg und Brabant, zusammengetragen hatte. Dieses Buch «Meliador» genannt, enthielt alle die Chansons, Balladen, Virelais und Rondeaux, welche der Herzog und

ich gedichtet hatten. Solche Dinge liebte der Graf wegen der Geschicklichkeit, die ich hatte, sie vorzutragen, und jede Nacht nach dem Essen mußte ich ihm davon vorlesen. Der Graf hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und wenn er zuweilen sprach, geschah dies nicht in seinem Gasconisch, sondern in gutem, schönem Französisch. — Um Mitternacht kam er in den Speisesaal; zwölf Diener trugen Fackeln vor ihm her, die sie dann vor seiner Tafel in den Händen hielten, sodaß der Saal sehr hell erleuchtet war; stets waren viele Ritter und Knappen um ihn, und es waren immer noch mehrere Tische nebenher bereitet, an welchen essen konnte, wer da wollte. Niemand sprach mit ihm bei Tische, außer wenn er fragte. Er aß gewöhnlich Geflügel. An Gesang und Saitenspiel (ménestrandies) fand er großes Gefallen und verstand sich darauf. Oft ließ er sich von seiner Umgebung Lieder, Rondeaux und Virelais vorsingen. Im Saale und im Hofe sah man Ritter und Knappen herumgehen und hörte sie von Waffenthaten und Liebe reden. Hier war jegliche Ehre und feine Rittersitte zu Hause; und aus allen Ländern strömten Gäste und Neuigkeitserzähler herbei, um an der Herrlichkeit des ritterlichen und gastfreien Hofes theilzunehmen." Am Weihnachtstage gab der Graf ein großes Fest, dem vier Bischöfe und viele geistliche und weltliche Herren anwohnten. Bei dieser Gelegenheit schenkte er den zahlreichen Minstrels und Herolden, eigenen wie fremden, 500 Franken, denen des Herzogs von Touraine aber golddurchwirktes Tuch mit feinem Grauwerk gefüttert zur Bekleidung, welches auf 200 Franken geschätzt wurde. Man sprach von einem dunkeln, geheimnißvollen Verbrechen, das auf dem Hause Gastons lastete; er hatte seinen Sohn und Erben getödtet; die näheren Umstände blieben unbekannt; aber in den Augen der Zeitgenossen wurde die RDitterehre dadurch nicht befleckt, und Froissarts Feder war darum nicht weniger freigebig in seinem Lobe. Drei Monate verweilte der Chronist auf dem Schlosse des reichen fürstlichen Mannes, der, wie er selbst von sich rühmte, in drei Dingen sich hervorgethan: in der Waffenführung, in der Kunst zu lieben und in der Jagd. Diese letzte Passion sollte auch einige Jahre später (1391) seinen Tod herbeiführen. Als er einst an einem heißen Tage in einem Walde von Béarn einen Bären jagte, fühlte er sich so erschöpft, daß er an demselben Abend starb.

Froissart verließ Orthez, um Johanna von Boulogne, eine Verwandte des Grafen, bei ihrer Vermählung mit dem Herzog von Berri über Avignon, durch Lyonnais und Bourbonnais bis nach Riom in

Auvergne zu begleiten. Neue Feste und Reisen für den geistlichen Rittersmann und eine günstige Gelegenheit, das frohe Ereigniß in einem Hochzeitsgedicht, „Der Ehrentempel“ genannt, zu verherrlichen. In den nächsten Jahren finden wir den reiselustigen Mann bald in Paris, bald in den Niederlanden, bald in Valenciennes und anderen Städten Nordfrankreichs, stets mit neuen Menschen verkehrend und in das Treiben der Welt sich mischend. Auch den mit Schauspielen, allegorischen Darstellungen und Gepränge aller Art verbundenen Krönungsfeierlichkeiten der Königin Isabeau von Baiern wohnte er bei. Bei der Abfassung seiner Geschichtsbücher fand er, daß er über die Vorgänge in der Pyrenäischen Halbinsel nicht genau unterrichtet war. Er wünschte mit Portugiesen zusammenzukommen und begab sich daher nach Brügge, wo Handelsreisende aus allen Ländern verkehrten, und als er dort vernahm, daß Pachéco, einer der königlichen Räthe, in Middelburg weilte, reiste er nach Zeeland zu dem erwähnten Herrn aus Lissabon, der ihn wohlwollend aufnahm und ihm über alles Auskunft gab. Nach einigen Wochen kehrte er nach Valenciennes zurück, um mit ganzem Eifer an seinen Geschichtsbüchern zu arbeiten. Man hatte ihm ein Canonikat in Lille versprochen, aber es scheint nicht, daß er jemals in den Besitz dieser lukrativen Stelle gekommen ist. Er hätte einer erhöhten Einnahme um so mehr bedurft, als mit den zunehmenden Jahren die reichen Geschenke von außen seltener wurden und bei der mißlichen Finanzlage des Grafen von Blois seine geistlichen Aemter in Beaumont und Chimay wenig einbrachten. Der traurige Ausgang dieses befreundeten Edelmannes, der in seinem Alter schwachen Geistes wurde und sein Gut verschwendete und verkaufte, ging Froissart sehr nahe. Zwei Jahre später starb auch Graf Robert von Namur, der andere Gönner und Freund, dem er so viele Belehrung und Anregung verdankte, an der Pest, die damals vom Rhein bis nach England wüthete (1392).

Aber die Heimat vermochte den ritterlichen Geistlichen noch immer nicht zu fesseln. Das fahrende Leben war ihm zu sehr Bedürfniß geworden. Noch in demselben Jahre finden wir ihn im Gefolge des Hofes in Paris und in Abbeville. Im Jahre 1395 unternahm er seine letzte Reise nach England. Er glaubte, es würde sein Leben verlängern, wenn er das Land wiedersähe, wo er in seiner Jugend so angenehme Jahre verbracht. Er fand lauter neue Personen in den alten Räumen und konnte erst nach mehreren Tagen Zutritt bei König Richard II. erhalten. Thomas Percy, Bruder des Herzogs

von Northumberland, und der Herzog von York, die sich des Dichters noch aus ihrer Kindheit erinnerten, stellten ihn endlich dem Könige vor. Er hatte vor seiner Abreise „alle verliebten und moralischen Schriften“, die er seit 34 Jahren durch die Gnade Gottes und der Liebe verfaßt, in ein Buch zusammenschreiben und mit großen gemalten Anfangsbuchstaben anfertigen lassen. Dieses Buch überreichte er dem Könige Richard. „Er öffnete es und sah hinein und es gefiel ihm sehr wohl; und es mußte ihm auch wohl gefallen, denn es war gemalt, geschrieben und verziert und mit rothem Sammt überzogen, mit zehn silbernen Nägeln vergoldet und hatte goldene Rosen in der Mitte und zwei große vergoldete Schlösser reich verarbeitet und gleichfalls mit goldenen Rosen in der Mitte versehen. Dann fragte mich der König, wovon es handle? Ich sagte ihm, von Liebesgeschichten. Ueber diese Antwort war er sehr erfreut und sah in das Buch an verschiedenen Stellen und las darin; denn er sprach und las sehr gut Französisch. Er ließ dann das Buch durch einen seiner Ritter, Herrn Richard Credon, wegnehmen und in sein Zimmer tragen, und erzeigte mir viel Gutes dafür.“

Am Hofe machte Froissart die Bekanntschaft eines englischen Ritters, der Französisch verstand. Der fragte ihn, ob er von dem Feldzuge des Königs nach Irland gehört, und wie er dort vier Könige zum Gehorsam gebracht? Als der Chronist es verneinte, erzählte ihm der andere ausführlich die Angelegenheiten Irlands. Als er einige Zeit darauf sich zur Abreise anschickte, übersandte ihm König Richard von Windsor einen silbernen Becher mit 100 Goldstücken angefüllt.

In Frankreich fand Froissart alles in Bewegung; man rüstete sich zu dem großen Türkenzuge, der mit der Schlacht von Nikopoli endigte. Am burgundischen Hofe zeigte man den größten Eifer für diesen neuen Kreuzzug. Wie freute sich der erregbare Mann über den neuerwachten Rittergeist! Er bezeugte dem Herzog Philipp seine Verehrung durch Ueberreichung seiner Dichtung „Der Liebesschatz“. Bald darauf fand das Vermählungsfest des englischen Königs mit der achtjährigen Tochter von Frankreich statt. Froissart wohnte den Feierlichkeiten bei und erlebte auch noch das tragische Ende des unglücklichen Sohnes des von ihm so hochgeehrten Schwarzen Prinzen. Und gerade bis zu diesem Ereigniß führt das Zeitbuch. Froissart muß also ganz zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gestorben sein. Von seinen letzten Lebensjahren ist nichts bekannt. Wahrscheinlich hat er sie in seiner Pfarrgemeinde verbracht. Nach einer alten Ueberlieferung

wurde er in der Sanct-Annakapelle der Kirche von Chimay begraben. In der Folge wurden ihm am Orte seiner Geburt und seines Todes Statuen errichtet.

Bei keinem Schriftsteller ist der eigene Lebensgang so innig mit seinen literarischen Arbeiten verflochten als bei dem Canonikus von Chimay. Seine in vier Bücher mit vielen Capiteln getheilten Zeitbücher („Chroniques"), welche die wichtigsten Begebenheiten der europäischen Welt von der Krönung des jungen Königs Eduard III. (welche er auf Weihnachten 1326 verlegt, während sie in Wirklichkeit einige Wochen später, den 1. Februar 1327, stattgefunden hat) und den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts umfassen, tragen fast den Character von Denkwürdigkeiten. Tritt auch die Persönlichkeit des Erzählers nicht immer als mithandelnde auf, so erfahren wir doch meistens, auf welche Weise er zu seinen Nachrichten gekommen ist, so hat er doch mit vielen der handelnden Personen, deren Thaten und Leben er beschreibt, im Verkehr gestanden, so hat er doch die Feste und Turniere, das gesellschaftliche Leben der vornehmen Welt, die Vorfälle und Abenteuer, die Vergnügungen und Lustbarkeiten an den Höfen und Edelsitzen, die er so anschaulich schildert, und an denen jene Zeit so reich war, aus eigener Anschauung und Beobachtung kennen gelernt, so hat er doch die meisten Orte, die den Schauplatz seiner Darstellungen bilden, selbst gesehen. Auf seinen Wanderungen machte er seine Studien, sammelte er sein geschichtliches Material. Mochte er auch Einzelnes aus älteren Chroniken geschöpft haben: die Hauptquellen seiner Erzählungen gründen sich fast nur auf die Vorgänge seiner eigenen Beobachtungen, die mündlichen Angaben der Mithandelnden, die er aufschrieb oder seinem Gedächtniß einprägte, die detaillirten Mittheilungen, die er mit Phantasie und künstlerischer Gestaltungskraft zu lebensvollen Gemälden in breiten Rahmen verband. Nur bei den Partieen, die vor seiner Zeit lagen, hat er sich an die Chronik seines Landsmannes und Standesgenossen, Jean Le Bel, Canonikus von Lüttich, gehalten.

Erfüllt von dem romantischen Ritter- und Sängerleben, das während der englisch-französischen Thronkämpfe seine letzte Nachblüte feierte; aufgewachsen und heimisch in einer Gegend, wo das Ritterthum vorzugsweise ausgebildet war und am Hofe der burgundischen Herzoge am längsten erhalten und gepflegt wurde, wurzelte Froissart trotz seines geistlichen Berufes mit seiner ganzen Natur in der höfischen Ritterwelt

voll waffenkundiger, lebensfroher Herren, voll schöner, reichgeschmückter Damen, voll heiterer Liebeslust und geselliger Galanterie, voll froher Feste, Tänze, Maskeraden und Gelage, die er so naturgetreu, so anziehend, so aus vollem Herzen geschildert hat. Wenn er das gesellschaftliche Leben an den Königshöfen und in den Sälen der reichen Grafen und Herzoge beschreibt, wird man unwillkürlich an Goethe's Sänger erinnert:

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt, ihr schönen Damen,
Welch reicher Himmel, Stern bei Stern,
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Mit redseliger Breite erzählt er den Hergang bei Schlachten und Belagerungen, die Festlichkeiten, Zweikämpfe und Turniere, die ritterlichen Formen und Gebräuche im Kriege und bei friedlicher Begegnung, wobei er gleich den alten Epikern sich gewöhnlich derselben Wendungen und Ausdrücke bedient. Eine ritterliche Terminologie durchzieht das ganze Werk; war ja doch die Welt, in der sich der Chronist bewegte, allenthalben dieselbe; war ja doch der englisch-französische Krieg nur ein großer Ritterkampf, worin jahraus jahrein das wechselvolle geschichtliche Leben sich abspielte; hatte sich ja doch, wie in den alten Ritterbüchern, eine conventionelle Form und Ausdrucksweise für alle Verhältnisse und Begegnungen, für alle Waffen, Heerordnungen und Geräthschaften, für alles höfische Wesen festgestellt!

Wenn, wie wir früher bemerkten, bei den ernsteren Germanen die Geistlichkeit die Poesie der Minne als unvereinbar mit ihrem Stande frühzeitig den Laien überließ, so bewegte sich bei den romanischen Völkern der Klerus viel freier und unbefangener in jener romantischen Liebeswelt, welche mehr und mehr den realen Boden unter den Füßen verlor und in Luftgebilde verflüchtigte. Aus dem obigen Lebensgang geht hervor, daß Froissart, obwohl Caplan und Domherr, in die Zahl der wandernden Dichter und Sänger gehörte, welche an den Höfen und Ritterburgen stets willkommene Gäste waren, weil sie dem gesellschaftlichen Leben einen idealeren Anstrich verliehen. Von den Natur- und Minneliedern, von den Gelegenheitsgedichten, Festgesängen und Allegorien, welche dem Troubadour und Minstrel an den Höfen von England, Brabant, Frankreich und Mailand Ein-

gang verschafften und reichen Lohn eintrugen, sind die meisten gesammelt und bei Buchon abgedruckt; andere dagegen wie „Der Meliador“, „Der Liebesschatz“, „Der Maienhof“, sind verloren oder noch nicht herausgegeben. Allenthalben erkennt man in der leichten anmuthigen Behandlung den Mann von Welt, der das gesellschaftliche Leben und den Umgang „gentiler“ Frauen genossen. Wenn auch ohne tiefere poetische Naturanlage, hat er aus der Fülle eines reichen Lebens geschöpft und der Lyrik neue Formen geschaffen. Dieser Kunst und Dichtergabe verdankte Froissart den Zutritt in die Schlösser und Burgen, wodurch er Mittel und Gelegenheit fand, den Stoff für seine Zeitbücher, das eigentliche Denkmal seines Ruhmes und seines Talentes, zu sammeln und aufzuzeichnen. Die Gabe rascher Gestaltung und dichterischer Komposition, die man ihm als Dichter nachrühmte, kam ihm auch bei seinen historiographischen Arbeiten zu statten. Die Scenen, die er uns vorführt, sind mit einer Lebendigkeit und Natürlichkeit dargestellt, daß der Leser sich mitten in die Handlung der Begebenheiten hineingestellt glaubt. Seit Herodot hat kaum ein anderer Historiker die Kunst leichter und anmuthiger Erzählung in solchem Grade geübt wie Froissart. Die epische Darstellung ist in dramatischen Fluß gesetzt; der Faden der Erzählung wird oft durch Gespräche und persönliche Bemerkungen durchbrochen, Beschreibungen und Schilderungen sind durch lebendige Vorführung der Situationen und Scenerie so anschaulich gemacht, daß man alles vor Augen zu sehen meint. Der Leser nimmt theil an der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, mit welcher der Verfasser selbst sich den Stoff angeeignet hat, an dem lebhaften Interesse und dem offenen Sinn, womit er das Leben in seiner wirklichen Erscheinung, die vornehme Gesellschaft in ihrer heiteren Naivetät auffaßte. Aus Unterhaltungen und Gesprächen, aus schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen schöpfte er das historische Material, und seine eigene Beobachtungsgabe, seine reiche Erfahrung, seine dichterische Phantasie setzten ihn in Stand, die einzelnen Züge zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden, aus losen Erzählungen von Thaten und Abenteuern ein geschichtliches Gemälde zu componiren, in welchem weniger der pragmatische Zusammenhang und die Genesis der historischen Begebenheiten hervortraten, als die äußeren Erscheinungen, die Thaten und Erlebnisse der Mithandelnden, weniger die Erforschung und Zergliederung der psychologischen Processe, als die Entfaltung der Kräfte, Triebe und Leidenschaften in der weiten vielgestaltigen Wirklichkeit. Daß bei einem solchen Verfahren

viel Fabelhaftes, Unwahres, Unzuverlässiges sich einschleichen mußte, war ebenso natürlich wie bei Herodot, zumal da bei Froissart mehr die Gabe der Gestaltung und lebendigen Darstellung entwickelt und thätig war, als sichtender und ordnender Verstand und kritisches Urtheil, und er mit einer heiligen Pietät und kindlichen Leichtgläubigkeit alle Erzählungen in sein Gemüth und Gedächtniß aufnahm. In Froissart's Chroniken wird uns die an Wechselfällen und erschütternden Ereignissen so reiche Zeit des vierzehnten Jahrhunderts von einem Manne vorgeführt, der für alle Erscheinungen ein richtiges Verständniß, eine warme Empfänglichkeit besitzt, der sich an den geschichtlichen und ritterlichen Thaten erfreut und durch die Darstellung derselben Andere zum Mitgenießen und zur Nacheiferung anfeuern will, der mit dem Gleichmuthe und dem heiteren Gemüthe eines vorurtheilsfreien Beobachters die glücklichen wie die unglücklichen Vorfälle berichtet. Auf den Grenzmarken der französischen und niederländischen Nation geboren, durch Bande der Liebe und Anhänglichkeit an den englischen Hof gefesselt, hat er mit gleichem Interesse, mit gleicher Objectivität und Unparteilichkeit die Thaten und Persönlichkeiten dieser Nationen erfaßt und dargestellt. Wenn man bei ihm eine gewisse Vorliebe für die Engländer entdecken wollte, so lag die Ursache davon weniger in einer vorwiegenden Neigung für das britische Volk, als in seiner Bewunderung für ihre ruhmvollen Thaten und für das ritterliche Wesen des Prinzen von Wales. Zeigt sich auf Seiten der Franzosen eine Gelegenheit zu ähnlichem Lobe, wie bei dem Connetable Duguesclin, so ist seine Bewunderung und Verherrlichung nicht weniger warm. Nur die Königin Philippa, die in seinen Augen alle Tugenden der vornehmen aristokratischen Gesellschaft besaß, wird mit besonderer Courtoisie behandelt. Selbst auf ihre Umgebung erstreckt sich dieses persönliche Interesse. Wie freundlich gedenkt er des jungen Hennegauers, der seiner Gebieterin über den Kanal folgte: „Bei der Königin Philippa blieb aber niemand von ihren Landsleuten, außer ein junger Edelknabe, der Vatelet (Walter) de Mauny hieß, um ihr zu dienen und bei Tafel vorzuschneiden. Dieser erlangte seitdem so große Gunst bei dem Könige und allen Rittern und Herren des Landes, daß er in das Vertrauen und in den höchsten Rath des Königs kam mit Willen aller Edeln im Lande, und that so große Thaten der Tapferkeit an so vielen Orten, daß sie gar nicht alle aufgezählt werden können.“ In der Bretagne befreite er einst die in Hennebont belagerte Gräfin von Montfort, wobei der Chronist die Bemerkung macht: „Wer damals die

Gräfin sehr huldreich aus dem Schloß herabsteigen sah und wie sie Herrn Walter de Mauny und seine Gefährten einen um den andern zweimal oder dreimal küßte, der konnte wohl sagen, daß dies eine ritterliche Dame war."

Begründeter erscheint der Vorwurf, daß der Chronikschreiber mehr Sympathie fühlt mit den Freuden und Herrlichkeiten der vornehmen und aristokratischen Welt, mit den Waffenthaten und Liebesabenteuern der Ritter und Damen, als mit der gedrückten Lage des Volks und mit den Freiheitsbestrebungen der Stadtbürger. Froissarts Geschichtsbücher sind der Nachklang der mittelalterlichen Ritterromane; bei seinen Erzählungen und Schilderungen wird man überall an die ideale Welt der Sage und Dichtung erinnert, welche im vierzehnten Jahrhundert noch das geistige Leben der Gesellschaft erfüllte und beherrschte, welche nach seiner Zeit allmählich verschwand und ihrem Verfall entgegenging. Nicht als ob er in seinen Zeitbüchern Wahrheit und Dichtung vermischt vortrüge: die historischen Begebenheiten, die er mittheilt, sind treu und zuverlässig, und er hat keine Mühe gespart, sich über den wahren Sachverhalt zu unterrichten und das Echte vom Falschen zu scheiden. Auch von schriftlichen Actenstücken, von Verträgen, Briefen und Urkunden, hat er Einsicht genommen. Allein es ist bereits daran erinnert worden, daß er nur bei der äußeren Erscheinung verweilt. Er schildert das Leben der Wirklichkeit mit künstlerischer Virtuosität und romantischer Färbung, aber nur in den großen geschichtlichen Actionen, nur in den Situationen der hohen aristokratischen Gesellschaftskreise, mit dem sichtbaren Wohlgefallen eines geschickten Malers an der Farbenpracht seiner Scenerie, an der Zeichnung und Gruppirung seiner Heldengestalten. Schlachten und Waffenthaten, Turniere und galante Abenteuer, Hochzeiten, Hoffeste und Bankete nebst dem reichen Genreapparat, der sich daran anschließt, werden mit dramatischer Lebendigkeit und epischer Breite vorgeführt. Wir bewegen uns in einer Welt voll Ruhm und Ehre, voll Pracht und Herrlichkeit, voll tapferer Männer und liebreizender Frauen, voll Lebensfülle und Lebenslust; aber die inneren Vorgänge des Seelenlebens, die Regungen des menschlichen Herzens, das geistige Wirken und Schaffen werden nicht in der Tiefe erfaßt. Die Geschichte erscheint bei Froissart als eine ununterbrochene Reihe von Handlungen und Begebenheiten, bald auf einander folgend, bald neben einander herlaufend; der innere Pragmatismus, die Triebe und Leidenschaften schlummern im Dunkeln. Er erzählt mit derselben Anmuth, Ruhe und Unbefangenheit gute und schlimme Thaten, Hand-

lungen aufopfernder Hingebung und übermüthigen Frevelsinnes; er ist der echte Sohn seiner Zeit, die über der glänzenden Außenseite die inneren Schäden nicht bemerkte, der Sprecher der bevorrechteten Gesellschaftskreise, in welchen er sich bewegte. „Ruhm, Eitelkeit und Herrlichkeit der Welt galten da als das Höchste; sie gaben der Einbildungskraft den kühneren Schwung und nährten sie in schnellem Wechsel mit allerlei lockenden Bildern; auf diesem Boden entsprang der Gedanke und die rasche Ausführung gewaltiger That, von geübter Körperkraft stark unterstützt; hier nur suchte und fand die That ihren Lohn. Ein höheres Bedürfniß des Gemüths ward halb befriedigt niedergehalten durch den Glauben, den die Kirche gebot, und strenge Beobachtung ihrer Gebräuche und Büßungen tilgten im Wahne die begangenen Frevel und die innere Schuld und suchten den Streit auszugleichen, den der Geist über die Leichtigkeit des sinnlichen Lebens erheben mochte. Da blieb freilich unerkannt der wahre Ernst der Geschichte und der tiefere Geist in dem Leben der Völker, der ganz anderen Adel und Ritterschaft aufzuweisen hat, als Geburt, Macht und Besitz, Kühnheit und Körperstärke einem von Froissarts Rittern zu verleihen vermochten.“ Die sittenrichterliche Strenge des echten Historikers, das zornmüthige Aufflammen über Unrecht, Gewaltthat und Bedrückung, das Erforschen der politischen Motive, die geheimen Vorgänge und Triebe in der Seele der Handelnden treten in Froissarts Zeitbüchern nicht zu Tage. Der Canonikus von Chimay, der so gern bei den Festgelagen der Ritter, in der feinen Gesellschaft „gentiler“ Frauen weilt, bricht nicht in Worte des Unwillens und der Entrüstung aus, wenn er von Thaten wilder Leidenschaft, blutiger Rachgier, finsterer Mordsucht, feindseliger Nachstellungen und Ueberfälle zu berichten hat. Mag er auch gelegentlich die Tyrannei eines Galeazzo Visconti rügen, mag er auch hier und da die Bedrückung des Volkes durch die schweren Steuern und Abgaben mit Ausdrücken des Mitleids und der Mißbilligung erwähnen, mag er auch die Gebrechen der Kirche zur Zeit des Avignoner Papstthums erkannt haben; so gilt ihm doch jede Auflehnung gegen das Regiment der Feudalherren, jedes Ankämpfen gegen die bestehenden Ordnungen als frevelhafte Vermessenheit. Nicht nur daß Wycliffe und seine Anhänger eine harte Beurtheilung erfahren, daß die Urheber und Führer der Jacquerie mit Schmähungen belegt werden; auch Artevelde und die niederländischen Bürgerhelden, obwohl Eduards III. Bundesgenossen, finden keine Gnade vor seinen Augen. Mit sichtbarer Abneigung schildert er den Brauherrn von Gent: „Er

hatte immer, wenn er in der Stadt Gent umherging, hinter sich sechzig bis achtzig bewaffnete Diener, von denen zwei oder drei seine Geheimnisse wußten, und wenn er jemand begegnete, den er haßte oder der ihm verdächtig war, ließ er ihn sogleich tödten. Und sobald ihn diese Diener in sein Haus zurückgeführt hatten, ging jeder nach Hause zum Essen. Nach Tisch kamen sie wieder in sein Haus und warteten, bis er auf die Straße herabkommen, spielen und sich vergnügen wollte in der Stadt; und ebenso führten sie ihn wieder zum Abendessen. Kurz, es gab weder in Flandern noch in einem anderen Lande einen Herzog, Grafen, Fürsten oder anderen Gewaltigen, der so unbeschränkt geherrscht hätte als Jakob Artevelde. Er ließ die Renten, die Tonnengelder, die Weinzehnten, die Gefälle und alle Einkünfte erheben, die dem Grafen gehörten. Er verwandte sie nach Gutdünken und gab davon aus, ohne irgend eine Rechnung davon abzulegen, und wenn er sagte, er brauche Geld, so glaubte man es ihm: und man mußte es wohl glauben, denn Niemand wagte, etwas dagegen zu sagen, aus Furcht, das Leben zu verlieren; und wenn er von einem Bürger Geld leihen wollte auf seine Rechnung, so war kein Mensch da, der es gewagt hätte, es zu verweigern." Als er später die Ermordung desselben bei einem Bürgeraufstande erzählt, macht er folgende Bemerkung: „So schloß Jakob Artevelde seine Tage, der zu seiner Zeit ein so großer Herr in Flandern gewesen war. Arme Leute hatten ihn Anfangs erhoben und schlechte Leute tödteten ihn zuletzt. Als die Nachricht davon bekannt wurde, freuten sich Einige sehr, Andere beklagten ihn".

Froissart ist der Verherrlicher und Bewunderer der mittelalterlichen Feudalzeit, die gerade noch ihren letzten Schimmer über die Erde warf. Aber seine Bewunderung ist natürlich und ungekünstelt, darum erzeugt sie Wohlgefallen und Interesse; er selbst ergötzt sich an der reichen Welt, die er uns vorführt, und seine eigene sichtbare Freude an dem bewegten Ritterleben mit seinen Kämpfen, seinen Festen, seiner Galanterie erwärmt auch den Leser und reißt ihn fort. Es sei uns vergönnt, dieses Urtheil an einer Stelle aus den Chroniken zu erläutern. Bekanntlich wird die Stiftung des Hosenbandordens durch König Eduard III. mit der Liebe und Galanterie dieses ritterlichen Monarchen für die Gräfin von Salisbury in Verbindung gesetzt. Nun erzählt uns Froissart im ersten Buch, Cap. 165 fg., wie diese Zuneigung bei dem Könige erwachte und Wurzel schlug. Die Schotten hatten einen verheerenden Einfall in das englische Gebiet unternommen und das Schloß Salisbury belagert, welches die Gräfin, da ihr Gemahl in

Gefangenschaft gerathen war, vertheidigte. Eduard zog zum Entsatze herbei, aber bei der Nachricht von seiner Ankunft kehrten die Feinde rasch in ihr Land zurück, zum großen Aerger des englischen Königs, der sich gern mit ihnen geschlagen hätte. Nun besuchte er das Schloß, wo die edle Dame wohnte, die er seit ihrer Verheirathung nicht wiedergesehen hatte. Sobald der König seine Rüstung ausgezogen hatte, erzählt Froissart, nahm er etwa zehn bis zwölf Ritter mit und ging nach dem Schlosse, um die Gräfin von Salisbury zu begrüßen und um zu sehen, in welcher Weise die Schotten die Bestürmung und die Schloßbewohner die Gegenwehr ausgeführt hätten. Sobald die Gräfin von Salisbury vernahm, daß der König käme, ließ sie alle Thore öffnen und kam heraus so reich gekleidet und geschmückt, daß Jedermann sich verwunderte und sich nicht enthalten konnte, sie zu betrachten und den hohen Adel der Dame zu bewundern mit der großen Schönheit und der graziösen Haltung, die sie hatte. Als sie bis zum Könige gekommen war, verneigte sie sich bis zur Erde vor ihm, indem sie ihm dankte für seine Gnade und für die Hilfe, die er ihr gebracht hatte, und führte ihn in das Schloß, um ihn zu bewirthen (fêter) und zu ehren, wie Eine, die dies wohl zu thun verstand. Jedermann betrachtete sie mit Verwunderung, und der König selbst konnte sie nicht genug ansehen, und es kam ihm wohl der Gedanke, daß er noch nie so etwas Edles, so Huldreiches und Schönes gesehen als sie. Da traf ihn alsbald ein Funken der zarten Liebe ins Herz, den Frau Venus ihm schickte durch Cupido, den Gott der Liebe, und der lange Zeit in ihm blieb, denn es schien ihm wohl, daß auf der ganzen Welt keine Dame so liebenswürdig sei als sie. So gingen sie in das Schloß Hand in Hand, und es führte ihn die Dame zuerst in den Saal und dann in das Zimmer, welches so herrlich ausgeschmückt war, wie es sich ziemte; und immer betrachtete der König die edle Dame so glühend, daß sie ganz verschämt und verwirrt wurde. Nachdem er sie eine gute Weile angesehen hatte, ging er an ein Fenster, um sich aufzulehnen, und fing an, ernstlich nachzudenken. Die Dame, welche nichts dabei dachte, ging weg, um die anderen Herren zu bewillkommnen, so artig, wie sie es verstand, Jeden nach seinem Stande. Darauf befahl sie, das Mittagsmahl zu rüsten und wenn es Zeit wäre, die Tafeln zu setzen und den Saal zu schmücken und herzurichten. Wie nun die Dame angeordnet und ihren Leuten befohlen hatte, was ihr gut schien, kam sie zurück sehr artig zu dem Könige, der noch immer in tiefen Gedanken da stand, und sagte zu ihm: „Theuerer Herr, warum seid Ihr so in Nachdenken

versunken? So viel Denken geziemt Euch nicht; das ist meine Meinung mit Euerer Gunst: Ihr solltet jetzt froh und guter Dinge sein, da Ihr Euere Feinde verjagt habt, die nicht gewagt haben, Euch zu erwarten, und solltet Andere nachdenken lassen über das Uebrige." Der König antwortete und sprach: „Ach, theuere Dame, wisset, daß, seit ich hier eingetreten bin, ein Traum über mich gekommen, vor welchem ich mich nicht in Acht nahm: so kommt's mir zu, nachzudenken, und ich weiß nicht, was mir wird begegnen können: aber ich kann mein Herz nicht davon wegbringen." „Theuerer Herr," sagte die Dame, „Ihr solltet immerhin heiter sein, um Euere Leute zu ermuntern, und ablassen von dem Sinnen und Träumen. Gott hat Euch so gut geholfen bis jetzt in allen Dingen und Euch so große Gnade erwiesen, daß Ihr der gefürchtetste und geehrteste Fürst in der ganzen Christenheit seid, und wenn Euch der König von Schottland Aerger und Schaden verursacht hat, so werdet Ihr ihn wohl strafen können, wenn Ihr wollt, so wie Ihr ehedem gethan habt. So laßt jetzt das Sinnen und kommt mit in den Saal zu den Rittern, wenn's Euch gefällig ist, bald wird Alles zum Mittagsessen bereit sein." „Ach," sagte der König, „meine liebe Dame, etwas Anderes rührt mich und liegt in meinem Herzen, als Ihr denkt, denn gewiß, der zarte Anstand, der vortreffliche Geist, der hohe Adel, die Anmuth und die Schönheit, die ich an Euch gesehen und gefunden, haben mich so überrascht und befangen, daß ich von Euch geliebt werden muß, denn keine Weigerung würde mich davon abbringen." Da wurde die edle Dame sehr bestürzt und sagte: „Ach, liebster Herr, wollet mich nicht verspotten oder in Versuchung führen; ich kann nicht glauben oder denken, daß das wahr ist, was Ihr saget, noch daß ein so edler und ritterlicher Fürst wie Ihr den Gedanken fassen könnte, mir oder meinem Manne, der so ein tapferer Ritter ist und Euch so viel gedient hat, wie Ihr wohl wisset, und noch für Euch eingekerkert ist, Schande zuzufügen. Dafür würdet Ihr gewiß wenig gepriesen werden; sicher ist ein solcher Gedanke niemals in mein Herz gekommen, noch wird er je hineinkommen, so Gott will, für einen sterblichen Mann; und wenn ich es thäte, so würdet Ihr mich tadeln dürfen und nicht allein tadeln, sondern mich richten und meinen Leib zerstückeln, um ein Beispiel den Anderen zu geben, ihren Männern treu zu sein." Darauf ging die edle Dame weg und ließ den König in großer Bestürzung; sie kehrte in den Saal zurück, um das Mittagessen zu betreiben, und kam dann wieder zu dem Könige und führte ihn zu seinen Rittern, indem sie sagte: „Sire, kommt in den Saal,

die Ritter erwarten Euch zum Waschen, denn sie haben lange gefastet; ebenso Ihr selbst." Der König verließ das Zimmer und ging in den Saal und wusch sich und setzte sich dann unter seine Ritter zum Essen und die Dame auch. Aber der König aß wenig, denn ihn beschäftigte etwas Anderes als Essen und Trinken; und er that bei diesem Essen nichts als nachdenken; und so oft er aufschaute, richtete er seine Augen auf die Dame und ihre edle Haltung. Darüber waren alle Leute sehr verwundert, denn sie waren daran nicht gewöhnt und hatten den König noch nie so gesehen. Manche glaubten daher, es sei um der Schotten willen, die ihm entgangen waren; doch es war etwas Anderes, das ihn rührte, und war so fest in sein Herz eingegangen, daß es lange Zeit nicht wieder herauskommen konnte, um der abschlägigen Antwort, die ihm die Dame gegeben. Aber er war nachher viel artiger, fröhlicher und munterer darüber und veranstaltete mehrere schöne Feste, große Versammlungen von Herren, Frauen und Fräulein, alles um der Liebe zu dieser Gräfin von Salisbury, so wie Ihr nachher hören werdet.

Jenen ganzen Tag blieb der englische König im Schloß in großem Nachdenken und in großer Unruhe des Herzens, denn er wußte nicht, was er thun sollte. Einerseits verboten ihm Ehre und Rittersinn, sich so falschen Herzens zu zeigen, daß er einer so tapferen Dame und einem so getreuen Ritter, wie ihr Gemahl war, Schande zufügen sollte; auf der andern Seite quälte ihn die Liebe so heftig, daß sie Ehre und Ritterlichkeit überwand. So kämpfte er mit sich selbst den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am folgenden Morgen aber stand er auf und ließ sein ganzes Heer ausrücken, um die Schotten vollends zu verjagen. Er nahm Abschied von der Dame und sagte: „Liebe Dame, behüte Euch Gott bis auf Wiedersehen, ich bitte Euch, Ihr möget Euch anders bedenken und anders berathen sein, als Ihr mir gesagt habt." „Lieber Herr", antwortete die Dame, „der ruhmwürdige Vater möge Euch leiten und wegnehmen die schlechten und unehrsamen Gedanken, denn ich werde immer bereit sein, Euch zu Eurer und meiner Ehre zu dienen". Darauf entfernte sich der König ganz verwirrt und niedergeschlagen.

Froissart war bis zur Zeit der Renaissance der Lieblingsschriftsteller der vornehmen Welt in Frankreich, und selbst in den Tagen des classischen Geschmacks fehlte es ihm nicht an Bewunderern. War doch sogar noch Fénélon von dem Reize seiner naiven Sprache und Darstellung entzückt! Daher giebt es auch in allen Ländern zahlreiche Handschriften, zum Theil geschmückt mit Abbildungen. Besonders merk-

würdig ist das auf der breslauer Bibliothek aufbewahrte Exemplar dadurch geworden, daß bei der Uebergabe der Stadt im Jahre 1806 in der Capitulationsurkunde ausdrücklich die Erhaltung der Chroniken des Froissart ausbedungen war. Man kannte die Begierde der Franzosen nach den Schätzen der Kunst und Literatur und wollte daher das Manuscript vor ihren räuberischen Händen retten. Ein neuer französischer Literaturhistoriker schreibt diese Vorsicht der Bewunderung der Bürgerschaft für den französischen Chronisten zu und bricht darüber in folgenden begeisterten Ausruf aus: „Genöthigt, dem Sieger Alles zu überlassen, was ihren Ruhm und ihre Macht begründet, gab die Stadt Breslau Geld und Schätze her, lieferte Kanonen, Waffen, Fahnen aus, übergab die Festungswerke und die Citadelle, aber in einem besonderen Artikel trug sie Sorge, daß man ihr nicht ihren Froissart entriß."

3[1]).

Der neueste englische Literarhistoriker, George L. Craik, beginnt sein Werk mit einer Geschichte der Entwicklung und Ausbildung der englischen Sprache. Kaum in einem andern europäischen Lande haben sich so viele Völkerschichten übereinander gelagert, sind so viele Nationalitäten gemischt und allmählich zu einem Ganzen verbunden worden, als in dem britischen Inselreiche. Dieser geschichtliche Hergang spiegelt sich in der Landessprache ab. Wie der celtische, germanische und franconormannische Volksstamm jahrhundertelang nebeneinander hergingen, ohne sich innerlich zu vereinigen und zusammenzuwachsen, so auch die Sprachidiome dieser Stämme. Erst der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England, in dem zugleich das populare Element des angelsächsischen Landvolks sich geltend machte und das Haus der Gemeinen selbstbewußt der normannisch-französischen Aristokratie zur Seite trat, schärfte das Nationalgefühl und führte den Ver-

[1]) Th. Tyrwhitt, The poetical works of Geoffrey Chaucer, with an Essay on his language and versification, and an introductory discourse; together with notes and a glossary (London 1843). Th. Warton, The history of English poetry from the close of the 11^{th} to the commencement of the 18^{th} century cet. (2 Bde., London 1784). G. L. Craik, A compendious history of English literature and of the English language cet. (2. Aufl., 2 Bde., London 1864). — Geoffrey Chaucers Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von W. Hertzberg (Hildburghausen 1866) und eine ältere Uebersetzung des Prologs und einzelner Erzählungen von K. L. Kannegießer (Zwickau 1827). — R. Pauli, Zwei Dichter, Gower und Chaucer, in: Bilder aus Alt-England (Gotha 1860).

schmelzungsproceß der verschiedenen Volkstheile zur Vollendung. Erst der politische Gegensatz und die feindseligen Beziehungen und Rivalitäten bewirkten, daß sich die Engländer allmählich frei machten von dem mächtigen Einfluß, den die französische Sprache und Dichtung seit der normannischen Invasion des Kanals geübt hatte. „Auf den Schlachtfeldern von Crecy und Poitiers, wo der Normannenadel an der Spitze seiner angelsächsischen Dienstmannen gegen die französischen Stammesgenossen kämpfte und dem Lanzbogen der bäuerischen Scharfschützen vorzugsweise seine glänzenden Erfolge verdankte, wurde eine Waffenbrüderschaft geschlossen und mit Blut besiegelt, die inniger und von dauernderem Bestand war als selbst das Band gemeinsamer Abstammung und Sprache. Das gehobene Selbstgefühl und Volksbewußtsein der Yeomanry wurden von Ritterschaft und Adel getheilt. Beide fühlten sich als Söhne Einer Mutter, Englands."

Und wenngleich dieses nationale Bewußtsein sich noch nicht zu solcher Höhe aufzuschwingen vermochte, daß auch die englische Literatur sich selbständig und unabhängig hätte ausbilden, sich hinsichtlich des Inhalts und der poetischen Stoffe von der Herrschaft des Auslandes hätte emancipiren können; so geschah doch ein großer Schritt, daß im 14. Jahrhundert die englische Sprache sich zum gemeinsamen Nationalidiom entwickelte, in welchem fortan alle Erzeugnisse der Phantasie und des Verstandes ihren naturgemäßen Ausdruck fanden. Alles, was der englische Geist in frühern Jahrhunderten hervorgebracht, war in Sprachen niedergelegt, die nur eine landschaftliche Geltung hatten oder einzelnen Gesellschaftsklassen zur Mittheilung dienten; und selbst die altenglischen Aufzeichnungen legislatorischer oder historischer Zeitereignisse waren keineswegs die gemeinverständliche nationale Sprachform des britischen Volkes. Diese altenglischen Schriftstücke bildeten nur eins der Elemente, die gesondert nebeneinander herflossen, ohne sich noch zu einem gemeinschaftlichen Hauptstrom zu vereinigen. Am Königshof, in den Kreisen der Aristokratie, in den Gerichten und öffentlichen Verhandlungen, ja selbst in den Schulen herrschte noch durchgängig die normannisch-französische Sprache; die Geistlichkeit bediente sich des Lateinischen als Schrift- und Kirchensprache; das Volk sang seine Lieder oder erzählte die überlieferten Sagen und Geschichten in Mundarten, die je nach der Abstammung und den frühern Schicksalen der Bewohner sich landschaftlich schieden und ihren celtischen oder angelsächsischen Ursprung treu bewahrten.

Erst seitdem um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Geoffrey Chaucer, wie ein Menschenalter früher Dante in Italien, aus den Volksdialekten eine allgemeine Nationalsprache schuf, trat die englische Literatur ihren eigenen unabhängigen Lebensgang an, daher man ihn auch mit Recht als den „Angelstern der englischen Sprache" und als „Vater der englischen Dichtkunst" bezeichnet hat. Denn selbst seine beiden Zeitgenossen, der Verfasser des allegorisch-satirischen Gedichtes „Gesicht Peters des Pflügers" in altsächsischem Stabreim und volksthümlicher Sprache, und der Gelehrte John Gower in seiner „Beichte des Verliebten", schritten noch mit unsichern Tritten einher. Neben Chaucer haben auch Wycliffe und die Lollarden den Aufschwung der heimischen Sprache wesentlich gefördert. Es ist eine bekannte Thatsache, daß dieser Reformator und seine Jünger hauptsächlich durch die Anwendung der Landessprache bei ihren Predigten und Vorträgen so großen Einfluß bei dem Volke gewannen und daß Wycliffe die Bibel aus der Vulgata ins Altenglische übersetzte. Der gelehrte Professor von Oxford war also auch in dieser Beziehung ein Vorläufer Luthers. Die reformatorische Bewegung stützte sich in England wie in Deutschland auf das Volk, daher mußte sie auch in der Landessprache zum Gemüthe sprechen. Auch die erwähnte „Vision Peters des Pflügers" ist im Geiste der kirchlichen Opposition der Lollarden gehalten, ein Beweis, daß das Auftreten Wycliffe's und seiner Jünger eine breite volksthümliche Unterlage hatte. Herzog Johann von Lancaster war längere Zeit einer der eifrigsten Anhänger und Beschützer des oxforder Reformators, und wir werden bald sehen, in wie nahen Beziehungen der Dichter Chaucer zu diesem Edelmanne und seinem Hause gestanden. Man darf also mit Sicherheit annehmen, daß der Verfasser der „Canterbury-Geschichten" der lollardischen Reformationsbestrebung günstig gesinnt war, im Gegensatz zu seinem conservativen Zeitgenossen Gower. In der Schilderung des Landpfarrers, die wir mit Benutzung der Uebersetzung von Hertzberg und Kannegießer mittheilen wollen, hat man mit Recht das Bild eines Predigers aus Wycliffe's Schule erkannt:

Ein guter Mann aus heil'gem Stand war dort;
Ein Pfarrer war's aus einem kleinen Ort;
Arm, und doch reich an Werken und Gedanken.
Er war gelehrt und wollte sonder Wanken
Das Evangelium Christi treu erklären
Und die Gemeinde frommen Sinns belehren.
Wohlwollend war er, immer dienstbereit
Und voll Geduld in Widerwärtigkeit.

Das zeigt' er oft, wenn schwer er ward versucht,
Um seinen Zehnten hat er nie geflucht.
Nein, lieber schenkt' er selber voll Erbarmen
Von den Gebühren noch den Kirchspiel-Armen,
Ja selbst von seinem eignen Hab und Gut,
Und lebt' bei Wen'gem mit zufriednem Muth.
Weit war sein Kirchspiel und fernhin zersplittert
Und doch, wie sehr es regnet und gewittert,
Blieb er bei Siechthum und bei Mißgeschick
Die Fernsten zu besuchen, nicht zurück —
Zu Fuß, in seiner Hand den Wanderstab.
Das Beispiel, das er der Gemeinde gab,
War, erst zu handeln und hernach zu lehren
Und Gottes Wort danach dann zu erklären.
Dann pflegt' er auf das Gleichniß hinzuweisen:
„Wenn Gold verrostet, was wird dann das Eisen?
Denn taugt ein Priester nicht, dem wir vertraun,
Was Wunder ist's am Laien dann zu schaun?
Wie schmählich, wenn es so befunden wird,
Daß rein die Heerde, doch beschmutzt der Hirt.
Durch seine Reinheit soll der Priester geben
Ein würdig Muster für der Schafe Leben."
Auch gab er seine Pfründe nicht auf Pacht,
Verließ die Heerde nicht in Sumpf und Nacht,
Um selbst nach London und Sanct-Pauls zu laufen
Und einen Seelenmessendienst zu kaufen,
Und einer Brüderschaft sich zu vereinen;
Er blieb zu Hause bei den Seinen,
Daß sich kein Wolf in seinen Stall verirrte;
Er war kein Miethling: nein, ein guter Hirte.
Und ob er selbst gleich tugendhaft und heilig,
Hielt er die Sünden Andrer doch verzeihlich,
Nie war sein Wort voll Hochmuth, nie auffahrend,
Und in der Lehre weises Maß bewahrend,
Die Menschen sanft zum Himmel aufzuziehn
Durch gutes Beispiel, das war sein Bemühn;
Nur, wenn er einen ganz Verstockten fand,
War er von niederm oder hohem Stand —
Dem pflegt' er die Leviten scharf zu lesen:
Ein bessrer Priester traun ist nicht gewesen.
Glanz liebt' er nicht, war ganz von Ehrfurcht frei,
Auch sein Gewissen ängstlich nicht und scheu.
Er zeigte Christi und der Jünger Pfad
Und war der Erste selbst, der ihn betrat.

Von Chaucers Jugendleben ist uns wenig bekannt; selbst das Geburtsjahr 1328, das man aus der Inschrift seines Grabsteines ge-

folgert hat, ist in neuerer Zeit angefochten worden. Nur so viel scheint mit ziemlicher Sicherheit festzustehen, daß er aus einer ursprünglich normannischen Familie ritterlichen Standes, aber von mäßigen Glücksgütern abstammte, sich auf einer der beiden Landesuniversitäten, wahrscheinlich in Cambridge, die gelehrten Kenntnisse erwarb, die in seinen Schriften hervorleuchten, daß er unter König Eduard III. den englisch-französischen Krieg mitmachte und einige Zeit in Gefangenschaft war und dann im Jahre 1367 ein untergeordnetes Hofamt bekleidete. Daß er sich mit astronomischen und astrologischen Studien beschäftigt, geht daraus hervor, daß er eine Abhandlung über den Gebrauch des Astrolabiums für seinen Sohn Louis verfaßt hat. In der Folge, nachdem er sich mit einer Ehrendame der Königin Philippa vermählt, finden wir ihn als Rechtsgelehrten und Diplomaten in einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung. Wir wissen, daß er im Jahre 1372 eine Gesandtschaftsreise nach Genua machte, auf welcher er mit Froissart und Petrarca in Oberitalien zusammengetroffen sein soll. Als Anhänger des Herzogs von Lancaster (Johann von Gent), der ihm stets ein Gönner war und sich in seinen spätern Jahren mit Katharina Swynford, der Schwester von Chaucers Gattin, vermählte, stand er auf Seiten Wycliffe's, hatte dann aber auch unter den Mißgeschicken zu leiden, die dieser Edelmann von König Richard II. erfuhr. Wie unsicher auch die Angaben über Chaucers weitere Lebensschicksale sein mögen, die hauptsächlich auf dem schwankenden Grunde der allegorischen Dichtung „Testament der Liebe" aufgebaut sind, so scheint doch so viel sicher zu sein, daß er aus dem Lande fliehen mußte, daß er bei seiner Rückkunft einige Zeit in den Tower eingeschlossen ward, aus dem er nur durch reumüthige Geständnisse Befreiung erlangte, und daß er überhaupt ein bewegtes, wechselvolles Leben führte, bald geehrt und mit dem einträglichen Amte eines Oberaufsehers der Zölle und mit verschiedenen diplomatischen Missionen nach Frankreich und den Niederlanden betraut, bald verfolgt, von falschen Freunden verlassen und betrogen, in Geldverlegenheit und von Gläubigern bedrängt. In den spätern Regierungsjahren Richards II. besserten sich seine Verhältnisse. Doch scheint er am öffentlichen Leben keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er verbrachte die letzte Zeit seines Daseins in der Zurückgezogenheit, mit Studien und mit den dichterischen Arbeiten beschäftigt, denen er seinen Ruhm verdankte und ein Grab in jener Stelle der Westminster-Abtei, die seitdem unter dem Namen „Poetenwinkel" bekannt geworden ist. Den politischen Umschwung, der den jungen Herzog von Lancaster, den

Sohn seines Gönners, auf den Thron brachte, überlebte er nicht lange. Aus seiner Grabschrift erfahren wir, daß er am 25. October 1400 gestorben ist. Wie man aus eigenen Andeutungen und aus verschiedenen Abbildungen schließen darf, war Chaucer ein Mann von ziemlich wohlbeleibter Gestalt, einem feinen, nachdenkenden Gesichte, auf dem ein träumerischer Zug um die halbgeschlossenen Augen und ein schalkhaftes Lächeln charakteristisch hervortraten, und einem grauen, dünnen, in zwei Theile gespaltenen Bart.

Kein Mann war so geeignet, der englischen Nation die literarischen Erzeugnisse des Auslandes zuzuführen und zu eigen zu machen, als Chaucer. Vertraut mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in der vornehmen Welt sich bewegend und in den Geschmack und die gesellschaftliche Bildung des Festlandes eingeweiht, war er ein trefflicher Uebermittler und Verpflanzer der literarischen Güter des Auslandes auf englischen Boden, und sein Geist war gewandt und beweglich genug, das Fremde und Geliehene, das er sich durch eifriges Studium und große Belesenheit angeeignet, in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und in eine nationale Form zu gießen. In dieser Gabe der Aneignung und Verarbeitung fremder Stoffe, in der geschickten und gewandten Behandlung der heimischen Sprache, in der Verbesserung der dichterischen Formen durch Einführung und Nachbildung der italienischen Versmaße, insbesondere der fünffüßigen Jamben, oder des „heroischen Verses", in der leichten scherzhaften und humoristischen Erzählungsweise und in der Empfänglichkeit für die Natur in allen ihren Erscheinungen, in Flur und Wald wie in der Menschenwelt, bestehen die Verdienste und Vorzüge Chaucers. Es war kein schöpferischer Geist, denn bei den meisten seiner Dichtungen folgte er fremden Vorbildern: sein „Roman von der Rose" ist eine Bearbeitung des erwähnten französischen Werkes, seine „Canterbury-Geschichten" sind in Anlage und zum Theil auch im Inhalt Nachbildungen von Boccaccio's „Decamerone"; auch „Troilus und Cressida" ist diesem italienischen Dichter entlehnt; andere Geschichten und Poesien hat er den französischen Fabliaux, den Provenzalen, den Märchen des Alterthums und des Orients entnommen; sogar viele Worte und Ausdrücke hat er aus seinen französischen Quellen in die englische Sprache eingeführt: aber die kunstvolle Darstellung, die Verflechtung und Gruppirung des Ganzen, der heitere Witz und Humor und die trefflichen Charakterzeichnungen sind sein volles Eigenthum; diese Eigenschaften erheben ihn zum Nationaldichter. Ueberall erkennt man den gebildeten, welterfahrenen Mann, der sich in allen Gesellschafts-

kreisen umgesehen, das wirkliche Leben aus eigener Anschauung kennen gelernt, alle Eindrücke, die er im Verkehr mit den Menschen der verschiedenen Stände in sich aufgenommen, mit Klarheit und sicherem Takt zu gestalten und zu reproduciren versteht. Dabei war er der eigentliche Schöpfer der poetischen Kunstsprache der Engländer, indem er den alten schwerfälligen Stabreim verdrängte, eine auf das Princip der Hebungen und Senkungen in gesetzmäßigem Wechsel gegründete Prosodie schuf und einen correcten Reim und gefälligen Tonfall einführte; und wie viel er auch durch Kunst und Studium aus fremden Schriften sich angeeignet haben mochte, in der Erfassung der Landesnatur und des realen Lebens von Altengland war er durchaus Original. „Da weiß er den Mai in seiner ganzen Blütenpracht zu malen und mit seltener Innigkeit auch das kleinste und feinste Frühlingskind, das Marienblümchen (das Tagesauge, daisy) zu besingen. Die Gefühle des Herzens in ihrer vollständigen Tonleiter, von den stärksten herab bis zu den leisesten, hat ihn ein reichbewegtes Leben schätzen und eine fleißig geübte Kunst wiederzugeben gelehrt, und endlich der Verkehr mit hoch und niedrig, mit Landsleuten und mit Fremden, die Vertrautheit mit den Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des äußern Lebens, sowie mit Leid und Lust der Menschenseele statten ihn mit allen Eigenschaften aus, um als Dichter in einer vielseitigen, dramatischen Natürlichkeit uns seine Zeit und sein Volk vorzuführen, wie das in so hohem Grade in keiner andern mittelalterlichen Literatur versucht worden ist.“

Alle diese Eigenschaften treten am deutlichsten zu Tage in Chaucers berühmtestem Werke, den „Canterbury-Geschichten“. Bekanntlich wurde der Erzbischof Thomas a Becket am Weihnachtstage des Jahres 1170 auf den Stufen des Hochaltars seiner Kathedrale ermordet und bald darauf als Märtyrer unter die Heiligen erhoben. Von der Zeit an war seine Grabkapelle in Canterbury der gefeiertste Wallfahrtsort in England, und selbst aus fremden Ländern kamen viele vornehme Besucher nach der geweihten Stätte und bezeugten dem Heiligen ihre Ehrfurcht durch Gebete und reiche Geschenke. Diese Pilgerzüge nach dem Grabe des heiligen Thomas arteten mit der Zeit zu Belustigungsfahrten aus, welche nicht selten zu Ausschweifungen, zu Liebschaften und Buhlereien und zu ausgelassener Fröhlichkeit aller Art Veranlassung gaben. Konnte man doch das Gewissen durch den frommen Zweck beschwichtigen. Einst war in lauen Frühlingstagen — man hat ausgerechnet, daß es der 29. April 1393 gewesen sein möchte — als der

milde Aprilregen die Erde mit Blumen kleidete, in Wald und Feld die Vögel munter sangen und die Lüfte linde weheten, eine Gesellschaft von „allerlei Volk“ in der Herberge zum Heroldrock in Southwark versammelt, um von dort aus die Pilgerreise nach Canterbury anzutreten. Die Zahl der Personen betrug neunundzwanzig Männer und Frauen aus verschiedenen Ständen, nur die hohe Aristokratie war nicht dabei vertreten. Auf den Vorschlag des Wirths, der sich dreist dem Zuge anschloß, kamen die Pilgergäste überein, daß zur Verkürzung der Reise jeder der Ziehenden auf dem Hin- und Rückwege eine Geschichte erzählen solle; wessen Erzählung am meisten Anklang fände, „wer sich hervorthue vor der ganzen Zahl durch guten Witz und treffende Moral“, dem sollten bei der Wiederkehr die Uebrigen in seinem Gasthofe ein fröhliches Abendessen geben. Er selbst bot sich zum Schiedsrichter an. Der Vorschlag fand Beifall, kam aber nur theilweise zur Ausführung. Statt der zu erwartenden achtundfünfzig Erzählungen enthält die vorhandene Sammlung nur vierundzwanzig. Noch ehe die Pilger die Bischofstadt erreicht haben, bricht das Gedicht ab; von dem dortigen Aufenthalte wie von der Rückreise ist keine Rede weiter. Chaucers „Canterbury-Geschichten“ blieben somit unvollendet; aber der Torso, wie er uns vorliegt, ist bedeutend genug, um uns dem Geschick für seine Erhaltung danken zu lassen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Chaucer den Gedanken, die Erzählungen unter eine Gesellschaft behufs der Unterhaltung zu vertheilen, dem „Decamerone“ des Boccaccio entnommen hat; aber abgesehen von der kunstvolleren Einkleidung und der fortdauernden dramatischen Verflechtung der erzählenden Personen mit der gesammten Dichtung, ist Plan und Anlage mit viel mehr Takt und Geschick durchgeführt. Die Charakteristik der Pilger in dem heiteren humoristischen Prolog und die darin eingeflochtene Schilderung der socialen Zustände seiner Zeit voll der treffendsten satirischen Züge und Anspielungen sind ihm ganz eigenthümlich und geben Zeugniß von des Dichters hohem Talent in der Beurtheilung und Darstellung realer Verhältnisse. In der Beschreibung der Gesellschaft entrollt er ein farbenreiches Bild von dem öffentlichen Leben und Treiben jener Zeit unter allen Ständen. Die Erzählungen des verschiedenartigsten Inhaltes mit den redseligen Einschaltungen und Digressionen, den ausgesponnenen Betrachtungen, Reflexionen und Nutzlehren bilden einen reichen Schatz von Literaturkunde, Welterfahrung und Menschenkenntniß, von Witz und Humor. Und wie viel von verborgener Laune und Satire geht der Nachwelt verloren

durch die mangelhafte Bekanntschaft mit den Schriften, auf die er anspielt und die er im Auge hat. Dabei durchdringt frische Frühlingsluft das Ganze, Vogelsang und das Grün der englischen Landschaft klingen und schimmern zwischen den einzelnen Pausen hindurch.

Nirgends zeigt sich das plastische Talent des Dichters deutlicher als in dem Prolog zu den „Canterbury-Geschichten", worin die Pilgergesellschaft vorgeführt und charakterisirt wird. Da treten auf: der ehrenfeste tapfere Ritter, ein Spiegel guter Sitte und Anständigkeit, der für das Kreuz in Preußen und Granada ruhmvoll in fünfzehn blutigen Schlachten gefochten, der ziemlich galante Junker sein Sohn, ein gewandter Turnierheld, der gern im schmucken Waffenkleid hoch zu Roß vor seiner Dame sich zeigt, der singt, malt und die Flöte spielt; ein Yeoman mit der Armbrust, im grünen Wams und Hut, mit einem Gesicht, das in Wald und Feld gebräunt, ist ihr einziger Begleiter; die zimperliche Priorin, Madame Eglantine, die sich so fein und artig bei Tisch benimmt, so leicht in Thränen ausbricht, ihre Schoßhunde so zärtlich liebt, in der Kirche mit gefühlvoll näselndem Tone vorsingt, auch französisch spricht, freilich nicht wie man es in Paris, sondern in Stratford bei London redet. Sie hat am Rosenkranz einen Juwel mit der Inschrift „Amor vincit omnia". Eine andere Nonne und ein Priester, ihr Kaplan, begleiten sie. Ueberhaupt sind die Leute der Kirche reichlich vertreten. Da war ein Mönch vom Benedictinerorden, so stattlich, daß er ein Abt hätte sein können. Er liebte das Waidwerk und hatte manches schmucke Rößlein im Stall; wenn er ritt, klangen die Glöcklein an seinem Pferdegeschirr gleich denen seiner Kapelle. Er hielt nicht viel auf Klosterregeln und Studiren, sondern „steuerte dem neuen Zeitgeist zu"; ein wohlbeleibter Herr, der lieber bei einem gebratenen Schwan als vor einem Buche saß. Da war ein Ordensbruder vom Lande, dem die Rede gewandt und süß vom Munde floß, daher ihn auch die Frauen gern zum Beichten und zu Trauungen wählten, wodurch für sein Kloster manche reiche Spende abfiel. Denn er hörte die Beichte mit großem Anstande, legte milde Bußen auf und ertheilte die Absolution mit lieblicher, lispelnder Stimme. Das Almosensammeln verstand er aus dem Grunde, selbst der Witwe, die nur Einen Schuh hatte, wußte er noch ein Scherflein zu entlocken. Mit geringem Volke gab er sich nicht ab: aber mit den Gutsbesitzern der Umgegend und mit würdigen Matronen stand er auf gutem Fuße. Auch kannte er jede Schenke in der Stadt; nicht in fadenscheiniger Kutte trat er auf, sondern im Mantel von doppelter Wolle. Wo Gewinn heraus-

sah, war Niemand so höflich, so dienstfertig und tugendsam wie Hubertus der Mönch.

Ferner war bei der Gesellschaft ein geldstolzer Kaufmann mit Zwickelbart und flandrischem Biberhut, in reicher Kleidung und gut gestiefelt, der von Zins- und Handelswesen trefflich Bescheid wußte, und als Gegensatz ein armer Student aus Oxford, in dürftigem Aufzug, mager und dürr wie sein Pferd, der Hab und Gut auf Bücher verwendet, den Aristoteles fleißig studirt, mit Sittensprüchen um sich wirft und nur darauf aus ist, zu lernen und zu lehren. Darauf kam ein Gerichtsherr voll äußerer Würde und Gravität, der alle Gesetze kannte und auszulegen wußte, ein vielgeschäftiger Mann, dem seine Weisheit und Rechtserfahrenheit viel Geld und Gewinn einbrachte; sodann ein wohlhabender Gutsherr im weißen Bart, dessen geröthetes Antlitz ankündigte, daß er zu Epicurs Schule gehörte und den Becher liebte. Küche und Keller waren bei ihm trefflich bestellt und die Tafel stets für jeden Gast gedeckt; bei seinen Standesgenossen war er in großem Ansehen und oft Sheriff und Gauvorsteher gewesen. Auch fünf Handwerker waren zugegegen, ein Zimmermann, Krämer, Weber, Färber und Tapezier, behäbige Zunftleute und Hausväter in gleicher Tracht; sie sind würdig, Aeltermannen zu werden und ihre Weiber möchten gerne Madame heißen und im Schleppmantel zur Kirche gehen. Ihnen hat sich ein Koch zugesellt, der, ein Meister seiner Kunst, alle Feinheiten der Küche kennt; dann folgte ein Schiffsmann, der manches Faß Wein von Bordeaux heimlich, wann die Wächter schliefen, eingeschmuggelt, alle Gestade von Gothland bis Finisterre befahren hat und dem alle Häfen und Buchten bekannt sind; aber „mit seiner Tugend stand's ein wenig schief"; ein Arzt, vortrefflich in seiner Praxis und in Droguen und Latwergen sehr erfahren, der daneben auch seine Patienten mit Hülfe der Astronomie und Magie curirt, in den Schriften der alten Weltweisen mehr zu Hause ist als in der Bibel, und das Gold für ein besonderes herzstärkendes Mittel hält, daher er auch alles, was er während des Schwarzen Todes gewonnen, sorgfältig bei sich aufbewahrt. Eine hervorragende Stelle nimmt eine stattliche reichgekleidete Frau von Bath ein. Sie ist stets die Erste in der Kirche, trägt einen Kopfputz, der wohl ein Pfund wiegt, und rothe, drall anliegende Strümpfe; fünf Ehemänner hat sie an den Kirchthüren gefreit, auch früher schon manche Buhlschaft gehabt; sie ist dreimal nach Jerusalem gepilgert, hat Rom, Sanct-Jago und Köln besucht und kennt aus Erfahrung alle Liebesmittel. Ihr letzter Eheherr, ein studirter

junger Mann aus Oxford, der viel in einem Buche gegen die Weiber zu lesen pflegte, hatte sie einst, als sie ihm die Blätter herausriß, so übel mit Schlägen behandelt, daß sie davon auf dem einen Ohr taub blieb. Nach dem Landpfarrer, dessen Schilderung wir früher angeführt, und seinem Bruder, einem fleißigen und redlichen Ackersmann, der Gott liebte über alles und den Nächsten wie sich selbst, der ehrlich den Zehnten entrichtete vom eigenen Gut und durch seiner Hände Fleiß und im einfachen Kittel einherritt, führt der Prolog als Gegensatz den Müller auf, einen starken, streitlustigen Gesellen mit rothem Bart und einem Mund wie ein Ofenschlund, der im Ringkampf jeden niederschlug, vom Korn den dreifachen Zoll nahm, gern bei lustigen Brüdern (Goliarden) weilte und an schmutzigen Reden und Zoten Ergötzen fand. Den Dudelsack spielend, ging er dem Zuge voran. Darauf folgt ein betrügerischer Verwalter, der bei allen Einkäufen seinen Schnitt macht und durch Wuchergeschäfte reich wird; sodann der Gerichtsvogt, dessen Amt war, alle, die sich gegen die kanonischen Gesetze und Sittengebote vergangen, vor das geistliche Gericht zu laden, ein feuerrothes Gesicht mit Karbunkeln und Pocken, die weder Quecksilber noch Höllenstein wegzubeizen vermochten, in seiner Häßlichkeit der Schrecken aller Kinder. Geil wie ein Sperling, war er bei allen Liebeshändeln der Kuppler und Vertraute; er aß Zwiebeln und Knoblauch und trank starken Rothwein. War er berauscht, so sprach er nur Latein, von dem er einige Brocken aus den Decreten sich angeeignet hatte; aber außer den Gerichtsformeln verstand er nichts. Er war leutselig und nachsichtig in seinem Aufseheramt: für ein Maß Wein erlaubte er jedem, eine Buhlerin ins Haus zu nehmen. Insgeheim ließ er sich auch bestechen und gab den Rath, sich über den geistlichen Fluch wegzusetzen, „denn der Beutel sei des Bischofs Hölle". Sein Freund und Gevatter ist der Ablaßkrämer, soeben von Rom mit Indulgenzen angelangt. In seinem Felleisen trug er allerlei Reliquien, den Schleier der Maria, aus den Lappen eines Bettüberzugs verfertigt, ein Stück Segel von Sanct-Peters Schiff und in einem Glase Knochen von Schweinen. Oft gewann er für Ablaß und Reliquien an Einem Tage von armen Leuten mehr, als diese in zwei Monaten erarbeiteten. Denn „mit Schmeicheln, Possen, Schelmenstücken verstand er Volk und Priester zu berücken". Der Wirth, auf dessen Vorschlag der Erzählungsplan in Scene gesetzt ward, schließt sich der Pilgerfahrt an und verwaltet das Amt eines Schiedsrichters und Censors. Ein praktischer Mann voll Mutterwitz und gesundem Urtheil, hält er das Ganze im rechten Gange: er muntert zum Erzählen auf,

belebt durch seine Unterbrechung und Bemerkung das Interesse, besänftigt die Streitenden und spinnt gleichsam den Faden fort.

Das Loos entscheidet über die Reihenfolge der Erzähler; danach hat der Ritter zu beginnen. Seine Geschichte von Palamon und Arcitas ist eine freie Ueberarbeitung von Boccaccio's „Teseide". Nach dem Geiste der Romantik ist in den „Canterbury-Geschichten" auf Zeit und Volk keine Rücksicht genommen. So treten denn auch in des Ritters Erzählung die griechischen Helden aus dem Sagenkreise des Theseus und der Sieben vor Theben ganz in der Gestalt und mit den Gebräuchen und Anschauungsweisen mittelalteriger Ritterschaft auf und im Tempel der Venus prangen neben den antiken Götterwesen alle die allegorischen Figuren der romantischen Liebesdichtung des 14. Jahrhunderts. „Der Glanz des Ritterthums", bemerkt Hertzberg in der Einleitung zu seiner Uebersetzung, „und seiner eigenthümlich idealen Ziele begeistert, ja blendet den Dichter so, daß er das Hohe und Große aller Zeiten nur in diesem Lichte zu sehen vermag. Er führt uns die Heroen der griechischen Sage, Theseus und die Helden vor Theben und Troja genau in Costüm äußerlicher Haltung, genau in der Denk-, Rede- und Lebensweise seiner ritterlichen Zeit vor. Ja selbst den Gott Apollo, da er zur Erde hinabstieg, stellt er völlig wie einen jungen Herrn von Stande aus Eduards III. höfischer Umgebung vor. Aber auch mit den antiken Göttern in ihrer Göttlichkeit weiß er sich abzufinden. Er behandelt sie wie Heilige der katholischen Kirche, die in Kapellen mit Gesang und Messedienst, mit Weihrauch und Kniebeugungen verehrt werden, völlig so, wie er es täglich vor Augen sah."

Nach der langen, mit vielen ernsten Reflexionen durchzogenen und anständig im höfischen Tone gehaltenen Erzählung des Ritters wendet sich der Wirth an den Mönch; aber der Müller, der schon früh am Morgen dem Ale in Southwark zugesprochen, drängt sich in roher Weise vor und erzählt in derben Zügen, wie einst ein Student in Oxford, welcher sich auf Liebesheimlichkeiten wohl verstand, einem dummen Zimmermann, seinem Hauswirth, der eine hübsche junge Frau hatte, Hörner aufsetzte, wobei auch noch ein verbuhlter Sakristan übel wegkommt. Alle lachen über die tolle Geschichte; aber der Verwalter, der früher Zimmermann gewesen, ärgert sich und erzählt dann, um sich zu rächen, in demselben Tone eine ähnliche Geschichte, wie ein betrügerischer Müller zu Trumpington von zwei cambridger Studenten hintergangen und seiner Frau und Tochter mitgespielt worden. In diesen beiden Erzählungen geht der Humor ins Burleske und Obscöne über; denn

wie bei Boccaccio fehlt es auch bei Chaucer nicht an derben Ausschreitungen, an zotenartigen Späßen, an Nuditäten und Schlüpfrigkeiten, an ausgelassenem Libertinismus. Schon der alte Warton bemerkt, daß man an viele Ausdrücke und Beschreibungen Chaucers nicht den Maßstab einer verfeinerten Zeit legen dürfe; der volksthümliche Charakter einzelner Erzählungen konnte auch einer volksthümlichen Sprache nicht entbehren; daß dabei ein derber Naturalismus oft bis zum Indecenten und Cynischen sich verstieg, das Naive manchmal ins Gemeine überging, muß man dem niedrigen Bildungsstande der mittleren und unteren Volksklassen jener Tage zuschreiben. Uebrigens liegt gerade in den komischen Partieen, im Humoristischen, Muthwilligen und Schalkhaften die Stärke des englischen Dichters. Ohne Zweifel war die Erzählung, die darauf der Koch begann, in demselben Tone gehalten wie die beiden vorhergehenden; allein in den Handschriften ist hier nach wenigen Versen eine bedeutende Lücke, sodaß wir über Inhalt und Gang nicht urtheilen können. Als Gegensatz erzählt hierauf, vom Wirth aufgefordert der Rechtsanwalt eine sittsame Geschichte von der schönen Kaisertochter Constanze, die durch ihre Frömmigkeit und Glaubenstreue allen Gefahren und Nachstellungen gottloser Feinde entrinnt. Die Dame von Bath ergeht sich weitläufig in vielen unzüchtigen und frivolen Bemerkungen und unverhüllten Selbstbekenntnissen über den Ehestand, ein Kapitel, in dem sie über die Maßen bewandert und erfahren ist, und erzählt dann ein Geschichtchen mit Liebesabenteuern aus dem Sagenkreise von König Artus, das sich auf der Grenzlinie der Lüsternheit bewegt. — Der Ordensbruder, der auf den Gerichtsboten einen Zahn hat, giebt in derber Volkssprache ein Geschichtchen zum besten, wie ein habgieriger Diener des geistlichen Gerichts sich mit dem Teufel einläßt und von diesem zur Hölle entführt wird; worauf der Andere, zitternd vor Zorn, nach einem schmutzigen Prolog eine cynische Anekdote von einem zudringlichen Bettelmönch vorträgt. Nach diesen beiden Geschichten, die in Unschicklichkeit und in ungezügeltem derbem Volkshumor am weitesten gehen, erzählt der oxforder Student, von dem Wirth aus seinem bescheidenen Schweigen aufgescheucht, in geschmackvollen Strophen die liebliche Geschichte von der getreuen, gehorsamen und geduldigen Griseldis, sich dabei auf Petrarca berufend. Wie in den französischen Fabliaux bietet besonders die Ehe einen reichhaltigen Stoff für pikante Geschichten. So in der Erzählung des Kaufmanns von dem alten weibersüchtigen Ritter Januar, welcher die jugendliche Dame May heirathet, dann aber, als er blind geworden von der listigen Frau betrogen wird. Er selbst

beut ihr im eigenen Garten den Rücken, über den sie zu dem Buhlen auf den Birnbaum steigt, eine von Wieland im Oberon eingeflochtene Liebesepisode. Die Erzählung des Junkers zerfällt in zwei Theile, ist aber unvollendet: in dem Märchen vom Sultan Cambuscan in Sarai (der Hauptstadt der goldenen Horde von Kiptschak) sind morgenländische Züge mit Reminiscenzen aus der abendländischen Ritter- und Sagenwelt vermischt; der Fortgang wird aber unterbrochen durch das tragische Liebesgeschick eines weiblichen Falken. Nach dieser weit angelegten, aber nicht ausgeführten Erzählung trägt der Gutsherr die Geschichte von der schönen und treuen Dorigena vor, die er einer altbritischen Sage entlehnt haben will, die sich aber auch bei Boccaccio findet, eine romantische Ritter- und Zaubergeschichte, worin ein Magier durch Wunderkraft die Felsenküste der Bretagne verschwinden macht, dann aber, gerührt von dem Edelmuth des entsagenden Ritters, den bedungenen Lohn ausschlägt. Der Doctor erzählt die Geschichte von der schönen und tugendsamen Virginia, die der Vater tödtet, um sie vor der Schande zu retten, schwerlich aus Livius, wie der Eingang besagt, sondern aus andern Berichten geschöpft. Der Ablaßkrämer enthüllt die Betrügereien, deren er sich bei seinem gewinnbringenden Geschäfte bedient, und trägt dann, als Beweis seines gewöhnlichen Predigttextes, „daß Begehrlichkeit die Wurzel alles Uebels sei", die Geschichte von drei ruchlosen und liederlichen Gesellen im Walde vor, denen ein gefundener Schatz einen schlimmen Tod durch ihren eigenen Frevelsinn gebracht, wobei noch eine Menge anderer Belege aus alten Schriften angeführt werden. Der Schiffer weiß ein Geschichtchen, wie einst ein Kaufmann von Denys von seinem listigen Weibe und einem jungen lüsternen Mönch, seinem Hausfreunde, auf zwiefache Weise betrogen wird; die Priorin dagegen berichtet im salbungsvollen Legendenton von einem Mirakel, das sich einst zugetragen, als die Juden einem frommen Christenkinde nachgestellt und es umgebracht. Nun wendet sich der Wirth an den Dichter selbst: er starre ja immer auf den Boden, als wolle er einen Hasen jagen, und doch scheine er wohl im Stande zu sein, sie mit einer lustigen Geschichte zu unterhalten. Chaucer erklärt sich bereit, die einzige Geschichte, die er wisse, der Gesellschaft mitzutheilen, und beginnt dann das „Reimgedicht vom Ritter Topas" in kurzzeiligen Strophen zu sechs Versen, eine Parodie auf die phantastische, in conventionellen Formen und handwerksmäßiger Reimerei sich bewegende Ritterpoesie seiner Zeit. Als er eine Zeit lang im Bänkelsängerton und in der

Manier der Volksromanzen „das abenteuerliche Gewühl von Riesen, Ungeheuern, Rittern und Feen, von ungeschlachten Raufereien und verhimmelndem Liebesweh", wie es in diesen Gedichten vorzukommen pflegte, vorgetragen, unterbricht ihn der Wirth mitten in der Erzählung und bittet ihn, um Gottes willen mit dem Zeuge einzuhalten, die Ohren thäten ihm weh; er solle lieber etwas in Prosa erzählen. Der Dichter gehorcht. Aber auch „die höchst moralische und tugendsame Historia von Meliböus und der frommen Prudentia", die er dann vorträgt, ist gleichfalls nicht frei von Ironie und Spott. Die langweilige Geschichte dient ihm nur als Rahmen, um durch einen Ballast von gelehrten Citaten, von Weisheitssprüchen und Gemeinplätzen die triviale Lehre zu begründen, daß man den Feinden verzeihen solle. Der Schalk ist in beiden Erzählungen kaum zu verkennen; Chaucer erscheint darin als Vorläufer von Rabelais und Cervantes. Der Mönch gibt „in der künstlichen, aber gedankenarmen Poesie des Klosters" tragische Erzählungen aus der Bibel und Weltgeschichte von Personen, „die erhöht zu großem Glück, nachmals herabgestürzt in Mißgeschick", beginnend mit Lucifer und Adam und schließend mit Peter von Lusignan, Barnabo Visconti und Ugolino von Pisa. Der Nonnenpriester ergötzt die Gesellschaft mit der aus dem Roman de Renart oder aus Marie de France entlehnten Fabel vom Hahn Chaunteclerc und vom Reineke Fuchs, ein Thiermärchen mit der Nutzlehre gegen Schmeichelei und vielen eingestreuten Traumgeschichten; die zweite Nonne erbaut die Versammlung mit der Legende von der heiligen Cäcilia, worauf der Diener eines Domherrn, die sich beide dem Zuge unterwegs anschließen, in satirischen Reden gegen das Treiben der Alchymisten loszieht. Wie in der Erzählung des Verwalters die Sterndeuterei, in der des Nonnenpriesters der Aberglaube der Traumdeuter gegeißelt wird, so hier die dritte Afterwissenschaft jener Zeit, die Goldmacherkunst. Dem Verwalter wird die in Ovids Metamorphosen und anderwärts erzählte Fabel von der Krähe in den Mund gelegt, die dem Apollo die Untreue seiner Geliebten verräth und zur Strafe dafür ihrer weißen Federn und ihres Gesanges beraubt wird, mit der praktischen Moral, daß man sich hüten solle, einem Manne die Vergehungen seiner Frau mitzutheilen. Den Schluß bildet die Rede des Landpredigers, der sich gegen alle Fabeln und Lügengeschichten erklärt, dafür aber eine lange Abhandlung oder Predigt in Prosa vorträgt über Sünde und Buße, über Tugenden und Laster und über die kirchlichen Gnaden=

mittel, welche zur Erweckung der erstern und der Bekämpfung der letztern führen, ein religiöser Tractat mit dem ganzen scholastischen Apparat jener Zeit. Die darin enthaltenen dogmatischen Ansichten über Messe, Ohrenbeichte und andere Doctrinen der Kirche erinnern weniger an Wycliffe und die lollardischen Prediger als die Charakteristik des Landgeistlichen im Prolog. Doch läßt sich der Widerspruch vielleicht dahin ausgleichen, daß Wycliffe selbst in seinem Leben stets der Kirche ergeben geblieben ist und bis an sein Ende der Messe beizuwohnen pflegte, mithin in der Praxis die Consequenz seiner Lehre nicht gezogen hat, oder daß man annimmt, Chaucer habe eine ältere Abhandlung den „Canterbury-Geschichten" beigefügt und sie demjenigen in der Gesellschaft in den Mund gelegt, zu dessen Charakter sie am meisten paßte. Mit dem Amen dieses Aufsatzes schließt die Sammlung der „Canterbury-Geschichten". Das angehängte Nachwort, worin der Dichter nach Art des Boccaccio reumüthig alles widerruft, was seine Schriften Sündhaftes und Unmoralisches enthalten mögen, rührt, wie Tyrwhitt nachgewiesen, schwerlich von Chaucer her.

Schon aus der religiös-didaktischen Erzählung oder Abhandlung am Schlusse geht hervor, daß Chaucer in Behandlung der Prosasprache weit weniger gewandt war, als in der poetischen Darstellung. Alles, was er in ungebundener Rede verfaßt hat, wie die Uebersetzung des bekannten Buches von Boëthius: „Tröstung der Philosophie", und die Nachbildung desselben in dem erwähnten „Testament der Liebe", einer Art Moralphilosophie im Gewande einer dunkeln allegorischen Vision (deren Echtheit freilich angefochten wird), ist entweder steif und trocken oder versteigt sich in dichterisch und rhetorisch ausgeschmückte Wendungen und Ausdrücke, ein Beweis, daß zu seiner Zeit die englische Prosa noch nicht ausgebildet war, noch nicht aus der Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit sich emporgearbeitet hatte. In der Kunst leichter poetischer Darstellung dagegen ragte Chaucer über alle Dichter seiner Zeit hervor. Selbst in den allegorisch-didaktischen Gedichten, wie „Das Haus des Ruhmes", „Blüte und Blatt", nach französischen Mustern u. s. w., tritt die Virtuosität des Dichters in der Detailmalerei, in der Entwerfung und Ausführung anschaulicher, lebensvoller Bilder, in landschaftlicher Scenerie überraschend hervor. Darum blieb auch Chaucer zwei Jahrhunderte lang der Liebling der englischen Leserwelt, der Führer und das Vorbild der englischen Dichtkunst. Lydgate, ein jüngerer Zeitgenosse Chaucers und gleichfalls ein gefeierter Dichter, setzte ihm

in einem Hymnus auf die Jungfrau Maria ein Denkmal, das wir in Hertzbergs Uebersetzung zum Schluß mittheilen wollen:

Britanniens edler Redner und Poet,
Mein Meister Chaucer liegt nun auch im Grabe,
Er, dem so schön der Dichtkunst Lorbeer steht,
Der werth ist, daß er auch den Palmzweig habe.
Er, der den goldnen Thau der Rednergabe
Zuerst durch seinen Geist, den überlegnen,
In unsre Sprache träufeln ließ und regnen.

Er hat mit Blumen der Beredsamkeit
Zuerst der rauhen Sprache Klang erhellt;
Ihm kam kein andrer gleich, zu keiner Zeit.
Denn wie die Sonne glänzt am Himmelszelt,
Wenn Mittags senkrecht ihren Strahl sie schnellt,
Daß alle Sterne ringsumher erbleichen,
So sind auch seine Lieder sondergleichen!

III.

Der Uebergangsproceß zweier Weltalter und François Rabelais.

I. Zur Signatur der Zeit.

Seit den Tagen, da der macedonische Heldenkönig Alexander in die morgenländische Welt eindrang und sie im raschen Siegesfluge überwältigte und dem staunenden Auge der Hellenen erschloß, ist keine Periode des geschichtlichen Lebens so reich an wunderbaren Ereignissen, an überraschenden Schicksalswechseln, an aufregenden und anregenden Erscheinungen gewesen, als die Jahrzehnte, die das 15. Jahrhundert schlossen und das 16. einleiteten. Eine so großartige Persönlichkeit wie Alexander hatte freilich die Zeit der Entdeckungen und der Renaissance nicht aufzuweisen; die Zeugungskraft des Menschengeschlechts vermochte keine königliche Natur auf den Thron des geschichtlichen Lebens zu heben, welche wie der macedonische Heldenjüngling die Idealität des Geistes mit der Realität des Vollbringens vereinigte, welcher, während er erobernd über den Euphrat und Tigris drang und die Schatzkammern von Susa und Persepolis aufthat, während er den Indus überschritt und die geheimnißvolle Welt der Brahmanenreiche dem forschenden Blicke der Griechen öffnete, zugleich die Heldengedichte Homers mit sich führte und dem hellenischen Culturleben Wohnsitze und Pflanzstätten schuf. Aber was dort in einer einzigen reichbegabten Natur concentrirt war, hat der Genius der Geschichte bei dem jüngeren Geschlecht über Viele vertheilt, und wenn er dort eine Heroengestalt geschaffen hat, welche dem ganzen Zeitalter Namen und Richtung gab, so hat er hier

dem Zeitraum einen gemeinsamen Charakter aufgedrückt, der allen Thaten und Bestrebungen ein bestimmtes Gepräge verlieh, so hat er hier einen Zeitgeist in Thätigkeit gesetzt, der wie eine unsichtbare höhere Macht über den Erdbewohnern einherging, die vielgestaltige Menschenwelt mit seinem göttlichen Odem erfüllte, das pulsirende Leben nach bestimmten gleichartigen Richtungen in Bewegung hielt. Wie gefährlich auch im Allgemeinen die philosophische Geschichtsbetrachtung sein mag, welche die tausend Fäden, die das historische Gebilde hervorbringen, unter Einen Gesammtbegriff fassen, die Wirkungen der einzelnen Willensthätigkeiten zu Einem gemeinsamen Ausdruck und Resultat vereinigen will; wie häufig auch der Spruch des Dichters sich bewähren wird: „Was man den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigener Geist"; so läßt sich doch mehr als zu irgend einer anderen Periode in dieser großen Zeitenwende eine einheitliche Idee aufstellen, welche allem Leben und Streben die Impulse gab, die wie eine individuelle Geistesmacht über der Erscheinungswelt waltete. Es ist der göttliche Auferstehungs- und Verjüngungstrieb, der aus einem der Verwesung und dem Untergange zuschreitenden Organismus sich zu neuen Lebensformen emporzuringen strebt, der unsterbliche Genius der Geschichte, der in den hinschwindenden Geschlechtern der Menschheit den „Kampf um das Dasein" vollzieht. Dieser Zeitgeist ist nicht in körperliche Schranken gebannt, ist in keiner Persönlichkeit in so vorwaltender Stärke vorhanden, daß man, wie bei einem Alexander, einem Karl dem Großen, den Namen zum charakteristischen Gattungsbegriff verwenden könnte: die fortgeschrittenere Menschheit bedurfte einer höheren Personification zum Fahnenträger, einer göttlichen Incarnation ihres weltgeschichtlichen Ganges zur Führung; sie war entwachsen dem Dienste der Götter in Menschengestalt, sie konnte ihre Willenskraft, ihr individuelles Leben nicht mehr an einen menschlichen Repräsentanten abgeben; wie die Christenheit für ihr religiöses Sein und Thun sich um das Panier des unsichtbaren Heilandes sammelte, so bedurfte auch die europäische Menschheit in ihrem weltgeschichtlichen Lebensgange eines geistigen, ideellen Führers.

1.

Wir haben in einem früheren Jahrgange dieses historischen Frucht- und Blumenfeldes die Zustände der höheren Gesellschaft darzustellen versucht, wie sie gegen Ende des Mittelalters in der Literatur und in den äußeren Lebenserscheinungen zu Tage traten, und dazu die Umrisse und

die einzelnen Züge in erster Linie aus Froissart und Chaucer entnommen. Jene ritterliche Romantik, wie wir sie dort kennen gelernt, hat auch die Scheide des Jahrhunderts noch in einzelnen Erscheinungen überdauert; aber wenn sie schon einige Generationen zuvor zu einer leeren Form, zu prahlerischen Ostentationen, zu Spiel und Schein entartet war, die dem wirklichen Leben entfremdet nur in dem conservativen Sinne einiger Fürsten und Edelleute, nur in den flüchtigen Neigungen für vergangene Sitten und Einrichtungen wurzelte, so gestaltete sie sich jetzt zu einem fremdartigen Schmuckwerk an dem neuen Staats- und Gesellschaftsbau, zu einer Reminiscenz aus vergangenen Tagen, die in die Lebensgestaltung der Gegenwart nicht mehr paßte und bald der Satire und dem Spotte verfallen sollte. Wenn man den Kaiser Maximilian als „letzten Ritter" bezeichnete, wenn man den Seigneur de Bayard den „Ritter ohne Furcht und Tadel" nannte, so möchte man darin schon einen Anflug von Ironie erkennen, wie sie immer solche, wenn auch ehrenwerthe Leute trifft, welche bei überlieferten Sitten und Gewohnheiten auch dann noch festhalten, wenn die Welt um sie herum ganz anders geworden ist. Jener französische König Karl VIII., der seinem Erstgeborenen den Namen „Roland" beilegte und sich aus Ritterromanen eine phantastische Welt aufbaute, der seinem Eroberungszuge nach Neapel den Charakter eines Kreuzzuges geben wollte und an der Seite des gefangenen osmanischen Fürsten Dschem seinen Einzug in die schöne Hauptstadt Unteritaliens hielt, machte in seiner häßlichen Erscheinung, mit seinem kränklichen kleinen Körper das Ritterthum zum Zerrbilde. In leerem Gepränge, in Spielen, Festlichkeiten und Turnieren verzettelte er die glänzenden Resultate seines Feldzuges, die ihm das Glück in den Schoß warf, und als er im Schloßhofe von Amboise durch einen Schlaganfall zu Boden gestreckt, auf einem elenden Strohlager seinen letzten Odem aushauchte, war das französische Heer in Neapel vernichtet, waren die Früchte großer militärischer Anstrengungen spurlos verschwunden, ein echtes Bild des verkommenen Ritterthums, das im Jagen nach wesenlosem Scheine die Realitäten des Lebens übersah, über phantastischen Anschauungen den Boden unter den Füßen verlor. In diesen italienischen Kriegen, in denen der größte Theil der Regierungszeit Karls VIII. und Ludwigs XII. nutzlos verschwendet wurde, tobte sich der ritterliche Geist des französischen Adels aus. Die Kämpfe mit den spanisch-italienischen Heerhaufen am Garigliano, die Schlachten von Fornuovo und bei Ravenna erinnern noch an Crecy, Poitiers und Azincourt; mit diesen Feldzügen

nach Unteritalien ging die ritterliche Kriegsweise zu Ende; die Schlacht von Marignano, womit König Franz I. seine Regierung einweihte, trug bereits einen anderen Charakter; die Scharen der Reisläufer aus den Alpen, die schon das burgundische Ritterheer des kühnen Karl bei Granson, Murten und Nancy mit ihren Hellebarten und Morgensternen zermalmt hatten, und die deutschen Landsknechte und Hakenschützen gaben den Ritterkämpfen den Todesstreich; fortan wurde das Schicksal der Schlachten durch Kanonen und Kugelbüchsen entschieden.

Nur in Einem Lande dauerte der Rittergeist noch einige Zeit fort — in der Pyrenäischen Halbinsel. Die turbulente Feudalmacht freilich, der natürliche Boden des Ritterthums, wurde unter der Doppelherrschaft Ferdinands und Isabella's ebenso kräftig niedergeworfen wie in Frankreich durch Ludwig XI., wie in England durch Heinrich VII., wie in Portugal durch Johann II. Die Burgherren wurden gezwungen, dem Fehderecht zu entsagen und ihre Streithändel vor den königlichen Gerichtshöfen auszutragen; ihre Privilegien und Ausnahmsstellungen wurden in den wichtigsten Punkten eingeschränkt oder aufgehoben, der ganze Apparat der ritterlichen Anarchie, die noch kurz zuvor das Königthum in Castilien zu einer leeren Form, zum Gegenstande des Spottes herabgewürdigt hatte, wurde beseitigt und die Autorität des Gesetzes und die monarchische Hoheit mit starker Hand aufgerichtet. Aber das Waffenleben, die alten Ueberlieferungen der „heiligen Kriege" gegen die Mauren wurzelten zu tief in dem Adel, als daß er mit einem Male zu einem ruhigen geordneten Staats- und Gesellschaftsleben hätte hinübergeführt werden können. Diesen unruhigen, jeder Arbeitsamkeit und friedlichen Thätigkeit widerstrebenden Granden mußte ein anderer Tummelplatz, ein neues Kampffeld geschaffen werden; man mußte die waffenfrohen Hidalgos in Bahnen lenken, auf denen sie der angeborenen Lust zu Kampf und Abenteuern, dem lebhaften Gefühl für Ruhm und Ehre zum Vortheil des Staates und der spanischen Nationalität Rechnung tragen konnten. Solche Gelegenheiten boten die Maurenkriege der Castilianer gegen Granada, die aragonesisch-französischen Kämpfe in Neapel und vor allem die Entdeckungsfahrten in der Neuen Welt. In den romantischen Kriegen wider das Königreich Granada, den letzten Ueberrest des „stolzen und mächtigen Chalifenreiches von Cordova und Sevilla", durchlebte die spanische Ritterschaft noch einmal die Tage des Ruhmes, wie sie in Lied und Sage aus der Heldenzeit der Väter nachklangen. In den Maurenkriegen traten die großen Factoren des mittelalterlichen Gesellschaftslebens,

Ritterthum, Religion, Loyalität, Galanterie zum letzten Male zum Ringkampf auf, daher hat auch zu allen Zeiten die romantische Kunst und Poesie aus ihnen ihre anziehendsten Stoffe geschöpft. Der Kampf trug noch ganz den Charakter der alten heiligen Kriege, wo das trübe Einerlei gräßlicher Landverwüstung, grausamer Ermordungen und Verstümmelungen, wilder Scenen eines rohen Fanatismus durch Züge von Edelmuth und Ritterlichkeit, durch Wetteifer in Großmuth und Anerkennung gegenseitiger Tapferkeit unterbrochen und das menschliche Gefühl versöhnt wird. Es war das letzte Auflodern der alten Kreuzzugsbegeisterung, daher auch die Blicke der ganzen abendländischen Christenheit nach der südlichen Halbinsel gerichtet waren, wo die reichen Zeltlager der castilianischen Ritterschaft jahrelang im Felde aufgeschlagen standen. Hochwürdige Geistliche, wie der Cardinal Mendoza, schnallten den Panzer über Chorhemd und Kapuze und führten ihre Reiterscharen ins Feld oder spendeten den Segen der Kirche zu dem heiligen Werke; der Papst erließ Kreuzbullen. Isabella, die schöne, fromme und züchtige Königin, war die Seele dieses letzten „heiligen Krieges". Wie oft sah man sie im Lager, bald in Panzerkleidung auf ritterlichem Schlachtroß sich umhertummelnd und zum Kampfe anfeuernd, bald für Verpflegung der Verwundeten und Kranken sorgend, bald Geschenke vertheilend. Ihre Anwesenheit belebte die edleren Seiten des Ritterthums und hielt alle Rohheiten und Ausschweifungen fern. War doch ihre Keuschheit und Sittsamkeit so reizbar, daß sie selbst bei der Letzten Oelung ihre Füße nicht wollte entblößen lassen. Noch jetzt erinnert die Stadt „des heiligen Glaubens", Santa-Fé, die aus der Lagerstätte emporwuchs, an jenen denkwürdigen Krieg, der mit der Einnahme von Granada und Malaga, mit dem Erlöschen der maurischen Herrschaft, mit dem Siege der Kreuzesfahne endigte.

Man verfuhr anfangs mit Milde und Menschlichkeit gegen die unterworfenen Moslemen; sie sollten in der Ausübung ihres Glaubens nicht gehindert werden. Aber harte Schicksalsschläge in ihrer Familie bewirkten, daß die Königin in ihren späteren Jahren sich streng der kirchlichen Richtung hingab und den Rathschlägen fanatischer Kleriker allzu sehr ihr Ohr lieh. In dieser Stimmung ließ sie es geschehen, daß übereifrige Missionare sich an das Werk der Bekehrung machten und auch unlautere Wege, auch List und Gewalt nicht verschmähten, um die Ungläubigen zur Seligkeit zu führen. Ximenes, in der Folge Cardinal und Großkanzler, ordnete Taufen mit dem Weihwedel, sogenannte Ysoptaufen, an, damit die symbolische Ceremonie beschleunigt

würde, ein Verfahren, das an die Gewalttaufen der Sachsen unter Karl dem Großen erinnert. Da griffen die in ihrem Gewissen bedrängten Mohammedaner nochmals zum Schwerte, es war im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts; und nochmals loderte in Granada ein Glaubens- und Rassenkrieg auf, der an vergangene Zeiten erinnerte. In den wilden Sierren, die sich südöstlich von der Hauptstadt erheben, wurden blutige Kämpfe geführt, die in Dichtung und Sage fortlebten. Noch lange besang das castilische Volk in elegischen Romanzen den Tod des tapfern Alonso de Aguilar, eines Bruders des „großen Feldherrn" Gonsalvo de Cordova, am grünen Fluß in der Sierra Vermeja. Durch den Aufstand wurden die alten Verträge vernichtet; nun wurde nur die Wahl gelassen zwischen Auswanderung und Taufe. Die Wenigsten konnten die Kosten zur Ueberfahrt nach Afrika aufbringen; die Mehrzahl fügte sich in das unvermeidliche Schicksal. Sie beugten sich unter das Kreuz, dessen Last schwer auf sie drückte, und die Inquisition sorgte dafür, daß die „Moriscos" allmählich aus Scheinchristen wirkliche Anbeter des Gekreuzigten wurden. Damit begann ein Kampf, der keine Spur von Ritterlichkeit mehr an sich trug, ein Kampf der Heimtücke, der Späherei, der Treulosigkeit und der Verfolgungswuth.

Aber nicht blos in Granada und am Garigliano sollte sich der spanische Rittermuth zum letzten Male austoben; ein weiteres, großartigeres Feld winkte jenseits des Oceans. Im Lager von Santa-Fé hatte Isabella mit Columbus den Vertrag geschlossen, der zur Entdeckung der Neuen Welt führte. Mit seiner Rückkehr von Hispaniola begann für die europäische Menschheit eine neue Aera weltgeschichtlicher Entwickelung. Das ganze Abendland gerieth in eine fieberhafte Aufregung bei den Nachrichten, welche die Entdecker von den überseeischen Inseln und Ländern, von den neuen Bewohnern, von den unbekannten Pflanzen- und Thiergattungen, von den Reichthümern an Gold, Perlen und edelem Gestein nach der Heimath mitbrachten, und alles, was im Laufe der Entdeckungen von Jahr zu Jahr Neues vernommen wurde, mehrte die Aufregung und das Erstaunen. Eine neue „Weltmeerritterschaft" trat ins Leben, welche in kühnem Wagen, in frischer Abenteuerlust das hinsterbende Turnierritterthum weit überholte. Die castilianischen Hidalgos strömten massenweise nach der fremden Inselwelt. Wer wollte da müßig sein, wo so herrliche Güter zu erwerben waren, wo für Ruhm- und Ehrbegierde ein so weites Feld offen stand, wo sogar das Himmelreich gewonnen werden konnte durch die Aufrichtung des Kreuzes unter den Heiden! Es verschlug nichts, daß die ersten An-

siedler auf Hispaniola elendiglich zu Grunde gingen und statt einer paradiesischen Glückseligkeit ein Leben voll Leiden und Entbehrungen, voll Hunger und Krankheit fanden, daß sie von Giftpfeilen verwundet, von Schlangen und Mosquitos gepeinigt wurden, daß oft Zunge und Lippen vor Durst aufsprangen, sodaß der ritterliche Theilnehmer und Erzähler des mexicanischen Eroberungszuges, der treuherzige, redselige Bernal Diaz, klagend ausruft: „O wenn ihr wüßtet, wie viele Qualen den Entdeckern neuer Länder beschieden sind." Die Auswanderung nahm mit jedem Jahre zu; jedes Schiff führte neue Abenteurer und Waghälse aus der Pyrenäischen Halbinsel nach der Neuen Welt im Westen. Die Berichte, durch die mündliche Mittheilung und die Thätigkeit der Phantasie ausgeschmückt und übertrieben, lauteten so wunderbar, daß auch das Fabelhafte, daß auch die ungereimtesten Erzählungen und Sagen Glauben fanden. Und waren denn die Vorgänge in Mexico und Peru, wo eine Handvoll kühner Ritter und Kriegsmänner mächtige Reiche eroberten, gewaltige Könige in Fesseln schlugen und zum Tode führen ließen, reiche Städte einnahmen und gebildete Völker unter das Sclavenjoch beugten, nicht von so überwältigender Natur, daß die dichterische Phantasie keine kühneren, keine fesselnderen und überraschenderen Gebilde hätte schaffen können, als die Wirklichkeit sie darbot? Was konnte nach solchen Vorgängen noch unglaublich erscheinen? Hatte man denn nicht in Peru goldene Berge entdeckt, warum sollten die Märchen von einem Eldorado nicht auch zur Wahrheit werden können? Damals gab es noch keine Zeitungen, welche durch nüchterne Berichte den wahren Verlauf der Dinge, den echten Thatbestand klar legten: Vieles wurde mündlich umhergetragen oder in Briefen von Land zu Land gemeldet, oft in rhetorischer Uebertreibung. Nie waren Dichtung und Wahrheit in so innigem Bunde, nie die Wirklichkeit so sehr von poetischen Blumen durchflochten, als in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Die Sage von einem „Jugendbrunnen", von den wunderbaren Kräften einer Quelle, welche den Greisen ihre Manneskraft wiederbringen sollte, hat sich lange Zeit erhalten und Glauben gefunden, sodaß noch Herrera versichern konnte, es habe in ganz Florida keinen Fluß und keinen Teich gegeben, wo sich nicht Spanier gebadet hätten, und noch zu seiner Zeit habe man sich mit der Hoffnung getragen, die Jugendquelle könnte doch noch aufgefunden werden. Als die Spanier in den Golf von Mexico einfuhren, um das Reich der Azteken zu entdecken und zu erobern, fanden sie auf der Ostküste von Yucatan zwei Europäer, die von einer vor acht Jahren in jener Gegend

schiffbrüchig gewordenen Mannschaft noch allein übriggeblieben waren. Davon war der eine, Gonsalo Guerrero, völlig zum Indianer geworden; er hatte sich Nase, Lippen und Ohren durchbohrt, diente in Indianertracht dem Kaziken des Landes in seinen kleinen Fehden, hatte sich mit einer vornehmen Indianerin verheirathet und Söhne gezeugt, und verbarg sich vor den landenden Europäern. Der andere, Geronimo de Aguilar aus Ecija, dem geistlichen Stande geweiht, diente gleichfalls einem eingeborenen Häuptling als Krieger, dagegen ließ er sich nicht zu einer Heirath mit einem indianischen Weibe verführen, eingedenk seiner Gelübde lebte er im Cölibat und hielt sich genau an die Vorschriften seiner Kirche. Seine erste Frage an die Landsleute war, ob der Tag ein Mittwoch sei, weil er gewissenhaft nach dem Kalender seine Fasten und religiösen Uebungen fortgesetzt habe. Und selbst im Abendlande erlebte man die merkwürdigsten Wechselfälle. Das Königreich Neapel wurde von den Franzosen zweimal gewonnen und zweimal verloren, und die letzten Sprößlinge des unechten Zweiges des aragonesischen Herrscherstammes vertrauerten ihr Leben in französischer und spanischer Gefangenschaft; Lodovico „der Mohr", ein Fürst voll Unternehmungsgeist und Verstand, voll Intriguen und Treulosigkeit, verlor das schöne Herzogthum Mailand und mußte zehn Jahre lang in einem unterirdischen Kerker schmachten, und der frevelhafte Cesare Borgia, Herzog von Valentinois, von dem noch später die Rede sein wird, wurde in dem Augenblicke da er sich aus den päpstlichen Lehnstaaten ein Königreich schaffen wollte, von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt und durch den treulosen Wortbruch des „großen Feldherrn" Gonsalve de Cordova als Gefangener nach Spanien geführt, wo er in einer geringfügigen Fehde im offenen Kampfe einen Soldatentod fand. Bringen wir mit solchen wunderbaren Ereignissen und Schicksalswechseln, mit solchen Erlebnissen und Abenteuern noch die Türkenkriege in Verbindung, in welchen der furchtbare Mohammed mit ehernem Schritt Hellas und Morea durchzog und Selim die alten Sitze morgenländischer Cultur, die Heimathstätten der christlichen Religion unter seine Zwingherrschaft beugte, als Suleiman der Prächtige die Ritter von Rhodos bezwang und „wie blutiger Nordlichtschein" über die zitternden Länder einherfuhr, so wird man begreifen, daß die damalige Menschheit in fieberhafter Aufregung sich umhertrieb, daß die Phantasie der aus dem mittelalterlichen Traumleben erwachenden Völker sich mit wunderbaren Gebilden erfüllte, daß selbst das Fremdartigste, das Fabelhafte und Märchenartige gläubige Aufnahme fand.

Und so konnte es denn geschehen, daß in der Pyrenäischen Halbinsel eine neue Gattung von Romanen entstand und sich weithin verbreitete, welche sich auf einem ganz fabelhaften Boden bewegten, die Amadis-romane. Zu allen Zeiten wird die zur Unterhaltung, zur Erregung der Gefühle bestimmte Literatur mit dem wirklichen Leben, mit den Interessen des Tages Zusammenhang und Beziehungen haben. Sollen dichterische Erzeugnisse, sollen Schilderungen und Erzählungen den Geist dauernd fesseln, dem Gemüth einen nachhaltigen Reiz bieten, so müssen sie in der Gegenwart, in der Zeitrichtung, in den Seelenzuständen der lebenden Geschlechter einen Halt, eine reale Unterlage besitzen, sie müssen in dem Leser oder Hörer auf eine sympathische Verfassung der inneren Menschennatur, auf ein unmittelbares Verständniß treffen. Ein Alexanderlied, ein Rolandslied konnten nur in der Periode der Kreuzzüge einen fesselnden Eindruck machen; die Artusromane setzten Leserkreise voraus, die mitten in den christlich-ritterlichen Ideen und Anschauungen sich bewegten; eine „Göttliche Commedia", ein „Roman von der Rose" konnte nur einem Geschlecht zusagen, das seine inneren Güter und Lebensinteressen in das Gewand der Allegorie, der Mystik und Symbolik hüllte; ein Reineke Fuchs war nur denkbar in einer Zeit und unter einem Volke, wo überlieferte Sitten und gesellschaftliche Formen bereits auf plebejische Gegensätze, auf eine ironische Opposition trafen. Nur in einer solchen Wechselwirkung von Dichtung und Realität können Werke ins Leben treten, welche ganze Generationen zu fesseln vermögen, nur wo die literarischen Producte in einen geeigneten Boden eingesenkt werden, finden sie die zum Wachsthum erforderliche Pflege und Sympathie, vermögen sie eine dauernde Existenz zu gründen. Es ist für den später geborenen Beobachter nicht leicht, diese Anknüpfungen zu entdecken, und er wird oft in die Lage kommen, in einem poetischen Producte nur das Resultat willkürlicher Phantasiethätigkeit zu erkennen, weil ihm das Band entgangen ist, durch welches dasselbe mit der geschichtlichen Welt, mit den herrschenden Gedankenkreisen zusammenhängt. Aber selbst die frei schaffende Phantasie des Dichters wird stets an reale Unterlagen anknüpfen. Und so werden wir uns denn auch bei den Amadisromanen, die man gewöhnlich nur als die phantastischen Gebilde einer verwirrten und verirrten Geistesrichtung ansieht, nach einer solchen Unterlage umsehen müssen.

Wie sehr immer bei den Stoffen, welche den epischen Dichtungen des Mittelalters den Inhalt lieferten, bei den um Alexander, um Karl den Großen, um König Artus gruppirten Sagenkreisen das Mythische

vorwiegen mochte, wie sehr das geschichtlich Ueberlieferte entstellt und umrankt war durch Fabeln und Märchen, durch Wunder- und Zaubergeschichten und das Wirkliche und Mögliche hinter den Gebilden der schaffenden Phantasie, der forterzeugenden Traditionsthätigkeit zurückblieb; so standen sie doch Alle auf einem in Zeit und Raum begrenzten Boden, so lehnten sie sich doch alle an feste historische Gestalten an und bewegten sich auf einem geographisch auffindbaren Gebiete. Sie standen als Ziergärten und Laubengänge neben den Fruchtfeldern der Chroniken und Zeitgeschichten. Jene wunderlichen Ritterbücher aber, die in dem Zeitalter Ferdinands und Isabella's und in den nächsten Jahrzehnten in der Pyrenäischen Halbinsel verfaßt und gelesen wurden, die „Amadis von Gallia", „Esplandian", „Lisuarte von Grecia", „Amadis von Griechenland", „Florisel von Nikäa", „Silvel de la Selva" und wie die Titel alle heißen, schwebten ganz in der Luft, hatten keinen geschichtlichen, nur sehr selten einen geographischen Unterbau. Sie bildeten ein Geschlecht, eine Nation für sich selbst. Wie bei den Artusromanen standen die meisten Helden und handelnden Personen untereinander in Blutsverwandtschaft; man konnte Stammbäume und genealogische Tafeln von ihnen anfertigen, aber historische Anknüpfungen und Reminiscenzen waren nicht zu finden; keine geschichtlich fixirte Heldengestalt, keine volksthümliche Sage bot einen festen Anhalt; von aller Ueberlieferung losgerissen verloren sie sich ins Launenhafte, Schrankenlose und Phantastische. „Amadis mit seinen Nachkommen", heißt es in des Verfassers „Allgemeinen Weltgeschichte", „irrt in einer rein idealen Welt umher, einer Welt voll bunter Hirngespinste der Willkür, wo wegen Mangel eines durchgreifenden Princips für alle Personen und alle Begebenheiten es völlig der Laune der Dichter überlassen bleibt, ob, wann und wie Mitte und Ende dieser fahrenden Ritterschaften eintreten werde. Wo keine innere Nothwendigkeit ist, da ist auch kein Kreislauf und kein natürlicher Schluß."

Und dennoch waren diese Ritterbücher im fünfzehnten Jahrhundert und darüber hinaus die Lieblingslectüre der vornehmen Kreise, wurden in allen europäischen Ländern übersetzt und nachgeahmt, und übten eine solche Macht auf die Vorstellungen, auf das innere Leben des damaligen Geschlechts, daß ein so hervorragender Geist wie Cervantes sie zum Unterbau seines satirischen Romans wählen konnte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Ursache dieser Bedeutung in der Zerfahrenheit der gesellschaftlichen Zustände und Anschauungen, in der gärenden Zeitlage suchen. Das Ritterthum hatte in der Wirklichkeit keine Stätte

mehr; die monarchischen Gewalten hatten die turbulenten Barone niedergeworfen und verfolgten andere Ziele. Und doch gewöhnt sich die Welt so schwer an das Neue, gibt so ungern alte Gewohnheiten, liebgewonnene Beschäftigungen und Zerstreuungen auf, schwelgt so gern in den Erinnerungen vergangener Jahre. Dieser natürlichen Neigung der Menschen trugen die Amadisromane Rechnung und verbanden damit gewisse Zeitrichtungen, deren man sich nicht entschlagen konnte. Sie entnahmen den Artusromanen das fahrende Leben und den minneseligen Frauendienst; sie füllten die Phantasie der Leser mit Kämpfen und Abenteuern ohne höheres Thatenziel, mit Wunder- und Zaubergeschichten ohne volksthümliche Grundlage; sie entlehnten von dem Roman der Rose die pathetischen Reden und kunstreiche Didaktik und machten die Galanterie und überschwengliche Liebeslust mit ihrer ganzen Unnatur und Geziertheit, mit ihrer lüsternen und lasciven Frivolität zum Hauptmotiv der Handlungen, aber nicht mehr in der alten gebundenen Form gereimter Verse, sondern in breiter künstlicher Prosa. Die alte eherne Rüstung mußte dem leichten Waffenkleide weichen, im Felddienst wie in der Dichtung. Auch der alte Feudalgeist, das ritterliche, unabhängige Mannesgefühl, trat nicht mehr so frei und selbständig hervor, die Loyalität gegen das gekrönte Oberhaupt wird als die erste Rittertugend gefeiert; und um doch auch die Interessen der Gegenwart über dem phantastischen Traumleben nicht ganz aus dem Auge zu verlieren, verlegte man den Schauplatz häufig nach den Orten, die in der Zeitgeschichte eine so hervorragende Stelle einnahmen, nach Griechenland, nach Konstantinopel, nach Trapezunt, und ließ die Helden auch Seefahrten unternehmen. Je weniger die adelichen Herren jener Tage Verlangen trugen, den Janitscharen in offener Feldschlacht die bepanzerte Brust entgegenzutragen, desto mehr liebten sie es, bei Turnieren und Lanzenstechen sich Mohren- und Türkenköpfe zur Zielscheibe zu wählen. So waren denn die Amadisromane das getreue Abbild jener gährenden, zerfahrenen Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit, jenes Tummelplatzes der gesellschaftlichen Gegensätze, jenes Ringens der alten und neuen Lebensformen. Auf den Burgen und Edelsitzen, die damals noch nicht den Schlägen des Bürgerthums und der Bauernschaften erlegen waren, versenkte man sich mit innigem Behagen in die Vergangenheit, wo das edle Blut so viele Geltung hatte; und da dieses ritterliche Leben und Treiben mit den alten Sitten und Gewohnheiten, mit dem verschwommenen, erkünstelten Minnedienst, mit der adelichen Kurzweil und verschrobenen Standesbildung keine Stätte mehr in der

Gegenwart hatte, nur noch hier und da bei einzelnen Nachzüglern mit prätentiöser Zärtlichkeit festgehalten ward, so verlegte man dieses irdische Paradies in Zeiten und Welträume, die nur in der Phantasie bestanden. In dem Zeitalter der Entdeckungen konnte man sich ja so leicht im Geiste, auf den Flügeln der Einbildungskraft, in eine ideale Welt versetzen und die theueren Zustände und Gesellschaftsformen auf einem erträumten Boden neu beleben und anpflanzen. Wenn sich ein Utopien schaffen ließ für einen platonischen Idealstaat, warum sollte nicht auch die verblühte Herrlichkeit des Ritterthums auf der weiten Gotteserde ein Eden finden, wo ein auserlesenes Geschlecht von reinem Blute die alten verklärten Tugenden und Sitten fortführte? Warum sollte sich nicht ein sublimirter Menschenschlag aufstellen lassen, in welchem alle Factoren der Ritterwelt, alle die bewunderten Eigenschaften und Gebilde, selbst alle die übertünchten und gefirnißten Schäden und Gebrechen sich forterhielten und forterbten? Darum erfreute man sich so sehr an den langen Stammbäumen der Amadishelden, an den genealogischen Verzweigungen, an den Banden der Blutsverwandtschaft, die von Generation zu Generation fortgesponnen wurden. Wo das eigene Verdienst erloschen ist, der eigene Ruhm erbleicht, die Eigenschaften und Thätigkeiten von ehedem keine Geltung und Anerkennung in den Augen der Zeitgenossen mehr finden, da brüsten sich die Nachgeborenen gern mit den Werken und Thaten der Ahnen, da legt man den höchsten Werth auf die Abstammung, auf edles Blut, auf die Vorzüge der Geburt. Alle diese Gefühle und Regungen einer Menschenklasse, die bisher auf der Höhe des Lebens gestanden und nun den Boden ihrer Macht und Auszeichnung unter den Füßen verschwinden sieht, die bei dem hereinbrechenden Ruin sich noch an die Außenwerke, an die markantesten Zeichen und Symbole ihres früheren Glückes und Ruhmes anklammert und eigensinnig sich gegen den Zeitgeist, gegen das pulsirende Leben der Wirklichkeit verschließt, fanden in den Amadisromanen ihren Ausdruck, irgend eine verwandtschaftliche Seite, auf welche sich ihre Sympathien richteten. Diese Klasse mag in den höheren Ständen noch viele Anhänger und Gesinnungsgenossen gezählt haben; daß sie aber am längsten in der Pyrenäischen Halbinsel andauerte, hatte in dem abgeschlossenen Geschichtsleben, in den nationalen und gesellschaftlichen Traditionen, in allen den oben angedeuteten Zuständen und Verhältnissen seine Ursachen. Bei anderen Völkern genügte die feine Ironie, womit die Weltkinder die „Ritter ohne Furcht und Tadel“ verherrlichten, um das altmodische Wesen und Treiben zu Fall zu bringen; man ließ die

Todten ihre Todten begraben; in Spanien war die ganze geschichtliche Vergangenheit mit Ritterthum und Romantik durchflochten; hier mußten stärkere Farben aufgetragen werden; hier mußte eine tragikomische Gestalt, wie die des edlen Ritters von der Mancha, mit einem Anflug von elegischer Trauer den letzten Geisterspuk des Mittelalters zu Grabe geleiten.

2.

Was für die weltliche Lehnsmonarchie das Ritterthum war, das war für die Papstkirche die Scholastik: auf beiden ruhte der Bau der mittelalterlichen Autoritäten, und beide empfingen gleichzeitig die Todeswunde. Aber wenn dem dahinsinkenden Ritterthum noch manches Herz mit stiller Sehnsucht, mit elegischer Trauer nachblickte und nachweinte, so wurde die Scholastik, wie sie in den Dominicanern Fleisch geworden, zwar mit viel Lärm und Getöse, aber ohne Sang und Klang und ohne Thränen zu Grabe gebracht. Und ihren Hütern und Trägern war dabei noch das bittere Loos beschieden, daß sie von dem heiligen Stuhle Petri, in dessen Diensten sie wirkten, zu dessen Macht und Ehre sie kämpften, verleugnet und verlassen wurden. Das Ritterthum fiel wie ein gewaltiger Baumstamm, dessen Wurzeln verdorrt waren, der dem scharfen Wehen des neuen Geistes im Umschwung der Zeiten nicht mehr zu widerstehen vermochte, und sein Fall kam der monarchischen Autorität zugute, stärkte das absolute Königthum; die Scholastik und die Möncherei wurden schmachvoll vom Kampfplatze gejagt, und das Einstürzen ihrer Hallen machte auch den päpstlichen Stuhl wanken, schwächte auch die Macht der Tiara.

Wir müssen in den folgenden Blättern von manchen Päpsten viel Schlimmes berichten; um so lieber wollen wir mit einer Glanzseite beginnen: die meisten von ihnen waren Förderer des regen Geisteslebens, der neuen Bildung, die in den Decennien vor und nach dem Uebergange in das sechzehnte Jahrhundert die Städte Italiens durchzog und bald auch ihren Weg nach anderen Ländern suchte. Es erging den Nachfolgern des Apostelfürsten und dem hohen Klerus in ihrer Umgebung wie den geistreichen pariser Kreisen vor hundert Jahren: sie halfen die Waffen schmieden und schärfen, welche dann die Gegner und Feinde wider sie selber kehrten. Die Gottheit schlägt in der Erziehung des Menschengeschlechts oft ungeahnte und unbegreifliche Wege ein, und der Genius des Fortschritts und der Entwickelung hat den Leitern und Lenkern der Weltgeschicke eine heilsame und wohlthätige

Binde um die Augen geschlungen, daß ihr Blick nicht in die Ferne reicht. Wie mancher Lichtstrahl ist durch die göttliche Vorsehung von solchen Händen in das Dunkel des Lebens geführt worden, die dann dasselbe wieder auf alle Weise zu dämpfen und zu unterdrücken bemüht waren. Aber diesem Himmelslichte wohnt eine Kraft bei, die niemals mehr ganz erstickt und ausgelöscht werden kann.

Es ist bekannt genug, daß die mittelalterlichen Bildungsformen hauptsächlich durch die Wiederbelebung der altclassischen Literatur und Sprache zu Fall gebracht wurden. Hat man ja doch der ganzen Periode den Namen der „Renaissance", der Wiedergeburt beigelegt. Vor allem war es das Griechenthum, war es der Zauber des Hellenismus, der dieses neue Culturleben schuf, neue Anschauungen und Ideenkreise in die Welt einführte. War auch die Kenntniß der griechischen Sprache niemals ganz im Abendlande erloschen, hat sie von jeher in Apulien noch eine Wohnstätte und in begeisterten Seelen, wie in Petrarca und Boccaccio, treue Hüter und Pfleger gehabt, so gab doch die Einnahme von Konstantinopel durch die Osmanen und die Flucht byzantinischer Edeln und Gelehrten vor den türkischen Säbeln dem Studium einen neuen Impuls. Da und dort wurden Lehrstühle des Griechischen errichtet; sprachkundige Reisende durchzogen die griechische Welt, um Manuscripte aufzukaufen, um das heilige Feuer vor dem Todeshauch der Barbaren im Abendlande zu bergen; man legte Büchersammlungen an, man übersetzte die griechischen Werke in classisches Latein. An dieser geistigen Thätigkeit nahm neben den Mediceern in Florenz niemand regeren Antheil als Papst Nikolaus V., der seine Jugend als armer Student in Bologna verbracht hatte, der Gründer der Vaticanischen Bibliothek. In gleichem Sinne verfuhren andere Nachfolger; der geistreiche Enea Silvio Piccolomini, den die Versatilität seines Geistes durch die verschlungenen Pfade des Baseler Concils zum kaiserlichen Geheimschreiber in Deutschland und endlich auf den päpstlichen Stuhl führte, vergaß über den schweren Sorgen seines Pontificats nicht der Wissenschaften und Künste, die er in seiner Jugend so eifrig und erfolgreich gepflegt. Er gewährte den letzten flüchtigen Gliedern des Herrscherhauses der Paläologen ein Asyl in Rom, und in der Stunde seines Todes hatte er die Freude, aus dem Hafen von Ancona die venetianische Flotte auslaufen zu sehen zum Kreuzzuge wider die Feinde des christlichen Glaubens und der christlichen Bildung. Unter Sixtus IV., einem gelehrten Herrn, starb in Rom der Cardinal Bessarion, der Vermittler morgenländischer und abendländischer Bildung. Vor ihm hielt Johann

Reuchlin, Rath und Reisebegleiter des Herzogs Eberhard von Würtemberg, eine elegante lateinische Rede, als er zum ersten Male das gepriesene Italien besuchte, um unter Argyropulos sich im Griechischen zu üben und bei einem gelehrten Rabbiner Hebräisch zu lernen. Auf dem Grabmonument wurde Papst Sixtus IV., der im Jahre 1484 aus dem Leben schied, wegen des Eifers gerühmt, den er auf das Bereichern und Ordnen der Vaticanischen Bibliothek gewendet. Selbst Innocenz VIII., dessen Sinn fast ausschließlich auf Politik und auf die Interessen seiner Familie gerichtet war, konnte sich der Zeitrichtung nicht ganz entziehen; er ließ dem Angelo Poliziano, dem gelehrten Freunde Lorenzo's de' Medici, für die Uebersetzung des griechischen Historikers Herodian ins Lateinische ein Geschenk von 200 Dukaten reichen, „um ihn in den Stand zu setzen, solchen Studien ungestört obzuliegen". Oft fanden die Gelehrten an den Päpsten Schützer und Fürsprecher, wenn die Inquisition sie wegen ketzerischer Lehrmeinungen verfolgte. Laurentius Valla, welcher die Echtheit der Konstantin'schen Schenkungsacte mit kritischen Waffen bekämpfte, flüchtete sich unter den Schutz des römischen Hofes.

Der Mittelpunkt dieses neuen geistigen und literarischen Lebens war das mediceische Florenz. Hier hatte schon unter Cosimo der Grieche Gemisthus Plethon die Platonische Akademie gegründet, deren Haupt dann während Lorenzo's Principat Marsilio Ficino war, der begeisterte Uebersetzer der großen Philosophen. Neben ihm war der junge talentvolle Pico von Mirandola der bedeutendste Genosse. Dieser philosophische Verein bildete den Kern des geistreichen und hochgebildeten aristokratischen Gesellschaftskreises, der sich in der kunstvollen Arnostadt um den Mediceer sammelte. Hier lebte und schwelgte man in der geistigen Atmosphäre des attischen Weisen und seiner alexandrinischen Verehrer, der Neuplatoniker; hier feierte man an dem angeblichen Geburtstage des Philosophenkönigs und bei anderen Gelegenheiten Symposien nach athenischem Vorbilde; hier baute man sich eine ideale Welt auf, die in Denkweise und Gefühlen, in Sitten und Anschauungen sich über das Herkommen, über die bestehenden Lebensformen hinaussetzte, die den olympischen Götterkreis und das platonische Ideenreich an die Stelle der christlichen Glaubenslehren und der religiösen Offenbarungen stellte. Es waren vornehme Cirkel, die über die ganze Republik eine wissenschaftliche und künstlerische Atmosphäre ausbreiteten, aber christliche Sitten und Dogmen weit von sich warfen. Poesie und Philosophie bildeten die Würze, ja die Speise des Lebens; diese Künste waren

Gemeingut aller Glieder. Man dichtete in lateinischer und italienischer Sprache nach den Formen und Versmaßen der Alten, in Hexametern, in Sapphischen und Alcäischen Strophen. Auch Lorenzo de' Medici versuchte sich in Gedichten, die nicht zu den schwächsten gehörten; aber seine Carnevalslieder, worin er den ausgelassensten Ton antiker Saturnalien anstimmte, können auch als Beweis dienen, wie locker und lasciv die Sitten dieser Geistesaristokratie gewesen sein müssen, mit welchen Bildern und Vorstellungen sich ihre Phantasie beschäftigte! Es wird versichert, daß Lorenzo der Erlauchte auch im Umgang mit schönen Gestalten das griechische Alterthum nachahmte, daß seine Liebe sich nicht auf platonische Seelenverbindung beschränkte, daß er ein eifriger Priester im Dienste der Aphrodite gewesen. Und seine Freunde und Verehrer blieben hinter dem Herrn und Meister nicht zurück.

So vornehm wie in Florenz, wie unter den Genossen der Aristokratie des Geistes am Arno ging es in den übrigen mehr plebejischen Gelehrtenkreisen nicht zu, aber in den Wurzeln und Hauptrichtungen trafen sie alle zusammen. Schon der Name „Humanisten", den die Anhänger der neuen Bildung sich gaben oder empfingen, deutete an, daß ihr Wissen ein Gegensatz sein sollte zu der Scholastik, daß an die Stelle der „Gottesgelahrtheit" fortan die Menschenweisheit treten sollte. Hatte die Scholastik sich abgemüht, die Kirchenlehren an der Hand des Aristoteles mit philosophischen Argumenten zu stützen, so sollte der Humanismus aus den Werken des classischen Alterthums ein Menschheitsideal schaffen, sollte die der Menschennatur inwohnenden Kräfte unabhängig von jeder Offenbarung zur Entwickelung und Ausbildung führen. Schon in der Benennung lag der Keim der anmaßenden Selbstüberschätzung, die alle Adepten dieser Genossenschaft, niedrige wie hohe, gleichmäßig theilten. Nur ihr Wissen, nur die sklavische Wiedererneuerung und Reproduction des classischen Alterthums sollte ein menschliches Sein begründen; nur die Schriften der Griechen und Römer sollten menschlichere Mittel und Hebel (Humaniora) zur geistigen Ausbildung darbieten. Mit Hohn und Verachtung sahen sie auf die Gottesgelehrsamkeit der Scholastiker herab. Gleich den Sophisten im alten Hellas zogen die Humanisten in den Städten und an den Fürstenhöfen umher, hielten gefeilte Reden und Vorträge in elegantem Latein, ließen sich für ihre Arbeiten bezahlen und verherrlichten die Geber mit überschwenglichen Lobgedichten nach Horazischen Vorbildern. Sie führten leichtere blankere Waffen als die scholastischen Doctoren, welche gleich den schwergerüsteten Rittern mit einem großen

Apparat von Syllogismen und Beweisstücken in die Arena hinabstiegen und gelehrte Disputationen gleich Turnieren in Scene setzten. Auch die Humanisten gehörten meistens dem geistlichen Stande an, und selbst unter dem hohen Clerus zählten sie ihre Anhänger, ja nicht selten trug ihnen ihr gelehrter Ruhm einträgliche Pfründen ein. Wurden sie, was häufig genug geschah, von zelotischen Zionswächtern unkirchlicher Ansichten beschuldigt, so fanden sie in der Regel mächtige Beschützer, und die Bedrängniß oder Verfolgung wegen Ketzerei vermehrte ihren Ruhm und ihre Bedeutung. Und allerdings gaben sie häufig genug Anlaß zu solchem Verdacht, denn sie standen mit ihren Anschauungen ganz und gar außerhalb der Kirchenlehre, wie dieselbe durch Thomas von Aquino zu einem abgeschlossenen System gebracht worden war. Statt der göttlichen Dreieinigkeit, für deren Begriff ihre classischen Vorbilder keinen Ausdruck hatten, riefen sie „die Götter" an; das Geheimniß der Menschwerdung Christi und der Auferstehung behandelten sie im Sinne einer heidnischen Metamorphose und Apotheose; die kirchlichen Symbole erschienen ihnen im Lichte der eleusinischen Mysterien. An den gottesdienstlichen Gebräuchen nahmen sie wenig Anstoß; lag doch gerade hier der Vergleich mit dem heidnischen Cultus nahe genug; sie machten keine Opposition gegen die äußeren Kirchenformen, sie ließen den Pontifex Maximus und die Priesterschaft unangefochten, sie gaben der gläubigen Menge, für die ja ihre humanistische Weisheit doch unverständlich war, keinerlei Aergerniß in äußeren Religionshandlungen.

Wenn die Humanisten das menschliche Wissen im Gegensatz zu der theologisch-philosophischen Schulgelehrsamkeit der Scholastiker betonten, so brachten sie auch den ungöttlichen und ungeistigen Trieben der Menschennatur einen reichen Tribut. Kaum ist jemals eine Schule oder Sekte mit so viel Anmaßung und Selbstbespiegelung aufgetreten als die Meister und Scholaren des Humanismus; kaum hat man jemals in Schmähungen und Invectiven, in Zänkerei und Streitsucht so sehr die Grenzen des Anstandes und der conventionellen Gesittung überschritten als die fahrenden Jünger der italienischen Humanistenschule. Sie gaben den Dominicanern und allen ketzerwitternden Mönchen ihre Schmachreden und ihr Schelten in reichlichem Maße zurück und fanden sich bei ihrem Thun durch den Beifall und die Zustimmung der gebildeteren Klassen belohnt. Man sah den Kampf gegen die Träger und Hüter der mittelalterlichen Lebensordnungen als einen

gemeinsamen an und begrüßte jeden Streiter als Genossen, jede Fechtart als Mittel zum Siege. Ein ganzes Menschenalter hindurch konnte ein Filelfo seine Streithändel auf den großen Markt tragen und stets theilnehmender Leser oder Hörer versichert sein. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bildeten die Humanisten aller Länder und Völker eine Art Verbrüderung; lateinische Briefe vertraten die Stelle von Zeitungen; die Buchdruckerkunst förderte die Verbreitung der literarischen Erzeugnisse in raschem Umschwunge von Ort zu Ort. Damals war der Humanismus eine Macht von großer Tragweite; er bildete die öffentliche Meinung. Noch von einer anderen Seite stellten die Männer der humanistischen Bildung das trübe und häßliche Schattenbild der Menschennatur dar: sie waren die Priester der Liebesgöttin, und zwar nicht der Aphrodite Urania, sondern der Aphrodite Pandemos, der Venus Vulgivaga. Züchtigkeit und Keuschheit war niemals eine hervorragende Tugend der Italiener gewesen; aber so nackt und ungescheut ist der Naturalismus zu keiner Zeit hervorgetreten wie in dieser Uebergangsperiode, so offen hat man nie die Libertinage in der Schrift und im Leben zur Schau getragen. Hatten schon die aristokratischen Kreise in Florenz nach dem Wahlspruche gelebt: „Erlaubt ist, was gefällt" und Symposien und attische Nächte gefeiert, in denen man die Lüste des Fleisches mit den geistigen Genüssen zu paaren verstand, so ging man in den vulgären Kreisen des Literatenthums über diese Grenzen hinaus. Das Hetärenleben der Alten Welt war nicht die schlimmste Uebertragung, der Demi-Monde war schon längst bekannt und an Courtisanen vornehmer und geringer Art war auch schon früher in keiner Stadt Mangel gewesen; aber nun gesellten sich zu den alten Unsitten noch neue unnatürliche Laster; die Knabenliebe, und alle geschlechtlichen Ausschweifungen, die in der Alten Welt neben der Kunstverfeinerung und geistreichen Bildung in derber Nudität hervortraten, fanden auch im Abendlande, in der modernen Gesellschaft Eingang und zeigten sich ohne Scham in ihrer natürlichen Häßlichkeit. Die Literatur pflegt in dieser Nachtseite des Gesellschaftslebens nur das getreue Spiegelbild der Wirklichkeit darzustellen und eher hinter der Realität einen Schritt zurückzubleiben, als derselben voranzuschreiten: nun treten aber schon vor Pietro Aretino, der als der Fahnenträger aller Lascivitäten und Obscönitäten angesehen und dessen tragisches Ende im Schlemmerkreise von den Moralisten als Strafe des Himmels gedeutet ward, in Sonetten, in Volksballaden, in Carnevalsliedern, in lateinischen und italienischen Satiren die Merkmale der

Frivolität, des lüsternen und derben Muthwillens, der unverhüllten Sinnlichkeit, die Züge einer verdorbenen Phantasie so ungenirt und offen hervor, daß man an ihrer Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit nicht zweifeln kann, daß man überall den Eindruck empfängt, hier sprechen Kundige zu Kundigen, daß man Schreiber und Leser einander zuflüstern zu hören glaubt, wir sind ja unter uns. Und wie sollte es auch anders sein in jener gährenden tiefbewegten Zeit, unter den Wirkungen der südlichen Sonne, als viele Jahre hindurch Kriegsscharen das Land von den Alpen bis zum Faro durchzogen, bei denen sich der Auswurf aller Völker, die verlorenen Söhne aller Nationen befanden; bei der Menge von Ehelosen, welche die Kirche, der Kriegsdienst, das vagirende Leben so vieler fahrenden Leute erzeugte! Als die französischen Truppen im Jahre 1501 Capua eroberten, wurde eine unerhörte Frauenschändung verübt, und Cesare Borgia, der Sohn des Papstes, welcher dem Heereszuge gefolgt war, wählte als seinen Antheil an der Beute zwölf der schönsten Jungfrauen aus und sandte sie nach Rom, wo er sich nach Art der Türken einen Harem errichtet hatte. Bekanntlich zeigten sich damals die ersten Spuren der Syphilis, der ansteckenden Lustseuche, die ihren Gang durch Europa machte. Man schrieb ihre Entstehung der Vermischung der Europäer und Indianer in der neuentdeckten Welt zu. Es war als ob die Natur selbst einen Damm hätte aufrichten wollen gegen das Uebermaß geschlechtlicher Ausschweifungen.

Dieser Cesare Borgia war der Lieblingssohn des Papstes Alexander VI., ein junger schöner Mann von solcher Stärke, daß er im Stiergefecht den Kopf des Thieres auf Einen Schlag herunterhieb, eine gewaltige dämonische Natur, nicht ohne Anwandelungen von Großmuth, aber furchtbar schrecklich. Diesem Sohne aus den Lehnherrschaften des päpstlichen Stuhles ein erbliches Königreich zu schaffen, war das Hauptanliegen Alexanders und Cesares. Sie folgten darin nur dem Beispiele ihrer Vorgänger. Schon seit Sixtus IV. war die Ausstattung der päpstlichen „Nepoten" mit Territorien das wichtigste Moment der römischen Politik geworden. Im Interesse seines Neffen Riario hatte dieser Papst sich sogar zum Mitwissenden und Mitschuldigen an der verbrecherischen Verschwörung der Pazzi gemacht, durch welche das mediceische Brüderpaar an heiliger Stätte im Augenblick der Monstranzerhebung ermordet werden sollte und der eine davon auch wirklich das Leben verlor. Auch bei Innocenz VIII. war der „Nepotismus" die Seele des Pontificats. Mehrere Menschenalter hindurch brachten die Oberhäupter der Kirche die Ruhe Italiens und das Wohl

der Christenheit ihren politischen, ja dynastischen Interessen zum Opfer. Die Beherrscher Roms dachten und handelten ganz und gar im Geiste der übrigen weltlichen Potentaten Italiens; wo Hinterlist und Intriguen nicht ausreichten, schritten sie zu Gewalt und Blutvergießen, und sie trugen kein Bedenken, die weltlichen Waffen ihrer Condottieri durch die geistlichen zu verstärken, zum Schwert noch den Bannstrahl zu fügen. Bei keinem Nachfolger des armen Fischers Petrus trat diese dynastische Politik rücksichtsloser und offener hervor als bei Alexander VI. aus dem spanischen Hause Borgia. Wenn die früheren Päpste es der öffentlichen Meinung schuldig zu sein glaubten, ihre häuslichen Anliegen als „Nepotismus", als Versorgung der „Neffen" euphemistisch darzustellen, so war man jetzt über solche philiströse Ansichten erhaben: Cardinal Borgia hatte, als er durch Simonie und Bestechung im Conclave die Stimmenmehrheit erhielt, vier Söhne und eine Tochter, die als Prinzen und Prinzessin im päpstlichen Palaste lebten, sich in die Geschäfte des Staates und des Kirchenregimentes mischten und die Stellung des Vaters als Staffel zu ihrer eigenen Erhöhung betrachteten; ihre Mutter Vannoza wohnte als reiche vornehme Dame in Rom oder auf ihrem Landhause, an einen anderen Edelmann verheirathet. Es mag nicht alles wahr sein, was die Zeitgenossen und die Nachwelt dem Namen Borgia anhefteten: die blutschänderischen Verhältnisse in der Familie mögen von bösen Zungen erfunden, von giftigen Federn nacherzählt worden sein, in ihren späteren Jahren mag die schöne Lucrezia, als sie in drittem Ehebund dem Herzog von Ferrara vermählt ward, das Feuer der Jugend abgekühlt war und die römische Hofluft keine Wirkung mehr auf sie übte, das Lob verdient haben, das ihr Dichter und Hofleute und der ritterliche Bayard in reichem Maße spendeten, aber es bleibt noch immer so viel Blut und Frevel, so viel Laster und Schande auf dem Namen haften, daß man an das Julische Haus in den Tagen der ersten römischen Kaiserzeit erinnert wird: Cesare Borgia war nicht besser als Nero und Caligula, und Alexander VI. schuldbelasteter als Tiberius und Claudius. Den Bericht des venetianischen Gesandten Paolo Capello vom Jahre 1500 über den damals siebzigjährigen Papst faßt Ranke in folgenden kurzen Sätzen zusammen: „Alexander hatte all seine Lebtage nur die Welt zu genießen, vergnügt zu leben, seine Gelüste, seinen Ehrgeiz zu erfüllen getrachtet. Es schien ihm der Gipfel der Glückseligkeit, daß er endlich die oberste geistliche Würde besaß. In diesem Gefühl schien er täglich jünger zu werden, so alt er auch war. Kein unbequemer Gedanke dauerte ihm über Nacht.

Nur darauf sann er, was ihm Nutzen verschaffen, wie er seine Söhne zu Würden und Staaten bringen könne: nie hat ihn etwas anderes ernstlich beschäftigt.“ Die päpstlichen Truppen und die Einkünfte der Kirche gaben dem Prinzen, für den der Vater von dem Könige von Frankreich mittels Ehedispensation und Bundeshilfe das Stadtgebiet von Valence und den Herzogstitel erkaufte, die Mittel, die Lehnsfürsten von Pesaro, Rimini, Faenza, Urbino und Andere, welche ihrer Pflichten und Abhängigkeit gegen den päpstlichen Stuhl oft vergaßen, ihrer Besitzungen zu berauben und in seinen ehrgeizigen Plänen immer weiter schreitend, das Patrimonium Petri und die Herrschaften des gesammten Mittelitaliens zu einem weltlichen Fürstenthume oder Königreiche zu vereinigen. Sein Weg ging über Blut und Leichen; an Brandstätten und Zerstörungen konnte man seine Spur verfolgen; seine wirksamsten Waffen waren Meuchelmord und Verrath. Als einst mehrere Dynasten der Romagna zu einem Schutz- und Waffenbunde sich zusammenthaten, versöhnte er sich mit ihnen und gab und empfing Handschlag und Treueid. Darauf entbot er sie zu einer Zusammenkunft nach Senigallia; als sie im Vertrauen auf die geschworenen Verträge sich einfanden, wurden sie sämmtlich überfallen und theils mit dem Strange getödtet, theils in Burgverließe eingeschlossen. „Es ist die Tragödie von Senigallia,“ sagt Reumont, „welche Niccolo Macchiavelli, der florentinische Abgesandte bei Cesare Borgia, mit jener Ruhe und Kälte geschildert hat, die den Vorfall als ein Meisterstück politischen Scharfsinnes analysirt.“ Wie ein Sturmwind im wilden Aufruhr der Natur, warf der schreckliche Mann alles nieder, was seinen Leidenschaften, seiner Wollust, seinem Ehrgeiz in den Weg trat, auf die Würde und Stellung des Vaters, der ihm alles gestattete und gewährte, nahm er nicht die geringste Rücksicht. Er erdolchte den vertrautesten Diener desselben Peroto unter dem pontificalen Mantel, so daß sein Blut des Papstes Gesicht bespritzte. Seinen jugendlich schönen Schwager Alfonso d'Aragona, den ersten Gemahl seiner Schwester Lucrezia, ließ er auf der Treppe des Palastes anfallen. „Den Verwundeten pflegten die Frau und die Schwester desselben; die Schwester kochte ihm seine Speisen, um ihn vor Gift sicher zu stellen: der Papst ließ sein Haus bewachen, um den Schwiegersohn vor dem Sohne zu schützen. Vorkehrungen, deren Cesare spottete. Er sagte: „Was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen“: als der Prinz schon wieder in der Besserung war, drang er in dessen Zimmer ein, trieb die Frau und die Schwester hinaus, rief seinen Henker und ließ den Un-

glücklichen erwürgen." Der Papst wollte seinem jüngeren Sohne Juan Borgia, Herzog von Gandia, einige der eroberten Lehen zuwenden. Dies war nicht nach dem Sinne Cesare's, der alles allein haben wollte. Er machte mit dem Bruder einen Spazierritt. Als man zur Nacht nicht zurückkam, ließ Alexander am anderen Tage Nachforschungen anstellen; da fand man die Leiche in dem Tiber im vollen Anzuge mit dem Reitermantel und 30 Ducaten in der Tasche. Der Aufseher eines Holzlagers sagte aus, daß um Mitternacht einige Reiter den Leichnam gebracht und in den Strom geworfen hätten; weiter befragt, warum er dem Governatore keine Anzeige von dem Geschehenen gemacht, erwiderte der Mann: „Er habe in seinen Tagen wohl hundert Leichen in den Strom werfen sehen, ohne daß sich irgend Jemand darum gekümmert hätte."

So dunkle Schatten auch das Pontificat Alexanders VI. bedecken und so viele drohende Stimmen aus dem weiten Heerlager der Opposition sich wider dasselbe erhoben, die Autorität der Kirche stand unter den romanischen Völkern noch ungeschwächt da. Wurde doch während der Entdeckungsfahrten der Portugiesen und Spanier der Streit über den Besitz der neuen Erdtheile dem Schiedsgericht des kirchlichen Oberhauptes zur Entscheidung anheimgestellt, und der Borgia hatte den Triumph, die berühmte Theilungslinie zu bestimmen, die von beiden Völkern als Rechtsquelle für die Besitzergreifung der neuen Länder geltend gemacht wurde. Und noch ein zweiter Triumph war ihm beschieden: die reinste und berechtigste Opposition gegen das verweltlichte Papstthum, der Schrei des Gewissens in den frommen und gläubigen Seelen über die Entartung der Kirche, über das Hinschwinden der Religion wurde in den Flammen erstickt, die in Florenz über Girolamo Savonarola und seine beiden Leidensgefährten zusammenschlugen. Ueber den Frate und Prior des Dominicanerklosters San Marco ist in älterer und jüngster Zeit viel geschrieben worden, bis vor Kurzem sein Landsmann Villari die Acten noch einmal gründlich geprüft und das Urtheil über den räthselhaften Mann für das jetzige Geschlecht zum Abschluß geführt hat. Savonarola, in scholastischen Studien herangewachsen, stand zu der neuen Bildung, zu der neuen Zeitrichtung Italiens im Gegensatze. Sein religiöses Gemüth nahm Anstoß an der Entweihung des Tempels, die von Rom ausging, an dem Verfall der christlichen Sitte, der in den Kreisen der Humanisten so offen zu Tage trat, an der Erschlaffung des kirchlichen Sinnes des mit äußerlichen Cultushandlungen sich begnügenden Volkes. Gleich den alttestamentlichen

Propheten verkündigte er die herannahenden Strafgerichte Gottes, den Ruin der Welt und der Kirche als Staffel und Uebergangsstufe zur Lebenserneuerung der Christenheit. Mehrere seiner Voraussagungen fanden in den Zeitereignissen ihre Erfüllung; das Volk glaubte an seine prophetische Mission, und in Momenten der Ekstase, der geistigen Erregung, zu der seine reizbare nervöse Natur durch inneres Arbeiten, durch Studium und Contemplation, durch Bußübungen und eifriges Predigen gesteigert ward, mochte er sich selbst für einen gottbegeisterten Propheten halten, berufen, die ihm auferlegte göttliche Last der Welt kund zu thun. Er begrüßte den französischen König Karl VIII. als den Koresch, den der Herr zur Erlösung des gesunkenen Volkes, zur Reinigung der gefallenen Kirche berufen habe; die Florentiner schickten ihn als Friedensboten ins königliche Heerlager; der Eindruck, den die wundersame Erscheinung des begeisterten Mönches auf den Valois machte, erhöhte sein Ansehen in der Arnostadt. Die Mediceer wurden vertrieben und die Republik auf gemäßigt demokratischer Grundlage hergestellt, zu der Savonarola die Grundlinien und Organe entwarf. Und nun erlebte die Welt den merkwürdigen Anblick, daß die Stadt der verfeinerten Bildung, des Kunstgenusses, der Lüste und der Leichtfertigkeit Buße that in Sack und Asche und Alles zu den Kirchen strömte, so daß selbst die weiten Räume der Kathedrale die andächtige Menge nicht zu fassen vermochten und man noch Gerüste in der Höhe anbringen mußte. Die Stadt war wie umgewandelt; statt der Carnevalsbelustigungen und des Mummenschanzes von ehedem ergötzte sich das florentinische Volk an der „Verbrennung der Eitelkeiten", an dem merkwürdigen Auto da Fé über alle Abzeichen der Weltlust und Ausgelassenheit, über frivole Bücher, unsittliche Kunstgegenstände, lascive Gedichte, und gab Beiträge zu Wohlthätigkeitsanstalten und Almosen für Arme. An die Stelle des mediceischen Principats trat ein Mönchsregiment: wie die Verfassungsreform, die übrigens nach dem Urtheil der sachkundigsten Schriftsteller, eines Macchiavelli und Guicciardini, den Verhältnissen des Staates durchaus entsprechend war und von dem politischen Verstande des Dominicanerpriors ein treffliches Zeugniß gab, hauptsächlich das Werk Savonarola's war, so übte er auch fortwährend auf die Regierung, auf den Gerichtsgang, auf die Verwaltung den entschiedensten Einfluß. Es war begreiflich, daß eine Mönchsherrschaft mit puritanischer Sittenzucht, mit herber Ascetik bald eine starke Opposition hervorrufen mußte: die Platonische Akademie mit ihren Symposien und attischen Nächten war in ein Bethaus mit

Kasteiung und Entsagung umgewandelt; Bittgänge und Bußlitaneien verdrängten die lustigen Umzüge und Carnevalslieder früherer Tage. Die Weltkinder schäumten vor Wuth, eine zahlreiche Partei, Arrabiati genannt, machte sich den Sturz der demokratisch-mönchischen „Heuler"-Wirthschaft zur Lebensaufgabe. Sie sollten bald eine starke Stütze in Rom finden. Die Mediceer hatten einflußreiche und mächtige Freunde am päpstlichen Hofe; wenn es gelang, den populären Dominicaner-prediger aus der Arnostadt zu entfernen, konnte die Rückkehr der Familie mit Sicherheit erwartet werden. Savonarola hatte in seinen Bußpredigten das neue Babel an dem Tiber und den verweltlichten Clerus sammt seinem unwürdigen Oberhaupte nicht geschont; das Wort war damals noch freier, die Zunge noch weniger gefesselt als nach der Reformation. Ein Augustinermönch, Fra Mariano von Genazzano, der lange Zeit der Lieblingsprediger der vornehmen Welt in Florenz gewesen war, bis die natürliche Beredsamkeit Girolamo's, der Erguß eines von religiöser Begeisterung und sittlichem Ernst erfüllten Herzens, über seine glatten Worte und seinen künstlichen Periodenbau den Sieg davongetragen, hinterbrachte dem Heiligen Vater, in welch scharfer Weise Savonarola gegen Kirche und Clerus eifere und daß seine feurigen Reden um so mehr Eindruck machten, als er im Rufe eines Propheten stehe. Der neidische boshafte Mönch, der dem Nebenbuhler nie seine Niederlage verzieh, wird seine Worte spitz genug zu setzen gewußt haben. Alexander gerieth in den heftigsten Zorn: ein Mönch durfte sich erdreisten, von dem Verfall der Kirche, von der Entartung des Clerus, von der Nothwendigkeit einer Reform durch ein Concilium zu sprechen! Dieser Vermessenheit sollte bald gesteuert werden. Aber man ging klug und vorsichtig zu Werke. Es konnte dem florentinischen Prediger keine Ketzerei nachgewiesen werden; er hatte sich stets auf dem Boden der Kirchenlehre gehalten; selbst daß er sich für einen Propheten ausgegeben, war nicht mit Bestimmtheit zu erweisen. Der Papst suchte daher zunächst den einflußreichen Mann zu gewinnen oder nach Rom zu locken. Ob er ihm unter der Hand den Cardinalshut als Lohn des Stillschweigens angeboten, steht nicht ganz fest; dagegen ist das feine schmeichelnde Schreiben, worin der Heilige Vater den Prior nach Rom lud, damit er durch seinen Mund den göttlichen Willen vernehmen möge, noch vorhanden. In der Tiberstadt hätte man schon Mittel und Wege gefunden, den Prediger zum Schweigen zu bringen. Savonarola leistete aber der Ladung keine Folge, entschuldigte sich jedoch in einem ehrerbietigen Briefe. Darauf wurde ihm das Predigen unter-

sagt; er erklärte aber, in so schweren Zeiten, da die Stadt von Krieg, Hunger und Pestilenz heimgesucht sei, könne er das nach seinen Worten verlangende Volk nicht ohne Trost und Belehrung lassen, und fuhr in seiner Prädicantenthätigkeit fort. Zugleich verfaßte er Briefe an mehrere Potentaten, um sie zur Einberufung einer Kirchenversammlung zu bewegen. Das an den König von Frankreich gerichtete Schreiben fiel in die Hände Lodovico Moro's, der es dem Papste zustellte. Dies zog den Bannstrahl auf das Haupt des vermessenen Mönches herab. Aber selbst die Excommunication, die nach einigen Wochen auch in Florenz bekannt wurde, vermochte den Frate Girolamo nicht von seinem Wege abzubringen; einer Verurtheilung, meinte er, die auf unrichtigen Voraussetzungen beruhe, brauche man keine Folge zu leisten; die unbestimmte Fassung der Bannbulle schien diese Einwendung zu rechtfertigen. Es möchte dem kirchlichen Oberhaupte nicht leicht geworden sein, den Hirten aus der Mitte seiner Heerde zu reißen, wäre es ihm nicht gelungen, diese zu spalten und zu verwirren. Schon längst blickten die anderen Orden mit Neid auf die überwiegende Macht der Dominicaner von San Marco. Die Franciscaner wurden daher leicht beredet, die Hand zu einem Gaukelspiel zu bieten, das die Arrabiati in Scene setzten, um Savonarola's Ansehen zu brechen. Er sollte durch ein Gottesgericht seinen prophetischen Beruf beweisen; ein Franciscanermönch erbot sich, gleichzeitig mit ihm durch die Flammen zu gehen. Savonarola wies die Anmuthung zurück: das hieße Gott versuchen; aber er gab seine Einwilligung, daß sein Jünger Fra Domenico, eine treue Seele, die mit schwärmerischer Hingebung an des Meisters höhere Sendung glaubte, die Herausforderung annahm. Nun sollte das Schauspiel einer Feuerprobe vor sich gehen; schon waren auf dem Marktplatze die Holzreihen aufgerichtet, durch welche die Gottesstreiter wandeln sollten, und die schaulustige Menge, Gläubige und Zweifelnde, stand in der gespanntesten Erwartung: diese Erwartung sollte jedoch getäuscht werden. Auf keiner Seite herrschte ein besonderes Verlangen nach der Märtyrerkrone. Es wurden allerlei Einwendungen erhoben und Ausflüchte geltend gemacht, bis endlich die Obrigkeit das ganze Schauspiel untersagte. Die Arrabiati wußten aber den Ausgang zu ihren Zwecken auszubeuten. Das in seiner Schaulust oder Wundersucht betrogene Volk wurde aufgereizt und mit Mißtrauen gegen Savonarola erfüllt. Je zuversichtlicher die Florentiner bisher an seine Prophetengabe geglaubt, je blinder sie dem Seher gefolgt waren, desto heftiger war ihre Wuth, als sie sich für betrogen hielten. Das Kloster wurde erstürmt und der Prior mit

zweien seiner Anhänger ins Gefängniß geworfen. Nun erfolgte eine jener schmachvollen Scenen, welche der Historiker und der Menschenfreund so gern mit einem Schleier verhüllen möchten. Die Arrabiati, die sich durch einen Staatsstreich des Regiments bemächtigten, schändeten die Arnorepublik durch einen Justizmord der schwärzesten Art. Durch anhaltende Folterqualen und durch Fälschung der Gerichtsacten, der Aussagen und Verhöre brachten sie die Beweise zusammen, auf Grund deren sie das Todesurtheil über den excommunicirten Propheten fällen konnten. Und so erlebte denn das florentinische Volk ein anderes Schauspiel. Am 23. Mai 1498 wurden Girolamo Savonarola und seine beiden Leidensgefährten zuerst erdrosselt und dann die Leichen, an einem großen Holzkreuz aufgehängt, auf dem Volksplatze den Flammen übergeben. Aber die Dominicaner von San Marco wollten an keine Schuld glauben. Noch jetzt sieht man in der Klosterzelle sein Bildniß mit dem Heiligenschein, das Fra Bartolomeo in liebevoller Seele entworfen und mit treuer Hand ausgeführt.

Alexander VI. überlebte den Propheten von Florenz noch fünf Jahre, und es scheint nicht, daß dessen Schicksal schwer auf seinem Gewissen gelastet habe. Cesare war im Vollbesitz der Macht, und er traf alle Vorkehrungen, um sich darin zu erhalten, wenn der Papst mit Tode abgehen würde. Aber Eins hatte er nicht vorgesehen: als Alexander am 18. August 1503 rasch starb, war der Herzog von Valentinois auf dem Krankenlager. Es wird erzählt, er habe einigen Cardinälen vergifteten Wein reichen wollen, um sich dann ihres Vermögens zu bemächtigen; der Kellermeister habe durch Zufall die Flaschen verwechselt, und Vater und Sohn hätten das Gift getrunken; der Papst sei gestorben, Cesare durch seine kräftige Jugend gerettet worden. Mag diese Erzählung immerhin erfunden sein, die Krankheit des Herzogs bei dem Tode Alexanders VI. machte seine hochfliegenden Pläne zerrinnen. Giuliano della Rovere, der ärgste Widersacher der Borgia, bestieg drei Monate nachher unter dem Namen Julius II. den päpstlichen Thron, ein energischer, patriotischer Mann, der den Borgia aller seiner Besitzungen beraubte und zur Flucht zwang, dann aber dieselben politischen Wege einschlug. Unbarmherzig warf er die trotzigen Lehnfürsten nieder und stellte die Hoheit des Pontificats im ganzen Kirchenstaate her. Selbst der alte Giovanni Bentivoglio, Herr von Bologna, starb in der Verbannung am gebrochenen Herzen, und der Papst hielt als Gebieter seinen glänzenden Einzug in dessen Stadt. Ein Verbündeter der Franzosen, so lange er sich auf fremde Hilfe stützen mußte, wandte er

später denselben den Rücken, stiftete einen Gegenbund wider die Liga von Cambrai und bekämpfte die „Barbaren“ mit zeitlichen und geistlichen Waffen. Die Befreiung Italiens von der Herrschaft des Auslandes war das Ziel des kriegerischen Kirchenfürsten. Man sah ihn mitten im Winter im Waffenkleide in die Laufgräben von Mirandola hinabsteigen und durch eine Bresche der Mauer in die bezwungene Stadt einreiten. Ein Kriegsheld und Eroberer im Geiste der weltlichen Machthaber seiner Zeit, trat Julius II. in die politische und militärische Arena mit den übrigen Monarchen Europa's, nicht bedenkend, wie wenig diese Thätigkeit zu seinem pontificalen Gewande paßte. Rom war unter seinem Regiment das Haupt Italiens, aber nicht mehr im Geiste eines Gregor VII. und Innocenz III., sondern im Sinne eines glücklichen und mächtigen Condottiere oder eines Kriegsfürsten. Die vaterländischen und nationalen Interessen gingen ihm über die kirchlichen; er lebte ganz in der italienischen Politik, neben welcher nur die Kunst der Renaissance noch einiges Interesse ihm abzugewinnen vermochte. Seine Gegner versuchten ihm durch die Einberufung einer Kirchenversammlung Verlegenheit zu bereiten; aber das „Conciliabulum“ von Pisa, das dann seine Sitzungen nach Mailand und Lyon verlegte, war kein geeignetes Instrument, um den Fall des energischen Kirchenfürsten zu bewirken. Es war ebenso wenig von den großen religiösen Zeitfragen durchdrungen wie das Pontificat selbst. Auch noch eine andere Leidenschaft, die dem Soldatenstande häufig inwohnt, scheint Julius II. in sich getragen zu haben: er liebte den Becher. Wenigstens schalt ihn König Ludwig XII. einen Trunkenbold. „Die lebhafte Carnation seines berühmten Porträts könnte allerdings auf so etwas hindeuten“, meint Reumont, „findet aber wohl in seiner fast fortwährenden Aufregung ihre Erklärung.“ König Ludwig XII. wurde von Ferdinand dem Katholischen desselben Lasters beschuldigt. Papst Julius II. starb am 20. Februar 1513 und hatte Leo X., den Sohn Lorenzo's von Medici, zum Nachfolger. Mit ihm stieg die neue Bildung auf den Thron, und die Schäden und Gebrechen in Staat und Kirche, die Lüste und Laster im gesellschaftlichen Leben wurden mit „Rafaelischen Teppichen“ zugedeckt.

II. François Rabelais[1]).

Auf diesem geschichtlichen Zeitgemälde hebt sich ein literarischer Charakter ab, von dem alle Lebensfragen, welche damals an die Menschheit herantraten und sie in Bewegung setzten, im heitern Bilde des Komos, in der Gestalt eines lachenden Philosophen vorgetragen oder angedeutet werden, der Mönch, Arzt und Priester Franz Rabelais. Wenn er in der Vorrede, anknüpfend an den Weltweisen Sokrates in Silenengestalt, die Bemerkung macht, daß wie in der Apotheke die feinen Spezereien und Heilmittel gewöhnlich in Büchsen mit allerlei lustigen und schnakischen Bildern aufbewahrt würden, so auch in seinen Schriften unter der schalkhaften Außenseite viele nützliche Lehren und Wahrheiten enthalten seien, so giebt er damit selbst zu verstehen, daß man nach einem tieferen verhüllten Sinn forschen müsse; wenn er dann aber zugleich warnend hinzufügt, man solle nicht, wie die alten Ausleger des Homer, in allen seinen Worten und Aussprüchen Allegorieen wittern und Deutungen versuchen, an welche der Autor nie gedacht habe, so bezeichnet er auch den richtigen Weg und Maßstab zum Verständniß und zur Beurtheilung seines satirischen Romans. Der nachdenkende Leser, meint er, wird unter der komischen Hülle, unter der Schalksgestalt bald den wahren Kern, die Nutzlehre herausfinden, aber man solle auch der Volkssage, dem Märchenhaften seinen Platz lassen, nicht nach Allegorien forschen, wo nur die Volksüberlieferung gegeben wird. Wenn ein Kritiker diesen volksthümlichen Erzählungen den Vorwurf mache, sie röchen nach Wein, so sei dieser Weingeruch, der Naturalismus und die Ursprünglichkeit, in seinen Augen ein größerer Ruhm, als wenn man ihnen wie den Reden des Demosthenes nachsagen würde, sie röchen nach Oel, sie verriethen die Studirlampe. Man wird also,

[1]) Oeuvres de Rabelais, collationnées pour la première fois sur les éditions originales, accompagnées d'un commentaire nouveau par M. M. Burgaud des Marets et Rathery (Paris, Firmin Didot u. Comp. 1870). — Meister Franz Rabelais der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buches von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis (3 Thle., ein Band Text und zwei Bände Anmerkungen und Deutungen; Leipzig, Ambrosius Barth, 1832—41). — François Rabelais und sein Traité d'éducation. Mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Grundsätze Montaigne's, Locke's und Rousseau's. Von Dr. Friedrich August Arnstadt (Leipzig, Ambrosius Barth, 1872).

wie in Goethe's „Faust", in Rabelais Volksroman mit Recht einen tiefern allgemeineren Sinn voraussetzen müssen, doch wird man darin so wenig wie in der Hexenküche und in der Blocksbergscene alles unter das Secirmesser der Interpretationskunst oder Räthsellösung legen dürfen.

1.

Die Nachrichten über den Lebensgang Rabelais sind ziemlich dürftig. Ist es ihm auch nicht ergangen wie dem Fabeldichter Aesop, dessen Leben selbst zur Fabel geworden ist, oder wie dem großen englischen Dichter, dessen Biographie fast nur in wenig verbürgten Erzählungen besteht, so beruht doch auch bei ihm ein großer Theil der Lebensgeschichte auf Volkssagen, Schnurren und Anekdoten, die zu sehr im Geiste und Charakter seiner eigenen literarischen Arbeiten gehalten sind, als daß man nicht sogleich den späteren künstlichen Ursprung, das Erzeugniß mythenbildender Volksphantasie darin erkennen sollte. Aber es ist doch ein verbürgter biographischer Rahmen erhalten mit einzelnen markirten Zügen, aus denen sich auf eine reiche Lebensschule schließen läßt. Rabelais wurde in dem Flecken Chinon in Touraine geboren und zwar in einem und demselben Jahre mit Luther, im Jahre 1483. Sein Vater soll Wirth oder Apotheker gewesen sein. Wenn diese Angaben nicht auf einem Rückschlusse aus seinen Werken beruhen, oder wenn vielleicht das Elternhaus zugleich Wirthshaus und Apotheke gewesen ist, so hatte Rabelais hier von früher Jugend an Gelegenheit genug, sich Menschenkenntniß aller Art zu erwerben. Das excentrische Gebaren, die verworrene Beredsamkeit, der lustige Humor weinseliger Bürger und Bauern, der „Trunkenen Litanei", wie Fischart sich ausdrückt, bilden einen so hervorragenden, so pikanten Charakterzug in Rabelais Schriften, sind so sehr das Lieblingsfeld, auf dem sich seine Phantasie und poetische Malerei umhertummelt, bald dithyrambisch aufjauchzend, bald in bacchantischen Sprüngen sich ergehend, daß man gerade in diesen grotesk-komischen Scenen lebendige Jugendeindrücke und vielseitige Erfahrungen voraussetzen darf. Nicht mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, daß seine Schriften nach Wein röchen. Man hat bei solchen Darstellungen das Gefühl, als ob man sich in der Kneipe, in der Mitte lärmender und taumelnder Trunkgesellen befände. Vielleicht hat der lebhafte Knabe an dem Treiben der trunkenen Gäste allzu großes Gefallen gefunden; wenigstens wurde Rabelais von seinem Vater früh der Benedictinerabtei Seuillé, eine Stunde von dem „Gast-

hof zum Lamprete" in Chinon, dicht bei dem Meierhof La Devinière, zur Erziehung übergeben. In dieser Anstalt hat Rabelais tiefe Blicke in das scholastische Schulwesen und in das Treiben der Mönche gethan; die Eindrücke, die er dort in sich aufgenommen, sind nie aus seinem Gedächtniß verschwunden; wir werden sehen, mit welcher Indignation, mit welchem Spotte er im „Gargantua" die alte Klostererziehung geißelte, und die satirische Lauge, die er bei jeder Gelegenheit über den regulären Clerus und seine pedantische unfruchtbare Schulgelehrsamkeit ausgießt, giebt Zeugniß von der Verachtung und von dem Widerwillen, die ihm die gemeine Gesinnung, der Mangel äußerlicher Bildung und Wohlanständigkeit, die Scheinheiligkeit bei innerer Leidenschaftlichkeit und Roheit schon in den Tagen der Jugend eingeflößt haben müssen. Er nennt sie täuschende Masken, und schon in der Vorrede bemerkt er, daß es Leute in der Mönchskutte gebe, die keine Mönche seien. Der originelle Jean des Entommeures oder Bruder John von Klopfleisch, wie ihn Regis übersetzt, der aus seinem „Gargantua" in die Volkssage übergegangen ist, soll einem Urbilde aus der Benedictinerabtei von Seuillé nachgezeichnet sein.

Einige Zeit nachher vertauschte Rabelais die Benedictinerabtei mit dem Franziskanerkloster La Basmette in einem engen Gebirgspaß bei Angers und besuchte auch die Vorlesungen an der Universität dieser alten Loirestadt. Hier machte er die Bekanntschaft mit den vier Brüdern Du Bellay, die für sein ganzes Leben folgenreich werden sollte. Der zweite derselben, Johann, in der Folge als Erzbischof von Paris und Cardinal öfters zu wichtigen Staatsgeschäften und diplomatischen Missionen verwendet, ist dem ehemaligen Studiengenossen von La Basmette stets ein Freund und Gönner geblieben. Auch mit Geoffroi d'Estissac, dem späteren Bischof von Maillezais, knüpfte er damals Bande der Freundschaft. Im Umgang mit diesen Männern scheint dem jungen Rabelais erst ein Verständniß von der Bedeutung der Wissenschaften aufgegangen zu sein, und vielleicht geschah es in der Absicht, sich ungestörter den Studien hingeben zu können, daß er sich dem geistlichen Stande widmete, für den er von Natur wenig geschaffen war. Er trat in das Franziscanerkloster Fontenay-le-Comte in Poitou ein, wo er auch einige Zeit nachher die Priesterweihe empfing. Hier legte er sich mit dem größten Fleiße auf das Erlernen der alten und neuen Sprachen und anderer Wissenschaften, und machte solche Fortschritte, daß er bald zu den ersten Hellenisten Frankreichs gezählt werden konnte. Es sind uns noch zwei griechische Briefe erhalten, ge-

richtet an Wilhelm Budäus (Budé), den ersten Gelehrten Frankreichs, der als königlicher Bibliothekar um die Verbreitung der neuen Bildung unter seinen Landsleuten große Verdienste sich erwarb. Bald galt Fontenay-le-Comte, wo neben Rabelais auch noch Pierre Amy, André Tiraqueau, später Parlamentsrath in Paris, Jean Bouchet u. a. sich mit dem Studium des Griechischen abgaben, für eine der wichtigsten Pflanzschulen humanistischer Wissenschaft. Gesinnungsgenossen verschafften den Mitstrebenden die Schriften, die in Italien oder Deutschland verfaßt oder gedruckt wurden, unter andern die Werke von Erasmus. Die übrigen Franziscanermönche schauten mit Neid und Mißtrauen auf die ihnen unheimlichen Beschäftigungen der Brüder, und und diese werden nicht verfehlt haben, mit dem allen Humanisten gemeinsamen Selbstgefühl und Hochmuth auf die Klostergefährten herabzublicken, sie als stumpfsinnige, für die neuere höhere Weisheit und Bildung unempfängliche Menschen zu verachten. So gesellte sich zu dem Argwohn der Haß, und sahen sich die hellenistischen Mönche mit Argusaugen beobachtet. In den Kreisen der Altgläubigen galt damals das Griechische als die Pflanzschule der Häresie und des Unglaubens. Wir haben oben gesehen, daß dieser Verdacht und Vorwurf nicht ganz unbegründet war, und die nächsten Jahrzehnte rechtfertigten das Mißtrauen. Auch in Fontenay-le-Comte waren die Anhänger der Scholastik und der altkirchlichen Orthodoxie mächtig genug, das neue Licht in ihren Klostermauern auszulöschen. Man untersuchte die Zellen der verdächtigen Brüder, nahm ihre Schriften und Bücher weg und unterwarf sie einem inquisitorischen Verhör. Pierre Amy entfloh und warf die Kutte weg, François Rabelais aber, der sich wahrscheinlich einige ketzerische Bemerkungen über den Schutzheiligen des Ordens hatte zu Schulden kommen lassen, sollte für seine Lästerzunge mit lebenslänglicher Haft bei Wasser und Brot büßen. Zum Glück waren seine Freunde mächtig genug, seine Freilassung zu bewirken, denn damals standen die Humanisten bei den Hohen in Gunst; die Opposition gegen Kirche und Scholastik gehörte zum guten Ton, sie galt als Kennzeichen eines freien aufgeklärten Geistes. Budäus konnte nicht Worte genug finden, um seine Indignation auszusprechen, daß dummdreiste Mönche es gewagt hätten, sich an den Männern der Wissenschaft, an den Freunden und Förderern des Humanismus und Hellenismus zu vergreifen; die verfolgten Jünger der neuen Bildung fanden allenthalben Gönner; sie wurden als Märtyrer der guten Sache gepriesen, und Rabelais durfte mit Erlaubniß des mediceischen Papstes Clemens VII. das

Kloster verlassen, und als er bald nachher „die Kutte in die Nesseln warf" und dem ganzen Ordensleben Valet sagte, erfolgte keine Kirchenstrafe. Als Weltpriester und Schreiber des Bischofs von Maillezais, seines alten Gönners, wurde Rabelais nun die Seele des gelehrten Kreises, der sich um diesen feingebildeten Prälaten scharte. Damals bot die römische Curie, boten manche Bischofssitze der freien Wissenschaft ein schützendes Obdach gegen den Zelotismus der Finsterlinge. Wie ganz anders ist dies seitdem geworden. Aber wie wir schon früher bemerkt haben, die Wege der Vorsehung bei der Erziehung des Menschengeschlechts sind unerforschlich. Nicht immer bricht der Strom durch dieselbe Oeffnung; was gestern zum Ruin geführt hat, kann morgen zur stützenden Säule werden. Der Hauch des Geistes weht frei im Himmelsraum, verschließt man ihm auf einer Seite, wo er schon einmal mit niederschmetternder Gewalt hereingestürmt ist, den Zugang, so braust er von einer anderen Richtung um so ungestümer einher. Mit diesem gebildeten Kreise verkehrten Persönlichkeiten, die in der Folge in Verdacht kamen, daß sie der Reformation ergeben seien und darum manche Verfolgungen über sich ergehen lassen mußten: so Clément Marot, der Vater der französischen Lyrik, so Hugues Salel, der Uebersetzer der „Iliade", so Anton Herouet, der geistliche Sänger der Liebe und Freundschaft, so Bonaventura des Periers, der des Unglaubens beschuldigt sich selbst den Tod gab; so Louis Berquin, den die Fürsprache des Wilhelm Budé nicht vor dem Ketzergericht und Flammentode zu retten vermochte. Wir wissen, wie diese Jünger des neuen Culturlebens über Religion dachten; von ihrer philosophischen Höhe schauten sie mit Geringschätzung, mit verächtlicher Gleichgiltigkeit auf den Volksglauben, auf das Kirchendogma herab, aber sie hüteten sich doch vor der Inquisition, sie trugen kein Verlangen nach der Märtyrerkrone; aus den Kreisen der Humanisten ging kein Savonarola hervor. „Jusqu'au feu exclusivement", sagt der Verfasser des „Pantagruel" im Prolog. Zu Reformatoren und Glaubenszeugen gehören ernsthaftere Naturen, als die meisten humanistischen Schöngeister waren, und auch das lebensfrohe Weltkind Rabelais hielt sich lieber an die Weisheit des lachenden als des weinenden Philosophen. Uebrigens wird das Haus zu Maillezais, wo die literarischen Gäste ihre Zusammenkünfte und Symposien hielten, von einem Zeitgenossen als der Inbegriff einer gastfreien, behaglichen Wohnstätte, und der gesellige Kreis als das Muster geistreicher und fröhlicher Unterhaltung geschildert. Und man wird nicht irren, wenn man in ihm das Urbild der Abtei Theleme

im „Gargantua“ erblickt, jenes platonischen Phalanstère mit kirchlichem Anstrich, von dem später die Rede sein wird. Auch im Schlosse Wilhelms du Bellay in Langey bestand ein solcher philosophisch-belletristischer Literatenkreis, in dem Rabelais, der witzige lucianische Spötter und Spaßmacher, ein beliebter Gast war.

Im Anfang der dreißiger Jahre finden wir Rabelais in Montpellier mit der Arzneikunde sich beschäftigend, dann in Lyon bei Etienne Dolet, einem gefeierten Humanisten, Buchdrucker und Dichter, der in der Folge als Atheist verbrannt wurde. Dolet muß auch Gourmand gewesen sein, wenigstens übersandte ihm Rabelais eine von ihm erfundene pikante Fischsauce, Garum genannt, mit einem Epigramm. Die Biographien wissen allerlei Schnurren und Anekdoten aus dieser Zeit zu berichten; auch verfaßte er mehrere medicinische Schriften, die aber nur geringen Absatz hatten, so daß Rabelais, um den sich beschwerenden Buchhändler zu entschädigen, ihm eine Schrift versprochen haben soll, die bald in der ganzen Welt verbreitet sein würde. Für uns ist nur die Thatsache selbst, daß er sich auch mit Medicin abgegeben habe, von Bedeutung. Es fällt dadurch manches Licht auf seinen schriftstellerischen Charakter. Alle, die auf Universitäten jemals mit Medicinern verkehrt haben, wissen, daß man in diesen Kreisen viel vom Handwerk zu hören bekommt, daß sich die Conversation häufig um körperliche Gebrechen bewegt, daß man ohne Rückhalt von Dingen spricht, die man in andern Gesellschaften als Geheimnisse berührt, daß namentlich die geschlechtlichen Verhältnisse mit einer hier und da cynischen Offenheit behandelt werden. Rechnet man dazu noch das Hauptübel der Zeit, die ansteckenden Krankheiten, so darf man sich nicht wundern, daß der Arzt Rabelais auch in seinem satirischen Zeitenspiegel einen so groben Naturalismus, ein so sichtliches Wohlgefallen an Obscönitäten und Unschicklichkeiten, eine so derbe Sinnlichkeit zu Tage treten läßt, wie sie sich nur in einigen Schriften der römischen Kaiserzeit wiederfinden. Und die Alten waren ja den Humanisten in allen Dingen Muster und Vorbild.

In demselben Jahre 1533, in welchem Rabelais unter dem versteckten Namen Alcofribas Nasier einen Theil seines komisch-satirischen Romans veröffentlichte, unternahm Du Bellay eine Gesandtschaftsreise nach Rom. Er traf den alten Freund und Studiengenossen in Lyon, und es fiel ihm nicht schwer, denselben zur Theilnahme zu bereden. Rabelais begleitete den diplomatischen Prälaten in der Eigenschaft eines

Arztes oder, nach andern Versionen, eines „Bratenschneiders“ nach der Tiberstadt. Vielleicht gab die Bezeichnung „Pantagruels Erbtruchseß“ (Architriclin), die eine andere Schrift „Pantagruelinische Prognasticatio“ auf dem Titel führte, Veranlassung zu dieser neuen Amtsbenennung. Du Bellay wird den witzigen Mann als lustigen Gesellschafter und Spaßmacher gern in seiner Begleitung und an seiner Tafel gesehen haben. Sechs Monate blieb Rabelais in der päpstlichen Stadt, und die Eindrücke, die er in dem neuen „Antiochien“ empfing, waren sicherlich von der höchsten Bedeutung für seine schriftstellerischen Arbeiten. Denn wenn auch damals schon die Glanzperiode des humanistischen Literatenthums vorüber war, die Spuren und Nachwirkungen waren noch überall bemerklich, der übermüthige, leichtfertige Geist beherrschte noch die Gesellschaft, die Künstler- und Gelehrtenwelt. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1534 nahm Rabelais wieder seinen Aufenthalt in Lyon, mit ärztlicher Praxis, mehr aber noch mit den bereits so erfolgreich begonnenen literarischen Arbeiten sich beschäftigend. Denn schon im nächsten Jahre 1535 erschienen Fortsetzungen und Ergänzungen seines Hauptwerks „Gargantua und Pantagruel“, denen dann im Laufe der Zeit sich noch weitere Anbauten anschlossen. Der ungemeine Beifall, den die ersten Stücke seiner humoristischen Schriften bei allen Ständen gefunden, so daß Auflage auf Auflage erfolgte, hat sichtlich auf die Arbeitskraft und auf den Geist des Verfassers erregend und ermunternd eingewirkt. Wir werden uns im Verlaufe unserer Darstellung nur an dieses Hauptwerk halten, und weder das mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienene fünfte Buch, dessen Echtheit angefochten wird, noch die „Chronique Gargantuine“, eine mit dem Sagenkreis Merlins verflochtene und höchst wahrscheinlich von späterer Hand herrührende kurzgefaßte Geschichte Gargantua's in den Kreis dieser Beurtheilung ziehen. Wer sich über die Genesis der Rabelais'schen Schriften und über das literarische Detail näher unterrichten will, findet das gesammte Material in den Commentarien und Beigaben zu dem Uebersetzungswerk von Regis zusammengestellt mit einer Sorgfalt und Belesenheit, die das rühmlichste Zeugniß von deutschem Fleiß und deutschem Studium ablegen.

Damit könnten wir das Leben Rabelais für unsere Zwecke als geschlossen ansehen und uns unmittelbar an das Werk selbst begeben; doch wollen wir auch die letzten Jahre noch kurz berühren, da einzelne Angaben und Erlebnisse noch einiges Licht über den ganzen Charakter des Mannes und seine Stellung zu den Zeiterscheinungen zu verbreiten

geeignet sind. Die geistige Bewegung, die allmählich zur Kirchenreformation führte, hatte ihren bedeutendsten Anstoß durch die Humanisten erhalten; sie waren es, die den Kampf gegen die mittelalterlichen Ueberlieferungen zuerst in Scene gesetzt hatten. Die Reformatoren durften somit erwarten, in ihnen Verbündete und Helfer zu finden. Da zeigte es sich aber bald, aus wie verschiedenartigen Elementen diese Kreise zusammengesetzt waren: nur wenige folgten der Strömung, die einen viel gewaltigeren Charakter annahm, als sie jemals geahnt oder gewünscht hatten. Namentlich hatte in Frankreich die kirchliche Opposition ihre gefährlichen Seiten. Wenn in den Zeiten Ludwigs XII. in den Hallen von Paris „mit königlichem Privileg" Mysterien und Moralspiele aufgeführt werden durften, worin Papst Julius II., der Stifter der antifranzösischen Liga, als „Narrenfürst" und die römische Kirche als „Narrenmutter" auftraten, und der Ruf nach einer „Reform der Kirche" zu den Schlagwörtern des Tages gehörte, so nahm die Sache unter Franz I. und noch mehr unter Heinrich II. eine andere Wendung. Das Auftreten Luthers hatte die Unbefangenheit zerstört; die Satire und der Momus mußten vorsichtiger auftreten. So kam es auch bei den französischen Humanisten zu Scheidungen. Mehrere von Rabelais Freunden wurden wegen ihrer reformatorischen Gesinnung, die sie offen kundgaben, an Freiheit und Leben bestraft. Doch nur wenige nahmen die Sache so ernst; die meisten hielten sich auf ihrer philosophischen Höhe und ließen den Strom in den Niederungen dahinbrausen. Auch Calvin zählte in seinen jungen Jahren zu dem französischen Humanistenkreise, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rabelais ihn persönlich gekannt hat. Wie von Erasmus soll der genfer Reformator auch von Rabelais gesagt haben: „er habe ein wenig vom Brote der Wahrheit gekostet". Aber bald gingen ihre Wege auseinander. Wie hätten sich auch der strenge, ernste Kirchenmann, der in seinem Leben nicht lachte, und der scurrile, spottsüchtige Romanschreiber lange vertragen können? Wenn Rabelais im Prolog zum zweiten Buch rühmt, daß der Buchdrucker von seiner Gargantua-Chronik in zwei Monaten mehr verkauft habe, als man in neun Jahren wird Bibeln kaufen, und dabei einen Seitenhieb auf die „Lästerer, Prädestinirer und Betrüger" thut, welche seine Schriften schmähen, so hat er dabei ohne Zweifel Calvin im Auge. War aber der Bruch einmal offenkundig, so mußte die Kluft immer größer werden. Calvin eiferte gegen die obscönen Bücher seines Landsmannes und Zeitgenossen, und Rabelais zählte im vierten Buch (Kap. 32) zu den Geschöpfen, welche die Anti-

physis, die Widersacherin der Natur, hervorgebracht, die Mucker und Besessenen von Johann Calvins genferischem Leutebetrug. Dennoch scheint er wegen seiner Vergangenheit nicht ohne Sorge gewesen zu sein; er wechselte öfter seinen Aufenthalt und suchte sich mächtige Protectoren. Im Jahre 1536 finden wir ihn wieder in Rom bei Du Bellay, der ihn aber sehr knapp gehalten haben muß, wenigstens bittet er in den Briefen, die er aus Rom an seinen alten Gönner, den Bischof Estissac von Maillezais, richtete und die Regis in seinen Beilagen hat, mehrmals um Unterstützung. Bei dieser zweiten römischen Reise hatte Rabelais offenbar den Zweck, sich mit der Kirche zu versöhnen, und aus den Actenstücken bei Regis ersehen wir, daß ihn der Papst von der Strafe wegen eigenmächtigen Austritts aus dem Franziscanerorden absolvirte und zur Uebernahme kirchlicher Benefizien autorisirte. So war denn der Schalk zu Gnaden angenommen. Er erhielt von seinem Beschützer, dem Cardinal Du Bellay, eine Chorherrenstelle in der schön gelegenen Abtei Saint-Maure-les-Fossés, die er nach mehreren Reisen und Wanderzügen in seiner Heimath und im südlichen Frankreich mit einer Pfarrpfründe in Meudon bei Paris vertauschte. Die Männer der Sorbonne und alle Vorfechter der mittelalterlichen Kirchenlehre richteten heftige Angriffe gegen den Verfasser des „Gargantua und Pantagruel", von dem das dritte Buch unter seinem eigenen Namen erschien; aber König Franz I. war bei aller Neigung zu despotischen Gewaltstreichen doch ein zu warmer Freund und Begünstiger der Kunst und Wissenschaft, als daß er nicht an den Produkten des genialen Satirikers Gefallen gefunden hätte. Erst nach dem Tode dieses Königs hielt es Rabelais für rathsam, sich den Blicken seiner Gegner zu entziehen. Wir erfahren, daß er sich gegen Ende der vierziger Jahre in Metz aufhielt, damals noch eine deutsche Reichsstadt, und daß er in der Mitte des Jahrhunderts zum dritten Mal Rom besuchte, wo er an Johann Du Bellay einen ebenso warmen Gönner und Beschützer fand wie an dem schon sieben Jahre vorher verstorbenen Bruder Wilhelm. Durch ein Festgedicht auf die Geburt eines Sohnes Heinrichs II. mit einigen Schmeicheleien auf die königliche Geliebte Diana von Poitiers erwarb er sich bei Hofe und in den einflußreichen Kreisen so mächtigen Schutz, daß er die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tode am 9. April 1553 ruhig in seiner Pfarre zu Meudon, die unter dem Patronat des Herzogs von Guise stand, zubringen konnte. In diesem heitern, schön gelegenen Städtchen war das Haus des alten Priesters ein Sammelplatz vieler gebildeten Gäste, die aus der nahen Hauptstadt sich bei

ihm einfanden, um sich an der reizenden Gegend wie an der witzigen Unterhaltung des muntern Greises zu ergötzen. Er war sehr beliebt bei seiner Gemeinde, der er als Arzt und Seelsorger treu zur Seite stand, und aus der ganzen Umgegend besuchten die Landleute seine Messen und seine Predigten. Noch lange lebte die Erinnerung an den „guten Curé" von Meudon im Volke fort, und die sagenbildende Phantasie unterließ nicht, noch einige sarkastische Züge im Geiste seines Romans zu ersinnen, welche sich von Mund zu Mund fortpflanzten, sodaß noch hundert Jahre nach seinem Tode sein Verehrer Anton Le Roy eine Blüthenlese Rabelais'scher Denkwürdigkeiten sammeln konnte. Alle Gäste waren willkommen, nur den Frauen verwehrte er den Zutritt, wohl um bösen Zungen keinen Anlaß zu schlimmen Nachreden zu geben. In diesem Punkte hat überhaupt Rabelais, wie sein Bewunderer Wieland, jede Blöße zu vermeiden gesucht. Eine Uebertretung der kirchlichen Keuschheitsgebote würde ihm von seinen Feinden und Widersachern, deren er namentlich viele unter dem geistlichen Stande zählte, mit besonderer Geflissenheit vorgehalten worden sein. Erst sein jüngster Biograph Rathery will in dem Kirchenbuche von Toulouse herausgefunden haben, daß Rabelais einen Sohn Namens Theodul gehabt hat. Der einzige Verdruß, der dem alten Pastor in Meudon bereitet wurde, rührte von seinem frühern Freund Clément Marot her, der, bei dem Herzoge von Guise wohlgelitten, seinen Einfluß im Schlosse zum Nachtheil Rabelais benutzte. Dieser hatte nämlich im Prolog zum vierten Buch des „Pantangruel" zwei Humanisten, den Aristoteliker Pierre Galland und seinen Gegner, den bekannten Philosophen Pierre Rameau, der in der Bartholomäusnacht seinen Tod fand, spöttisch behandelt, von dem einen (Galland) gesagt, er sei ein feiner, schlauer Fuchs, von dem andern (Rameau), er schmähe, schmiere, brumme und belle auf die alten Philosophen und Redner wie ein Hund, und schließlich den Rath gegeben, Jupiter möge sie, wie einst die Geistlichkeit von Notre-Dame einen dritten Pierre, den alten kirchenfeindlichen Rechtsgelehrten Coignet, in Steine verwandeln. Marot nahm diesen Ausfall auf einen Gesinnungsgenossen übel auf, und da er in der komischen Figur des Ecolier Limousin, der im „Pantagruel" die französische Sprache so schrecklich zurichtet und mit Fremdwörtern entstellt, nicht mit Unrecht einen satirischen Hieb auf sich selbst und seine latinisirte Reimerei erblickte, so wurde er nicht müde, den Autor zu schmähen und zu verleumden. Noch im Tode verfolgte er denselben durch eine injuriöse Grabschrift. Ganz ungerecht war die Strafe nicht.

Rabelais galt in den Augen der reformatorischen Partei als ein Abtrünniger und Fahnenflüchtiger. Selbst von dem Sterbelager des Pastors von Meudon haben sich in der Volkstradition verschiedene Erzählungen erhalten. Dahin gehört die Sage, er habe sich in einen Domino gehüllt, weil in der Bibel steht: „Beati qui in Domino moriuntur." Bei der Letzten Oelung soll er gesagt haben: „Man hat mir die Stiefel geschmiert für eine große Reise." Einem Diener des Cardinals Du Bellay, der sich nach seinem Befinden erkundigte, soll er aufgetragen haben, seinem Herrn zu melden, er stehe im Begriff, ein großes „Vielleicht" (Peut-être) aufzusuchen; und noch im Verscheiden habe er lächelnd ausgerufen: „Laßt den Vorhang nieder, die Komödie (Farce) ist aus!" Auch in seinem angeblichen Testament bewahrt er den Charakter des lachenden Philosophen und Possenreißers. Man construirte seine ganze Persönlichkeit nach dem Geiste und nach der Haltung seiner Werke. Diese aber sind ein unerschöpflicher Schatz von Witz und Ironie, von Lebensweisheit und Menschenkenntniß im Gewande des Momus, von satirischer Genialität in burlesker Form und phantastisch gebildeter Sprache, von Volkswitz, Volksnatur und Volksleben, wie sie sich in Sprichwörtern, in Wortspielen, in Räthselfragen, in zweideutigen Redensarten, in der Bouffonnerie und Polissonnerie des gemeinen Verkehrs auf Gasse und Markt abspiegeln, ein originelles Bild jener tiefbewegten Zeit der Widersprüche und Gegensätze, der derben Naturwüchsigkeit und des idealen Kunststrebens, der gährenden Geburtsstätte einer neuen Culturwelt auf den Trümmern des dahinsinkenden Mittelalters. Der Verfasser des „Gargantua und Pantagruel" war ein unentbehrlicher Werkmeister an dem Neubau des Zeitalters; er hat die Fehler und schadhaften Seiten der Gesellschaft aufgedeckt und bloßgestellt, damit die Bauleute nicht durch den Schein getäuscht oder durch Vorurtheile bestochen die gebrechlichen Stellen übersehen möchten. Auf ihn dürfen wir daher die Worte anwenden, mit denen der Herr den Mephistopheles entläßt:

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

2.

Wie die Amadisromane beginnt Rabelais die Geschichte seines Helden mit dessen Herkunft. Wenn man vom Kasten Noäh an bis

auf diese Stunde die Stammbäume besäße, meint er, so würde man finden, daß gar Viele heut zu Tage Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten und Päpste auf Erden sind, die von Bettelbriefträgern und Scherenschleifern das Leben haben, und daß wiederum mehrere jetzt Spitalbettler, elende Lumpen und Hungerleider sind, die vom Geschlecht großer Könige und Kaiser entsprossen, von wegen der erstaunlichen Versetzung der Staaten und Königreiche: Assyriens in Medien, Mediens in Persien, Persiens in Macedonien, Macedoniens in Rom, Roms in Griechenland, Griechenlands in Frankreich. „Und daß ich mich selbst zu einem Exempel aufwerf, so glaub ich gänzlich, daß ich etwan von einem reichen König oder Fürsten der Vorzeit herkomm: denn ihr habt euer Lebelang keinen Menschen gesehen, der einen stärkern Trieb König und reich zu sein in ihm verspürt hätt, als mich: auf daß ich auch im Saus könnt leben, nix schaffen noch sorgen dürft, und meine Freund und alle fromme geschickte Leut daneben auch stattlich reich machen möcht." Um aber nach dieser Abschweifung „wieder auf besagten Hammel zurückzukommen" (eine Anspielung auf das alte Volkslustspiel „Pathelin", durch Kotzebue's „Kleinstädter" auch bei uns eingebürgert), bemerkt Rabelais, daß mit Ausnahme des Stammbaumes des Messias, von dem es sich aber wegen gewisser Teufel, nämlich der Calumniateurs et capharts, der „Kuttner" und „Blaustrümpf", nicht zu reden geziemt, durch eine gnädige Schenkung des Himmels die Antiquität und Stammbaum Gargantuä vollständiger erhalten sind, als von irgend sonst Jemand. Nämlich in der Nähe seines väterlichen Weinbergs und Meierhofs La Devinière bei Chinon in Touraine „unweit der Gualeauer Schleusen unter Olive auf der Seite gen Narsoy" habe sein Nachbar Hans Audeau auf einer Wiese ein großes Grab von Erz gefunden und darin ein schimmelig Büchlein, in dem auf Ulmenrinden der ganze Stammbaum seiner Helden Grandgousier, Gargantua und Pantagruel zu lesen gewesen. Und nun giebt er im ersten Capitel des „Pantagruel" eine Stammtafel von allen Riesen, die irgendwo im Alten Testament, in den Theogonien der Griechen, in den Helden- und Ritterbüchern des Mittelalters erwähnt werden, von Chalbroth, Nimrod, Goliath, von Polyphem, Cacus, Hercules und den Titanen herab zu Fierabras, Mirlangalt, Galaffer und Kernhahn, dem Vater Grandgousiers. Das zweite Kapitel des „Gargantua" ist überschrieben „Der antidotirete Firlfanz (Fanfreluches antidotées) in einem alten Begräbniß funden", darin wird mit sphinxischen Räthselworten wie vom Dreifuß der Pythia herab die Vergangenheit und Gegenwart entrollt

in gereimten Versen, zu deren Lösung man vergeblich einen Schlüssel sucht. Zwar hat der französische Interpret Esmangart, der Buch um Buch, Capitel für Capitel die allegorischen Beziehungen und Anspielungen des Romans auf die Hof- und Zeitgeschichte Ludwigs XII. (Grandgousier), Franz' I. (Gargantua) und Heinrichs II. (Pantagruel) mit wunderlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit nachzuweisen sich bemühte, auch diese apokalyptischen Bilder auf geschichtliche Begebenheiten in Frankreich und Italien zur Zeit des Papstes Julius II. gedeutet, aber er wird für seine Auslegung wenige Gläubige finden. Der ganze Roman ist eine „poetische Luftreinigung", der gereimte Eingang die Ouverture dazu. Auch darin ist das Räthselgedicht ein Vorspiel des Ganzen, daß der Leser sogleich auf den Schauplatz geführt wird, in dessen Mitte die Handlungen zur Aufführung kommen. Wenn die Ritterromane auf unbestimmtem nebelhaften Boden sich bewegten, wenn Länder und Orte erwähnt wurden, die man vergeblich auf der Landkarte suchte, wenn die Helden und ihre Schönen in einer Traumwelt umherschwebten, die in der Wirklichkeit nicht den leisesten Anhalt bot, so verlegt Rabelais seine phantastische Riesenwelt in die heimathliche Gegend, an die Ufer der Loire und Vienne, in seinen Geburtsort Chinon, in die Dörfer und Meierhöfe, in die Klöster und Burgen, in die Gehölze, Wiesen, Weinberge, die in einem engen Raume jene Stadt umgeben. Die alten französischen Ausleger haben daher auch mit Recht das Werk mit Karten und Abbildungen versehen, worin alle Dörfer und Flecken, alle Bauerhöfe, Bäche und Teiche, alle Wäldchen und Baumgruppen angegeben waren, die ehedem in der Gemarkung von Chinon oder in der Umgegend von einigen Meilen sich befanden, und die Wohnstätten und Aufenthaltsorte verzeichnet, wo der Autor seine Jugend verbrachte. Nicht als ob Rabelais mit elegischer Sentimentalität an jenen Jugenderinnerungen sich ergötzt hätte, solchen Anwandlungen und Gemüthsaffectionen des modernen Seelenlebens stand unser sarkastischer Doctor fern. Vielmehr geschah es in der richtigen Ansicht, daß die satirische Kraft seiner Schildereien bedeutend geschärft und gesteigert würde, wenn er eine phantastische Welt voll Riesen und Zauberwesen auf den realistischen Boden eines nüchternen Kleinlebens, unter die Bauern und Handwerker von Chinon versetzte. Er hatte dabei noch den Vortheil, daß er an ein altes volksthümliches Märchen anknüpfen konnte, das in jener Gegend heimisch war, von dem sich die Landleute, wie von unserem Rübezahl, in der Schenke oder in Feierstunden erzählten, und das in seiner vagen, dehnbaren Gestalt einen weitgezogenen

Rahmen und markige Grenzsteine für seinen grotesken Phantasiebau abgab. Bildete somit schon die ganze Anlage einen satirischen Gegensatz zu der verschrobenen, unnatürlichen, unwahren Welt der Romantik, so wurde dieser Gegensatz noch gesteigert durch die realen Wirklichkeiten, die der Verfasser in die komische Form einer einfachen, naiven Volkssage eintrug, durch das reiche, schillernde Kaleidoskop in dem rohen Gehäuse, durch die derbe Volksnatur und den plebejischen Volkshumor gegenüber der verhüllten, übertünchten und doch unsittlichen Galanterie und Minneseligkeit der Ritterromane.

Die nächsten Capitel handeln von der Geburt und dem kindischen Spiel Gargantua's. Die Rücksichten auf die Decenz unserer Zeit gestatten nur einige leise Andeutungen des Inhalts. Grandgousier, heißt es, war zu seiner Zeit ein guter Schäker (raillard), der rein auszutrinken pflegte und gern Gesalzenes aß. Er nahm zum Weibe Gurgelmilte (Gargamelle), die Tochter des „Schmetterlingskönigs", ein schönes Dirnle von hübschem Aussehen. Sie vergnügten sich viel miteinander im „Börzelspiel" und Gurgelmilte kam bald in die Hoffnung. Dies brachte jedoch in das zärtliche Zusammenleben der Eheleute keine Unterbrechung; darin haben die Menschen einen Vorzug vor dem Naturtrieb der Thiere, wie schon Macrobius im zweiten Buch der Saturnalien beweist. Erst nach elf Monaten ihrer Schwangerschaft, als sich die Königin bei einem lustigen Fest in Essen und Trinken übernommen, gebar sie einen Sohn (der den Namen Gargantua erhielt) und zwar auf wunderbare Weise, nämlich durch das linke Ohr. In der elfmonatlichen Dauer bis zur Geburt soll eine Anspielung auf Maria von England, Ludwigs XII. dritte Frau, liegen, welche, als der König kurz nach dem Beilager starb, ein ganzes Jahr lang die Meinung zu verbreiten gesucht, sie habe gegründete Aussicht, der französischen Nation einen Thronerben zu geben, aber Luise von Savoyen, die Mutter Franz' I., habe die betrügerische Absicht vereitelt. Sicherer ist die Anspielung auf die scholastische Auffassung von der Befruchtung der Heiligen Jungfrau: „So ihrs nicht glaubt, fichts mich nix an; aber ein Biedermann, ein Mann von Verstande glaubet alle Zeit das was man ihm sagt und was er in Schriften findet. Sagt nicht Salomo Sprichwörter am vierzehnten: Der Unschuldige glaubt jedes Wort u. s. w.? und der Heilige Paulus, ersten Korinther 13: die Liebe glaubet Alles? warum wolltet ihrs also nicht glauben? weil man es nimmer ersehn hat, sagt ihr. Ich aber sag euch, daß ihr eben um dieser einigen Ursach willen ihm vollen Glauben schenken müßt. Denn

die Sorbonnisten nennen den Glauben ein Argumentum derer Ding, die man niemals mit Augen siehet." Zur Nahrung Gargantua's wurden 17 913 Kühe von Pautillé und Brehemond (Dörfer bei Chinon mit guten Weideplätzen) verschrieben. In diesen dem Volksmärchen entlehnten Zügen von der unermeßlichen Quantität des Essens und Trinkens, des Kleiderverbrauchs u. dgl. hat man von jeher satirische Anspielungen auf die unermeßliche Verschwendung des Hofes für Feste, Schmausereien und Gelage erkannt. Noch klarer geht diese Beziehung aus dem achten Capitel hervor, worin beschrieben wird, „wie man Gargantua kleiden thät". Für sein Hemd werden allein 900 Ellen Leinwand von Chatelleraud ausgehoben. Die Beschreibung des Anzuges von weißer und blauer Farbe liefert ein prächtiges Bild von dem Kleiderschmuck des Hofes und der Aristokratie jener Zeit. Es ist ein vollständiger Junkeranzug, ins Grotesk-Colossale gesteigert. Mit faunischem Muthwillen schildert Rabelais besonders ausführlich den Hosenlatz, „den Phallus der Romantik", und verweist dabei auf eine andere Schrift „Von Würdigkeit der Lätz". Wie man noch aus alten Rüstungen und Waffenkleidern ersehen kann, war die Hose so eingerichtet, daß sie den Blick auf die Stelle lenkte, welche verhüllt werden sollte. Die älteren Romanschriftsteller ergingen sich gern in breiten lüsternen Schilderungen von verliebten Situationen und verborgenen Reizen. Rabelais läßt die Wärterinnen ihren Muthwillen darin zeigen, daß sie beim Ankleiden des jungen Prinzen alle möglichen Namen anbringen, mit denen der Volkswitz ein gewisses Glied zu bezeichnen pflegt. Auch die Scholastik darf nicht leer ausgehen: der wegen seiner feinen Subtilitäten und Distinctionen berühmte englische Theolog Occam hat einen Commentar zu den Exponibilien des Meisters „Beinkleiderios" (haulte chaussade) verfaßt.

Wie Philipp von Macedonien, der die einstige Größe seines Sohnes Alexander an der Geschicklichkeit bei Bändigung des wilden Rosses Bucephalus erkannte und voraussagte, so bewunderte Grandgousier den hohen Witz und Verstand seines fünfjährigen Gargantua an der Klarheit und Umsicht, womit er ihm, als er von einem siegreichen Feldzuge gegen die Canarier heimkehrte, auseinandersetzte, wie man nach einer gewissen körperlichen Entleerung sich am angenehmsten reinige. Er habe Vieles versucht, aber nichts so fein gefunden, als den geflaumten Hals eines jungen Gänslein. Die Seligkeit der Halbgötter und Heroen in den elyseischen Feldern bestehe hauptsächlich in diesem Genuß. Dieser Meinung sei auch der große Meister der Gottesgelahrtheit, Johannes

Duns Scotus. Von diesem zweiten Haupte der Scholastiker hatte schon Erasmus gesagt, seine Schriften seien kein Musenquell, sondern ein Froschpfuhl.

Grandgousier war entzückt über den erstaunlichen Geist seines Sohnes und sieht sich nach einem berühmten Lehrer für ihn um: wie Philipp den Aristoteles, so nimmt er den großen sophistischen Doctor Thubal Holofernes in sein Haus. (Vielleicht verbirgt dieser Name einen von Rabelais' Lehrern in Seuillé.) Unter der Leitung dieses gelehrten Mannes brachte es Gargantua in fünf Jahren und drei Monaten so weit, daß er das ABC-Täflein vorwärts und rückwärts hersagen konnte. „Darauf las er ihm den Donatus, den Facetus, Theodoletus, den Alanus in Parabolis (lauter bekannte Schulbücher jener Zeit) und damit bracht er wiederum zu dreizehn Jahr, sechs Monat und zween Wochen." Eine weitere Stufe des Unterrichts bildete die Erklärung des damals gebräuchlichen, schon von Erasmus verspotteten Buches des Johannes de Garlandia: „De modis significandi", mit den Scholien oder wie Regis witzig den Ausdruck „Comments" übersetzt, mit den Schaalien eines „Balgewindii, Breitmaul, Schwafelin, Sausenbraus, Hans Kalben, Billonii, Vorleckeri und eines Hausens anderer" wirkliche oder erdichtete Namen obscurer Schulpedanten. Nach achtzehn Jahren elf Monaten hatte Gargantua auch diese Weisheit so inne, daß er die Regeln des Buches „De modis significandi" vorwärts und rückwärts aus dem Kopfe hersagen konnte. Nun folgt noch ein ganzer Schwarm von Grammatiken, Glossarien, Memorirbüchlein, Schulcompendien, Verhaltungsregeln, wie das Doctrinal, ein weitverbreitetes lateinisches Elementarbuch in leoninischen Versen, der „Memmendreck" (Mammetractus, eine Anleitung zum Bibellesen und Brevier), Tischregeln für Knaben in elegischen Versen und andere Scharteken mehr, die zum Theil auch schon in den Briefen der Dunkelmänner gepriesen werden. Als während der sechzehn Jahre zween Monate, welche Gargantua auf diese Studien verwendete, der Magister Holofernes an der Krätz starb, trat ein anderer alter Huster Namens Meister Hiob Zäumlein (Jobelin Bridé) an dessen Stelle.

Endlich merkt Grandgousier, daß sein Sohn trotz seines fleißigen Studirens immer einfältiger und ungeschickter wird. Er geht mit dem Vicekönige von „Popenhöning" (Popeligosse) zu Rathe; dieser beweist ihm an dem Beispiel eines jungen Pagen, Eudämon, wie weit man es unter einem guten Lehrer in zwei Jahren bringen kann. Denn dieser setzt durch seinen Anstand, seine Beredsamkeit, seine feinen Ma-

nieren den ganzen Hof in Erstaunen. Gargantua heult vor Scham wie eine Kuh. Nun wird der alte Lehrer verabschiedet, „mit Geld und einem theologischen Mäslein Wein"; Ponokrates, der Präceptor Eudämons, wird als Mentor angenommen und bezieht sogleich mit seinem neuen Zögling die Universität Paris. Wenn die Ausleger in diesem Capitel eine Verherrlichung der neuen humanistischen Erziehungsweise im Gegensatz zu der alten scholastischen erkennen wollten, so haben sie den satirischen Zug, der auch hierin unverkennbar zu Tage tritt, übersehen. Allerdings wird die scholastische Pedanterie mit Stachelpeitschen gezüchtigt, und Rabelais mag sich dadurch an den Schulmeistern von Seuillé gerächt haben für die verlorene Jugend, für die gemordeten Lebensjahre; aber dieser junkerliche Stutzer Eudämon, das zwölfjährige Wunderkind, das innerhalb zwei Jahren zum vollkommenen Hofmann und Gentleman herangebildet worden und eine so wohlgesetzte, mit höfischen Wendungen, Schmeicheleien und altklugen Nutzlehren gespickte lateinische Rede hält, „daß man ihn eher für einen Gracchus, Cicero oder Aemilius der Vorzeit als für einen jungen Knaben dieses Jahrhunderts gehalten hätt", ist nicht minder ein carikirtes Abbild der hochnasigen, prahlerischen, eingebildeten Treibhauscultur mancher Humanisten, als der Holofernes und der Hiob Zäumlein der scholastischen Schulpedanterie. Es liegt in der Natur junger vorstrebender Parteirichtungen, sich als die einzigen wahren Propheten und Apostel auszugeben und die öffentliche Meinung mit hochtönenden Verheißungen gleichsam im Sturm zu erobern. Die eiteln Humanisten waren von ihrer geistigen Ueberlegenheit und Vortrefflichkeit gar zu sehr überzeugt, und der damals fünfzigjährige Rabelais war ein zu klarer und sicherer Welt- und Menschenkenner, als daß er nicht die Schwächen der eigenen Parteigenossen richtig erfaßt und wenn auch in feiner und schonender Weise mit Ironie behandelt haben sollte.

Die Capitel 16 bis 25, die von Gargantua's Aufenthalt in Paris, von seiner Lebensweise und seinen neuen Studien handeln, entrollen ein vielseitiges, farbenreiches Zeitgemälde voll Witz und aristophanischer Komik und zugleich voll Wahrheiten und Nutzlehren untermischt mit feiner Ironie. Zunächst gebraucht er die Züge der Volkserzählung von der ungeheuern Mähre, auf welcher Gargantua nach Paris reitet, von der großen Ueberschwemmung, die er auf so eigenthümliche Weise bewerkstelligt, von den Glocken, die er von der Liebfrauenkirch herunternimmt und seinem Thier an den Hals hängt, zu einer Menge witziger Anspielungen und Schilderungen. Unter der Riesenstute, die mit ihrem

Schweife den Wald von Beauce rasirt, liegt ein Hieb auf die Maitressenwirthschaft des Hofes verborgen, auf das Fräulein von „Pisseleu", bekannt unter dem Namen Diana von Poitiers, die durch ihre Buhlkünste bei Vater und Sohn einen unermeßlichen Einfluß besaß und den Holzschlag im Walde von Orleans zum Nadelgeld erhielt. Die Schilderung der Pariser, des beweglichen, lauten, stets zu Aufständen bereiten Volkes, „aus allen Enden und Stücken geflickt, von Haus aus gute Schwörer und Störer und ein wenig oben hinaus", das bunte, an abwechselnden Scenen so reiche Straßenleben der Stadt, der Bettelmönch von Sanct Antonius Brüderschaft, der seine Anwesenheit mit Schellen kundgiebt, um die Leute zu reichlichen Collecten anzulocken, und gern die gestohlenen Glocken dazu benutzt hätte, wenn sie ihm nicht zu schwer gewesen wären, der Volksauflauf vor dem alten Tour de Nesle, wo man mit erregtem Eifer die kritische Zeitlage discutirt: das alles sind treffliche, dem wirklichen Leben entnommene Züge. Am schlimmsten kommt in dem Zeitgemälde die Universität weg, die einen berühmten Sophisten und Redner, den Janotus de Bragmardo, „Jonas Fochtelnburg", mit einem großen Gefolge von Pedellen, von Magistris inertibus voll Schmutz bis über die Ohren und anderem Mummenschanz an Gargantua abschickt, um die Glocken zurückzufordern. Die mit vielen lateinischen Brocken durchflochtene Rede des kahlköpfigen, „nach Cäsarischer Weise frisirten" Sophisten, der seinen Vortrag mit Husten und Räuspern zur Erhöhung der Würde und Grazie abhält, übertrifft an Lächerlichkeit, Geschmacklosigkeit und schlechtem Mönchs- und Küchenlatein alles, was die Epistolae obscurorum virorum darbieten. Als Autorität wird Calepinus, das berühmte Glossarium aller Mönchsschulen angeführt. Fochtelnburg und seine Magister werden reichlich bewirthet und beschenkt. Er läßt sich die Gaben durch seine Begleiter heimtragen, nur das Tuch zu seinen Hosen trägt er selbst verstohlen hinweg, wie Pathelin im Volkslustspiel zu seiner Rechtfertigung sich auf die parva logicalia, ein philosophisches Schulcompendium, berufend. Die Glocken waren schon vor der Rede des Abgesandten zurückgegeben worden; deshalb und weil er ohnedies so reichlich beschenkt worden sei, will die Sorbonne den versprochenen Lohn nicht entrichten, worüber Magister Jonas in heftige Schmähungen ausbricht und einen Rechtsstreit anhängig macht, der noch immer nicht entschieden ist. Die Pariser Bürgerschaft war so erkenntlich für die Großmuth Gargantua's, daß sie sich erbot, seine Mähre zu erhalten und zu ernähren. Sie wurde daher in den Forst von Bière (Fontainebleau) auf die Weide geschickt.

Ehe Ponokrates seine neue Lehrmethode beginnt, will er zuerst erfahren, wie es die früheren Lehrer gemacht hätten. Er gestattet daher seinem Zögling, noch eine Weile in der gewohnten Weise fortzuleben. Dies giebt unserem Autor Gelegenheit, ein höchst ergötzliches Bild von der scholastischen Pädagogik zu entwerfen. Schlafen in den Tag hinein, viel essen und noch mehr trinken, Messe hören und dem Horasleser, „der sich wie ein Wiedehopf ausstaffirt und seinen Athem geziemendlich mit Weinbeersyrup präparirt", sein Kyrieleislein herplärren, „so sorgsam, daß auch nicht ein Körnlein davon zur Erde fiel", auf dem Rückweg im Kreuzgang und Klostergarten noch sechzehn Paternoster beten, dann ein halb Stündchen ins Buch starren, mit dem Geiste in der Küche, nach der Tafel Karten-, Würfel- oder Bretspiel, in solcher Abwechselung, daß Rabelais über zweihundert Spielnamen aufführt, endlich bis zur Nachtruhe ein fröhliches Gelage mit lustigen Kameraden oder bei jungen Dirnen umhergehen, so war das Tagewerk beschaffen. Diesem wird nun in Capitel 23 und 24 eine neue Lebens- und Studienordnung entgegengestellt: „Wie Gargantua beim Ponokrates solcher Lehrzucht theilhaftig ward, daß ihm nicht eine Stund vom Tag verloren ging." Die französischen Erklärer sehen in diesen Capiteln eine pädagogische Abhandlung, einen Traité d'éducation, in welchem Rabelais die neue rationelle Erziehung der alten scholastischen habe entgegenstellen wollen, und noch jüngst hat auch ein deutscher Schulmann mit großer Belesenheit diese Ansicht durchgeführt und nachgewiesen, daß Rabelais nicht nur der Vorläufer, sondern auch das Vorbild von Montaigne, Locke und Rousseau gewesen. Wir wollen die Ansicht im Allgemeinen nicht bestreiten: während die scholastische Lehrmethode den Hauptwerth auf das Erlernen von unverstandenen oder halbverstandenen Regeln und Wortformeln legte und den höchsten Triumph des Unterrichts sah, wenn der Schüler sie vorwärts und rückwärts hersagen konnte, so empfiehlt Rabelais hier eine praktische, aus dem Leben und der Anschauung geschöpfte Lehrweise. Aber abgesehen, daß zunächst nur von einer Prinzenerziehung die Rede sein kann, die doch andere Gesichtspunkte ins Auge zu fassen hat, als die der anderen Menschenkinder, bei welcher es zweckmäßig sein mag, daß der Zögling vor allen Dingen einige, wenn auch nicht gerade tiefe oder gründliche Kenntnisse besitzt, finden wir auch sonst in der ganzen Haltung manchen ironischen Zug. Man höre: Zuerst wird der Zögling gleichsam neu geboren: ein gelehrter Arzt, Meister Theodor, „urgirt ihn kanonisch mit Nieswurz von Anticyra und reinigt ihm durch

solche Arznei das Gehirn von aller Alteration und bösen Gewohnheit. Auch bracht' ihm Ponokrates durch die nämliche Mittel alles in Vergessenheit, was er unter seinen alten Lehrern erlernt hätt'. Um 4 Uhr Morgens steht er auf; während des Waschens und Ankleidens liest ihm ein junger Knab aus Basché (nicht weit von Chinon), Namens Anagnostes, aus der Bibel vor, wobei er sich in Gebet und Danksagung gegen Gott ergeht. Darauf sucht er einen heimlichen Ort auf, wo ihm der Präceptor das Gelesene wiederholt und die schwerverständlichsten Punkte auslegt. Zurückgekehrt beschauen sie den Stand des Himmels und merken, in welche Zeichen Sonne und Mond an selbigem Tage eintreten. Während er frisirt, geputzt und parfümirt wird, werden die Lectiones des vorigen Tages repetirt, auswendig hergesagt und durch allerlei praktische Beispiele erläutert. Dann folgen Unterricht, Spaziergang und Spiele zu körperlicher Uebung. Während das Essen zubereitet wird, sagen sie deutlich und beredsam etliche Sprüche her. Bei Tisch verhandeln sie über alle Gegenstände, die aufgetragen werden, und führen alle Stellen an, welche sich in den alten Schriften darüber vorfinden, lassen auch öfters zum Beleg die Bücher herbeibringen. Dann reinigen sie die Zähne mit einem Mastixstengel und danken Gott mit Lobliedern. Nach Tisch trägt man Karten auf, nicht zum Spielen, sondern um allerlei arithmetische Kunststückchen zu erlernen, wodurch Gargantua die Rechenkunst so gründlich erfaßte, daß der englische Mathematiker Tunstal bekennen mußte, gegen ihn wüßt er nicht mehr davon als vom Hochdeutsch. Während der Verdauungszeit machen sie geometrische Instrumente und Figuren, prakticiren die astronomischen Canones und ergötzen sich an Gesang und Musik. Gargantua lernte sechs Instrumente spielen. Die Verdauung endigt mit einer Purganz, dann geht es ans Lesen und Schreiben. Ist der Zögling damit fertig, so lernt er von seinem Waffenträger Gymnastes, einem Edelmann aus Touraine, die Reitkunst. Auch hier verrichtet er bald solche Wunderdinge, daß der Bereiter von Ferrara nur ein Grasaff gegen ihn war. Alle Arten von Waffen handhabt er mit der Virtuosität eines vollendeten Ritters. Ebenso ist er bald der größte Jäger, und im Laufen, Springen, Schwimmen, Rudern kommt ihm Keiner gleich; er schwimmt im vollen Strom, ohne daß das Buch, welches er mit einer Hand hoch in der Luft hält, naß wird; die Bäume erklettert er wie eine Katze, springt wie ein Eichhorn von einem zum andern, schlägt die großen Aeste herab wie ein anderer Milo, steigt auf die First eines Hauses und wieder herunter; Steine, Pfeile und Ge-

schosse aller Art wirft er mit wunderbarer Geschicklichkeit und Sicherheit. Den Rückweg nimmt man über Wiesen und Oerter, wo Kraut, Gras und Bäume wachsen, die man dann wieder an den Schriften der Alten erklärt und classificirt; ein junger Edelmann Namens Rhizotomus trägt die nothwendigen Geräthschaften zum Botanisiren. Bei dem Nachtessen, das ganz nach den Vorschriften der Arzneikunst eingerichtet ist, werden die Lectionen fortgesetzt und dann der Abend mit gelehrten und nützlichen Reden, mit Musiciren und Spielen verbracht, oder man besucht die Versammlungen gelehrter Männer oder solcher, die fremde Länder gesehen. „Um Mitternacht, bevor sie sich zur Ruhe begaben, stiegen sie auf den freiesten und höchsten Söller ihres Hauses, des Himmels Antlitz zu beschauen; und gaben da auf die Kometen acht, wanns ihrer hätt, auf die Figuren, Aspecten, Stellung, Oppositionen und Conjunctionen der Gestirn. Dann recapitulirt' er kürzlich nach der Pythagoräer Art mit seinem Lehrer alles, was er im Lauf des Tages gehört, verkehrt, erstört, gethan und gelesen hätt'. Und ruften Gott den Schöpfer im Gebet an, stärkten ihren Glauben zu ihm, lobpriesen seine unendliche Güt; und gleichwie sie ihm Dank für alles Vergangene sagten, so befahlen sie sich auch in alle Zukunft seiner göttlichen Gnad' und Huld. Wann dies vollbracht war, gingen sie schlafen." An Regentagen unterhalten sie sich mit Heubinden, Holzspalten und Sägen oder besuchen die Werkstätten der Handwerker und Künstler, die Gerichtssäle oder die Sermonen der evangelischen Prediger, die Buden der Gaukler und Taschenspieler. Auch sind dann ihre Mahlzeiten spärlicher, weil sie weniger Leibesübung gehabt. Alle Monat wird ein schöner Tag zu einem Ausflug auf das Land benutzt; dabei werden Verse aus Virgils Georgica, aus Hesiod, aus dem Rusticus Politians recitirt und in französische Balladen und Rundreime gebracht und nach der Vorschrift von Cato und Plinius in dem Mischkrug mittels eines Epheubechers Wein und Wasser geschieden und allerlei artige Experimente gemacht.

So lautet die pädagogische Abhandlung Rabelais. Es ist ein interessantes Phantasiebild auf ein Ideal aufgebaut, das so wenig an Verwirklichung Anspruch machen kann, als die Utopia des englischen Kanzlers Morus, als die Republik Plato's, als Fouriers Socialstaat. Die bestehenden Mißstände erhalten ihr Correctiv in einem poetisch-idealistischen Gegensatz, in einem schillernden Gemälde eingebildeter Zustände. Das Erziehungsverfahren des Ponokrates, des arbeitbeherrschenden Pädagogen, ist nach vielen Seiten eine prometheische Werkstätte

voll schöner Theorien; und doch konnten wir nicht umhin, auch in diesem Edukationsgemälde ironische Beziehungen auf Zeitrichtungen zu erkennen. Jenes Zeitalter der Entdeckungen und Neugestaltungen war so unendlich fruchtbar an phantastischen Gebilden, an wunderbaren Erzeugnissen einer hyperproductiven Geistesthätigkeit, daß das Unglaublichste als möglich erscheinen konnte. In einer Periode, wo die typischen Lebensformen und Gesellschaftszustände von Mexico und Peru die Einbildungskraft der europäischen Menschheit fieberhaft aufregten, wo man einen „Amazonenstrom" entdeckte, wo man von einem Eldorado, von einem Jugendbrunnen träumte, wo eine neue Welt mit bisher unbekannten Geschöpfen und Naturerzeugnissen in die Wirklichkeit eintrat, wurden die Seelenkräfte, wurde die schaffende Phantasiethätigkeit in einer Weise in Bewegung gesetzt, daß die absonderlichsten Ideen und Schwärmereien Wurzel schlagen und Glauben finden konnten. Wenn in der Wirklichkeit sich Wunderwelten erschlossen, wie sollte das Reich der Geister in der alten Begrenzung, in den Banden der Vernunft und Erfahrung gehalten werden? Und so mag man denn den Erziehungstractat des französischen Doctors als eine Skizze zu einem „Emile" ansehen, wenn auch nur für einen Prinzen mit Riesenkräften. Allein es schillert auch noch eine andere Färbung in das Gemälde. Wir haben früher schon auf das Wunderkind Eudämon hingewiesen. In jener gährenden Welt mag das menschliche Gehirn gar manche ungesunde Theorie ausgebrütet, manche Homunculusschöpfung erzeugt haben. War denn nicht das ganze Geistesleben der Humanisten nur eine Reproduction des Alterthums? Alle Anschauungen, alle Bildung, alles literarische Schaffen erhielt nur Werth, wenn es den classischen Mustern entsprach; nur bei den Alten suchte man die Erziehungsmittel zur Menschlichkeit. Jede Natur, jedes Ursprüngliche und Nationale wurde verachtet; alles war Dressur und Doctrin. Was lag daher näher, als daß man auch in der Erziehung diese humanistische Wiedergeburt als Ziel und Endzweck hinstellte? daß man den jungen Menschen als einen weichen Thon ansah, den man willkürlich und frei modeln und bilden könne? daß man in der Pädagogik den Zauberstab erblickte, durch den man Wunder bewirken könne? Der Glaube an die Allmacht der Theorie und Methode liegt ohnedies bei den Männern der Schuldisciplin tiefer als bei andern Ständen. Und gleicht nicht die Erziehungsweise des Ponokrates einer Werkstätte, wo man in der Retorte künstlich Menschen bildet und mit dem Nürnberger Trichter Weisheit eingießt? Dieser kleinlich berechnete Unterrichtsgang, wo der Schüler

nicht einen Augenblick sich selbst überlassen ist, wo alle Erscheinungen und Thätigkeiten nur als Folie und Lehrstoff für die Mehrung der Kenntnisse verwendet werden, wo jede Spur von Natur und freier Entwickelung verbannt ist, wo das ganze Jugendleben nur als Schule angesehen und verwerthet wird, ist von Rabelais mit einer ironischen Färbung überzogen. Aus einer solchen Zubereitungsanstalt können nur Geschöpfe wie Eudämon-Homunculus hervorgehen. „Ich finde nicht die Spur von einem Geist, und alles ist Dressur.“ Trotz dieser ironischen und satirischen Züge enthält der Traité d'éducation treffliche Wahrheiten, welche sich die Pädagogik der folgenden Jahrhunderte zu Nutze machte. Er betont neben der geistigen Ausbildung die körperliche Uebung durch Gymnastik; er stellt dem philologischen Unterricht der classischen Sprachen die Realien an die Seite; statt der todten Buchgelehrsamkeit empfiehlt er den practischen Unterricht im und durchs Leben, statt der Regeln Beispiele, statt des synthetischen Aufbaues mit Zeichen und Begriffen die analytische Zergliederung und Erforschung der Objecte selbst, statt der Gedächtnißübung die Selbstthätigkeit des Denkens und Beobachtens unterstützt durch Anschauung, Erfahrung und Reisen. Daß Rabelais Erziehungsgemälde nur ein ideales Phantasiestück und Gedankenspiel sein sollte, geht aus dem schönen Brief Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel, Band 2, Kapitel 8, hervor, der aus „Utopien“ datirt ist. Hier wird in allgemeinen Zügen die neue Bildung, das gelehrte und geistig angeregte Jahrhundert gepriesen, „da die Geister erwacht sind, die Studien blühen und es eine Lust ist, zu leben“, wie Hutten schrieb, eine Regeneration der Welt, ein goldenes Zeitalter wird daraus emporblühen, wo Niemand in der menschlichen Gesellschaft Geltung findet, „der nicht in der Minerva Werkstatt recht aus dem Grunde poliert ist“, da Strolche, Hausknechte und Taugenichtse gescheiter sein werden als ehedem die Doctoren und Prediger. Wie Morus von einem Utopien im Staats- und Gesellschaftsleben träumte, so Rabelais von einem Idealzustand im Reiche des Geistes und der Erziehung. Aber nicht alle Wege, die von den Humanisten eingeschlagen und gepriesen wurden, führten auf die sonnige Höhe; über der grauen Theorie entschwand oft des Lebens grüner Baum.

Während Gargantua seinen Studien obliegt, bricht in seiner Heimath ein verheerender Krieg aus. Die Weckenbäcker von Lerné fuhren einst ihr berühmtes Gebäck auf mehreren Wagen nach der Stadt. Die Winzer von Chinon, die in ihren Weinbergen waren, um ihre reifen Trauben zu hüten, traten an sie heran und wollten von ihrer Waare

um den Marktpreis kaufen, wurden aber mit Schimpfreden abgewiesen. Es erhub sich ein Streit, der damit endigte, daß die Weckenbäcker wieder heimzogen, die Weinbauern aber etliche Dutzend Wecke wegnahmen, die sie jedoch nach dem Marktpreis bezahlten und sogar noch Trauben zum Geschenk beifügten. Nach ihrer Rückkunft in Lerné beklagten sich die Bäcker bei ihrem König Pikrocholus („Bittergroll") über die Unbill, die ihnen von den Winzern Grandgousiers an der großen Landstraße jenseit Seuillé zugefügt worden. Dieser geräth darüber in Zorn und ruft sein ganzes Heer unter die Waffen, eine Menge Kriegsvolk zu Fuß und zu Roß und mit allen Arten von Geschütz. Diese fallen über das Land her und füllen alles mit Raub und Verwüstung; auch an die Weinberge der Abtei legen sie schon die zerstörende Hand, und würden die ganze Ernte vernichtet oder geplündert haben, hätte nicht der tapfere Mönch Jahn von Klopfleisch (Jean des Entommeures) mit dem Kreuzstock die Bande nieder- und zurückgeschlagen. Unterdessen erstürmt Pikrocholus die Clermaldsburg und befestigt sich darin. Grandgousier erschrickt bei der Nachricht über dieses feindliche Vorgehen seines alten Bundesfreundes. Er schickt seinen Requêtenmeister Ulrich Gallet an Pikrocholus, daß er ihn ermahne, von dem ungerechten Krieg abzulassen, und bietet volle Entschädigung und Sühne, ja er schickt sogar fünf Karren voll Wecken nebst einer großen Geldsumme nach Lerné. Aber weder die diplomatische Kunstrede Gallets noch die Großmuth Grandgousiers vermag den König Bittergroll von seinem bösen Thun und Gelüsten abzubringen. Denn seine Hofschranzen haben sein eitles Herz mit den kolossalsten Eroberungsgedanken angefüllt. Wie Alexander will er die ganze Welt bezwingen, nicht nur alle Länder Europa's, selbst Tunis und Aegypten, Syrien und Trapezunt will er unterwerfen und die Türken erwürgen. Nun schreibt Grandgousier einen Brief an seinen Sohn Gargantua, daß er zur Beschützung seines Reiches herbeikomme. Dieser bricht sofort auf, begleitet von Gymnastes und Ponokrates und Eudämon auf Postpferden; seine Bücher (philosophisch Heergeräth) werden ihm nachgeführt. Nun folgen allerlei Heldenthaten und Abenteuer, wobei einzelne Züge der Riesensage in die humoristische, höchst komische Kriegsgeschichte verflochten sind. Gymnastes macht auf seinem Pferde so halsbrechende Künste und Sprünge, daß er für einen verkappten Teufel gehalten wird, und erlegt den Hauptmann Kuttler nebst vielem feindlichen Kriegsvolk. Gargantua macht einen hohen gewaltigen Baum, Sanct-Martins Baum genannt, „weil er aus einem Pilgerstab also erwachsen war, den vor

Zeiten der heilige Martin dahin gepflanzet", zu seinem Spieß und Stecken; seine Mähre bewirkt, daß die Furth Vede mächtig anschwillt und Haufen von Leichen fortreißt; dennoch setzt Gymnastes hinüber, ohne daß sein Pferd scheu ward; „denn er hätt es nach Aeliani Lehr gewöhnt, weder Seelen noch Leichnam zu fürchten". Der Bruder Jahn von Klopfleisch wird für seine Tapferkeit im Schlosse festlich traktirt. Bei seinen Witzen und derben Späßen während des Essens und Trinkens wird man an Falstaff erinnert. Er schmückt seine Rede mit Flüchen und Schwüren, die er für ein Stück „Ciceronische Rhetorik" erklärt. Es ist ein urkomischer Charakter, ebenso tapfer im Feld wie beim Becher und bei der Schüssel, voll sarkastischer Ausfälle auf Mönche und Klosterwesen. „In unserm Kloster wird halt nimmer studirt aus Furcht vorm Ohrenfluß. Unser seliger Abt sagt: ein gelehrter Mönch wär wie ein ungestalt Meerwunder anzusehen." Er stellt und löst das Problem, warum man an Etlichen längere Nasen findet als an andern, und warum die Jungfernbeine stets frisch sind. Es ist begreiflich, daß eine Figur von so drastischer Zeichnung, von so originellem, unverwüstlichem Humor, von so „grobianischem" Mutterwitz sich auf Jahrhunderte dem Volksgedächtniß einprägte, gleich unserm Eulenspiegel zu einem sprichwörtlichen Begriffswesen werden konnte. An seiner erschrecklichen Kutte bog sich das Eisen des feindlichen Hauptmanns, wie wenn man mit einem dünnen Wachsstock wider einen Amboß schlägt, und mit seiner Fuchtel trifft der Mönch so sicher zwischen Hals und Halskraus auf das Akromienbein, daß der Gegner, aller Besinnung und Bewegung beraubt, unter die Füße seines Gaules stürzt. Endlich wird er gefangen und zweien Wächtern übergeben; aber er erschlägt beide, und wie in einer anatomischen Vorlesung wird genau jeder Knochen, Muskel und Sehne angegeben, die alle von seiner Keule zerspalten oder zerrissen worden, bis dem letzten „der Schädel hinten am Perikranfell über den Achseln hängen blieb in Gestalt eines Doctorhütleins, oben schwarz, inwendig roth, und der Mann maustodt zur Erde fiel". Auch Gargantua wüthet mit seinem großen Martinsbaum und neben ihm Gymnast, Ponokrates, Eudämon, sodaß die feindlichen Heerhaufen, von panischem Schrecken ergriffen, alle das Reißaus nehmen. Der Mönch schlägt auf die Fliehenden, bis sein Kreuzstock entzweispringt; dann stellt er sich mit der Axt, die er einem der Erschlagenen abgenommen, an einen Hohlweg und nimmt den Flüchtigen alle ihre Piken, Degen, Speere und Büchsen ab. Nur den Hauptmann „Staarenstör" (Toucquedillon) führt er gefangen zu Grandgousier, der ihn

mit guten Ermahnungen und reich beschenkt zurückschickt. Gerührt durch solche Großmuth räth Staarenstör seinem Herrn zum Frieden; der andere Hauptmann „Frühträubeln" (Hastiveau) wirft ihm vor, er habe sich bestechen lassen und sei ein Verräther; darüber geräth Staarenstör in solchen Zorn, daß er den Verleumder niederstößt, dafür aber auf Pikrochols Befehl in Stücke gehauen wird. Bald nachher wird Clermaldsburg von Gargantua angegriffen; Pikrochol zieht zur Schlacht aus; aber während er tapfer kämpft, dringt der Mönch in die Festung, zwingt die Einwohner zur Unterwerfung und zieht dann seinem Herrn zu Hilfe. Pikrochols Leute ergreifen die Flucht; er selbst irrt umher, Niemand weiß wo, bis man endlich hört, er lebe als armer Taglöhner in Lyon. Ein altes Weib hatte ihm geweissagt, er würde sein Königreich wiedererlangen, wenn die Katzraben kämen, und nun horcht er bei allen Fremden herum, ob die Katzraben noch nicht kommen wollten und er in seine Staaten wieder eingesetzt würde. Gargantua aber ermahnt nach dem Siege seine Krieger, sich alles Unfugs in der Stadt Clermaldsburg zu enthalten, weil sie nun sein wäre, und hielt eine Anrede an die Ueberwundenen voll löblicher Grundsätze und Gnadenversicherungen. Die Unruhstifter, so viele ihm ausgeliefert wurden, stellte er in seiner neuerrichteten Buchdruckerei an die Pressen und ließ sie den Bengel ziehen. Den Uebrigen ersetzt er den erlittenen Schaden und entläßt dann seine Söldner huldreich und belohnt. Dem Ponokrates schenkt er Clermaldsburg, den übrigen Getreuen andere Städte und Lehngüter. Für den Bruder Jahn Kopfleisch aber ließ er die Abtei Theleme erbauen am Loirfluß, zween Meilen vom großen Forst von Pont-Huault gelegen.

So lautet der kurze Inhalt des humoristischen Kriegsgemäldes, das die glänzendste Partie im „Gargantua" bildet. Der Schauplatz, wo alle diese Riesen- und Heldenthaten vollbracht werden, ist, wie früher erwähnt, das Heimathland des Dichters, Chinon und dessen Umgebungen, ein Contrast zwischen Erzählung und Localität, der zur Erhöhung der komischen Kraft wesentlich beiträgt. Die französischen Exegeten haben sich unendliche Mühe gegeben, sowohl den ganzen Krieg als die einzelnen Persönlichkeiten in den Rahmen der französischen Zeitgeschichte von Karl VIII. bis Heinrich II. zu fassen und zu den allegorischen Figuren die Originale zu entdecken. Die Versuche, wenn auch in Einzelheiten zutreffend, mußten im Ganzen scheitern, weil Rabelais von

dem freien und höhern Standpunkte des humoristischen Beobachters aus die Gegenwart und jüngste Vergangenheit nach allen ihren Richtungen und Brechungen in einzelnen Zügen zusammenfaßt und durch die dehnbare Hülle des Märchenhaften die persönlichen Deutungen verwischt und illusorisch macht. Daß Anspielungen auf die politischen und kriegerischen Verhältnisse unter Ludwig XII. und Franz I., auf die italienischen Feldzüge zwischen Mailand und Neapel, auf die diplomatischen Verwickelungen zwischen Frankreich und Spanien, selbst auf die bürgerlichen Kriege in Bretagne zur Zeit Karls VIII. in dem humoristischen Kriegsgemälde verhüllt liegen, wer möchte das leugnen? Wird doch der „katholische König", wird doch die Schlacht bei Saint-Aulbin zum Sperberbaum (du Cormier) ausdrücklich erwähnt. Aber außer diesen allgemeinen Beziehungen auf Zeitereignisse, die gleichsam in der Luft lagen und sich jedem Leser von selbst aufdrängten, darf man nicht nach bestimmten Begebenheiten oder Persönlichkeiten forschen; die einzelnen Züge schillern so vielfach in einander, daß man vergebens zu Rabelais' Königs- und Heldengestalten die historischen Originale suchen wird. Das Ganze ist eine freie Dichtung auf dem Boden der Zeitgeschichte, auf den allgemeinen Eindrücken aufgeführt, welche die Ereignisse des Tages, die Erinnerungen aus der jüngsten Vergangenheit in den Zeitgenossen hinterließen. Wer kann in dem biedermännischen Grandgousier, der im Kreise seiner Hausgenossen Kastanien am Herde röstet, der Jedem, welcher ihm nahe kommt, gute Lehren und moralische Ermahnungen ertheilt, der um des Friedens willen sogar Beleidigungen hinnehmen und sühnen will, wo er nichts verschuldet, ein Conterfei von dem in keiner Beziehung hervorragenden kriegliebenden Ludwig XII. erkennen? Ebenso wenig kann der despotische, von rohen Leidenschaften beherrschte, nach den Eindrücken launenhafter Willkür handelnde Franz I. das Urbild des geraden, wohlmeinenden, großmüthigen Gargantua sein, abgesehen davon, daß nicht einmal die Blutsverwandtschaft zutrifft. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß man bei einzelnen Charakterzügen einige Aehnlichkeit finden mag. Näher liegt bei Pikrochol der Gedanke an Lodovico Moro und an den tragischen Untergang seines Geschlechts; aber das gleiche Schicksal traf ja auch das aragonesische Königshaus von Neapel. Pikrochol ist nur das Bild eines Herrschers, der durch eigene Schuld und Ueberhebung sich selbst und sein Haus zu Grunde richtet. In der Revolutionszeit hat man darin eine prophetische Vision des Schicksals der Bourbonen und der emigrirten Edelleute erkennen wollen! Mit gleichem Recht. Und doch liegen dem Rabelais'schen Kriegsgemälde reale Zustände, historische und

sociale Lebenserscheinungen zu Grunde! Die Schilderungen der einzelnen Kriegsthaten, der Bewaffnung, der Heereseinrichtung, der Söldnerei, der ritterlichen Einzelgefechte erinnern in allen Stücken, wenn man von der spaßhaften Uebertreibung absieht, an die italienischen Kriege, an die Ritterthaten am Garigliano, an die Eroberung von Mailand. Die Rede Gallets an Pikrochol und die Ansprache Gargantua's an die Ueberwundenen tragen in Form und Haltung ganz den Charakter der Staatsreden jener Zeit, wie sie in den Geschichtsbüchern von Guicciardini, Comines, Macchiavelli eingeflochten sind. In der Entstehungsgeschichte des Krieges werden die nichtigen Vorwände gegeiselt, welche in jener wankelmüthigen und treulosen Zeit als Kriegsfälle benutzt wurden. Das Unternehmen Karls VIII. gegen Neapel beruhte auf keiner solideren Rechtsbasis als der Streit der Weckenbäcker und Weinbauern von Lerné und Chinon, und der ebenso hochmüthige als einfältige König Bittergroll, der sich von seinen Hofschranzen einreden läßt, er könne die ganze Welt und alle umliegenden Ortschaften erobern und einen Alexander und Cäsar übertreffen, trägt mehr als einen Zug von jenem französischen Monarchen, der alle von dem neapolitanischen König Ferrante angebotenen Ausgleichungen und Friedensvorschläge hochmüthig zurückwies und Neapel zum Ausgangspunkt großartiger Eroberungen und Triumphe zu machen gedachte. Auch die bösartige Zerstörungswuth und Plünderungssucht der Söldnerheere ist der Wirklichkeit entnommen, und selbst die wunderlichen Abenteuer und Todesgefahren der sechs Pilger, die von San Sebastian bei Nantes kommend auf den Kriegsschauplatz gerathen, müssen zu komischen und satirischen Anspielungen dienen. Unter den drolligen Späßen, die der volksthümlichen Riesensage angehören mögen, z. B. wie Gargantua die sechs Pilger im Salat aß und wie sie sich aus seinem Schlunde retteten, werden sarkastische Bemerkungen über die zu jener Zeit so häufigen Wallfahrten, welche Unzucht und Unsittlichkeiten aller Arten im Gefolge hatten, und über das ungeistliche Leben der Klosterbrüderschaften angebracht. Jean verkündet den Pilgern, wenn sie heimkämen, würden sie ihre Weiber alle gesegneten Leibes finden; „denn wo ein Klosterthurm auch nur den Schatten hinwirft, da verfängts" (car seulement l'ombre du clochier d'une Abbaye est feconde). Das wär' ja schier wie das Nilwasser in Aegypten, meint Gargantua. Auch wegen ihres Aberglaubens werden sie von Grandgousier abgekanzelt; wenn ihre Prediger sie wegen der Pest auf die Wallfahrt schickten, so seien sie falsche Propheten. Wenn man behaupte, daß das Böse von

den Heiligen Gottes käme, so lästere man sie und stelle sie den Teufeln gleich. Wie gut wäre doch ein Regiment geordnet, meint Gargantua, wenn entweder Könige philosophiren oder Philosophen regieren würden.

Vor Allem unbegreiflich ist es, wie die Erklärer in dem plebejischen, knolligen und drolligen Jean des Entommeures ein Abbild des feinen epikureischen Jean Du Bellay finden konnten. Der letztere gehörte zu der Classe des höheren Prälatenstandes, welche die humanistische Bildung liebte und förderte, um ihre Lebensgenüsse zu vermehren; von dem anderen sagt Rabelais, er sei ein echter Mönch, „so jemals einer seit die mönchengende Welt mit Mönchen bemönchelt gewesen, erfunden worden", dem Vina mehr am Herzen liegen als Divina, der lieber handelt als studiert, eine derbe Natur und ehrliche Haut, ohne jeden humanistischen Firnis, aber auch voll Hohn und Verachtung gegen das träge, versumpfte Mönchsleben, ein tapferes Soldatenblut unter dem Mönchskleide, der mit kräftigem Mutterwitz und bewußter Selbstironie die Gebrechen des Klosterlebens geißelt, aber nicht mit Reformatoreneifer dagegen auftritt; der Kutte und Brevier nicht von sich thun will, es aber auch mit den kirchlichen Exercitien und Stundengebeten nicht genau nimmt.

Vielleicht hat Rabelais selbst auf diesen Irrweg geführt: denn der Mönch Klopfleisch, in dessen Charakter keine Spur von den genialen Ideen und Gebilden zu finden ist, womit jene fruchtbare, gährende Zeit sich trug, war nicht danach angethan, der Gründer eines idealen Ordensstaates „zum freien Willen" (Thelema) zu werden, worin die beiden Wahlsprüche „Erlaubt ist, was gefällt" und „Erlaubt ist, was sich ziemt" zur Geltung kommen sollten. Gargantua will nämlich seinen tapferen Waffengenossen zum Abt von Seuillé machen oder, wenn er lieber wolle, die Abtei zu Bourgueil schenken, oder die zu Saint Florent, oder auch beide. Diese damals gewöhnliche Cumulation von geistlichen Stellen in Einer Hand weist Jean des Entommeures zurück, da er von Mönchen weder Vogt noch Vormund sein möchte. „Denn," sprach er, „wie sollt ich andere regieren, der ich mich selbst nicht regieren kann? Wollt ihr mich aber für meine vergangenen oder noch zu erhoffenden Verdienste belohnen, so vergönnt mir, eine Abtei nach meinem Sinne zu stiften." Und nun folgt die Beschreibung des großartigen Prachtbaues ohne Mauern und Glockengeläut, in welchem nur wohlgestaltete und wohlgeartete Männer und Frauen Aufnahme finden, jeder Mann mit Ehren beweibt sein und alle in freier Gemeinschaft leben sollten, auch jedes Mitglied der

Genossenschaft wieder austreten könnte, wenn es ihm gutdünke. „Zu Bau und Einrichtung der Abtei," heißt es im 53. Capitel nach der Uebersetzung von Regis, „ließ Gargantua siebenundzwanzig hunderttausend achthundert einunddreißig Langenwollenhammel (altfranzösische Goldmünze) baar ausbezahlen und jedes Jahr, bis alles ausgebaut wäre, wies er auf das Gefäll der Dive (Flüßchen in einer sumpfigen Gegend von Poitou) sechzehnhundert neunundsechzigtausend Sonnenthaler (Goldstücke) und ebenso viel Siebensternthaler. Zu Fundirung und Unterhalt derselben gab er auf ewige Zeiten dreiundzwanzighundert neunundsechzigtausend fünfhundert vierzehn Rosenobel unablöslich amortisirte Grundrente, zahlbar jährlich an der Abtei-Thür, und fertigt ihnen gute Stiftbriefe darüber aus." Diesem Aufwand entspricht dann auch die Größe und Schönheit: „Des Gebäudes Figur war hexagonisch, dergestalt daß auf jedes Eck ein dicker runder Thurm zu stehen kam, sechzig Schritt im Durchschnitt ihres Umfanges, an Dick und Umriß waren sie all einander gleich." Die Thürme sind nach ihrer Lage mit griechischen Namen bezeichnet. „Dreihundertzwölf Schritt betrug von einem Thurm zum andern der Zwischenraum: zu sechs Gestocken alles erbaut, die Keller im Grund mit eingerechnet." Das bis ins Einzelne beschriebene prächtige Gebäude im reichverzierten Stil der Renaissance war tausendmal schöner als irgend eines der berühmtesten Schlösser und hatte neuntausend dreihundert und dreißig Gemächer, jedes mit Hinterkammer, Closet, Kapell, Garderob und Austritt in einen großen Saal versehen. Wendeltreppen von Porphyr, numidischem Stein, Serpentin führten von einem Stockwerk zum andern, mit antiken Bögen verziert. Libereyen in Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Französisch, Toscanisch, Hispanisch waren nach den Sprachen in die verschiedenen Stockwerk vertheilt. Ein Schneckentrepp mit Bogen, so breit, daß sechs Reisige neben einander darauf bis zum Dach reiten konnten, führte von außen herein. Zwischen zwei Thürmen waren geräumige Galerien mit lauter alten Heldenthaten, Historien und Erdbeschreibungen gemalt. Durch eine große Inschrift über dem Thor werden weggewiesen alle Profanen, die Gleisner und Zeloten, geldgierige Rechtsverdreher und Volksbedrücker, Wucherer, Geizhälse, eifersüchtige Raufer; eingeladen werden die Liberalen, die Schönen und Guten, edle Ritter und Frauen, würdige Bekenner eines geläuterten Gottesdienstes. „Zucht, Lust und Preis Gehn hier im Gleis Im fröhlichen Bund." In der Mitte des Hofes stand ein herrlicher Brunnen von schönem Alabasterstein, darüber wassersprühende Grazien; auch Bäder, Plätze zum Schwimmen, zu

gymnastischen Uebungen, zum Ballspiel, Hippodrom und Theater, Lustgarten mit Labyrinth, Obstgarten, Parkanlagen mit Wild, Schießstätte, Marstall, Falknerei u. desgl. durften nicht fehlen. Die Wohnungen der Männer und Frauen waren getrennt und alle mit schönen Teppichen und Stickereien versehen. Vor den Sälen des Frauenquartiers stunden die Haaraufputzer und Parfümirer, durch deren Händ die Männer gingen, wann sie die Frauen besuchen wollten. Die Zimmer dufteten von wohlriechendem Wasser und Räucherwerk. Das 56. Capitel beschreibt, „wie die Ordensbrüder und Schwestern von Thelem gekleidet gingen", ein Toilettengemälde, wie ein orientalischer Bazar es nicht bunter, reicher und schöner vorführen könnte. Man befindet sich in einer Gesellschaft vornehmer, köstlich geschmückter Damen und Herren, die alle Festbeschreibungen eines Froissart und Brantôme weit hinter sich läßt. Eigene Garderobmeister meldeten jeden Morgen den Cavalieren, welche Farbe am selben Tage den Frauen zu tragen beliebe, damit Herren und Damen als Zeichen ihrer Einigkeit überein gekleidet gingen. Denn Alles und Jedes ward nach dem Belieben der Frauen gethan. Kleidermacher, Goldschmiede, Juwelierer, Teppichwirker und Handwerker aller Art bewohnten ein eigenes Quartier in der Nähe der Abtei. Schiffe aus den Kannibalen- und Perleninseln brachten jedes Jahr die nothwendigen Stoffe und Schmucksachen. Ihr ganzes Leben ward nicht nach Satzung, Regel oder Statuten geführt, sondern nach eigener freier Wahl. Uhren und Stundenzeiger gab es nicht. Jedermann stund auf, aß und trank und ging schlafen, wann es ihm beliebte. Die einzige Regel war: „Thu' was du willst." Diese Freiheit erzeugte einen edelen Wettstreit, alles zu thun, was dem anderen angenehm war. „Weil wohlgeborene, freie, wohlerzogene Leut in guter Gemeinschaft aufgewachsen, schon von Natur einen Sporn und Anreiz, der sie beständig zum Rechtthun treibt und vom Laster abhält, in sich haben, welchen sie Ehre nennen. Diese, wenn sie durch niedrigen Zwang und Gewalt unterdrückt und knechtisch behandelt werden, richten nun den edeln Trieb, aus welchem sie frei nach Tugend strebten, auf Zerbrechung und Abwerfung dieses Sklavenjoches. Denn wir trachten allzeit nach dem Verbotenen, und uns gelüstet nach dem, was versagt ist." — „So adelig waren sie alle erzogen, daß unter ihnen auch nicht Einer noch Eine war, die nicht hätt lesen, schreiben, singen, musiciren, fünf bis sechs Sprachen reden und sowohl reimweis als in ungebundener Red darin dictiren können. Niemals hat man so wackere, galante Ritter ersehen, so fertig zu Fuß und zu Roß, so rüstig und regsam,

so wohl in allen Waffen bewandert, als es da gab. Niemals hat man so stattliche Frauen, so artige Frauen, so wohlgelaunte, zur Hand, zur Nadel, ja zu jeder ehrlichen freien Kunst geschicktere Frauen gesehen als da. Sah sich Einer veranlaßt, aus dem Stift auszutreten, so nahm er eine der Frauen mit sich, die ihn etwan zu ihrem Getreuen erkoren hätt, und wurden dann zusammen vermählt, und hatten sie in Thelem treu und einig gelebt, sie fuhren im Ehestand noch besser damit fort und liebten einander am letzten Tag ihres Lebens wie an dem ersten Hochzeitstag."

Dieses reizende Gemälde schließt Rabelais mit einem „Räthsel-Prophezei", entsprechend dem „antidotirten Firlfanz" im Anfang des Stückes. In demselben wird, meistens mit den Worten des gleichzeitigen Dichters Merlin de Saint-Gelais, die trübe Zeit des Bürgerkrieges angedeutet, der bald über den schönen Boden Frankreichs hinstürmen wird. Gargantua begriff den Sinn der räthselhaften Prophezeiung, welche die späteren Geschlechter durch das Zutreffen der Weissagung in großes Erstaunen setzte, indem er sagte: „Es ist nicht von heut, daß man die treuen Bekenner des evangelischen Glaubens verfolget. Aber selig, wer sich nicht ärgert und unzerstreut und unverruckt durch seine fleischlichen Gelüsten stetig dem Ziel und Zweck nachjagt, den Gott durch seinen lieben Sohn uns fürgesteckt hat."

Aber Rabelais, wie Mephistopheles „des trocknen Tons nun satt", bricht dem Ernst die Spitze ab, indem er seinem humoristischen Bruder Jahn die Prophetenworte, mit Anwendung des Dichternamens auf den volksthümlichen Zauberer Merlin, in komischer Weise auf das Ballspiel und dessen Wirkungen anwenden, das rinnende Blut in triefenden Schweiß umdeuten läßt.

Wir werden die tiefere Bedeutung, den eigentlichen Sinn des prächtigen Gemäldes, in welchem Scherz und Ernst in heiterem Gewande der Dichtung mit kunstvoller Hand zusammengeflochten sind und über das Ganze ein Anflug des Mode- und Kunstgeschmacks der Renaissance ausgegossen ist, nicht weit zu suchen haben. In jener tiefbewegten Zeit, da die alten Ordnungen einstürzten und auf den Ruinen eine neue Welt in Kirche, Staat und Gesellschaft sich aufzubilden strebte, traten gar mancherlei Ansichten über die „Lösung der socialen Frage" zu Tage. Während die Männer der Reformation auf die Urzustände der Kirche, auf die Anfänge des religiösen Gemeindelebens zurückgingen und an dem durch die hierarchische und scholastische Thätigkeit der Jahrhunderte ins Monströse gewachsenen monarchischen Kirchenbau die ent-

stellenden Zuthaten späterer Geschlechter abzutragen oder niederzuwerfen sich bemühten, während in den Kreisen schwärmender Wiedertäufer zum ersten Male die Lehre von der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auf die revolutionäre Fahne geschrieben ward, traten in der aristokratischen Humanistenwelt sociale Gebilde von minder radicaler und gewaltsamer Natur zu Tage. Auch hier wollte man reformiren, aber nur auf geistigem, ästhetischem Gebiete und im eigenen Standes- und Sonderinteresse. Man wollte den Blumengarten der Künste und Wissenschaften zum heiteren Genießen mit Gesinnungsgenossen zierlich anpflanzen und ordnen. Es war dabei nicht ernstlich auf praktische Verwirklichung abgesehen; man baute sich ein Feenschloß in idealer Höhe auf und ergötzte sich an dem Gebilde der Phantasie, das ja nur für die Eingeweihten verständlich war. So konnte sich in Florenz, in Ferrara, in Rom ein vornehmer Gesellschaftskreis in die hellenische Götterwelt und in das platonische Ideenreich versenken; so konnte Thomas Morus im Umgang mit Erasmus und mit einem kleinen humanistischen Hofcirkel inmitten des größten Despotismus sich ein „Nirgendheim" mit idealen Staats- und Gesellschaftszuständen bilden. Auch in den geistlichen Kreisen von Saint-Maure-les-Fossé, der reizenden Abtei, welche Jean du Bellay seinen übrigen Pfründen beigefügt hatte und in welcher Rabelais, wie wir gesehen haben, eine Chorherrenstelle bekleidete, mögen gar mancherlei Gespräche über gesellschaftliche und kirchliche Reformen geführt worden sein im Sinne ihrer aristokratischen Weltanschauung. Was mag in jener gährenden Zeit der „Wiedergeburt", wo man jeden Tag von neuen Entdeckungen, Einrichtungen, Umwandlungen hörte, wo man hörte, daß die Geistlichen in den Ehestand treten sollten, daß in Deutschland, in England, in der Schweiz, in so vielen anderen Ländern die Klöster verlassen und säcularisirt wurden, Mönche und Nonnen ins Leben zurückkehrten, den feingebildeten Männern der französischen Humanistenkreise nicht alles durch den Kopf gefahren sein! So konnte in Rabelais die Idee zu einer Socialreform der Klosterwelt entstehen, dem in der humanistischen Atmosphäre sich bewegenden Mönch mußte jede Art von Reform zunächst in dem gemeinsamen Leben der regulären Brüder- und Schwestergenossenschaften ihren Ausgang nehmen. Man darf in der Abtei vom freien Willen nichts Anderes erblicken, als ein heiteres Spiel der Dichtung und Phantasie. Dem Kenner der menschlichen Schwachheiten und fleischlichen Gelüste lag der Gedanke an die Möglichkeit eines freien Zusammenlebens von Männern und Frauen in Züchtigkeit und Keuschheit,

in Ehren und in Sittsamkeit so fern als irgend einem. Wenn Plato von seiner idealen Höhe herab sagen durfte, daß seinen Frauen die Tugend zum Gewande diene, so konnte der Arzt Rabelais unter König Franz I. unmöglich zu einer solchen erhabenen Auffassung der Menschenwelt sich aufschwingen. Wenn in unserem Jahrhundert der Saint-Simonismus und Fouriers Socialsystem den Versuch machen konnten, die gesammte Menschenwelt in gesellschaftliche Gliederungen, in Phalanstèren einzurahmen, so kann man es leicht begreiflich finden, wie im Jahrhundert der Kirchenreform ein französischer Schriftsteller auf den Gedanken kommen mochte, die Klosterwelt zu einem idealen Organismus umzugestalten. Seine Abtei Theleme ist ein Phalanstère auf geistlichem Gebiet. Und dabei hat Rabelais von jenen modernen Socialreformern noch das voraus, daß er sich auf dem idealen Boden der Poesie bewegt, während jene mit ihren Wahngebilden einen Schnitt in den lebendigen Leib der Menschheit zu machen versuchten. Denn daß der Dichter des „Gargantua" sein Traumgebilde nur als eine Zierpflanze im Garten der Dichtung ansah, beweisen die humoristischen Züge, die da und dort hervortreten: die Stiftungsbestimmungen, der stutzerhafte Verkehr der Herren mit den Damen und die conventionellen Umgangsformen und vor allen der Schluß, wo Bruder Jahn als Droll oder Satyr das ganze für eine Phantasmagorie erklärt, deren Schein, durch die Umhüllung getäuscht, man für Wahrheit genommen. Auf die Prachtanstalt in Theleme darf man die Worte aus Shakespeare's „Sturm" anwenden:

> Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
> Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
> Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
> Ja was daran nur Theil hat, untergehen;
> Und wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,
> Spurlos verschwinden.

Damit wollen wir die Analyse des Buches beschließen. Bleibt auch im zweiten Theil des Romans der Charakter derselbe, wird auch im „Pantagruel" in dem Rahmen der Riesensage ein Zeitbild entrollt, in welchem die Gebrechen und Schäden der Gegenwart gegeißelt, die leitenden und tonangebenden Persönlichkeiten in verhüllter Gestalt und Namen vorgeführt, die Thorheiten und Verkehrtheiten der Gesellschaft im Spiegel des Momus dargestellt und verspottet werden; tritt auch in Ton und Haltung derselbe Humor und Muthwillen, dieselbe cynische Ausgelassenheit, dasselbe behagliche Ausmalen unanständiger Situationen,

derselbe nackte Naturalismus der Volkserzählung zu Tage, wie im „Gargantua", so ist doch der Charakter der Zeit ein anderer, die Signatur, die wir zur Erklärung des „Gargantua" vorausgeschickt, paßt nicht mehr ganz zu dessen Sohn Pantagruel. Die naive Unbefangenheit, mit der man in der Zeit der Renaissance mit dem Feuer zu spielen wagte, ohne den Brand des Hauses zu fürchten, ist im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts einer strengen Auffassung der Lebenserscheinungen gewichen: die Religionsstreitigkeiten erzeugten einen finsteren Zelotismus; man sah da und dort Scheiterhaufen emporlodern, welche die reformatorischen Wortführer zum ewigen Schweigen brachten; man hörte von Gefangenen, die in Kerkermauern schmachteten; man sah Verfolgte und Flüchtlinge in der Fremde umherirren; die Kriege mit Karl V. brachten manches Ungemach über Frankreich. Dieser Wechsel in dem Charakter der Zeiten konnte nicht ohne Einfluß auf den Fortgang des Romans bleiben. Die humanistischen Schöngeister wie Du Bellay, die sich an der Idee einer Klostergemeinde von feingebildeten Cavalieren und Damen vergnügen konnten, treten in den Hintergrund; ihre Stelle nehmen durchgreifendere, gewaltthätigere Geister ein, wie der Cardinal von Lothringen; statt des naturwüchsigen Bruder Jahn mit seinen derben Späßen, seinen muthwilligen, aber harmlosen Streichen, spielt Panurg die Rolle des lustigen Raths und komischen Helden, eine Figur, die schon im Namen auf eine versatilere, verschmitztere, verschlagenere Natur hindeutet, in welcher neben dem Charakter eines Falstaff, eines Aufschneiders und Possenreißers, auch mephistophelische Anwandlungen zu Tage treten. Besonders eingehend beschäftigt er sich mit der Frage, ob es rathsamer sei, sich zu verheirathen oder ledig zu bleiben, eine Frage, welche damals die ganze Welt, vor allen die Geistlichkeit in Aufregung hielt. Und wie der Cardinal von Lothringen, der unter Heinrich II. in allen Hof- und Staatsactionen seine Hand hatte, der in allen kirchlichen Zeitfragen das entscheidende Wort führte, auf der Höhe des öffentlichen Lebens sich bewegte und alle übrigen Personen zurückdrängte, so auch Panurg, in dessen Gestalt man ohne Zweifel die Züge des klugen, gewandten und mächtigen Kirchenmannes aus dem Hause Guise suchen darf, nur daß man nicht mit pedantischer Deutungskunst das freigeschaffene dichterische Gebilde auflösen, aus dem lebensvollen Phantasiegeschöpf ein allegorisches Schemen, eine mit kleinlicher Berechnung zugeschnittene Figur construiren darf. Auch von Rabelais selbst, dem satirischen Beobachter, dem philosophischen Schalk, dem schnurrigen Erzähler, sind einige Züge

in dem lustigen Helden des Romans, im Panurg, enthalten, dem Urbilde der französischen Komik, dem spottsüchtigen, gescheiten Welt- und Menschenkenner, so reich an feinen und gemeinen Erfindungen, an Possen und muthwilligen Streichen. Als Rabelais diese Zeitbilder in allerlei Brechungen und Verhüllungen in carikirten Verstellungen und verschobenen Zügen und Situationen, aber doch den Eingeweihten erkenntlich, den Gegnern, Mißtrauischen und Argwöhnischen verdächtig, in seinem komischen Roman vorüberziehen ließ, ging der Wind schneidig durch die Welt und die Kartenhäuser der Humanisten sanken zusammen unter dem rauhen Hauche der Wirklichkeit. Es war für den Satiriker, der mit seinem Herzen auf der Seite der Streiter für die neue Cultur, für die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft stand, eine schwere Aufgabe, den Weg durch die verschlungenen Pfade des Lebens zu finden, ohne seinen Fuß an einen Stein zu stoßen, die schwankenden Gestalten seiner Dichtungen so zu stellen, daß die Getroffenen sich nicht erkannten, die Beleidigten nicht nach Rache und Strafe schrien, die Späher und Angeber in den verzerrten Bildern der Komik und Satire keine Handhabe zur Verfolgung erlangten; aber wir wissen ja, wie gut Rabelais die weise Lehre beherzigte: „Schicket euch in die Zeit."

IV.

Zur Geschichte der englischen Revolutionsbewegungen im siebzehnten Jahrhundert.

Ein historischer Essay.

I. Königthum und Parlament unter den beiden ersten Stuarts.

1.

Wenn in früheren Jahren ein Fremdling in England ein verfallenes Bauwerk von wunderbarer Kühnheit und Größe anstaunte und einen Mann aus dem Volke fragte, von wem dasselbe herrühre, so wurde ihm Julius Cäsar, oder der Teufel oder Oliver Cromwell als Urheber genannt. In diesen drei Namen faßte die Volksphantasie alles Großartige und Gigantische zusammen, das über Menschenkräfte hinauszugehen scheint, wie ja auch auf dem Continente alles Colossale, Unbegreifliche und Staunen Erregende als ein Werk der Römer oder des Teufels bezeichnet wird. Zwei Jahrhunderte lang stand in den Vorstellungskreisen des Volkes, insbesondere bei den Hochkirchlichen, der Name Cromwell fast auf einer Linie mit dem des Teufels, des Inbegriffes und Urhebers alles Bösen. Diese Auffassung hat in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Wandlung erfahren, seit verständnißvolle und vorurtheilslose Historiker, wie Hallam, Macaulay u. a. mit unbefangenem Blick jene großartige Zeit und die gewaltigen Persönlichkeiten, welche den Gang der Geschichte lenkten, betrachteten und beurtheilten, und Thomas Carlyle die Briefe und Schriftstücke des Protectors der Oeffentlichkeit übergab. Die englische Geschichte trägt wie kaum eine andere seit den Tagen des Alterthums einen großartigen

Charakter, ergreifende Züge an sich; sie enthält in ihren Blättern gewaltige Staatsactionen und erschütternde Schicksalswechsel voll dramatischer Lebendigkeit. Dies hat man auch in Deutschland erkannt, daher mehrere hervorragende Historiker und Politiker wie Ranke, Lappenberg-Pauli, Dahlmann, Gneiß u. a. in das öffentliche Leben und den gegeschichtlichen Entwicklungsgang des Inselvolkes einzudringen und ihre Forschungsresultate der Nation mitzutheilen bestrebt waren. Und noch vor Kurzem hat ein in Venedig lebender deutscher Schriftsteller, der schon früher ein Lebensbild von Lord Bolingbrocke entworfen hat, aus älteren Werken und aus den Berichten der venetianischen Gesandten in London, Moriz Busch, das Material zu einer umfangreichen biographischen Geschichte zusammengestellt[1]).

Es ist nicht unsere Absicht, diese historischen Werke einer Musterung und Beurtheilung zu unterwerfen, wir wollen nur einige Züge aus dieser wichtigsten Geschichtsperiode vorführen und beleuchten, die wir durch eingehendes Studium dieser und anderer Werke uns verständlich gemacht haben, einige Streiflichter fallen lassen auf die Principien und Charactere, die um Geltung rangen. Wo so gewaltige Potenzen und Grundbegriffe wie Freiheit und Herrschaft, wie Gesetz und Willkür zum Conflict und Austrag gelangen sollten, da übernimmt die Geschichtsschreibung die Rolle des Chors in der antiken Tragödie, der sich freilich auch manchmal ein Satyrdrama beigesellt. In der royalistischen Historiographie früherer Tage wurde häufig Cromwell als die satirische Hauptfigur dieses komischen Nebenspiels dargestellt.

Zur Zeit des Julikönigthums in Frankreich hörte man es gern in den Tuilerien, wenn man den Entwicklungsgang der französischen Revolutionsbewegung mit der englischen in Vergleich stellte und daraus einen ähnlichen Abschluß inaugurirte. Und in der That boten die beiden Katastrophen in ihrem äußern Verlauf manche Aehnlichkeiten. Diesseits wie jenseits des Canals weist die Geschichte zwei Actionen auf, eine heftige, blutige von längerer Dauer und eine leichtere, parlamentarische. Da wie dort wurde die neue Ordnung auf dem Wege des Gesetzes und der Verfassung endgiltig geordnet, da wie dort wurde die alte Dynastie in die Fremde getrieben und eine Nebenlinie auf den Thron gehoben, eine Quasilegitimität begründet. Ja, man kann selbst in den Evolutionen des Umgestaltungsprocesses einen

[1]) Oliver Cromwell und die puritanische Revolution von Moritz Brosch. Frankfurt a. M. 1885.

analogen Gang entdecken. In beiden Ländern ging die Bewegung von monarchischen Principien aus, schritt zu republicanischen Theorien fort und ging schließlich in eine absolute Dictatur über, deren anarchische Zuckungen in England zur Restauration führten. Selbst die socialistisch-communistischen Auswüchse der revolutionär-republicanischen Staats- und Gesellschaftsorganisation setzten sich da wie dort an den schwachgewurzelten Verfassungsbaum an: Babeufs „Bund der Gleichen“ am Ende der demokratischen Republik hatte in England seine analoge Erscheinung in der Partei der Levellers oder Gleichmacher kurz vor Errichtung des Cromwellschen Protectorats.

Und dennoch sind die beiden geschichtlichen Phänomene so grundverschieden in ihren Principien und Tendenzen. Wohl war in beiden Staaten der Widerstand gegen einen entarteten Staats- und Gesellschaftsorganismus, der natürliche Kampf der angeborenen Freiheit und Menschenrechte gegen Willkür und Tyrannei der Fundamentalgrund der Bewegung: aber in England war das Ziel ein conservatives: Sicherstellung der uralten Staatsordnung und Gesetzeskraft gegen Despotismus und Vergewaltigung; in Frankreich strebte man nach einer socialen rechtspolitischen Neugestaltung auf dem Boden des Naturrechts und philosophischer Doctrinen; dort galt es, den nationalen und monarchischen Rechtsstaat zu erhalten und herzustellen; hier construirte man den Vernunftstaat nach abstracten Theorien; dort wie hier steigerten sich die Gegensätze zu einem Kampfe auf Leben und Tod, dem das monarchische Oberhaupt zum Opfer fiel; da wie dort gipfelte die nationale Kraftanstrengung in einem demokratischen Absolutismus, dessen Ueberspannung wieder Zustände und Staatsformen zurückführte, welche äußerlich von den früheren nicht sehr verschieden waren. Während aber bei den lebhaften, beweglichen Franzosen die gährenden Elemente und Gegensätze fortwirkten und nach immer neuen Gestaltungen rangen, vereinigten sich die gleichmüthigeren und praktischeren Engländer zu einem Staatsvertrag, der durch verständige Ausgleichung der nationalen und monarchischen Rechte die Gewähr der Dauerhaftigkeit in sich trug.

Die englische Nation war im fünfzehnten Jahrhundert durch die Rosenkriege bis ins Mark erschüttert und der Adel, bisher der Kern des feudal-aristokratischen Staatswesens, gebrochen und geschwächt worden. Der Kampf auf dem Schlachtfeld kannte kein Erbarmen, keine Schonung. „Dein Vater hat den meinen getödtet“, sprach der Sieger zu dem Besiegten, „so mußt du von meiner Hand sterben.“

Diese Selbstzerfleischung der Nation in den Reihen der Magnaten machte es den Tudors möglich, ein Königthum aufzurichten, das nur dem Namen nach ein parlamentarisches war, in Wirklichkeit aber ein absolutes. Drei bedeutende Herrschernaturen, der kluge, politisch berechnende siebente Heinrich, der energisch-despotische Heinrich VIII. und die willenskräftige und verstandesklare Elisabeth wußten die Verhältnisse und die Zeitrichtung zum Ausbau der absoluten Monarchie mit einem parlamentarischen Gehäuse auszunutzen. Und doch war es nicht richtig, wenn der torystische Geschichtsschreiber Hume das englische Staatswesen unter Elisabeth mit dem türkischen vergleicht. Die in der Schule schwerer Gefahren und Principienkämpfe auferwachsene jungfräuliche Königin vereinigte wohl die gesammte Staats- und Kirchenautorität in ihrer starken Hand und machte die Krone zum Inbegriff der höchsten Autorität; aber sie verstand es, die Formen und Rechte des Parlaments mit der Autorität der Krone in Einklang zu setzen. Sie ließ sich in ihren Handlungen und Willensäußerungen wenig beschränken; aber sie setzte ihr Vertrauen mehr auf die Macht der Ueberredung und des gewohnten Gehorsams, als auf Zwang und Herrschergewalt. Ihr absolutes Regiment war nicht auf die Spitze des Schwertes gegründet, sondern hatte seine Stütze in dem Willen der Nation, der sich freilich meistens ihrer höheren Einsicht und ihrem energischen Geiste fügte oder fügen mußte.

Der stolzen Königin, welche das Parlament zu einem lenksamen Werkzeug ihres souveränen Willens gemacht, aber niemals dessen Befugnisse und Rechtsstellung in Frage gesetzt, den Vertretern der Nation nie die Illusion souveräner Rechtsstellung geraubt hatte durch rücksichtslose Betonung ihrer Prärogative, folgte ein Monarch, der alle Eigenschaften entbehrte, welche Achtung, Ehrfurcht oder Liebe hätten erzeugen können. Der schottische König Jacob, dem in England nur ein sehr fragliches Thronfolgerecht zur Seite stand, den nur der letzte Wille der sterbenden Gebieterin zur Herrschaft erhoben, erklärte das absolute Erbkönigthum für eine göttliche Institution, die über allen menschlichen Verträgen und Satzungen stehe, und suchte die Beweisgründe dafür in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Erfüllt von dieser Idee, brüstete er sich in unbegrenztem Selbstgefühl mit seiner königlichen Majestät, die er für einen Abglanz der Gottheit hielt, wollte alle nationalen Rechte nur für königliche Privilegien angesehen wissen und verletzte durch Willkürhandlungen und Gewaltmaßregeln alle Gesetzesbestimmungen, alle Ordnung und Freiheit, welche

die Väter errungen, die früheren Monarchen sanctionirt hatten. Und in welchem Contrast standen solche Ansprüche, stand solche Ueberhebung zu der Person des Königs. Der Sohn der Maria Stuart hatte von der Anmuth und Genialität seiner Mutter keine Spur in sich; er war von der Natur körperlich und geistig verkürzt worden. Mit häßlicher Gestalt, ungraciösem Wesen und Vernachlässigung aller feineren Umgangsformen verband er einen beschränkten Verstand, einen unbegrenzten Hochmuth und eine verschrobene Bildung. Ueber Theorien sinnend, war er in den Staats- und Verwaltungsgeschäften weder gewandt noch erfahren und oft ohne Theilname und Interesse dafür. Aufgewachsen unter dem Gezänke der presbyterianischen Prediger seiner schottischen Heimath, war er besonders mit theologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet und befaßte sich gerne mit kirchlichen Streitfragen. Bei Disputationen stand er in biblischen Beweisführungen keinem Geistlichen nach. Seine Feigheit, sagt Macaulay, sein kindisches Wesen, seine Pedanterie, seine unbehülfliche Gestalt, seine linkischen Manieren, sein Accent aus der Provinz machten ihn zum Gegenstand des Spottes. Selbst in seinen Tugenden und Fähigkeiten war etwas in hohem Grade Unkönigliches. Dabei war er von Jugend an abhängig von Günstlingen, bei denen wohl nicht Verdienst oder geistige Begabung, sondern körperliche Schönheit und Wohlgestalt den Ausschlag gab. Unter diesen Günstlingen hat keiner eine so einflußreiche Stellung eingenommen als Georg Villiers, ein Edelmann mittleren Ranges, den Jacob zum Herzog von Buckingham erhob und der den dominirenden Einfluß, den er bei Jacob besaß, auch unter dessen Sohn und Nachfolger Karl I. behauptete. War schon die Persönlichkeit des ersten Stuart wenig geeignet, bei dem englischen Volke Sympathie zu erregen, so hatte seine ganze Regierungsweise keine einzige Seite aufzuweisen, welche durch einige Lichtstrahlen die dunkeln Schatten erleuchtet hätte. Aus Furcht friedliebend, gab er seine Tochter Elisabeth und seinen Schwiegersohn, Friedrich von der Pfalz, der ligistisch-habsburgischen Kriegsfurie preis, ohne alle Rücksicht auf die Stimmung des englischen Volkes, das den bedrängten Confessionsgenossen in Deutschland gern die rettende Hand gereicht hätte. Und während Tochter und Schwiegersohn ins Elend wanderten, betrieb er mit dem größten Eifer die Verlobung seines Sohnes mit der spanischen Infantin. Denn nur die Tochter des ersten Fürstenhauses war in seinen Augen würdig, die Gemahlin des Prinzen von Wales zu werden. Die Vermählung wurde nach jahrelangen Unterhandlungen schließlich durch die Leichtfertigkeit und den Uebermuth Buckinghams vereitelt; aber den religiösen

Vorurtheilen der Nation wurde wenig Rechnung getragen, als an die Stelle der Habsburgerin eine andere katholische Prinzessin, Henriette von Frankreich, die Königin von England ward. Es zog ein finsterer Zug von Unmuth durch die Nation. Je mehr Jacob auf sein Königsrecht pochte, desto lebhafter erwachte in dem Volke das Bewußtsein seines eigenen Rechts. Mochte Jacob immerhin, erzürnt über die Opposition des Parlaments, gegen die auswärtige Politik, gegen die willkürliche Besteuerung, gegen ungesetzliche Verhaftungen ohne richterliches Urtheil wiederholt die Reichsstände auflösen; mochte er immerhin in wüthendem Zorn eigenhändig aus dem Protocollbuch das Blatt ausreißen, worin die Stände sich gegen den Ausspruch verwahrten, ihre angeblichen Rechte seien nur ein Ausfluß der königlichen Gnade, und diese Rechte und Freiheiten als die angeborenen Grundrechte der Nation erklärten: als er im Jahre 1625 aus der Welt schied, war die Opposition zu einer Höhe gestiegen, die zu einem friedlichen Ausgleich wenig Hoffnung ließ.

Es ging zu dieser Zeit eine schneidende Luft durch die Welt. Auf dem ganzen Continent wüthete ein Principienkampf zwischen Absolutismus und individueller Freiheit. Die römisch-katholische Hierarchie im Bunde mit dem habsburger Herrscherhaus setzte alle Kräfte ein, die Früchte der reformatorischen Anstrengungen des sechszehnten Jahrhunderts mit der Wurzel auszurotten, jede geistige und religiöse Selbstbestimmung auszulöschen, in Sachen der Kirche wie des Staates eine absolute Autorität aufzurichten. In Frankreich wurden die Generalstände beseitigt und blieben außer Thätigkeit, bis ihre Wiedereinberufung eine neue Aera in der Weltgeschichte begründete; in Deutschland wurde dreißig Jahre lang mit Feuer und Schwert um die großen Ziele Freiheit oder Herrschaft gestritten, die romanische und germanische Welt rüstete sich zu einem Todeskampf, wie in den Tagen der Völkerwanderung. In den drei Königreichen, welche unter der Krone Englands vereinigt sind, rangen dieselben Principien um Geltung und Alleinherrschaft. Mit der schottischen Königin Maria, die in den Augen aller Papisten als Märtyrerin ihres Glaubens auf dem Schaffot geblutet hatte, schien eine Vorliebe für die Formen und Institute der katholischen Kirche auf die ganze Stuartsche Dynastie übergegangen zu sein. Auch Jacob I. theilte in seinem Herzen diese Vorliebe, nur gönnte er nicht dem Papste die Suprematie, die nach seinem Dafürhalten dem König gebührte. Darum war die anglicanische Episcopalkirche ganz nach seinem Sinne und die englischen Bischöfe trugen durch ihre schmeichlerische Bewunderung seiner Salomonischen Weisheit wesentlich bei, die Vorzüge

der Hochkirche in seinen Augen zu heben. Er war daher bemüht, die katholischen Elemente und Doctrinen, welche in der anglicanischen Kirche verborgen liegen, möglichst zu stärken, die protestantischen Bestandtheile möglichst zurückzudrängen, die Autorität der Kirche über die Selbstbestimmung der Gläubigen und die freie Schriftforschung zu stellen. Um so mehr war ihm die demokratisch-theokratische Kirchenform der Schotten verhaßt, welche nach ihren Versammlungen die presbyterianische genannt ward. Eine religiöse Gemeinschaft, in welcher alle Gläubigen als gleichberechtigt galten, der König mit dem geringsten Gliede auf derselben Linie stand, eine freigewählte Synode das religiös-sittliche Leben und die kirchlichen Ordnungen festsetzte, war nicht nach Jacobs Sinn. Die beiden ersten Stuarts waren daher eifrig beflissen, in der bischöflichen Hochkirche diese demokratischen Elemente, diese protestantischen Principien der Freiheit und Gleichheit zu unterdrücken und die der römisch-katholischen Kirche verwandten Keime zu wecken und zu stärken. Der hierarchische Charakter wurde besonders gepflegt, die Lehre von der ununterbrochenen apostolischen Succession des Episcopats eifrig verfochten; die anglicanische Kirche sollte als die echte „katholische" erscheinen, wie sie seit der apostolischen Zeit sich entwickelt habe, gereinigt von den Zusätzen des Papstthums. So wurde der unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Elisabeth geschaffenen Reformationskirche das Gepräge einer „established church" aufgedrückt, welche eine mittlere Stellung einnimmt zwischen der Papstkirche und dem continentalen Protestantismus, ein künstliches Machwerk, dem die Traditionen, das Ordenswesen und die Mysterien des römischen Katholicismus, sowie die Freiheit der Schriftforschung, die theologische Wissenschaft und die geistige Fortbildung der lutherisch-reformirten Religionsbegriffe fehlten. So standen bei dem Tode des ersten Stuartschen Königs zwei ideale Mächte einander gegenüber, von denen jede bestrebt war, alle Kräfte einzusetzen, um zur Geltung und zum Sieg zu gelangen, zwischen denen kein aufrichtiges Compromiß möglich war, die eine Kluft trennte, über welche keine Brücke geschlagen werden konnte: im Staat monarchischer Absolutismus und altnationaler Parlamentarismus, in der Kirche: katholisch-anglicanische Stabilität und freie Selbstbestimmung auf Grund des Gewissens und der individuellen und corporativen Freiheit.

2.

Gar häufig wurden von oberflächlichen Beurtheilern revolutionäre Katastrophen aus Fehlern und Zufälligkeiten, aus Mißgriffen und

Irrthümern abgeleitet, durch deren Vermeidung der Gang der Ereignisse hätte geändert, die erschütternden Wendungen hätten vermieden werden können. Wer aber einen Blick in die Tiefen der Menschenseele wirft, wo die Ideen, die Leidenschaften, die Ueberzeugungen wurzeln, der wird erkennen, daß Principienkämpfe nicht durch kleine Mittel und Wege abgelenkt, sondern nur durch ein Ringen auf Tod und Leben geschlossen werden können. Es ist ein ergreifender Spruch, daß die Missethaten der Väter an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied, und die Geschichte lehrt, daß der von der Strafgerechtigkeit Getroffene nicht immer der Schuldigste ist. Der Sohn und Nachfolger des ersten Stuart, Karl I., war ein Fürst, der an häuslichen Tugenden und ritterlichem Wesen wie an edlem Kunstsinn und manchen königlichen Eigenschaften den Vater weit übertraf, der aber durch seinen stolzen, eigenmächtigen Charakter, durch seine Vorliebe für unbeschränkte Herrschergewalt wie durch seine Neigung zu Zweideutigkeit, Winkelzügen und Verstellung die Liebe und das Vertrauen des Volkes verscherzte. Für die feinere Hofhaltung, für Kunst und elegantes Wesen hatten die ernsten Männer wenig Sinn und Verständniß, die Anhänger des strengen Johannes Knox in Schottland so wenig wie ihre Geistesverwandten in England, die man Puritaner nannte. Sie suchten und forschten in der heiligen Schrift nach den Grundwahrheiten des Glaubens und nach den ewigen Rechten der Menschheit. Es waren conservative Leute, die sich das Palladium nicht wollten rauben lassen, das ihnen Christus mit seinem Blute erworben und die Väter durch Mühe und Arbeit errungen hatten.

Der leichtfertige, übermüthige Herzog von Buckingham behauptete bei dem neuen König dieselbe einflußreiche Vertrauensstellung wie bei Jacob I., daher auch die Regierung denselben politischen Gang einhielt, dieselben Tendenzen verfolgte; nur daß durch den herrischen Charakter Karls I. der Zwiespalt zwischen Parlament und Krone schärfer hervortrat, die Opposition an Stärke zunahm. So konnte es denn nicht fehlen, daß zwischen Parlament und Regierung bald ein heftiger Conflict ausbrach. Die katholisirenden Neigungen der Stuarts gaben sich immer mehr kund. Nicht nur daß im Schlosse der katholische Gottesdienst, der bei der Vermählung mit der Tochter der Maria von Medicis der Königin und ihrer Umgebung eingeräumt worden war, mit Ostentation abgehalten ward und als Versammlungsort für Ultramontane und heimliche Jesuiten diente, in den hochkirchlichen Kreisen war das Bestreben sichtbar, die katholischen Elemente in der englischen Episcopal-

kirche stärker hervortreten zu lassen. Die Bischöfe des Landes waren unter den vorhergehenden Regierungen gewöhnt worden, ihre religiösen Ueberzeugungen möglichst dehnbar zu machen, ihr eigenes Gewissen mit den reformatorischen Wandlungen in Uebereinstimmung zu setzen, sie hatten nie eifrig nach der Märtyrerkrone getrachtet. Durch diese bischöfliche Biegsamkeit und Schmiegsamkeit hat die anglicanische Kirche die Zwitterstellung erhalten, welche drei Jahrhunderte hindurch den Papisten die Hoffnung einflößte, das Inselreich wieder für Rom zu gewinnen, welche noch in unsern Tagen den Puseyismus erzeugte, der seine wahre Gesinnung unter Sophismen und heuchlerischen Zweideutigkeiten versteckte, dessen ehrliche Bekenner aber durch offenen Uebertritt die wahren Tendenzen und Ziele erreichten. Man brauchte nicht für die Principien Calvins begeistert zu sein, welche den Religionsbekenntnissen der Presbyterianer und Puritaner zu Grunde lagen, um ein System zu verabscheuen, welches mit Trugkünsten und Täuschungen der Nation die Güter unvermerkt zu entreißen trachtete, die sie durch die reformatorischen Kämpfe und Arbeiten erworben hatte. So mußten sich denn alle ehrlichen und aufrichtigen Gemüther mehr und mehr zu den Religionsgenossenschaften hingezogen fühlen, welche die Hochkirchlichen als Dissidenten bezeichneten und mit Geringschätzung auf sie herabsahen. Rom und Genf waren die zwei Pole, auf welche das religiöse England seine Blicke gerichtet hielt. Daß während des Streites die beiderseitigen Parteiprincipien nachdrücklicher betont und ausgebildet, in beiden Heerlagern die Fahne sichtbarer entfaltet wurde, liegt in der Natur aufgeregter Factionskämpfe. Wenn Erzbischof Laud, das Haupt der Hochkirchlichen, dem man die allmählige Hinüberführung Englands zu Rom zuschrieb, dem man nachsagte, der Papst habe ihn zum Cardinal ausersehen, den Gottesdienst mit Ceremonien und liturgischen Elementen bereicherte, welche lebhaft an das Hochamt und die Messe erinnerten; so entkleideten die Puritaner die Kirchen jedes künstlerischen Schmuckes, und legten den Hauptnachdruck auf langathmige Gebete und Kanzelreden, auf Psalmen und Bibellesen. Die puritanische Gottseligkeit brachte manche fratzenhafte Zerrbilder zu Tage, aber sie war ehrlich und gerade und ging nicht in der gleißnerischen Hülle einher, womit das katholisirende Prälatenthum seine hypokritischen Sophismen zu verdecken suchte.

Wenn man aus dem Titel des Geschichtsbuches von Brosch, „Die Puritanische Revolution", schließen wollte, die große Bewegung in England im siebenzehnten Jahrhundert sei wesentlich ein Religionskrieg gewesen, wie der gleichzeitige dreißigjährige in Deutschland, so würde

man den eigentlichen Charakter des Kampfes nicht richtig fassen: die kirchlich-religiöse Seite war nur ein Nebenfactor, der freilich im Laufe der Jahre immer größere Dimensionen annahm, immer größere Bedeutung gewann. Der eigentliche Ausgangspunkt des großartigen Kampfes war die feste Grenzbestimmung zwischen Nationalrecht und Monarchie. Daher bewegte sich auch der Streit zunächst auf politischem Gebiete.

Als in Frankreich die Generalstände aus dem langen Winterschlafe zu neuer Lebensthätigkeit erweckt wurden, erkannten die Männer, welche am 5. Mai 1789 in Versailles zusammentraten, ihre erste Aufgabe in der Aufrichtung einer Constitution. In der Geschichte führt daher die erste Versammlung den Namen einer constituirenden. Sie wollten an die Stelle eines absoluten Staats einen constitutionellen setzen und zugleich die socialen Mißstände aus der Welt schaffen, die gähnende Kluft, welche sich im Laufe der Jahrhunderte unter den verschiedenen Klassen der Bevölkerung gebildet und mehr und mehr ausgedehnt hatte, nach Vernunft und Naturrecht ausgleichen. Sie wollten auf einem frisch geebneten Boden einen neuen Staats- und Gesellschaftsbau nach idealen Principien aufführen. Ihr Werk war daher gleich Anfangs ein doppeltes, ein negatives des Einreißens und ein positives des Neubauens.

In England ging die Parlamentsbewegung nicht von so idealen Principien aus: ihr Werk war im Anfang kein niederreißendes und constituirendes, sondern ein erhaltendes und restaurirendes. Erst im Laufe der Zeit und in den Evolutionen des Kampfes wurde auch das Ziel höher gerückt, stärkte sich der Flug nach der Region, wo die erhabenen Ideen der Freiheit und Gleichheit, der Menschenrechte und der Selbstbestimmung thronen. Die Parlamente, die in den ersten Regierungsjahren Karls I. in raschem Wechsel einander folgten, suchten zunächst ein Gleichgewicht der Gewalten zu schaffen, indem sie in den Fragen der Besteuerung und des Staatshaushaltes die Rechte und Befugnisse der Nationalvertretung gegenüber der Krone eine feste gesetzliche Grenzlinie zu ziehen suchten. Die Mitwirkung des Parlaments bei allen Zöllen, bei allen Steuern und Auflagen, bei allen Subsidien sollte durch sichere Bestimmungen garantirt, Eingriffe in das Eigenthum und die persönliche Freiheit, die unter den Tudors willkürlich geübt worden waren, und welche die Stuarts noch rücksichtsloser in Anwendung zu bringen gedachten, sollten gesetzlich verhütet werden, in allen öffentlichen Dingen gleiches Recht und Gericht, in Sachen des Glaubens Gewissensfreiheit walten.

Karls Herrscherstolz empörte sich über das vermessene Vorgehen des Parlaments. Die Kargheit in den Subsidienbewilligungen, der zähe Widerstand gegen die Zollerhebungen, die mißtrauische Vorsicht, mit der das Haus Geldangelegenheiten überwachte waren ihm um so unerträglicher, als zu einem Krieg gegen Spanien sich ein zweiter durch die Eitelkeit und Leichtfertigkeit Buckinghams hervorgerufener Krieg gegen Frankreich angeschlossen hatte und der Aufwand der Hofhaltung, das kostspielige Jagd- und Gesellschaftsleben im Kreise prunkender Cavaliere und Edeldamen große Summen verschlang. Er löste wiederholt das Parlament im Zorne auf, in der Hoffnung durch dieses strenge Vorgehn die Bevölkerung einzuschüchtern und günstigere Wahlen herbeizuführen. Aber wenn die öffentliche Meinung so erregt ist, eine so schneidige Luft durch die Welt zieht wie damals, ist eine Berufung an das Volk ein gewagtes Experiment. Bei jeder Neuwahl gewann die Opposition breiteren Boden; die Klagen über Rechtsverletzungen mehrten sich mit jeder Session.

In den ersten Revolutionsjahren Frankreichs, wo keine ministerielle Verantwortlichkeit und keine parlamentarische Controle bestand, richteten sich die Angriffe der Opposition direct gegen das Königthum; in England, wo die geheiligte Person des Monarchen über den stürmischen Wogen der Staatsactionen steht, wendete sich die Opposition gegen die königlichen Räthe. In erster Linie wurde Buckingham, den Karl als schlimmes Erbtheil von dem Vater überkommen, und an dem er mit dem ganzen Eigensinn seiner Natur festhielt, von dem nationalen Unwillen betroffen. Man bedrohte ihn mit einer öffentlichen Anklage. Um den Günstling zu retten, gewann Karl es über sich, der petition of rights, welche das Parlament kurz zuvor an die Krone gerichtet hatte, und welche die bisherigen Eingriffe gegen Eigenthum und persönliche Freiheit in Zukunft verhüten sollten, die lange verweigerte Bestätigung zu ertheilen. Bald darauf wurde Buckingham auf offener Straße von einem Fanatiker ermordet. Vielleicht wäre jetzt der günstige Moment zu einer Verständigung und Handreichung gewesen. Nicht alle Parlamentsglieder waren zu gewaltsamem Vorgehen entschlossen; die Gemäßigteren hätten sich wohl mit den in der „Bitte um Rechte" gewährten Zugeständnissen zufrieden gegeben. Aber sollte der stolze Herrscher sich vor den verhaßten Gegnern beugen, in eine Abschwächung der königlichen Machtfülle willigen? An dem politischen Horizonte Europas hingen damals unheilverkündende Wolken. In Frankreich war das absolute Königthum in einen gewaltigen Kampf gegen den Adel und das

Pariser Parlament getreten, welcher in dem Krieg der Fronde zum Siege der unbeschränkten Monarchie führte; in Deutschland führten die absolutistisch-reactionären und die reformatorischen Mächte einen Kampf auf Leben und Tod: die Jesuiten hatten damals offen und geheim ihren providentiellen Weltgang eingeschlagen, welcher Freiheit und Vernunft unter das Joch der Autorität beugen sollte. Karl Stuart war ein zu stolzer und eigenmächtiger Herr, als daß er in diesen weltgeschichtlichen Principienkrieg für Volksfreiheit und Volksrechte hätte eintreten mögen. Nimmermehr hätte er seinem Herrschersinn ein solches Nachgeben abgewonnen. Die nationale Trennung der Völker und Staaten des Mittelalters war in dem Zeitalter der Reformation merklich zerronnen; die Welt war sich bewußt worden, daß über dem nationalen und particularistischen Interesse höhere allgemeine und ideale Güter standen; daß der große Kampf zwischen Absolutismus und individueller Freiheit, zwischen Vernunft und Glaubenszwang allen Menschen gemein sei; und wenn auch England durch seine isolirte Lage weniger in das allgemeine politisch-religiöse Interesse hineingezogen ward, wie die continentalen Staaten; dennoch war es nicht zu verkennen, daß die Vorgänge des einen Landes in dem andern nachzitterten, daß eine Gemeinsamkeit und Solidarität der Interessen durch alle Klassen und Parteien hindurchging. In der Atmosphäre war ein verhängnißschwerer Kampf entgegengesetzter Elemente ausgebrochen.

3.

In diesem kritischen Momente trat an Karl I. ein Mann heran, der seines Herzens Wünsche errieth und seinen schwankenden Geist aufrecht erhielt — Thomas Wentworth. Ein Mann von Energie und Willenskraft, hatte Wentworth bisher zu der Partei des Fortschritts und der Reform gehalten. Aber sein vaterländischer Sinn mochte Unheil und schlimme Folgen für den englischen Rechts- und Verfassungsstaat erblickt haben, wenn die Ansichten der radicalen Partei, die sich gelegentlich kund gaben, zur allgemeinen Geltung kommen sollten. Wentworth war schwerlich ein Absolutist im principiellen Sinne des Worts; aber er mochte die absolute Fürstengewalt für minder gefährlich und bedrohlich ansehen, als die populare Allmacht, die sein Scharfblick anrücken sah. Wie Macchiavelli die Tyrannis eines Einzelnen für minder gefährlich hielt, als eine fürstliche Vielherrschaft, wie sie zu seiner Zeit in Italien bestand, so hielt auch Wentworth den Absolutis-

mus für minder verderblich als den Radicalismus und die Anarchie, die als schreckhaftes Gespenst in der Ferne drohten. Tyrannis wie Absolutismus sind vergängliche Staatsformen in einer cultivirten Nation; Macchiavelli und Wentworth mochten beide nur als Uebergangsstadien aus unerträglichen gemeinschädlichen Zuständen halten. Wentworth gewann rasch das Vertrauen des Königs. Er errang im Ministerrath die einflußreiche Stelle, die vor ihm Buckingham inne gehabt hatte und wurde zum Lordstatthalter von Irland und zum Grafen von Strafford erhoben.

Es war ein schicksalsschwerer Entschluß, zu dem der neue Minister den König beredete, das Parlament vorerst nicht wieder einzuberufen und die Regierung nach freiem Ermessen fortzuführen. Was konnte dem stolzen, eigenmächtigen Stuart willkommener sein als ein Vorschlag, der ihn von den verhaßten Männern befreite, die über Staat und Kirche so ganz andere Ansichten hatten. So wagte er es denn, durch einen Staatsstreich zu erlangen, was er auf dem Wege der Verfassung nimmermehr zu erlangen hoffen konnte. Die auswärtigen Kriege wurden eingestellt, damit man die parlamentarischen Subsidienbewilligungen entbehren könne, und um das für die laufenden Ausgaben nothwendige Geld beizuschaffen, ließ die Regierung die bisherigen Steuern und Abgaben ohne ständische Bewilligung erheben, schuf eigenmächtig neue Einnahmequellen durch Monopole, Domänenveräußerungen und andere Mittel zweifelhafter Natur, oder sie machte verjährte oder vergessene Ansprüche der Krone wieder geltend.

Von der Art war das sogenannte Schiffgeld. Vor Jahrhunderten war in Zeiten der Noth von den Bewohnern der nördlichen Grafschaften ein Geldbeitrag erhoben, um eine Flotte zum Schutze der Küsten gegen feindliche Angriffe zu unterhalten. Diese Auflage war längst als nicht mehr nothwendig außer Geltung gekommen. Nun wurde sie wieder hergestellt und auf das ganze Land ausgedehnt. Die Einnahme sollte die Regierung in Stand setzen, ein stehendes Heer zu organisiren. John Hampden, ein charakterfester patriotischer Mann, der in den Reihen der parlamentarischen Opposition ein ritterlicher Vorkämpfer gewesen, weigerte sich, das Schiffgeld zu zahlen. Es ist eine bekannte Sache, welche Aufregung der darüber verhandelte Proceß in der englischen Nation hervorgerufen. Hampden wurde zur Gefängnißstrafe verurtheilt, aber sein Ansehen stieg nun um so höher. Er galt als Märtyrer der Freiheit; sein Name war fortan eine Macht; um seine Fahne schaarte sich die nationale vaterländische Partei.

Macaulay ist der Meinung, eine stehende Armee, wie sie damals in den Hofkreisen projectirt war, hätte dem Gange der Ereignisse eine andere Wendung geben können, der Mangel eines Heeres habe der Revolution zum Siege verholfen. Wir können dieser Auffassung des berühmten Historikers nicht zustimmen. War denn nicht König Ludwig XVI. von Frankreich von einer starken Armee umgeben, deren Kern die zuverlässige, todesmuthige Schweizer-Garde bildete? Und dennoch ist er unter dem Richtbeil gefallen. In Zeiten, wo ein revolutionärer Geist die Gemüther erfaßt hat, die Scheidelinie zwischen Krone und Volk so scharf und sichtbar gezogen ist wie im siebenzehnten Jahrhundert in England, im achtzehnten in Frankreich, sind die militärischen Stützen des Thrones unsicher; ein unwiderstehliches Verhängniß reißt die Gemüther auf den dunkeln Pfaden fort, auf die sie von stürmischen unsichtbaren Mächten getrieben werden, deren Ausgang noch unbekannt ist.

Elf Jahre lang, von 1629—1640; wurde England ohne Parlament regiert, ein Ausnahmezustand, der vorher und nachher im britischen Reiche nicht erlebt worden ist.

In dieser Zeit der Gewissensbedrängniß verließen viele Gegner der geistlichen und weltlichen Tyrannei die Heimat und schlugen ihre Zelte in der heulenden Wildnis Amerikas auf, um die süße bürgerliche und religiöse Freiheit zu genießen. Robinson, einer der angesehensten und beredtesten Independenten-Prediger, hatte zuerst den Gedanken der Auswanderung in die gläubigen Herzen gepflanzt, von der Hoffnung erfüllt, „dem Reiche Christi den Weg zu bahnen bis an die äußersten Enden der Erde, sollten sie selbst auch nur die Steine sein, über welche Andere weiterschreiten würden".

Viele angesehene Männer setzten über das atlantische Meer, um sich an der Massachusetsbay und in andern Gegenden häuslich einzurichten. Das Vaterland hatte für sie keine Reize mehr, seitdem sich Richter und Beamten gebrauchen ließen, dem königlichen Absolutismus und der bischöflichen Verfolgungssucht als Werkzeug zu dienen und durch sophistische Auslegungskunst oder servile Wohldienerei die Landesgesetze und die angeborenen Menschenrechte zu Gunsten einer angeblichen Souveränetät der Krone und einer hierarchischen Glaubens- und Gewissenstyrannei zu beugen und zu mißbrauchen. Jahr aus Jahr ein segelten zahlreiche Schiffe mit Auswanderern über den Ocean, die Vorfahren der angelsächsischen Bevölkerung der jetzigen Vereinsstaaten.

So stark war der Zudrang, daß ein königliches Verbot gegen

fernere Auswanderungen erging. Mehrere Vorkämpfer der nationalen Freiheit, wie Hampden, Pym, Cromwell u. a. wurden durch dieses Verbot im Lande zurückgehalten.

Daß einem solchen Zustand nicht von vornherein Einhalt gethan ward, mag den König und seinen Ministerrath mit Zuversicht erfüllt und in der Hoffnung bestärkt haben, die unbeschränkte Monarchie könne dauernd gemacht, könnte für alle Zukunft die Regierungsform des englischen Reiches werden. Und wer weiß, wie lange man noch in dieser Weise hätte fortregieren können, würde man mit einiger Vorsicht und Schonung vorgegangen sein. Bestand doch in Frankreich der Absolutismus anderthalb Jahrhunderte. Aber es liegt in der Natur eines gewaltsamen Parteiregiments, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben; die errungenen Vortheile sollen vermehrt, das eroberte Siegesfeld erweitert werden. Die Triumphe, die man auf materiellem und politischem Gebiet erworben, sollten auf geistigem und religiösem Gebiet erkämpft werden. Wie Graf Strafford den Absolutismus in dem staatlichen Organismus zu begründen bemüht war, so suchte Erzbischof Laud eine kirchliche Uniformität auf Grund des Episcopalsystems und der hochkirchlichen Ordnungen und Gebräuche aufzurichten und sie dem ganzen Königreich als einzige kirchenrechtliche und gottesdienstliche Form aufzudrücken.

Erzbischof Laud, sagt Brosch, triumphirte auf der ganzen Linie; allenthalben wurden in den Kirchen die Cummunionstische eingerahmt, die Gebete des Common Prayer Book hergesagt, bei Nennung des Namens Jesus die Nacken gebeugt, bei Trauungen die Ringe gewechselt, bei Taufen Kreuzzeichen gemacht, die Geistlichen mit dem Chorhemd angethan und die Gläubigen, denen alles dies nach Papismus schmeckte, gar weidlich geärgert.

Eine hierarchische Gesetzeskirche, an der Spitze der König als Quelle und Inbegriff aller Gewalt und Autorität, sollte alle staatsbürgerlichen Bewohner Englands und Schottlands umfassen, allein volles Staatsbürgerrecht gewähren.

In England selbst, wo man seit Heinrich VIII. so viele Wandlungen in Glauben und kirchlichen Formen erlebt, wo die bischöfliche Geistlichkeit sich in servilem Gehorsam und oft widerstandslos den Vorschriften von oben gefügt hatte, beugte sich auch jetzt das Volk unter das hochkirchliche Episcopalsystem in seiner strengsten Ausbildung. Um so gefährlicher war das Wagniß, auch in dem glaubensstarken Schottland, das an seinen von John Knox begründeten religiösen Einrichtungen

mit fanatischem Eifer hing, die kirchliche Conformität einzuführen, die bischöfliche Jurisdiction, die unter Jacob I. nur unvollständig und in schwachen Grenzlinien ins Dasein gerufen worden war, aus der Schattenexistenz herauszureißen, durch einen Oberkirchenrath mit geistlicher Gerichtsbarkeit die Synoden und Presbyterien zu ersetzen; die freien und kühnen Predigten der heimischen Geistlichen durch das allgemeine Gebetbuch mit seiner umfangreichen Liturgie zu verdrängen. Auch hier sollte die hierarchisch-aristokratische Kirchenautorität die demokratischen Institute, die gesetzgebenden Versammlungen der Kirchengemeinschaften beseitigen. Karl mochte glauben, die Loyalität und Pietät der schottischen Nation für die aus ihrer Mitte hervorgegangene Stuartsche Dynastie sei so stark gewurzelt, daß keine Auflehnung gegen das patriarchalische Königthum zu befürchten sei; allein in religiösen Dingen spricht das eigene Gewissen mächtiger als jedes andere Gefühl. Und das Stuartsche Herrscherhaus hatte seit mehr als einem Jahrhundert so oft gegen den Sinn des Volkes gehandelt, daß die Gefühle der Loyalität und Pietät sehr abgeschwächt worden waren, zumal seit der englischen Thronbesteigung die Sympathien der Königsfamilie mehr dem südlichen Lande zugekehrt waren. Dies trat jetzt scharf zu Tage. Als am 23. Juli 1637 in der Domkirche zu Edinburg der erste Gottesdienst nach dem neuen Ritus statt hatte, entstand ein Tumult gegen die Errichtung des „Baaldienstes“. Die Menge schrie: „Papst!“ „Antichrist!“ „Steinigt ihn!“, warf Stühle nach dem Geistlichen und trieb ihn hinaus. Unter Fasten und Beten wurde der alte Bund (Covenant) zur Beschützung der reinen Religion und Kirche gegen papistische Irrlehren und Verderbnisse erneuert, eine ohne Zuthun der Regierung gebildete Volksvertretung, die vier Tafeln, leitete die Sache der bewaffneten Nation. Der Episcopat und alle von den Stuarts eingeführten hierarchischen Einrichtungen wurden von der Generalsynode in Glasgow unter dem Vorsitz des kühnen Hunderson mit einem Male umgestoßen.

Nun beschloß der König Karl, den Widerstand mit den Waffen niederzuschlagen. Um das dazu erforderliche Geld zu erlangen, mußte er wieder ein Parlament einberufen. Aber so wenig war er anderen Sinnes geworden, daß er noch einmal das bisherige Verfahren einschlug, und auch dieses Parlament nach wenigen Wochen auflöste, als die Opposition sich zu scharf hervorwagte. Aber wie sollte die geringe Streitmacht, die dem König zu Gebote stand, den fanatischen Schotten Widerstand leisten, welche unter Gebeten und Psalmengesang ins Feld rückten. Es

mußten neue Truppen aufgestellt werden, und dazu bedurfte die Regierung parlamentarischer Subsidien. So trat am 3. December 1640 ein neues Parlament ins Leben, welches in der Geschichte den Namen des „langen Parlaments“ führt und das Königthum Karls I. überdauert hat. So wenig hatte das elfjährige unparlamentarische Regiment die Nation einzuschüchtern, die öffentliche Mißstimmung zu unterdrücken vermocht, daß die Häupter der früheren Opposition wieder in dem Hause erschienen und verstärkt durch neue Gesinnungsgenossen einen Entscheidungskampf eröffneten gegen den in Staat und Kirche herrschenden Despotismus.

Neben Männern eines besonnenen, gemäßigten Fortschritts auf Grundlage der alten Volksrechte wie John Hampden, dem standhaften Streiter gegen das Schiffgeld, standen rastlos vorstrebende Kämpfer für kirchliche und politische Freiheit, wie John Pym, der mit unbeugsamer Folgerichtigkeit des Charakters und mit einer in den religiösen Gedankenkreisen der Zeit sich bewegenden Beredsamkeit schon so oft dem herrschenden Regierungssystem entgegen getreten war und jetzt die Verbindung mit den Schotten vermittelte, wie Fenzil Hollis, zweiter Sohn des Earl of Clare, standen religiöse Eiferer, wie Sir Henry Vane, der einst die lange Seefahrt nach America nur deshalb unternommen, um dort das Sacrament stehend, nicht papistisch knieend wie zu Hause, genießen zu dürfen, wie der gelehrte Selden, wie Haslerigh u. a. standen streng puritanische Fanatiker. Zu den letzten gehörte auch ein Mann, der zu großen Dingen bestimmt war, Oliver Cromwell, „ein finsterer, plumper Geselle“, wie ihn Dahlmann nennt. Er war der Urenkel Richard William Cromwells, eines Verwandten jenes Thomas Cromwell, der unter Heinrich VIII. so thätig für die Begründung der Reformation gewirkt hatte, ein leiblicher Vetter Hampdens und seiner mütterlichen Herkunft nach dem Stuartschen Blute verwandt. Schon seit Anfang des parlamentarischen Kampfes war Cromwell (geboren 25. April 1599), nachdem er „aus dem Dunkel der Sünde in das Licht der Gottesfurcht eingegangen“, von weltlicher Verwilderung zu religiöser Vertiefung umgekehrt war, als entschiedener Vorfechter für religiöse und bürgerliche Freiheit aufgetreten und hatte sich durch ein musterhaftes häusliches Leben, durch Wohlthun und Freigebigkeit und durch einen streng sittlichen Wandel so sehr die allgemeine Achtung in seinem Geburtsort Huntingdon erworben, daß er im Jahre 1628 als Vertreter dieser Grafschaft ins Parlament gewählt wurde, wo er sich bald durch seine heftige Opposition gegen den hochkirchlichen Ge-

wissenzwang der Bischöfe hervorthat. Während der elfjährigen Willkürregierung hatte er Gelegenheit genug gefunden, zuerst als Friedensrichter seiner Vaterstadt, dann als wohlhabender Grundbesitzer in Ely der Gewaltherrschaft entgegenzutreten und der religiösen Freiheit eine Stätte zu bereiten. Als die Noth den König zwang, wieder in die parlamentarische Bahn einzulenken, wurde Cromwell von der puritanisch-popularen Partei der Universitätsstadt Cambridge, wo er in den Jahren 1616 und 1617 dem Rechtsstudium obgelegen, zum Abgeordneten gewählt. Einfach und ländlich in Kleidung und Benehmen, ohne gewinnende Manieren und hervorragende Redegabe, herrschte er über seine Zeitgenossen nur durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch die Energie seines Willens und durch seinen entschlossenen, thatkräftigen Charakter, der auf dem festen Glaubensgrund wurzelte, daß er unter der Führung Gottes stehe. In diesem sicheren Gefühle, ein Werkzeug in Gottes Hand zu sein, von seinem Rathschluß angetrieben zu werden, folgte er in seinem Thun und Lassen den Impulsen des Augenblicks. Seine Entschlüsse und Unternehmungen gingen mehr aus einem instinktartigen Gefühle und einer gottvertrauenden Zuversicht als aus Berechnung hervor. „Der Mann kommt am weitesten" äußerte er einmal, „der nicht weiß, wohin er geht." Zu einem Royalisten sagte er einst: „Ich kann Euch sagen, was ich nicht will, aber unmöglich, was ich will; denn das werde ich erst wissen, wenn es notwendig ist". Es verräth dies, sagt Brosch, eine That- und Willenskraft, die um so unwiderstehlicher wirkt, je mehr sie sich bescheidet, nur das zu wirken, was aus der Conjunctur der Ereignisse nothwendig hervorgeht. Die Gluth seiner Seele und sein brennender Ehrgeiz lag unter Andachtsübungen und religiöser Devotion verborgen. Die meisten Mitglieder des neuen Parlaments waren oder wurden Puritaner, und ihr demokratischer Freiheitssinn ging bald von der Kirche auf die Politik über und weckte republikanische Ideen. Ohne ausdrücklich sich von dem monarchischen Prinzipe loszusagen, strebten sie nach einem Staatsleben, worin die parlamentarischen Gewalten das Übergewicht haben sollten über die königlichen.

Sie wollten in Staat und Kirche statt des königlich-bischöflichen Regiments die volksherrliche Gewalt der Synode und des Parlaments. Die Verwandtschaft ihrer Ideen mit dem Presbyterianerthum der Schotten führte bald zur engen Verbindung beider Religionsparteien. Um diese Zeit kehrte John Milton, der Odendichter, aus Italien

zurück, wo er „die Idee des Schönen in allen Formen“ erfassen zu können gehofft hatte, und widmete seine Studien und seine literarische Thätigkeit den großen Angelegenheiten der Zeit. Denn er erkannte, „daß sich jetzt ein Weg öffnete für die Begründung wahrer Freiheit, daß jetzt das Fundament gelegt werden könnte zur Erlösung der Menschen von dem Joche der Knechtschaft und des Aberglaubens“. Er begleitete die öffentlichen Verhandlungen mit schwungvollen Aufsätzen über die politischen und kirchlichen Fragen des Tages.

4.

Bisher hatte sich das Parlament in seiner Opposition gegen das unbeschränkte Königthum von Gottes Gnaden innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten, wenn es auch manches bekämpft hatte, was in früheren Jahren unangefochten geblieben war. Selbst die „Petition um Rechte“ sollte nur eine Schutzwehr bilden gegen Willkür und Gewalt, sollte nur Eigenthum und persönliche Freiheit gegen Verletzung sicher stellen. Aber in großen Principienfragen und Parteikämpfen wird die Grenzlinie leicht verwischt und überschritten; jeder hat nur den Sieg der eigenen Sache im Auge und benutzt die vortheilhaftere Stellung zum Verderben des andern. Das Recht muß dann der Rache weichen. Diese Erfahrung erhielt auch in den großen politischen Kämpfen Englands ihre Bestätigung. Die Thronrede hatte der Krieg gegen die schottischen „Rebellen“ als die erste vaterländische Aufgabe bezeichnet; aber soweit war das Parlament von dieser Ansicht entfernt, daß bereits einige hervorragende Häupter der Opposition mit dem schottischen Heer, das die Grenze besetzt hatte, Verhandlungen angeknüpft hatten, um die Feinde zum Ausharren in dieser drohenden Stellung zu bewegen. Wie die Sachlage damals war, konnte eine Klage wegen Landesverraths erhoben werden, um so mehr als von Seiten der Schotten Schritte gethan worden waren, um den alten Bund mit Frankreich zu erneuern. Anstatt also, wie der König verlangte, Subsidien für den Krieg gegen die Schotten zu bewilligen, wurden diese durch Gewährung oder Verheißung von Unterstützungsgeldern in ihrer feindseligen Haltung bestärkt. Es waren landesverrätherische Umtriebe, welche, wenn sie bekannt wurden, der gerichtlichen Bestrafung nicht entgehen konnten. Graf Strafford befand sich als Lordstatthalter in Irland, wo er am ersten im Stand war, die geheimen Fäden zu entdecken. Da rief der König den staatsklugen,

energischen Mann nach London, da er bei den heftigen Beschwerden und Angriffen, die von den Vertretern des Volkes über die königliche Regierung ausgeschüttet worden, seines Rathes nicht entbehren könne. Es sollte ihm kein Haar gekrümmt werden. Mit innerem Widerstreben und voll düsteren Ahnungen folgte der Graf dem Rufe seines königlichen Herrn. Mit Frohlocken vernahmen die Führer des Parlaments die Kunde, daß der „große Abtrünnige", wie sie ihn nannten, in London angekommen sei. Und sofort wurde eine Anklageschrift gegen ihn aufgestellt, und dem Oberhause als dem gesetzlichen Gerichtshofe überbracht. Knieend mußte der stolze, noch vor wenigen Stunden so mächtige Mann die Klagepunkte anhören und wurde dann in den Tower als Staatsgefangener abgeführt.

Die Verhaftung des ersten Ministers und der darauf folgende Strafproceß entschied über das Schicksal Englands in den wichtigsten zwei Jahrzehnten seiner Geschichte. Es half nicht viel, daß Strafford siebzehn Tage lang mit der ganzen Kraft der ihm eigenen Beredsamkeit und mit seinem ganzen juristischen Scharfsinn seine Vertheidigung führte, daß er überzeugend nachwies, daß keiner der ihm zur Last gelegten Anklageartikel als Hochverrath gefaßt werden könne, daß überhaupt keine seiner Handlungen diesen verbrecherischen Charakter an sich trage, da er Alles, was er gethan, nur mit Wissen und Willen seines Souveräns gethan habe; die herrschende Meinung verlangte seinen Tod. Der Wortlaut des Gesetzes fand keine Geltung vor dem Parteiterrorismus. Dasselbe Parlament, das sich die Vertheidigung und Sicherstellung der alten Landesgesetze zur Aufgabe gestellt hatte, griff nunmehr zu dem despotischen Mittel einer „Bill of Attainder", einer legislativen Zwangsmaßregel, durch welche man in den Tagen Heinrichs VIII. Mittel gefunden hatte, auch ohne das herkömmliche Landrecht Todesurtheile zu verhängen. Nach dieser Bill sollte es dem Unterhaus zustehen, allezeit zu erklären, was Hochverrath sei. Und in der leidenschaftlichen Erregung der Gemüther zögerte man nicht, den Beschluß zu fassen, der Versuch, die Gesetze umzustoßen, sei als Hochverrath zu betrachten. Unter dem Druck einer in Scene gesetzten popularen Agitation stimmte die Mehrheit des Oberhauses dem terroristischen Akte der Gesetzgebung bei. Die Namen der Mitglieder, die sich der Abstimmung enthielten oder gegen das Urtheil stimmten, wurden öffentlich an den Straßenecken angeschlagen, eine Proscriptionstafel im sullanischen Geist.

Eine Deputation überbrachte dem König das Todesurtheil zur

Bestätigung. Karl verschob die Unterschrift zwei Tage lang: es waren schwere Kämpfe, welche der stolze Monarch in seinem Innern zu bestehen hatte. Er holte den Rath der Bischöfe und der Lords ein; alle sprachen sich dahin aus, daß man dem Gesetze seinen Lauf lassen müsse. Die Bill of Attainder sei gleich zu achten einem richterlichen Urtheilsspruch. Selbst Strafford rieth dem noch immer unschlüssigen König, nicht aus Rücksicht auf ihn die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Volke zurückzuweisen. So lag die Welt unter dem Banne des popularen Terrorismus. Endlich unterzeichnete Karl das Schriftstück, und am 21. (11.) Mai 1641 bestieg Graf Strafford das Schaffot und empfing mit großer Fassung den Todesstreich. Der König fühlte einen tiefen Stachel in seiner Seele. Der Schatten des getreuen Dieners, den er seinen Feinden geopfert, verfolgte ihn durch das ganze Leben. Er betrachtete alle spätern Unfälle als ein Strafgericht des Himmels für seine sündhafte Schwäche. Der Weg nach dem Hochgericht führte Strafford an dem Gefängnisse Lauds vorbei. Er rief dem hinter dem Gitter niederschauenden Prälaten ein Lebewohl zu und empfahl ihn der Gnade Gottes. Zwei Jahre später ereilte auch den Erzbischof das blutige Geschick. Er fiel der Rache der Puritaner zum Opfer.

Wentworth war hauptsächlich darum so verhaßt gewesen, weil er ein „Abtrünniger" geworden, weil er aus den Reihen der Streiter für die Volksrechte zu den Kämpfern für Thron und Altar übergegangen war. Wenn Graf Mirabeau die Zeiten des Convents erlebt hätte, würde er ohne Zweifel von gleichem Schicksal betroffen worden sein. Schwerlich hätte er Schritt gehalten mit den Männern des Jacobinerclubs, und seine Verbindungen mit dem Hofe, die erst nach seinem Tode offenkundig geworden sind, hätten reichlichen Stoff zu einer peinlichen Anklage geboten. Auch er hatte die Absicht, sich der revolutionären Strömung zur Erhaltung des Thrones entgegen zu stemmen. Er hatte für seine schriftlichen Gutachten Bezahlung aus der königlichen Kasse empfangen; er hatte in der Nationalversammlung sich mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit und seines Verstandes der weiteren Beschränkung der Kronrechte widersetzt.

Jeder gewaltsamen Katastrophe folgt eine Abspannung der Geister, eine Ruhepause der Verlegenheit, welche Wege man jetzt einschlagen solle. Ueber der Leiche Straffords war keine Versöhnung möglich: die königliche Autorität hatte einen zu schweren Stoß erlitten, das Parlament einen zu großen Sieg errungen, als daß beide Gewalten wie in gewöhnlicher Zeit Hand in Hand hätten gehen können.

Auf beiden Steiten fehlte das Vertrauen, und über die Hauptziele des Kampfes war keine Verständigung, kein Compromiß möglich. Noch trug man Bedenken, die Furien eines Bürgerkriegs zu wecken; aber es bestand nur ein Waffenstillstand ohne Aussicht auf eine dauernde Pacification. Wohl stand jetzt alle Staatsgewalt bei dem Parlament, das von den stürmischen Wogen der öffentlichen Meinung getragen ward. Aber wie sehr immer die Antipathien gegen das aristokratisch-hierarchische System in Staat und Kirche bei der Menge wachsen mochten, in den oberen Schichten der Gesellschaft gaben sich manche Spuren des Mißbehagens, der Unzufriedenheit, des Widerstrebens kund. Viele Peers mieden die Sitzungen des Oberhauses, bei Adel und Gentry mehrte sich die Zahl der Malcontenten und Royalisten; der Episcopat und der gesammte hierarchische Clerus hielten an den hochkirchlichen Gebräuchen fest; Beamte und Officiere standen zu der königlichen Gewalt, welche das Parlament fortfuhr, durch neue legislative Bestimmungen zu schwächen. Die Scheidung zwischen der royalistisch-hochkirchlichen und der parlamentarisch-puritanischen Partei griff immer tiefer um sich. Das Volk nannte die schmucken Herren in ritterlicher Tracht, mit Federhut und wallendem Lockenhaupt „Cavaliere", sie aber belegten ihre Gegner mit dem Spottnamen „Rundköpfe" von dem Schnitt ihrer Haare auf dem kurz geschorenen Scheitel, über den ein spitzer breitrandiger Hut oder eine Eisenhaube emporgestülpt war. Es waren die Anfänge der großen Parteien der Tories und Whigs. Flugblätter und Zeitschriften, die neuen Erzeugnisse einer freien Presse, aufreizende Reden in Kirchen und Versammlungen erhielten das Volk in Aufregung und gaben der öffentlichen Meinung Ausdruck. Tumultarische Demonstrationen gingen neben den Parlamentsverhandlungen her und verstärkten die puritanische Faction, bei der mehr und mehr die republikanischen Ideen Eingang fanden.

Die Symptome dieser tiefgreifenden Parteizersetzungen wurden bald in den Hofkreisen bemerkt und weckten neue Hoffnungen. Wenn man die Stuartschen Sympathien in Schottland belebte; wenn man in Irland den Confessions- und Rassenhaß anschürte; wenn man das Ausland um Hülfe anging, konnte das puritanisch-radicale England, das der Republik zusteuerte, wohl noch überwunden werden. So bildete sich ein Herd reactionärer Pläne, deren Mittelpunkt die Königin und ihre papistisch-jesuitische Umgebung war. Die heftigen Angriffe, die das Parlament und die puritanischen Eiferer fortwährend gegen diese Camarilla richteten, konnten als Beweis gelten, daß man im Lande

diesen Hort der papistischen, royalistischen und hochkirchlichen Agitation und die Gefahren, die daraus entstehen konnten, wohl erkannte. Die Versuche des Königs, die Schotten zu versöhnen, indem er die kirchlichen Zwangsmaßregeln zurücknahm und die presbyteriale und synodale Autonomie herstellte, waren ein wirksamer Schritt, die Verbindung der Schotten und Engländer zu lösen. Und wenn klare Beweise erbracht werden konnten, daß die Häupter des Parlaments mit den rebellischen Schotten in Unterhandlungen gestanden, konnte dies nicht zu einem Hochverraths-Proceß verwendet werden? Am Hofe ging man mit dem Plane um, die Königin nach Frankreich reisen zu lassen, da sie in England nicht mehr in Sicherheit ihres Glaubens leben könne. Dort sei sie in der Lage, fremde Söldnertruppen anzuwerben. War ja noch der dreißigjährige Krieg im Gang und fahrendes Kriegsvolk leicht zu haben. Zugleich durchzogen geheime Emissäre das aufgeregte Irland, um in den leidenschaftlichen Gemüthern die Gluth des Religions- und Racenhasses gegen das tyrannische England zur lodernden Flamme zu entfachen. In diesen Tagen der Aufregung traf die Kunde ein, daß in Irland die englichen Colonisten, die unter Elisabeth und Jacob I. in der grünen Insel angesiedelt worden und dem protestantischen Lehrbegriff ergeben waren, zu Tausenden von den fanatischen Irländern ermordet worden seien. Dieses Ereigniß war entscheidend für die Zukunft der beiden Reiche. Die Union, bisher schon sehr locker und nur mühsam zusammengehalten, erhielt dadurch einen Stoß, dessen Wirkungen noch bis zur Stunde nachzittern. Die Kunde von den blutigen Vorgängen auf der Nachbarinsel erzeugte unter dem englischen Volke eine fieberhafte Aufregung. Man sah darin ein conspiratorisches Complot von Papisten, Bischöfen und Höflingen zur Vernichtung des Glaubens und der Freiheit, das in der Königin und ihrer katholischen Umgebung ihre Anstifter und Urheber habe. Von der Zeit an war jede Brücke einer Aussöhnung oder Verständigung abgebrochen. Die revolutionären Wogen gingen so hoch, daß sie zum Bürgerkrieg trieben. Wie zwei feindliche Heere standen die Parteien einander gegenüber, voll Mißtrauen alle Handlungen überwachend, um dem andern den Boden der Action zu entziehen. Als im Parlament der Antrag gestellt ward, daß in Zukunft die Einrichtung des Heeres und die Ernennung der Befehlshaber von der Zustimmung des Parlaments abhängig sein sollten, wollte der König, der darin den Versuch erblickte, ihn wehrlos zu machen, den heftigsten Angriff auf seine Souveränetät durch einen Gewaltstreich abwehren. Er wollte fünf hervorragende

Häupter der Opposition, darunter Hampden, Pym, Hollis verhaften lassen. Als das Parlament sich weigerte, dem Befehl Folge zu leisten, ehe eine gerichtliche Untersuchung ihre Schuld festgestellt habe, erschien der König selbst mit einigen Hundert Bewaffneten, die an den Thüren und in den Gängen des Parlamentshauses aufgestellt wurden. Er trat in Begleitung seines Neffen, des Pfalzgrafen Ruprecht, in den Saal, den Hut in der Hand und nach allen Seiten grüßend, und verlangte die Auslieferung der Angeklagten. Allein diese waren durch den Oberkammerherrn, Graf Essex, gewarnt worden und hatten sich von der Sitzung ferngehalten. Der König fand „die Vögel ausgeflogen". Da die Bedrohten in die City geflohen waren, so begab sich Karl nach Guildhall, um die Auslieferung von den städtischen Behörden zu erwirken. Aber er überzeugte sich bald, daß auch hier die frühere Ergebenheit verschwunden sei. Es ertönte der Ruf: „Privilegium!" „Parlament!" Eine Flugschrift: „Zu euren Gezelten, Israel!" die ihm in die Hand gespielt wurde, war eine Mahnung, daß die Zeiten Rehabeams wiedergekehrt seien. Einige Tage nachher wurden die fünf Angeklagten von den Milizen und Garden, von den Schiffern der Themse und von einer zahllosen Volksmenge im Triumph nach dem Parlamentshaus zurückgeführt; aus Buckinghamshire waren viertausend Reiter zur Verteidigung Hampdens erschienen.

Karl sah ein, daß sein Königthum nur noch ein Schein und Schattenbild sei, daß alle Macht und Autorität bei dem Parlamente stehe. Er machte noch einen Versuch, durch Unterhandlungen einen Ausgleich zu erwirken oder wenigstens Zeit zu gewinnen, bis die Intriguen der Königin und der papistisch-royalistischen Camarilla im Ausland Hilfe schaffen würden. Aber wie sollte bei so entgegengesetzten Principien ein Compromiß zu Stande kommen? Eine aufrichtige Versöhnung war nicht mehr möglich und wurde von keiner Seite beabsichtigt. Nur die Waffen konnten entscheiden. So begann denn der Bürgerkrieg. Karl begab sich nach York und sammelte die Royalisten und Cavaliere unter seine Fahne; aber die Bürgerschaften der Städte und ein großer Theil des Landvolkes hielten zu dem Parlamentsheer, das Graf Essex ins Feld führte, bei dem aber bald Oliver Cromwell das größte Ansehen gewann. Die zwei ersten Kriegsjahre (1642—1644) brachten keine Entscheidung. Die royalistischen Truppen, insbesondere die Reiterei unter der Führung Ruprechts von der Pfalz, waren an Waffenübung den parlamentarischen Kriegshaufen überlegen. Das königliche Hauptquartier in Oxford beherrschte die nördlichen Grafschaften;

die energische Königin bestärkte den Gemahl in seinen absolutistisch-klerikalen Ansprüchen und wies jede Verständigung von der Hand. Sie hatte aus Irland einige papistische Mannschaften geworben und erwartete Unterstützung aus den Niederlanden, wo sie während ihres Aufenthalts auf dem Continent Verbindungen angeknüpft hatte; das Parlament, das Karl nach Oxford einberief, übertraf an Zahl der Mitglieder das puritanische in Westminster. Die zwei namhaftesten Häupter der Opposition, Hampden und Pym, fanden während des Kampfes ihren Tod. Aber bald änderte sich die Situation: die Siegeszuversicht der „Cavaliere" regte die Gegner zu verdoppelter Energie an. Im Gegensatz zu dem papistisch-episcopalen Heere der Royalisten mit ihren Hilfsmannschaften aus Irland, schlossen die Puritaner ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Schotten, indem sie durch eine von Bevollmächtigten beider Theile abgeschlossene Uebereinkunft, Directory genannt, die presbyterianische Kirchenform zur Landeskirche auch für England erklärten. Statt des abgeschafften Episcopats solle eine synodale Kirchenverfassung in beiden Reichen eingerichtet, die liturgischen Gebräuche, das allgemeine Gebetbuch und alles, was an Papismus erinnerte, aus der anglicanischen Kirche beseitigt werden. Nach Abschluß des Vertrags rückten die schottischen Heere aufs Neue an die Grenze. Beide Reiche seien von demselben Feind bedroht, lautete die Losung, Juda könne nicht in Frieden fortbestehen, wenn Israel in Gefangenschaft abgeführt würde. Bald zeigten sich die Folgen. Im Juli 1644 ereignete sich die Schlacht von Marstonmoor, wo Cromwells „Eisenseiten" einen entscheidenden Sieg davon trugen über die Cavaliere und Royalisten. Tausende von „Weißröcken" lagen neben ihren Gewehren auf dem Waffenfeld; denn Cromwell hatte verboten, Pardon zu geben. „Gott hat die Cavaliere sinken lassen, wie Stoppeln unter der Schneide unserer Schwerter", meldete er in seinem Schlachtbericht.

Noch einmal leuchtete dem Königthum ein neuer Hoffnungsstern. Die Presbyterianer und die radicalen Puritaner, die sich Independenten nannten, geriethen in Zwietracht. Ohne eine gebietende Kirchenautorität kann in religiösen Dingen nie eine Uniformität auf die Dauer bestehen. Wir werden bald erfahren, wie weit die Glaubensgenossenschaften und Sectenspaltungen aus einander gingen. Die Presbyterianer geriethen in Sorge, ihre aristokratischen Einrichtungen möchten an den demokratischen Freiheitsideen der Independenten und Congregationalisten überflügelt und umgestoßen werden. Wenn der König vermocht werden könnte, dem Covenant beizutreten und die calvinischen Grundlehren

der schottischen Kirche anzunehmen, wollten sie lieber mit den Royalisten Hand in Hand gehen, als mit den puritanischen Republicanern und Schwärmern. Aber die Unterhandlungen in Uxbridge scheiterten an dem Eigensinn des Königs. Karl konnte nicht bewogen werden, in die Abschaffung des Episcopats zu willigen oder den Oberbefehl über die Land- und Seemacht an das Parlament abzutreten. Um so kühner erhoben die Independenten das Haupt. Sie setzten die Selbstentsagungsacte durch, nach welcher kein Mitglied der beiden Häuser eine Befehlshaberstelle oder ein Amt bekleiden dürfe. Dadurch wurde Essex zur Niederlegung seiner Königswürde gezwungen und Fairfax, ein talentvoller, aber ganz von Cromwell geleiteter Feldherr, trat an die Spitze des Gesammtheers. Cromwell, das Haupt der Independenten, hatte die Selbstentsagungsacte am eifrigsten betrieben. Er begab sich zum Heer, um sein Commando in Fairfax Hände niederzulegen. Aber dieser erklärte alsbald dem Parlamente: Cromwell sei unentbehrlich; nur Er könne die Reiterei führen; — denn wo Er mit seiner gottseligen Schaar im Namen des Herrn kämpfte, da war stets der Sieg. Das Parlament willigte ein, und die Schlacht bei Naseby in der Nähe von Northhampton, wo der Rest der königlichen Armee zerstreut und Karls letzte Hoffnung vernichtet wurde, bewies, welchen Umschwung die Energie der Independenten bewirkt hatte. Das Haupt und die Seele derselben war Oliver Cromwell: mit klarem Blick und entschlossenem Sinn, zugleich aber vorsichtig und zurückhaltend, ging er auf sein Ziel los. Er machte kein Hehl aus seiner republikanischen Gesinnung: Es werde eine Zeit kommen, meinte er, da es weder König noch Peers in England gebe; und zu seinen Kriegsgefährten soll ereinst geäußert haben: „Treffe ich im Gefecht auf den König, so werde ich mein Pistol auf ihn abdrücken wie auf jeden andern". Die Presbyterianer haßten und fürchteten ihn; aber bei den Independenten und den puritanischen Soldaten galt er alles.

5.

Von nun an nahm der Krieg eine leidenschaftlichere Gestalt an. Die Independenten trugen ihre republikanischen Ansichten von der Kirche auf den Staat über und bekämpften das Königthum mit derselben Entschiedenheit wie die hierarchische Hofkirche. Karls Briefe, worin er die Fürsten des Auslandes um Hülfe angegangen, waren in die Hände der Feinde gefallen; ihre Bekanntmachung brachte den König um den letzten Rest von Ansehen. Es ging das Gerücht, er habe die Irrländer durch große Zusagen zu einem neuen Aufstand aufzureizen gesucht;

daher gebot das Parlament, in Zukunft keinem gefangenen Irländer des königlichen Heeres Pardon zu geben. Sie wurden zu Hunderten auf gräuelhafte Weise erschossen und alle Royalisten an Hab und Gut gestraft. Von der Spitze von Cornwallis bis zum schottischen Hochlande wüthete ein blutiger Religions- und Bürgerkrieg, aber die Energie der Fanatiker und Republikaner siegte. Umsonst bot jetzt der gedemüthigte König die Hand zum Frieden; man traute ihm nicht, und Cromwell und Fairfax schickten sich an, ihn in Oxford zu belagern. Da faßte Karl einen verzweifelten Entschluß: — als Diener verkleidet entfloh er mit zwei Begleitern aus Oxford in das Lager der Schotten, in der Hoffnung, bei seinen Landsleuten das geschwächte Gefühl der Anhänglichkeit und Loyalität wieder zu erwecken. Es war ein ebenso verzweifelter Schritt wie der Fluchtversuch Ludwigs XVI. Beide Ereignisse waren das Vorspiel der blutigen Katastrophe, welche den Sturz des Königthums und die Errichtung der Republick herbeiführten. Als die französische Königsfamilie nach Paris zurückgebracht wurde, war das Königthum nur noch ein Schatten, der durch den 10. August und die Gefangenschaft im Temple weggescheucht wurde. Nicht viel besser erging es dem englischen König bei den Schotten. In dem durch die zelotische presbyterianische Geistlichkeit geleiteten schottischen Heerlager war alle Pietät für die gefallene Größe erloschen. Sie hielten den König in strenger Aufsicht, nöthigten ihn, den langen Predigten der Presbyterianer, deren gewöhnlicher Text seine und seiner Vorfahren Missethaten waren, beizuwohnen und traten mit dem englischen Parlament über sein Schicksal in Unterhandlung. Als Karl nicht dahin gebracht werden konnte, den Covenant zu unterzeichnen, opferten die Schotten ihren König um schnöden Sold. Gegen Entrichtung einer hohen Geldsumme, welche als rückständige Löhnung erklärt ward, wurde Karl den Commissarien des Parlaments ausgeliefert und in das feste Schloß Holmby gebracht, worauf sich das schottische Heer auflöste.

Revolutionsbewegungen gleichen der alten Fabel von Cronos, der seine Kinder verschlingt. Die radicalen Parteien stürzen die Gemäßigten, die ihnen zur Seite gestanden, so lange ein gemeinsamer Feind zu bekämpfen war. Wie in Frankreich die Girondisten mit den Republicanern des Jacobinerclubs und des nachherigen Convents sich zu gemeinsamem Vorgehen gegen das Königthum verbanden, dann aber Bedenken trugen, die letzten Consequenzen zu ziehen und darüber das Schicksal des besiegten Gegners auf sich herabzogen, so erging es in England den Presbyterianern. Gegen Papismus, Prälatenthum und königliche

Kirchengewalt waren sie Hand in Hand gegangen; seitdem aber durch die blutigen Strafgerichte in Irland, durch die Hinrichtung des Erzbischofs Laud und die Abschaffung des Episcopats und durch die Gefangenschaft und Einschließung des Königs, der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen war, trat unter den Siegern selbst eine Spaltung ein, wobei wieder wie früher, religiöse und politische Tendenzen zusammenwirkten. Während des Kampfes hatte man die Verschiedenheit der Ansichten und Principien nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen. Parlament und Armee hatten ein und dasselbe Ziel verfolgt. Jetzt wurden die Presbyterianer des Hauses mit Schrecken gewahr, daß das Regiment, das sie den Royalisten entrissen, nicht mehr in ihren Händen liege, daß der politische und kirchliche Radicalismus, der im Heere seinen Sitz hatte, die Herrschaft an sich zu reißen im Begriff stehe. Das Parlament faßte daher den Plan, die Armee zu vermindern, da ja der Krieg jetzt in England zu Ende sei, oder durch Entsendung mehrerer Regimenter nach Irland gegen die Papisten und Royalisten zu trennen und zu schwächen. Das Heer weigerte sich jedoch und verlangte trotzig den rückständigen Sold; es bildeten sich Vereine von Offizieren und Soldaten, die eine feindliche Haltung gegen die Presbyterianer annahmen. Cromwell und seine Freunde waren die Seele dieser Bewegung; aber so schlau wußte jener unter andächtigen Reden und äußerer Frömmigkeit seine politischen Pläne zu verbergen, daß das Unterhaus ihm den Auftrag ertheilte, das meuterische Heer zur Ordnung zurückzuführen. Bald galt Cromwell bei den Soldaten mehr als Fairfax. Auf seinen geheimen Befehl entführte der Cornet Joyce, ein puritanischer Eiferer, mit einer Reiterschaar den gefangenen Karl und brachte ihn nach Hamptencourt in die Gewalt der Heergemeinde. Die Presbyterianer erschracken und drangen auf eine Aussöhnung mit dem König. Aber schon näherte sich die Armee den Thoren von London und verlangte die Ausschließung von elf Presbyterianern aus dem Parlament. Das Unterhaus gehorchte. Allein die Ausgeschlossenen, unter denen Hollis sich befand, reizten die Londoner Bürgerschaft zur Empörung. Mit den Waffen in der Hand forderte diese die Rückkehr des Königs und bedrohte das Independentenparlament. Da flüchteten sich viele Glieder, der Sprecher an der Spitze, zu dem Heer und gaben diesem Veranlassung, in die Hauptstadt einzurücken und die Geflüchteten im Triumphe auf ihre Sitze zurückzuführen. Zitternd fügten sich die Widerstrebenden der gebieterischen Macht der Independenten, die jetzt im Parlament wie in der Armee die Oberhand hatten.

Während dieser verhängnißvollen Tage schien Cromwell nicht abgeneigt, dem König den Thron zurückzugeben, sich aber hohen Rang zu sichern. Schon war das Heer argwöhnisch: seine Gottseligen nahmen Aergerniß, und die Soldaten bildeten drohende Vereine gegen den Verrath an dem Herrn. Eine fanatische Secte, Levellers genannt, verlangte Gleichheit der Stände und des Vermögens, eine Staatsverfassung, wonach das Volk sich selbst regiere, und vollkommene Religionsfreiheit ohne kirchliche Gemeinschaft und geregelten Gottesdienst. Aber bald überzeugte sich Cromwell durch einen aufgefangenen Brief von der falschen Gesinnung des Königs; er brach die Unterhandlungen ab, gewann schnell sein altes Ansehen wieder und löste durch entschlossene Thatkraft den Verein der den Presbyterianern wie den Independenten gleich furchtbaren Levellers auf. Fortan herrschte unversöhnliche Feindschaft zwischen Cromwell und dem König. Noch einmal schien diesem ein Stern zu leuchten. Er entkam nach der Insel Wight in demselben Augenblick, als die Schotten, beschämt, ihren Herrn um Silberlinge verkauft zu haben, zu seiner Rettung die Waffen ergriffen und in Wales und Irland eine drohende Gährung sich kund gab. Allein Cromwells Energie überwand die Gefahr. Mit einem kleinen Heere schlug er die Schotten zurück, drang in ihr Land ein und zwang sie, den Bund mit England zu erneuern.

Mit geheimem Grauen vernahm das englische Parlament Cromwells Sieg, da Karl, von Irland und dem Ausland Rettung erwartend, auch den letzten Friedensversuch der Presbyterianer von sich gewiesen.

Cromwell, aufgereizt von seinem fanatischen Schwiegersohn Ireton, hatte bereits Karls Untergang beschlossen, so sehr er auch im Parlament immer noch christliche Demuth und gottselige Gesinnung an den Tag legte. Seiner geheimen Weisung zufolge bemächtigte sich die Armee des Königs und brachte ihn auf ein ödes, finsteres Felsenschloß an der Meeresküste. Dann umstellte der Oberst Pride das Parlamentshaus mit seinen Truppen und ließ 81 presbyterianische Mitglieder, unter ihnen Prynn, der im Kampfe gegen die Despotie an Leib, Gut und Ehre gestraft worden, gewaltsam wegführen. Nach dieser unter dem Namen Pride's Reinigung (Purganz) bekannten That bezog Cromwell die königlichen Gemächer in Whitehall; denn jetzt war er Herr und Gebieter und das aus Independenten bestehende sogenannte Rumpfparlament nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Es wurde beschlossen, den gefangenen König vor einem außerordentlichen Gerichtshofe des Verraths anzuklagen, weil er Krieg gegen das Parlament

geführt habe. Als das auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzene Oberhaus sich diesem Ansinnen widersetzte, erklärten die Independenten, „daß ihr Wille allein das Gesetz mache, da die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volk zu suchen und sie allein Volks-Repräsentanten seien". Demgemäß wurde „Karl Stuart" viermal vor dem aus 135 Personen, theils Unterhausmitgliedern, theils Offizieren, theils Richtern bestehenden Gerichtshof, in dem der Rechtsgelehrte Bradshaw den Vorsitz führte, verhört und als Tyrann, Verräther, Mörder und Landesfeind zum Tode verurtheilt. Drei Tage gestattete man ihm noch zur Vorbereitung und zum Abschied von seinen Kindern. Dann führte man ihn auf das am Schlosse Whitehall aufgeschlagene schwarz bedeckte Schaffot, wo zwei vermummte Scharfrichter in Matrosentracht die Hinrichtung vollzogen. Schweigend sah die unzählige Volksmenge dem entsetzlichen Schauspiele zu. Erst als der Nachrichter das bluttriefende Haupt bei den Haaren faßte und ausrief: Das ist der Kopf eines Verräthers! machte das versammelte Volk dem gepreßten Herzen durch ein dumpfes Stöhnen Luft.

II. Oliver Cromwell und die englische Republik.

1.

Wie in Frankreich, so war auch in England die Hinrichtung des Königs das Signal zu bürgerlichen Kriegen und Parteikämpfen, nur daß die englische Republik nicht wie der französische Convent zugleich von den auswärtigen Mächten bedroht war. Aber es wurde schon oben angedeutet, daß trotz mancher analogen Erscheinung im äußeren Verlauf der geschichtlichen Ereignisse die Grundlage und die Tendenzen der revolutionären Action sehr verschieden waren. Während man in Frankreich allem Bestehenden den Krieg erklärte, alles geschichtlich Gewordene der Vernichtung und Vergessenheit weihte, im bürgerlichen wie im staatlichen Leben einen neuen Zustand der Freiheit und Gleichheit begründen wollte, selbst das Christenthum und alle kirchlichen Institute ausrotten und einen Cultus der Vernunft aufrichten wollte, bewegten sich in England alle Parteien und Factionen auf christlich-religiösem Grund und Boden, suchte man die Beweggründe aller Handlungen und Neubildungen nicht in einem Codex des Vernunft- und Naturrechts, sondern in der Bibel, in den Aussprüchen der Propheten

und Apostel. Es ist viel darüber gestritten worden, ob Cromwell selbst mit Ueberzeugung und gläubiger Seele sich in den Gedankenkreisen und Redeformen der religiösen Schwärmer und Fanatiker bewegt habe, oder ob er ein Heuchler gewesen sei. Bei Aufstellung dieses Dilemma bedachte man nicht, daß die rationalistische Denkweise, von welcher die Fragestellung angeregt ward, nicht auf ein Zeitalter und auf ein religiös und biblisch durchglühtes Geschlecht übertragen werden darf, daß eine herrschende geistige Atmosphäre den Geist und Gedankengang aller Mitlebenden durchdringt ohne Unterschied des Grades der Bildung und des Denkvermögens. Sind nicht die hochgebildeten, intelligenten Männer, von denen die französische Revolutionsbewegung ausging und geleitet ward, im Laufe der Jahre zu Grundideen und Theorien gelangt, die einem nüchterneren Geschlecht als verkehrt und phantastisch vorkommen, die sie wohl auch selbst in der Wandlung der Zeiten abgelegt haben, ohne daß man berechtigt ist, sie der Heuchelei oder eines Renegatenthums zu beschuldigen? Durch die religiöse Erregtheit der Zeit, die sich sowohl der Presbyterianer als der Puritaner und Independenten bemächtigt hatte, drang eine biblische Terminologie und Redeweise in alle Klassen und führte zu den Ausdrücken, Redewendungen und Bildern, die uns so wunderlich anmuthen, und welche die Royalisten der folgenden Generation als „Cant" verspotteten, die sich selbst in den Namen kundgeben. Jede revolutionäre Zeitbewegung, sei sie religiöser, politischer oder socialer Natur, erzeugt eine eigenthümliche Phraseologie und Begriffsbezeichnung, die in der Umgangssprache, wie in der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit sich einbürgern. Bei der kirchlich-religiösen Atmospäre, in der damals die englische Welt athmete, ist es erklärlich, daß alle Parteien einen biblischen Charakter annahmen, daß auch die politischen und socialen Ideen sich in kirchengenossenschaftliche Formen kleideten. Der Ursprung des Dissenterthums, das noch jetzt in England und in den Vereinsstaaten eine so bedeutende Rolle in allen nicht zur römisch-katholischen Kirche gehörenden Religionskreisen spielt, wurzelt in den religiös erregten Lehren vor und nach Karls I. Tod. Wie die Kirche des Mittelalters sich in eine Menge von Orden spaltete, die aber doch immer ihr Haupt und Centrum in Rom suchten, so ging der englische Protestantismus, der in der anglicanisch-episcopalen Hochkirche keine Befriedigung fand, in eine Menge Secten und Denominationen auseinander, die bei ihrer Weltanschauung biblische Vorstellungen, Aussprüche Jesu und seiner Apostel vor Augen hatten. Diese biblischen Vorstellungen und Aus-

sprüche waren der religiöse Urgrund und Boden, auf dem alle fußten; aber sie verschmähten jede hierarchische Autorität, jede geistliche oder weltliche Obrigkeit, die ihnen kirchliche Vorschriften zu geben befugt wären: sie waren stolz auf den Namen und Charakter von „Independenten". Wie sehr auch die einzelnen Genossenschaften in ihren Ansichten und kirchlichen Formen sich unterscheiden mochten; sie alle beriefen sich auf die Bibel, als das Fundament und den Eckstein ihres Glaubens und ihres bürgerlichen Lebens, und auf die Freiheit ihres Gewissens. Die Sprache, die biblischen Namen, die Redeweise voll Bilder und Gleichnisse aus dem alten und neuen Testament waren fremdartig und wunderlich; aber hat denn nicht auch die papistische Hierarchie sich einen Curialstil beigelegt, der oft sonderbar genug lautet, jedem unbefangenen Christenmenschen auffällig genug erscheinen muß? Wie viel Ungesundes und Schwärmerisches den Secten und Separatistengemeinden einwohnen mochte, welche sich von den größeren Religionsverbänden abzweigten und auf ihre eigene Weise dem Herrn dienten; religiöser Ernst, christliche Frömmigkeit und Sitte, biblische Gläubigkeit bildete die gemeinsame Grundlage. Mochten immerhin die Royalisten und Hochkirchenmänner der folgenden Zeit mit Spott und Verachtung auf die puritanische Gottseligkeit und ihren biblischen Cant herabsehen; mochte immerhin die vornehme Gesellschaft an Karls II. Hofe sich an dem satirisch-komischen Heldengedicht „Hudibras" von Sam. Butler ergötzen, in welchem nach dem Vorbilde des Don Quixote das Denken, Thun und Treiben eines presbyterianisch-independentischen Revolutionsstreiters aus Cromwells Heer gegeißelt und verhöhnt ward; dennoch war das englische Secten- und Dissenterwesen der Mutterschooß echt christlicher Tugend und Sitte, das fruchtbare Saatfeld der Menschenliebe und Frömmigkeit. Die Ideen der Philanthropie, der Humanität, der Sclavenbefreiung und der Armen- und Krankenpflege wurzeln in dem praktischen Christenthum der Dissenters. Die Hochkirche blieb ein dürrer Ast am Lebensbaum der christlichen Erkenntniß und Wissenschaft. Man kann im Drama der Weltgeschichte eben so richtig mit dem Dichter sagen: „Alles wiederholt sich nur im Leben", als man der Behauptung beistimmen kann: Es giebt in der Geschichte keine Wiederholungen. Der Parallelismus der Erscheinungen wird niemals ganz zutreffend sein, aber analoge Vorgänge wird man immer entdecken, ähnliche Ereignisse und Katastrophen werden immer ähnliche Folgen haben, aus ähnlichen Ursachen werden immer ähnliche Wirkungen entspringen. Wie in Frankreich, war auch in England ein Nationalconvent der Träger

der Staatshoheit und der öffentlichen Autorität; aber in Frankreich ging der Convent aus neuen freien Volkswahlen hervor, während in England die noch vorhandenen oder dienstwilligen Glieder des langen Parlaments die höchste Staatsgewalt bildeten, ein Regiment ohne König und Oberhaus bestellten. In beiden Ländern trat der Nationalconvention ein neuer Gerichtshof zur Seite, der die Vergehen gegen Staat und Kirche, welche früher in London die Hohe Commission in der Sternkammer, in Paris der Parlamentshof, untersucht und bestraft hatte, vor sein Forum zog. In beiden Gerichtsanstalten bestimmte die Erhaltung der Wohlfahrt und Sicherheit der herrschenden Partei das höchste Staatsgrundgesetz, dessen Uebertreter und Gegner von den strengsten Strafen betroffen und bis zur Vernichtung verfolgt wurden. Und wie in Paris der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß nach und nach alle öffentliche Gewalt an sich riß und den Convent selbst unter seine eherne Hand beugte; so bildeten in England die religiösen Conventikel der Independenten bei der Armee wie in den Sectenversammlungen eine gebietende Macht. Selbst der Name Sicherheits-Commission findet sich in der Revolutionsgeschichte beider Länder. Die Executivbehörde, sowohl der englische Staatsrath als das französische Ministerium, befaßte sich nur mit der Vollziehung der laufenden Geschäfte, da sich die eigentliche Staatsgewalt und Staatshoheit in Paris bei dem Convent und seinen Ausschüssen, in England bei dem Parlament und den Independenten der Armee unter Cromwells Führung befand. Bei dem Londoner Staatsrath unter dem Vorsitz des Rechtsgelehrten Bradshaw versah der Dichter Milton die Stelle eines Secretärs. Er hatte durch seine schwungvollen Flugschriften gegen Prälatenthum und absolute Königsmacht nicht wenig zum Sieg seiner Gesinnungsgenossen beigetragen und führte jetzt durch seine freiheitbegeisterten Rechtfertigungsschriften die Sache seiner republikanischen Freunde mit solcher Hingebung, daß er darüber sein Augenlicht verlor.

Wie die Organisation des Staats- und Gerichtswesens in der englischen wie in der französischen Republik manche Aehnlichkeiten aufweist, so auch der Gang der Begebenheiten nach außen. Zwar einen Weltkrieg gegen das monarchische und aristokratische Europa, wie ihn das republikanische Frankreich zu führen wußte, hatte England nicht zu bestehen. Die Mächte des Continents hatten in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges genug mit sich selbst zu schaffen, und die Conspirationen und Invasionsversuche der Stuarts und ihrer Partei im Auslande hatten keinen bedrohlichen Charakter. Dagegen war jenseits des Canals Irland ein ähnlicher Heerd furchtbarer Bürgerkriege wie in

Frankreich die Vendée. In beiden Ländern flossen religiöse und politische Antipathien zu einem Fanatismus zusammen, der einen bürgerlichen Vernichtungskrieg erzeugte, in dem auch noch die Verschiedenheit des Blutes und der Abstammung das Feuer des Hasses entfachte. War denn nicht in Irland wie in der Bretagne die Mehrzahl der Bewohner keltischer Herkunft? So wirkten alle Factoren, welche die menschlichen Triebe und Leidenschaften am tiefsten entflammen, Rasse, Religion und Politik zusammen, um einen Vernichtungskampf zu erzeugen, aus dem nur tyrannische Gewalt und sclavische Knechtschaft hervorgehen konnte.

In Irland gab die Kunde von der Hinrichtung des Königs das Signal zu einer revolutionären Erhebung zu Gunsten seines Erstgebornen, des Prinzen von Wales, den die royalistische Partei in Schottland als König Karl II. anerkannt hatte. Da zog Cromwell an der Spitze eines entschlossenen republikanischen Heeres gegen die ungehorsame Insel. Drogheda wurde nach drei Stürmen erobert und die royalistische Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Ueber Blut und Leichen ging des Siegers Weg. Cromwells Schwiegersohn Ireton schritt auf derselben Bahn fort, und als ihn ein schneller Tod dahinraffte, vollendete Fleetwood, Cromwells anderer Schwiegersohn, das begonnene Werk in ähnlichem Geist. In drei Jahren war der drohendste Aufstand erstickt; aber Irland war ein entvölkertes, von rechtlosen Bettlern bewohntes Land. Als das Schwert ruhte, wüthete ein hoher Gerichtshof mit Beil und Verbannung gegen die Volkshäuptlinge. Tausende verließen das Land ihrer Väter und suchten in den katholischen Ländern Europa's und in Amerika neue Wohnsitze, alle Kriegsgefangenen und eine große Zahl von Weibern und Kindern wurden nach Westindien gebracht und in Jamaica zum Zuckerbau verwendet. Die Zurückgebliebenen verloren den größten Theil ihrer Habe an englische Colonisten, und die Bevölkerung ganzer Districte wurde in andere Gebiete verpflanzt; alle katholischen Geistlichen mußten das Land meiden; der römische Cultus wurde verboten und seine Anhänger aller Aemter für unwürdig erklärt. Fortan blieb in Irland Alles auf dem Kriegsfuß. Aber trotz aller Härte und Gewaltthat überstieg die katholische Bevölkerung die protestantische noch um das Siebenfache. In Wäldern und Morästen verbargen sich die Verfolgten, horchten mit knirschendem Ingrimm auf die Worte ihrer Priester und fielen raubend und mordend über die Besitzungen der Ansiedler her.

Bieten die Vorgänge in Irland einige Aehnlichkeit mit dem Krieg in der Vendée, so waren die gleichzeitigen Kämpfe in Schottland für die englischen Republikaner ein ähnliches Sieges- und Erntefeld wie in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Waffengänge in dem österreichischen Belgien für die französische Republik.

Auch in Schottland erzeugte die Hinrichtung Karls I., des „Märtyrers", eine tiefe Bewegung. Zwar hielten in Edinburg und in dem größten Theil des Landes die Covenanters unter der Anführung des Herzogs von Argyle die Fahne des Presbyterianismus aufrecht und bekämpften die royalistische Partei, die in den schottischen Hochlanden ihren Heerd und Mittelpunkt hatte. Als Graf Monterose, der romantische Verfechter des Royalismus, mit einem Anflug von Abenteuerlichkeit an der Spitze einiger deutschen und dänischen Söldnerhaufen an der heimathlichen Küste landete, um seinem König „die Exequien zu halten mit dem Schmettern der Trompeten und die Grabschrift zu schreiben in Blut", fiel er durch schnöden Verrath in die Hände seiner presbyterianischen Gegner, die ihn wegen Bruchs des Covenants zu einem schmählichen Tode verurtheilten. Der ritterliche Mann, der, wie er seinen Richtern ins Angesicht sagte, kein anderes Verbrechen begangen, als daß er Gott gefürchtet und den König geehrt, wurde in schimpflichem Aufzug durch das Land und die Straßen Edinburgs geführt und dann an einem hohen Galgen aufgeknüpft. Sein Haupt und seine Glieder wurden abgehauen und zur abschreckenden Warnung über den Thoren der vier größten Städte Schottlands befestigt. Mit dem stolzen Blick eines triumphirenden Helden sah man ihn auf seinem letzten Gang einherschreiten.

Dennoch siegte die Anhänglichkeit der Schotten für das Geschlecht der Stuarts, das von ihrem Stamm und Blut war, über den religiösen Fanatismus der zelotischen Covenanters und Presbyterianer. Sie riefen den Prinzen von Wales aus Breda nach Schottland und erkannten ihn als König Karl II. an, nachdem er eingewilligt hatte, den Covenant zu unterzeichnen und der presbyterianischen Kirche beizutreten, so sehr auch der kalte Fanatismus der schottischen Geistlichkeit dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Fürsten zuwider war und ihre stundenlangen Gebete und strengen Predigten über die Sünden und Frevelthaten seines Hauses ihm das Leben verbitterten. Mit diesem Schritt war die Losung zum Kampf gegeben. In England war das Festhalten an dem Principe der Nationalsouveränetät als einziger Quelle der Staatshoheit eine Existenzfrage der Puritaner; denn aus diesem

leiteten sie das Recht her, über den verrätherischen König die Todesstrafe verhängt zu haben; die Schotten dagegen suchten die Nationalsouveränetät und das göttliche Recht des Königthums zu vereinigen, Kirche und Staat in der innigsten unmittelbaren Verbindung zu halten, die beiden Institute mit der Krone an der Spitze als göttliche Einrichtung, als harmonische Weltordnung zu fassen. So sollte denn das Schwert entscheiden. Das schottische Heer hatte eine feste Stellung bezogen, wo ihm Cromwell nicht beikommen konnte. Bald riß Hunger und Krankheit in der englischen Armee ein und minderte die Zahl der Streiter. Cromwell dachte schon an einen Rückzug. Da beredeten die im schottischen Heere anwesenden Parlamentsglieder und Prediger, denen das kriegerische Selbstvertrauen der Royalisten und die heitere Lebenslust des Königs und seiner Umgebung anstößig war, den Heerführer zum Angriff. Als Cromwell die Bewegung des presbyterianischen Heeres sah, rief er aus: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben". Die Schlacht von Dunbar (3. September) entschied gegen die Schotten. Ihre Prediger schrieben die Niederlage dem Zorne Gottes über das sündhafte Treiben der Krieger zu.

Während Karl II. zu Scone gekrönt wurde, eroberte Cromwell Edinburg und rückte nach dem Herzen von Schottland vor. Der Herr der Heerschaaren, der von den Presbyterianern wie von den Independenten unter Fasten und Beten und mit inbrünstigem Lippendienst angerufen ward, war mit den Kühnen und Starken. Plötzlich schritt Karl zu einem gewagten Unternehmen. Er rückte mit seinen Truppen über die englische Grenze und rief die Anhänger des Königthums zu seinem Beistande auf. Aber Ueberraschung, Furcht und Unschlüssigkeit hielt die meisten ab, Gut und Leben aufs Spiel zu setzen. So kam es, daß am Jahrestag der Schlacht von Dunbar das royalistische Heer bei Worcester eine gänzliche Niederlage erlitt. Das Blut von Tausenden floß an den schönen Ufern des Severnflusses; was nicht auf der Wahlstatt blieb, gerieth in Gefangenschaft. Diese Schlacht machte Karl zu einem heimathlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament einen hohen Preis setzte. Unter tausend Gefahren, Nöthen und Abenteuern entkam er verkleidet nach Frankreich. Nun mußte sich auch Schottland vor dem siegreichen Schwert des republikanischen Generals Monk beugen und in eine Vereinigung mit der englischen Republik willigen. Die Einziehung der Krongüter und der Habe der Royalisten bewies jedoch, daß man Schottland nicht minder als eroberte Provinz ansah wie Irland.

2.

Die Erfolge Cromwells in Irland und Schottland und die hohe Autorität seines Namens im Auslande hoben die puritanischen Heerführer auf eine Stufe der Macht, welche die des Parlaments weit überstieg. In Frankreich, in Spanien, in Savoyen, in den norddeutschen Küstenländern führte Cromwell eine gebieterische Sprache; der Krieg mit den Niederlanden, wo man den Emigranten und Royalisten ein Asyl gewährte, das sie zu einer drohenden Haltung gegen die englische Republik und zu conspiratorischen Umtrieben mißbrauchten, endigte mit einem vollständigen Sieg der englischen Marine und mit einem nachtheiligen Frieden für die Niederlande. Diese Machtstellung des Führers der Armee erweckte die Furcht und Eifersucht des Parlaments, wo noch immer die Presbyterianer und gemäßigten Puritaner die Mehrheit bildeten. Es tauchten daher allerlei Pläne auf, wie man den Einfluß des independentischen Heeres schwächen oder brechen möchte. So trat zwischen dem Befehlshaber der Armee und dem langen Parlamente eine Spannung ein, wie in Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zwischen dem Directorium mit den beiden Räthen, die aus dem Convent hervorgegangen waren. Das Parlament wie die Directorialregierung strebten nach Frieden mit den fremden Mächten, um dem in Aegypten abwesenden General Bonaparte seine militärische Machtstellung zu entziehen. Der Staatsstreich vom 18. Brümaire vereitelte diese Pläne und machte Napoleon Bonaparte zum ersten Consul und zum Gebieter Frankreichs. Eine ähnliche Katastrophe vollzog sich im April 1653 in London. Die Auflösung des langen Parlaments in ihrem drastischen Verlauf ist häufig genug geschildert worden und diente den royalistischen Geschichtschreibern als Folie für die burleske Gestalt, in welcher sie Cromwell gern auftreten ließen. In der Anwendung brutaler Militärgewalt waren beide Handlungen einander gleich; aber die Bildung der Zeit, die veränderten Sitten, die Consequenzen für die Geschicke Europa's gaben ihnen ein ungleiches Gepräge. Der 18. Brümaire endigte mit einem brutalen militärischen Gewaltstreiche, der Londoner Auflösungsact war von komischen Auftritten begleitet. Der Vorgang vollzog sich in folgender Weise: Nachdem Cromwell seine Truppen in das Haus und in die Vorhalle geführt, trat er in gewöhnlicher Puritanertracht, schwarz mit grauwollenen Strümpfen, in den Sitzungssaal, gerade als über die entscheidende Frage des Wahlgesetzes verhandelt wurde, und nahm seinen

Sitz ein. Eine Weile hielt er sich still, bis zur Abstimmung geschritten werden sollte. Da erhob er sich plötzlich zu einer bitteren Rede, worin er der Versammlung ihre Ungerechtigkeiten und ihre Selbstsucht vorhielt, und sagte, Gott habe sich würdigere Männer ausersehen, sein Werk durchzuführen. Als einer der Anwesenden sein Erstaunen ausdrückte, daß ein Mann, der dem Parlamente so viel zu verdanken habe, in solcher Sprache zu ihm rede, gerieth er in die heftigste Aufwallung. Den Hut auf dem Kopfe schritt er durch den Saal, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, ließ die Musketiere hereintreten. Darauf rief er: „Ihr seid kein Parlament mehr, fort! macht besseren Leuten Platz!" Harrison nahm den Sprecher Lenthal bei der Hand und führte ihn von seinem Sitze weg. Die anderen wurden von seinen Soldaten ausgetrieben, wobei Oliver seine alten Freunde mit Schmähungen überschüttete, indem er dem Einen zurief: „Du bist ein Trunkenbold!" dem Anderen: „Du bist ein Ehebrecher!" dem Dritten: „Du bist ein Hurer!" Auf den goldenen Parlamentskolben des Sprechers hinweisend sprach er: „Werft den Narrentand in die Rumpelkammer!" Nachdem der Saal geräumt war, schloß er das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und begab sich nach Whitehall, wo er seine Officiere noch versammelt fand. Diesen sagte er: „Als ich ins Haus kam, dachte ich nicht solches zu thun. Als ich aber sah, daß das Parlament einen Faden ohne Ende fortspinnen wollte, ward der Geist Gottes so stark in mir, daß ich nicht länger nach Fleisch und Blut fragte." Nun sei es nothwendig, daß sie mit ihm Hand in Hand gingen; das Begonnene müsse durchgeführt werden. Am Nachmittag begab er sich mit Lambert und Harrison in den Staatsrath und kündigte demselben an, daß er nur noch als eine Privatversammlung angesehen werden könne, da das Parlament aufgelöst sei. Brodshaw antwortete ihm: „Ihr irrt Euch, Sir, wenn Ihr glaubt, das Parlament sei aufgelöst. Keine Macht auf Erden vermag es aufzulösen als die Mitglieder selbst." Darauf gingen die Räthe auseinander.

Nirgends erhob sich ein Widerstand. In Paris hatte der 18. Brümaire noch ein komödienhaftes Vorspiel. Es hieß, der Grenadier Thomé habe dem General Bonaparte in der Orangerie von St. Cloud das Leben gerettet, als die wüthenden Republikaner mit Dolchen auf ihn eingedrungen wären. Nun verkündete der Moniteur am folgenden Tag, daß Thomas Thomé bei Napoleon gespeist, daß die Bürgerin Bonaparte den braven Soldaten umarmt und ihm einen werthvollen Diamantring an den Finger gesteckt habe.

Während in Frankreich die Einführung der Consularverfassung sich ohne Störung vollzog und den Uebergang zum Kaiserthum einleitete, fanden in England noch einige Versuche statt, eine neue Staatsordnung in den gewohnten Formen aufzurichten, ehe man Cromwell die dictoriale Gewalt übertrug.

Zuerst versuchte man es, ein willfährigeres Parlament durch Neuwahlen zu gewinnen, das dem puritanischen Befehlshaber sich fügsamer erweise als das lange Parlament mit seinem presbyterianischen Starrsinn. Zu dem Behuf ließ man in allen Grafschaften und Städten Listen anfertigen von frommen, gottseligen Leuten und aus der Mitte dieser „Heiligen" die neuen Vertreter der Nation wählen. Royalistische Schriftsteller haben dieses „Parlament der englischen Republik", das nach dem zum Sprecher erhobenen Lederhändler Preisgott Barbone das „Barebone-(Todtenknochen-)Parlament" genannt ward, mit einem Uebermaß von Spott und Ironie überschüttet. Und allerdings gaben die biblischen Redewendungen, die der Heiligen Schrift entnommenen Vornamen, die mitunter zu ganzen Sprüchen ausgedehnt wurden, ein grelles Bild ihrer religiösen Ueberspannung und puritanischen Befangenheit. Aber wie sehr immer diese Versammlung, in der Sectirer aller Art, Independenten, puritanische und anabaptistische Fanatiker und Schwärmer über die Zustände des Staates und der Kirche beriethen und beschlossen, den Gegnern und den Nachgebornen als lächerlich und verkehrt erscheinen mochte; die Mitglieder, vorwiegend aus dem wohlhabenden Mittelstande hervorgegangen, waren der Mehrheit nach Männer von Einsicht und politischem Verstand, denen es mit der Reform des gemeinen Wesens, mit der Beseitigung socialer Mißstände ernst war. Sie drangen auf Verbesserung der Rechtspflege, indem sie das weitläufige und kostspielige Gerichtswesen auf einfachere Formen zurückführen und dem verschleppenden Verfahren am Gerichtshof des Kanzlers durch Abschaffung des Court of Chancery steuern wollten; sie beabsichtigten statt des weitläufigen und unverständlichen Landrechts ein einfaches Gesetzbuch in englischer Sprache aufzustellen, das dem göttlichen Gesetz und der Vernunft entspräche; sie wollten die kirchlichen Patronatsrechte und die Zehnten abschaffen, den Gemeinden das Wahlrecht ihrer Geistlichen anheimgeben, die Ehe, in der die Congregationalisten nur einen bürgerlichen Vertrag erkennen wollten, der priesterlichen Einwirkung entziehen und die Civiltrauung durch den Friedensrichter einführen.

Wenn schon diese in das bürgerliche und sociale Leben tief ein-

schneidenden Reformpläne eine große Aufregung bei den geistlichen und weltlichen Ständen erregten, wenn die Abschaffung des Zehnten Manchen als ein offener Eingriff in das Recht des Eigenthums erschien; was konnte erst erwartet werden, wenn die anabaptistisch-demokratische Partei, die in der Versammlung viele Anhänger hatte, die Majorität erlangte; wenn die „Männer der fünften Monarchie" und die anderen anabaptistischen Sectirer, welche, wie einst die Wiedertäufer in Münster, eine Herrschaft von Auserwählten gründen wollten und alle weltliche Kunst und Wissenschaft, alle Uebung und Erfahrung der unmittelbaren Erleuchtung durch die Gnade Gottes nachstellten, ihre Autorität zum Umsturz aller bestehenden Ordnungen und Institutionen anwendeten, oder gar, wie die Levellers die Idee des Eigenthums antasteten? Eine unruhige ängstliche Bewegung bemächtigte sich der Gemüther. Und wie dann, wenn der Mann, in dessen Hand das Schicksal alle Gewalt gelegt hatte, sich mit der fanatisch-radicalen Fraction verband? Hatte er doch selbst, wie sie, während des Kampfes gegen Episcopale und Presbyterianer der puritanischen Opposition angehört; und waren ihm doch Männer von excentrischer Richtung, wie Harrison, bisher nahe gestanden! Aber vor solcher Verirrung bewahrte den General sein gesunder praktischer Sinn. Wie er einst den agitatorischen Umtrieben der Armee und den phantastischen Bestrebungen der Levellers ein Ende gemacht hatte, so setzte er jetzt auch dem „kleinen Parlament" ein Ziel. Als die „Gottseligen" auch in das Heerwesen eingriffen, behufs einer Steuerreduction den Armeebestand und die Marine vermindern wollten, das religiöse und demokratische Interesse allem Anderen voranstellten, als in einer Sitzung die Aeußerung fiel: „die Soldaten seien die Janitscharen jenes Babylon, das man zerstören müsse, um die Monarchie der Heiligen einzuführen", da reifte in Cromwell der Gedanke, sich auch dieses Parlaments, das alle bestehenden Verhältnisse nach radical-puritanischen Doctrinen umgestalten wollte, das sich bei der Geistlichkeit, den Rechtsgelehrten, dem Militär verhaßt gemacht hatte, zu entledigen. Der innere Zwiespalt in der Versammlung selbst erleichterte die Auflösung. Als die fast zur Hälfte angewachsene Minorität selbst ihre Resignation beschlossen und dem Lordgeneral in Whitehall die Urkunde eingehändigt hatte, wurde der Sitzungssaal in Westminster abermals durch Musketiere geräumt, worauf auch die übrigen Mitglieder ihr Mandat niederlegten. Durch Cromwell und den Kriegsrath hatten sie ihre Vollmacht erhalten; durch dieselbe Gewalt wurde sie ihnen entzogen.

In verschiedenen Kreisen wurde damals die Frage aufgeworfen und erörtert, ob man nicht durch Wiedereinführung des Königthums in die gewohnten Staatsformen Altenglands einlenken sollte? Cromwell selbst schien nicht abgeneigt zu sein; aber er hielt mit seinen Gedanken zurück; er wußte, daß die independentische Heergemeinde der Idee von einem erblichen Königthum widerstrebte. Als ihm einst durch eine Deputation der Wunsch vorgetragen ward, sprach er sich so unklar und zweideutig aus, daß seine Rede als Beweis für den Satz dienen konnte, „die Sprache sei erfunden worden, um seine Gedanken zu verbergen". Wir möchten nicht unbedingt der Meinung des whiggischen Staatsmannes und Historikers Macaulay beistimmen, daß, im Falle Cromwell den Königstitel mit dem Erbfolgerecht angenommen hätte, die Nation sich so willig in das Geschehene gefunden hätte, wie Frankreich in das Napoleonische Kaiserthum; daß das englische Volk vor König Oliver so willig seine Knie gebeugt haben würde, wie vor König Charles und König James. War auch die Dynastie Stuart bei dem englischen Volke nicht in der Weise eingewurzelt und durch Geschichte, Tradition und Loyalitätsgefühle mit der Nation verflochten, wie in Schottland; so hätte doch das Aufrichten eines neuen Dynastengeschlechts und Königsbanners Bewegungen und conspiratorische Umtriebe erzeugt, welche das aufgeregte Land nicht hätten zur Ruhe kommen lassen. Würde nicht die Aristokratie und die hochkirchliche Geistlichkeit alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, die Machtstellung der Independenten und der zelotischen Puritaner, denen sich Cromwell auch als König Oliver nicht würde haben entziehen können, zu untergraben und zu Falle zu bringen? Denn damals gingen die Wogen des Fanatismus und der Religionswuth sehr hoch. In dem hochkirchlich-katholisierenden Heerlager, wie in den Reihen der calvinisch-protestantischen Dissidenten wüthete ein Kampf auf Leben und Tod, ein Krieg um Dasein und Herrschaft. Seitdem durch den in Westminster gefaßten Beschluß, daß anstatt des Common Prayerbook und der anglicanischen Liturgie eine der presbyterianischen nachgebildete Cultusform, „Directory für den öffentlichen Gottesdienst", zur Anwendung kommen und das hierarchische Episcopalsystem durch die presbyterianische Synodalverfassung mit Laienältesten und mit den Consistorien, Collegien und Sessionen zur Handhabung der Kirchenzucht und der Ordination ersetzt werden sollte, kamen die kirchlichen Gegensätze zum leidenschaftlichen Ausbruch und die religiöse Erregtheit der Gemüther machte sich durch Gewaltstreiche wider die Gegner Luft. Nach der Annahme des

„Directory“ durch das Parlament wurden, wie einst zur Zeit der schottischen Reformation, Bilder, Ornamente, Orgeln und dergl. aus den Kirchen entfernt, die gemalten Fenster eingeschlagen, Monumente, die als Träger des Aberglaubens und der Abgötterei gelten konnten, niedergerissen, Mantel, Kragen und Kappe als Reste papistischen Aberglaubens untersagt, die Feiertage aufgehoben. Die puritanischen Geistlichen, die einst von dem Erzbischof Laud entsetzt worden waren, traten ihre Stellen wieder an und hielten durch lange Predigten den Fanatismus wach, indeß die anglicanischen Cleriker, die der neuen Kirchenform nicht huldigen und dem geistlichen Ornate nicht entsagen wollten, ihre Pfründen verloren. Solche, die in Widerspruch mit den parlamentarischen Beschlüssen zu dem König hielten, wurden als „Delinquenten“ mit Geldstrafen belegt. Die früher mißhandelten Puritaner schwangen die Geißel der Verfolgung über ihre ehemaligen Verfolger und wurden aus Bedrückten Bedrücker. Die Erscheinungen blieben dieselben, aber die Spieler auf der Schaubühne des Lebens hatten ihre Rollen gewechselt.

3.

Nach der Auflösung des „kleinen“ Parlaments lenkte man wieder in Formen ein, welche den alten Traditionen und Uebungen mehr entsprachen, nur daß das Regiment einen vorherrschend militärischen Charakter behielt. Nach einer von General Lambert entworfenen Verfassung wurde die öffentliche Gewalt zwischen Parlament und Heergemeinde getheilt. Nach diesem Verfassungsentwurf sollte ein aus vierhundert Mitgliedern bestehendes Parlament für die drei vereinigten Reiche die gesetzgebende Gewalt üben und bei Besetzung der höheren Staatsämter seine Zustimmung ertheilen. Cromwell aber sollte als Lord Protector im Verein mit einem Staatsrath die ausübende Gewalt besitzen sowie die Verfügung über die Land- und Seemacht und das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen. Der Titel eines Lord Protectors für das regierende Staatsoberhaupt war auch schon in früheren Perioden der englischen Geschichte vorgekommen, wenn der König minderjährig war oder auf andere Weise an der persönlichen Ausübung seines Herrscheramtes verhindert ward. Unter dem Beirathe des Parlaments und gestützt auf das Heer regierte nunmehr Cromwell wie ein Fürst von Gottes Gnaden, und das Recht, seinen Nachfolger selber zu wählen, rückte sein Herrscheramt auf eine Höhe, welche es der Würde einer erblichen Monarchie sehr nahe brachte.

Usurpatoren von Thronen sind stets von Gefahren und Nachstellungen bedroht. Nicht blos der Neid der Götter, wie uns Herodot belehrt, sondern auch der Menschen verfolgt alle, welche über das gewöhnliche Maß der Sterblichen emporragen. Es ist kein rühmliches Zeugniß für die menschliche Naturanlage, daß sie nur mit Widerstreben sich dem höheren Genius unterwirft, der aus eigener Kraft sich auf eine höhere Stufe emporschwingt, und lieber dem Mittelmäßigen gehorcht, das Gewohnheit und Herkommen auf die Höhe gestellt hat. Aber es ist ganz wahr und hat sich zu allen Zeiten bewährt, was der Dichter ausspricht:

Nicht was lebendig kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewige Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Nur Großthaten können vorübergehend den glücklichen Emporkömmling mit einem Strahlenkranz umleuchten, welcher den Mangel der Legitimität verdeckt, können die Gewalten, die ihn auf die Höhe geführt, auf die Dauer an seine Person fesseln. Nur durch die Treue und Hingebung des Heeres und durch die Sympathie des Volkes vermag sich ein Herrscher, den nicht die Geburt, sondern das Geschick und die eigene Kraft auf den Gipfel der Macht gehoben, auf der glanzumstrahlten Höhe zu halten. Dieser Ausspruch bewährt sich bei Cromwell wie bei Napoleon. Hatte auch der englische Landedelmann nicht die Gabe des Siegers von Marengo und Austerlitz, die Welt durch den Zauber einer mächtigen Genialität hinzureißen und an seinen Triumphwagen zu schmieden, besaß er auch nicht die Eigenschaften des Corsen mit dem marmorkalten und marmorblassen Gesicht, die Phantasie der Völker mit geheimnißvollen Empfindungen zu erfüllen: so fehlten doch auch seiner Persönlichkeit nicht die Züge, welche die Welt überwinden und Ergebenheit und Gehorsam erzwingen. Milton, der begeisterte Fanatiker republikanischer Freiheit, der dem Lord Protector

so dienstwillig zur Seite stand, seine politischen und religiösen Handlungen mit seiner Feder so eifrig förderte, stellt ihn über alle Zeitgenossen. War auch seine Herrscherlaufbahn nicht so welterschütternd und weltzerstörend, wie die des französischen Machthabers, so hat doch auch er durch seine auswärtige Politik dem rollenden Wagen des Zeitgeistes eine bestimmte Richtung gegeben, durch die Autorität seines Namens der jesuitisch-habsburgischen Politik einen Damm entgegengeworfen. Ein zweiter Gustav Adolf, galt Cromwell als Haupt und Schutzherr des protestantischen Europa, zu einer Zeit, da sich der romanische Süden und der deutsche Ultramontanismus, unterstützt durch eine fanatische Ordenspropaganda, die Früchte der Reformation auszurotten anschickte. Er nahm sich der Waldenser in dem savoyischen Alpenlande an und hemmte den Arm der Verfolgung; in den skandinavischen Reichen und in ganz Norddeutschland übte er eine dominirende Autorität. Und wenn auch die Errungenschaften der Republik in der revolutionären Zeit der Restauration wieder verdunkelt oder unterdrückt wurden; der Samen religiöser Freiheit ist doch nie mehr ausgerottet worden. Und wie Cromwell den katholicirenden Tendenzen auf kirchlichem Gebiete entgegengetreten ist, so hat er mit seinen puritanischen und indepedentischen Kriegsschaaren bewirkt, daß der königlich-hochkirchliche Absolutismus sich nicht in England auf die Dauer festsetzte: er hat die Vereinigung der drei Reiche zu einem großbritannischen Gemeinwesen in einer Weise durchgeführt, wie sie die Stuarts niemals zu bewirken vermocht, und ist dadurch der Bahnbrecher der Zukunft geworden; und indem er eine kräftige Marine schuf und die Nation auf ihr naturgemäßes Gebiet hinwies, ist er der Schöpfer oder Förderer der englischen Seemacht und Colonisation gewesen und hat dem Inselreiche, das unter den Stuarts auf dem Wege war, zum Trabanten von Spanien herabzusinken, nationale Selstständigkeit verliehen.

Die englische Flotte beherrschte den atlantischen Ocean und die Nord- und Ostsee, die er durch einen Kanal in nähere Verbindung zu setzen im Sinne hatte. Frankreich schloß ein Bündniß mit dem Protector, wies die Stuarts aus dem Lande und gestattete, daß die durch gemeinsame Anstrengungen den Spaniern entrissene Seestadt Dünkirchen den Engländern verblieb. Holland wurde gedemüthigt und mußte die Navigationsacte anerkennen. Danach sollten bei Strafe der Confiskation von Schiff und Ladung Auswärtige keine andern Waaren als selbsterzeugte mit eigenen Schiffen nach England bringen dürfen.

Was Napoleon durch die Continentalsperre vergebens für das Kaiserreich zu gewinnen hoffte, die maritime und commercielle Vorherrschaft, hat Cromwell durch minder gewaltsame Maßregeln erreicht. Seine auswärtige Politik war ein Muster besonnener Ueberlegung und thatkräftigen Handelns.

Aber im Innern lauerten viele Feinde, die nicht zur Ruhe kamen. Wie Napoleon während seiner ganzen Regierungszeit in Furcht vor den Bourbonen schwebte, deren Namen und legitime Autorität ihn selbst auf dem Gipfel der Macht wie ein gespensterhaftes Schreckbild verfolgte, so lebte auch Cromwell in steter Befürchtung vor den conspiratorischen Umtrieben der Stuarts und ihrer Anhänger. Die Opposition der Republicaner, die Napoleon durch die Aufhebung des Tribunals, Cromwell durch Parlamentsauflösungen oder Ausschließung einzelner Mitglieder aus der legislativen Versammlung zu beseitigen suchte, war der Regierung des Kaisers wie des Lord Protectors minder gefährlich als die royalistischen Verschwörungen und Nachstellungen. Diese waren für Cromwell drohender als für Napoleon, weil die Stuarts und vor Allem der Prätendent Carl II. muthiger und unternehmender waren, als die Bourbons. So sehr man die Regentengaben des Protectors anerkennen mußte, so sehr man sein einsames bürgerliches Hauswesen und seine sparsame Lebensweise achtete, die gegen die verschwenderische Hofhaltung und das lockere Treiben des Stuartschen Königs und seiner Umgebung in Cöln und anderwärts vortheilhaft abstach; die Macht in der Hand eines Einzigen, der nicht legitimer Thronerbe war, weckte immer wieder die Furien des Neides und der Verschwörung. Und doch wagte er nie, nach der Krone zu greifen aus Furcht vor der republicanischen Heergemeinde, die seine Stütze und Stärke war. Dagegen suchte er durch Einführung eines Oberhauses sich der alten Verfassung wieder mehr zu nähern. Da aber der Adel sich weigerte, in das „andere Haus" einzutreten, so wurden die neuen erblichen Peers aus den Söhnen und Verwandten des Protectors, aus Rechtsgelehrten und Militärbeamten gebildet, und die Macht blieb nach wie vor im Unterhaus. Verdüstert durch Argwohn, bekümmert über das Seelenleiden und den frühen Tod seiner royalistisch gesinnten Lieblingstochter und in steter Furcht vor Nachstellungen starb Oliver Cromwell am 3. September 1658 an dem Jahrestag seiner Siege von Dunbar und Worcester, der ihm stets ein Glückstag gewesen, mit dem festen Glauben, daß er in der Gnade Gottes stehe. Anders urtheilten die Royalisten. Drei Tage vorher hatte ein heftiger Sturmwind Bäume entwurzelt und Dächer nieder-

gerissen. In der Phantasie des Volks war das Phänomen ein Zeichen, daß der Pakt Olivers mit dem Höllenfürst abgelaufen gewesen und dieser gekommen sei, die ihm verfallene Seele zu holen.

Nun zeigte es sich bald, daß ein Herrscherthron, der nicht durch Geburt und Erbrecht getragen wird, nur durch die imponirende Macht einer genialen Persönlichkeit behauptet werden kann. Was half es, daß sowohl in England als später in Frankreich die Erbfolge durch gesetzliche Bestimmungen in die Hand des Herrschers gelegt war, daß nach dem Willen Cromwells und Napoleons der Sohn in die hohe Würde des Vaters eingesetzt ward; der Erstgeborne des Protectors, Richard Cromwell, wie der Herzog von Reichstadt, gingen des väterlichen Erbes bald verlustig. In den Tagen des letzten Ringens hatte einst Kaiser Napoleon an seinen Bruder Joseph, dem er die Hut seiner Familie in Paris übertrug, die Worte geschrieben: „Verlasse meinen Sohn nicht und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Loos des Astyanex ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen.“ Und diesem Sohne, dem er einst die Krone der Welt in die Wiege gelegt, war ein milderes aber kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskinde von Troja. Und auch Richard Cromwell verlor nach kurzem Besitze die Würde eines Lord Protectors und starb in der Dunkelheit des Privatlebens. Purpurgeborene haben selten die Energie und die Eigenschaften, welche allein auf der Höhe des Lebens zu erhalten vermögen, wenn nicht das legitime Erbrecht zur Stütze dient. Ein friedfertiger, in der behaglichen Ruhe des Privatlebens aufgewachsener, den Lüsten und Genüssen der Welt ergebener Mann, der weder Kriegsmann noch Beter war, konnte sich auf dem hohen Posten eines Lord Protectors nicht lange behaupten. Von Gläubigern bedrängt verbrachte er viele Jahre in Frankreich, bis ihm die Rückkehr nach der Heimath gestattet war. So durfte er wenigstens in vaterländischer Erde ruhen.

Napoleons Loos war tragischer und erschütternder als das des Protectors Oliver Cromwell, dafür aber von höherem Glanz umstrahlt. Durch fremde Uebermacht zu Fall gebracht, wurde der Name des Helden, der als „gefesselter Prometheus“ auf dem fernen Eilande sein Leben schloß, von den Sympathien der Völker getragen, in elegischen Liedern gefeiert, in Geschichte und Poesie verherrlicht und endlich, als versöhnlichere Zeiten heranbrachen, wurde seine Asche an geweihter Stätte unter einem glänzenden Mausoleum geborgen und sein Stand=

bild auf der stolzesten Triumphsäule aufgerichtet, ein Ehrendenkmal, wie es keinem Sterblichen herrlicher beschieden werden konnte.

Die Leiche Cromwells dagegen wurde, nachdem durch den schleichenden Heuchler Monk die Restauration der Stuarts bewirkt worden und Karl II. wie ein Triumphator in London einzog, nebst den Gebeinen Iretons und Bradshaws am Todestage Karls des Märtyrers aus der Gruft gerissen und an der Richtstätte des Königs an den Galgen gehängt „zum fröhlichen Schauspiel der Cavaliere". Sein Name wurde verwünscht und geschmäht und blieb fast zwei Jahrhunderte lang der Gegenstand des Abscheus, des Spottes und des Hasses. Und wie man nach der zweiten Restauration der Bourbons alle „Königsmörder" von der anfangs gewährten Amnestie ausschloß, so verfuhr auch die Stuartsche Reaction in London. Ueber alle, welche bei dem Proceß Karls I. zu Gericht gesessen, wurde die Todesstrafe erkannt und an zehn von ihnen wirklich vollzogen. Auf dem Platze Charingcroß, im Angesichte von Whitehall, wo einst das Schaffot Karl I. gestanden, war das Blutgerüst aufgeschlagen, auf welchem Harrison, Cromwells energischer Freund, Cook, der Ankläger des Königs u. a. mit dem Richtbeil enthauptet wurden. Die übrigen, die sich meistens freiwillig gestellt, wurden bis auf weitere Entscheidung als Gefangene in den Tower gebracht. Aber der Triumph der Cavaliere über den Untergang ihrer Feinde wurde sehr gemindert durch die Standhaftigkeit der Puritaner auf ihrem letzten Gang. Nur Hugh Peters, dessen feurige Beredsamkeit so oft den Eifer der Fanatiker entzündet, hatte, wie einst Thomas Münzer, alle Haltung verloren. Von den übrigen republikanischen Vorkämpfern entflohen viele nach dem Festlande, andere huldigten den neuen Machthabern. Lambert demüthigte sich und kam mit einer Verbannung nach Guernsay davon, „wo er Blumen zog und Malerei trieb"; Henry Vane dagegen, der eifrigste Wortführer der fanatisch religiösen Faction, starb nach einer muthvollen Vertheidigung auf dem Blutgerüst. In Vevey, am lieblichen Ufer des Lemanschen Sees, verlebten die „Königsmörder Ludlow, Broughton und Cawlay als „unbußfertige Bekämpfer königlicher Willkürherrschaft", den Rest ihrer Tage, fortwährend bedroht von den Nachstellungen royalistischer Ultras. Ihr Leidensgefährte, John Lisle, Mitglied des langen Parlaments, wurde in Lausanne auf dem Gang zur Kirche von einem Irländer ermordet. Eben so wenig wurde die Glaubensfreiheit geachtet; die englische Kirche erhielt alle Rechte und Pfründen zurück, die Bischofsmacht waltete wieder in England und Schottland, und die Erneuerung der Uniformitätsakte legte

allen Staats- und Kirchendienern die Verpflichtung auf, das Abendmahl nach anglicanischem Ritus zu nehmen und die 39 Artikel zu beschwören. Dadurch verloren gegen 2000 presbyterianische Geistliche ihre Stellen. Die Käufer eingezogener Güter wurden ohne Ersatz von dem neuerworbenen Eigenthum getrieben. Ein solches System der Rache schuf eine neue Kluft zwischen Thron und Volk und legte zu einer zweiten Umwälzung den Grund.

III. Die englische Revolution und Restauration im Lichte der zeitgenössischen Literatur.

1.

Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert war die Geburtsstätte des englischen Nationalstaats. Wie im alten Griechenland der königlich-aristokratische Geschlechterstaat durch die Tyrannis zur Republik und Demokratie überging, so nahm in England das öffentliche Wesen seinen Weg aus dem mittelalterlichen Feudalismus zum parlamentarischen Selfgovernment durch ein monarchisches Regiment, das von einem absoluten Königthum oder einer Dictatur im Sinne der althellenischen Tyrannis nur in der Form verschieden war. Nachdem die alten Adelsgeschlechter durch die Rosenkriege geknickt und geschwächt waren, gelang es den energischen Tudors, ein Regiment aufzurichten, in welchem der Wille des Souveräns durch die Reichsstände wenig beschränkt war. Sie dienten nur dazu, dem Absolutismus eine parlamentarische und nationale Hülle zu verleihen. So wurde durch Heinrich VIII. und Elisabeth mit Hülfe der Parlamentshäuser und des Clerus eine nationale Kirche geschaffen, die unabhängig von Rom war und den König als Oberhaupt ehrte, ein großartiger Organismus von geistlicher und weltlicher Prachtfülle, der jedoch in der Unvollständigkeit und Halbheit des Reformationswerkes große Mängel besaß. In diesen Kirchen- und Staatsbau traten die schottischen Stuarts nach einer sehr zweifelhaften Erbfolge ein und suchten in hochmüthiger Selbstüberschätzung die Verbindung von Thron und Altar nicht nur zu erhalten, sondern sie zu befestigen und das Band noch inniger zu schlingen. Nach der Auffassung Jacobs I. und Karls I. lag die höchste Autorität in Staat und Kirche ausschließlich in der Hand des Souveräns,

und es war nur sein guter Wille, wenn er die Vertreter der Nation zu Rathe zog. Die Willfährigkeit und Servilität, womit der bischöfliche Clerus diesen Vorstellungen entgegenkam, erhöhte die Ansprüche. Hatte der englische Geschichtsschreiber Hume schon von Elisabeth behauptet, „sie habe so absolut regiert wie der Sultan", was stand dann erst zu erwarten, wenn die Stuartsche Theorie Rechtsgültigkeit erlangte? Es ging damals eine schneidige Luft durch die Welt: in Frankreich fielen die Generalstände dem Moloch des Absolutismus zum Opfer; im Bunde mit den Jesuiten strebte das habsburger Herrscherhaus, die Reformationskirche zu unterdrücken; in England suchte Erzbischof Laud der anglicanischen Episcopalkirche ein Gepräge zu geben, das sie der römisch-katholischen sehr nahe rückte. Allenthalben waren die nationalen Rechte, war die individuelle Freiheit, war religiöse Ueberzeugungstreue in Gefahr.

Man hat behauptet, bei der französischen Revolution von 1789 habe neben den Freiheits- und Gleichheitsideen auch der Rassenunterschied zwischen den kelto-gallischen Volkselementen und den fränkischen Adelsgeschlechtern mitgewirkt. Auch in der englischen Revolution dürfte dieser Rassenunterschied nicht ganz wegzuleugnen sein. Die royalistische Partei, die Vertheidigerin von Thron und Altar, stammte dem Kerne nach von den eingewanderten Normannen her; zu den Puritanern hielt sich die Landbevölkerung, die Nachkommen der alten Angelsachsen. Auch die patriarchalischen Familien- und Clan-Verbände der schottischen Hochländer und der keltischen Irländer mögen nicht wenig zur Schärfung der politischen und religiös-kirchlichen Gegensätze beigetragen haben. Wo so tiefgreifende Gefühle zusammenwirken, da entsteht ein Kampf auf Leben und Tod, ein eigentlicher Kampf um das Dasein, wenn auch nicht um die leibliche Existenz, so doch um die moralischen Güter, ohne welche das Leben keinen Werth und Inhalt hat.

Der große Widerstreit des englischen Volkes gegen die Bestrebungen der Stuarts nach absoluter Gewalt in Staat und Kirche begann in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges. Beide gleichzeitigen Völkerkämpfe haben jedoch keinen inneren Zusammenhang, obwohl das pfalzgräfliche Haus mit den Stuarts in naher Blutsverwandtschaft stand. Um so zutreffender werden wir aus den einheimischen gleichzeitigen Schriftstellern, aus Milton, Hobbes und Butler den Charakter und die Bedeutung des großen Kampfes begreifen, da sie den Eingebungen ihres Geistes eigenartig ohne äußere Einwirkung folgen konnten. Nicht momentane Ansichten und Strömungen kommen bei ihnen zum Ausdruck,

sondern die ewigen Principienfragen, welche die gesammte Menschheit berühren.

In dem kurzen biographischen Abriß, den Milton in der zweiten Schutzrede für das englische Volk von seinem eigenen Lebensgang entworfen hat, erfahren wir, daß er in den Jahren 1638 und 1639 in Italien verweilte und eben im Begriff stand, nach Sicilien und Griechenland zu reisen, als ihn die Nachrichten von den großen bürgerlichen Kämpfen in seinem Vaterlande zur Rückkehr bewegten. „Denn ich hielt es für niederträchtig," sagt er, „zu meinem Vergnügen im Ausland herum zu reisen, während meine Mitbürger zu Hause für ihre Freiheit kämpften." In Florenz hatte er die Bekanntschaft des blinden Galilei gemacht. Er hatte noch keine Ahnung, daß ihn selbst bald dasselbe harte Schicksal betreffen werde.

Als Milton über Paris nach seiner Heimath zurückkehrte, fand er das Land in voller Gährung. Ein rascher lebendiger Geist voll begeisterter Freiheitsliebe, nahm er sofort an den Kämpfen Theil, welche das lange Parlament wider Absolutismus und Prälatenthum begonnen hatte. Er unterstützte in Flugschriften mit glänzender Beredsamkeit und poetischem Schwung die Sache des Rechts, der Freiheit, der Nationalität, welche die um Cromwell, Hampden, Hollis, Pym und andere Häupter des Parlaments geschaarte Oppositionspartei gegen König Karl I. Stuart und seine Räther und Helfer im Parlament verfocht. Nun trat die Dichtkunst, der er sich bisher gewidmet hatte, hinter der publicistischen Thätigkeit zurück. Er beleuchtete alle wichtigen Zeitfragen, welche das öffentliche Leben in den vierziger Jahren durchzogen und die Gemüther erhitzten, in Abhandlungen und Pamphleten, welche durch die rhetorisch-poetische Form wie durch ihren idealen Standpunkt den angeborenen Dichtergenius erkennen lassen. Selbst wo er ganz praktische Fragen behandelt, wie Ehe und Ehescheidung, wie Erziehung, wie Preßfreiheit schwingt er sich zu den höheren Regionen auf, wo die Ideen und Urbegriffe der irdischen Dinge, die ewigen Urbilder der vergänglichen und wandelbaren Abbilder im Menschenleben heimisch sind. Selbst in der Schrift über die Gebote der Ehescheidung, aus der man die eigenen bitteren Lebenserfahrungen herausfühlt, entwirft er von der Ehe selbst, wie sie aus den Einsetzungsworten der Genesis sich gestalten soll, ein so ideales Bild von dem liebevollen und harmonischen Ineinanderleben zweier Menschen zu einem einigen Wesen, daß man über der poetischen Schilderung die schwachen und be-

denklichen Seiten der vorgeschlagenen Reformen der Ehegesetzgebung übersieht. Die treffliche Schrift „Areopagitica“ ist ein Muster edler Polemik und publicistischer Feinheit. Als in dem langen Parlament die Presbyterianer die Oberhand erlangten und dieselbe Verfolgungssucht, unter der sie selbst bisher durch die hochkirchliche Hierarchie gelitten, nun auch gegen die radicalen Puritaner oder Independenten richteten, alle Erzeugnisse der Presse einer Censur unterwerfen wollten, da trat Milton in dem an das Parlament gerichteten goldenen Schriftchen für die individuelle Gedanken- und Gewissensfreiheit in die Schranken und verfocht die ewigen Güter der Menschheit mit der Kraft und Beredsamkeit tiefer Ueberzeugung und zugleich in der edlen Form, wie er sie den attischen Schriftstellern, seinen Lehrmeistern und Vorbildern, abgelernt. Wenn irgend wo der alte Ausspruch pectus facit disertum seine Anwendung findet, so ist es in dieser warmen Apologie der Gewissensfreiheit.

Milton war ein zu feuriger, enthusiastisch angelegter Geist, als daß er bei der Scheidung der Presbyterianer und Independenten den Standpunkt der gemäßigten Mitte hätte behaupten sollen. Er schloß sich der äußersten Partei der puritanischen Opposition an, wurde der Apologet und Schriftführer Cromwells und wirkte an dessen Seite mit seiner ganzen publicistischen Gewandtheit für religiöse und politische Freiheit in republicanischem Sinne. Von Cromwell in den Staatsrath berufen, verfaßte er die meisten Noten und Schriftstücke des Protectors an das Ausland. Dieses Uebermaß von Arbeit griff seine Augen so sehr an, daß er nach und nach gänzlich erblindete.

Die Independenten und die Heergemeinde Cromwells trugen den Sieg davon. König Karl I. wurde am 30. Januar 1649 vor dem Schlosse von Whitehall enthauptet. Im Inlande wie im Auslande erhob sich ein Schrei des Entsetzens über das tragische Ereigniß. Die Royalisten und Hochkirchlichen benutzten die Bewegung der Gemüther, um die Sympathien des Volkes für den königlichen „Märtyrer“ zu wecken. Es wurde eine Schrift mit dem Titel: „Eikon Basilike“ in Umlauf gesetzt, die von dem König selbst vor seinem Tode verfaßt sein sollte und als Vermächtniß des todten Monarchen an die Nation die weiteste Verbreitung fand. In diesem angeblichen „königlichen Bildniß“ waren die Tugenden und edlen Eigenschaften Karls so überschwänglich verherrlicht, daß seine Hinrichtung als eine höllische Frevelthat erscheinen mußte. Die Sache der Puritaner war im Niedergang; die Poesie des Unglücks und der gefallenen Größe verlieh dem Heiligen-

bild eine mächtige Anziehungskraft. Die kleine mit des Königs Bildniß gezierte Schrift erlebte in Kurzem sieben und vierzig Auflagen. Um den tiefen Eindruck des gefälschten Buches zu schwächen, verfaßte Milton im Auftrage der republicanischen Regierung eine Widerlegung, der er den der byzantinischen Kaisergeschichte entlehnten Titel „Ikonoklastes" oder Bildnißzerschlager gab. Er verglich es mit dem angeblichen Testamente Cäsars, dessen Verkündigung bei der Verbrennung der Leiche des Imperators das wankelmüthige römische Volk gegen die Republicaner aufgereizt habe. Die Widerlegung der einzelnen Züge führte Milton in so meisterhafter Art durch, daß sein „Ikonoklastes" noch jetzt als Muster polemischer Darstellung gilt. Die Wirkung war, trotz der Ungunst der Verhältnisse, um so größer, als er sich aller Abschweifungen und persönlicher Verunglimpfung enthielt, dem Inhalte der Schrift Schritt vor Schritt folgte, die entstellten Thatsachen in ihr wahres Licht setzte, die aus Lüge, Verdrehung und Sophismen gewobenen nebelhaften Gebilde zerstreute und durch klare Kritik und stichhaltige Gründe Trug und Falschheit vernichtete.

Wenn Milton im Ikonoklastes mit scharfer Waffe die Aufstellung eines falschen Götterbildes zurückwies, so trat er in der „Schutzschrift für das englische Volk" als Vertheidiger der Nation gegen fremde Angreifer auf. Salmasius, Professor der Philologie an der Universität Leyden, Franzose von Geburt, verfaßte auf Anregung der in den Niederlanden weilenden royalistischen Emigranten eine lateinische Schrift, in welcher er in den heftigsten Ausdrücken die Sache des Königs Karl I. gegen die englischen Republikaner und Puritaner vertheidigte. Es war ein Werk, das damals auf dem Festlande eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, wie die Betrachtungen über die französische Revolution von Edmund Burke. Auch darin glichen sich die beiden Schriftsteller, daß sie von ihren früheren Ansichten abgefallen, aus freisinnigen Männern Verfechter des Absolutismus geworden waren. Der Verdacht lag nahe und wurde öffentlich ausgesprochen, daß Salmasius unter dem Einfluß und mit der Unterstützung der ausgewanderten Royalisten, die in der Umgebung des Prätendenten Karl II. die Niederlande zum Heerlager ihrer feindseligen Pläne gemacht hatten, wie später die französischen Emigranten Coblenz und andere rheinische Städte. Die lateinisch geschriebene Gegenschrift Miltons war in demselben leidenschaftlichen Tone gehalten, wie die „königliche Vertheidigung" des französischen Gelehrten. Es genügte dem englischen Republikaner nicht, die gegnerische Schrift Seite für Seite zu widerlegen und dessen Beweisführung durch Gegen-

gründe, durch innere Widersprüche, durch Anführung früherer Aeußerungen und Aussprüche entgegengesetzter Natur zu entkräften und niederzuwerfen, er greift ihn wie einen feindseligen Kämpfer im Schlachtfelde mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen an; er will ihn vernichten, zermalmen mit der Stärke eines zornglühenden Parteiführers, mit der Gewalt eines Würgengels.

In seiner Lebensskizze giebt Milton an, daß, als die Aufforderung an ihn erging, eine Erwiderung auf die königliche Schutzrede zu schreiben, er sofort bereit dazu gewesen sei, obwohl ihm die Aerzte den Verlust seines Augenlichtes voraussagten. Die Erfüllung seiner Pflicht gegen das Vaterland habe jede andere Rücksicht überwogen. Wie Achilles bei der Wahl zwischen einem kurzen Leben mit ewigem Nachruhm vor den Mauern von Troja und einem langen Leben im Lande der Väter mit hinwelkendem Ruhme, nach dem ersten gegriffen habe, so habe auch er das gefahrvollere aber rühmliche Theil gewählt. Milton widmete seine Talente, sein Vermögen, die ganze Kraft und Thätigkeit seiner freiheitsglühenden Feuerseele dem Dienste der Revolution und der daraus hervorgehenden Republik, worin er die nothwendige Uebergangsstufe zu einem wahrhaft freien Staats- und Kirchenwesen erblickte. Er preist bei jeder Gelegenheit, namentlich in der „Zweiten Schutzrede", die Leiter und Träger der revolutionären Bewegung, durch deren Muth und Thatkraft das große Werk der Befreiung unternommen und bis zur Vollendung des Grundbaues geführt worden sei; aber er beschwört sie, nicht bei diesen Anfängen stehen zu bleiben, das Bauwerk nicht eine unfertige Ruine sein zu lassen, sondern den Tempel der Freiheit so herrlich aufzurichten, wie man nach solchen Fundamenten erwarten dürfe. Allein der wehmüthige Ton, der in derselben Schutzrede unter den lobpreisenden Worten sich durchfühlen läßt, die wiederholten Ermahnungen an das freiheitsbegeisterte Volk und seine Führer, die edelsten Güter und Rechte des freien Mannes fest zu begründen, gaben Zeugniß von der geheimen Angst und Sorge, daß dieses Ziel nicht erreicht werden, daß der große Kampf ohne seine segensreichen Errungenschaften bleiben möchte, die allein einen Ersatz für die Stürme und Leiden einer Revolution gewähren können. Daß diese Befürchtungen immer mehr zur traurigen Gewißheit in ihm wurden und er mit Kummer auf den Gang der Dinge blickte, läßt sich aus dem Stillschweigen schließen, das er während der letzten Jahre der Republik beobachtete.

Selbst noch unter Richard Cromwell hat Milton sein Staatsamt

verwaltet. Und mit welcher Charakterfestigkeit der blinde Seher seinen Grundsätzen treu blieb, ersieht man noch aus der kurz vor der Restauration verfaßten Schrift: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen", und aus einem Schreiben an Monk, worin er diesen glatten Heuchler zu bestimmen suchte, durch das neu einzuberufende Parlament der englischen Nation eine ähnliche republicanische Bundesverfassung geben zu lassen, wie sie in den niederländischen Vereinsstaaten bestand. Aber wie wenig Vertrauen er auf einen guten Erfolg hatte, geht aus den Schlußworten seiner Schrift hervor, die seine catonische Resignation in elegischen Tönen kund geben: „Ich weiß wohl, daß die Sprache „der guten alten Sache" nur noch als eine Stimme in der Wüste gilt, daß ich nur zu Bäumen und Steinen spreche und gleich dem Propheten blos die Erde als Zuhörer habe — aber mag auch diese Schrift der letzte Hauch der sterbenden Freiheit sein, vielleicht wird Gott einst aus diesen Steinen und dieser Erde Männer auferwecken, welche die Freiheit wieder beleben und der Rückkehr nach Aegyptenland Einhalt thun".

Nach der Rückkehr des Königs war auch Milton in Gefahr; seine „Schutzrede" wurde vom Henker verbrannt; er selbst saß eine Zeit lang in der Haft des Hauses der Gemeinen; nur der Verwendung einflußreicher Freunde hatte er es zu verdanken, daß er den Schergenhänden der Verfolger und der reactionären Wuth der „Cavaliere" entging. Karl II. soll gesagt haben, „ich höre, er ist alt, arm und blind, dann ist er genugsam gestraft". Und so war es in der That. Sein Vermögen war verloren gegangen; er lebte mit einer dritten Frau in einer liebeleeren Ehe; seine Häuslichkeit war ohne Freude und Freunde; seine zwei Töchter lebten mit der Stiefmutter in Unfrieden und waren selbst gegen den Vater ohne Hingebung. In diesen Jahren der Trübsal suchte Milton wieder Trost und Erhebung in der Dichtkunst, für die er während der republikanischen Zeit wenig Muße hatte. Nur einige Sonette gaben der innern Stimmung Ausdruck; eines der schönsten ist sein Klagelied auf seine Blindheit. Jetzt entschloß er sich, das „kalte Element der Prosa abzustreifen" und zur Poesie zurückzukehren. Ein junger Freund, der Quäker Ellwood, las ihm vor; seine jüngere Tochter Deborah schrieb auf, was ihr Vater diktirte. Schon in der Jugend hatte sich Milton mit dem Gedanken eines größeren epischen Gedichtes getragen; aber dem gereiften Republikaner stand es nun nicht mehr an, den britischen Fabelkönig Arthur mit seiner Tafelrunde, den er sich als Held ausersehen, zum Gegenstand

seines poetischen Schaffens zu wählen: er griff zu einem Stoff, der seiner protestantisch-puritanischen Gesinnung, seiner Bibelgläubigkeit und dem ganzen religiösen Charakter der durchlebten Zeit entsprach. Wie einst Dante, der Vertheidiger der kaiserlichen Monarchie, nachdem er die beste Kraft seiner Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und sein Lebensglück in dem Schiffbruch seiner vaterländischen Hoffnungen versunken sah, in einem religiös-allegorischen Gedichte seine kirchlichen und politischen Grundsätze und Ansichten niederlegte; so beschloß auch Milton, der Verfechter der religiösen und bürgerlichen Freiheit, der Anwalt der Volkssouveränetät und des Königsmords, nachdem seine Ideale an der harten Wirklichkeit zerschellt, in einem inhaltschweren, tiefsinnigen Werk anzuwenden, „was ihm in diesem Leben noch an Gabe verblieben", gleich dem Florentiner in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen" die Aufgabe des künstlerischen Schaffens erblickend. Die bei Mit- und Nachwelt bewunderte episch-allegorische Dichtung „Das verlorene Paradies" war die Frucht dieser geistigen Arbeit. Obgleich erst unter der Restauration (im Jahre 1667) vollendet, athmet sie doch durchaus den Geist des Puritanismus. Was konnte einem so ernst gestimmten Geschlechte, das gesehen hatte, wie die Nation zu Gericht saß über den König, wie nach himmlischem Rathschluß die Sünden der Väter heimgesucht wurden am spätgeborenen Enkel, näher liegen als die Erzählung vom Sündenfall, der die göttliche Strafgerechtigkeit über die Menschheit herabzog, sie aus dem Paradiese verjagte und den Leiden im Leben und den Schmerzen des Todes hingab? Wie die Dichter des Alterthums die Mythengötter in die Menschenwelt eingreifen lassen, so benutzt Milton die aus dem altpersischen Glaubenskreis entsprungenen biblischen Traditionen von guten und bösen Engeln, von Mächten und Heerschaaren des Himmels und der Hölle, um die christlichen Vorstellungen und Doctrinen anschaulicher zu machen, um Theologie und Poesie, Dogma und Mythenbildung zu einer dichterischen Schöpfung mit symbolisch-didaktischer Tendenz zu verschmelzen, die Schätze fremden Wissens mit der eigenen Erfindung verbindend. Von dem anfänglichen Plane einer dramatischen Behandlung ist er abgegangen. Doch enthält die erzählende Form im reimlosen Blancvers viele dramatische Elemente.

Wie die wirkliche Welt, in der sich Milton in dem Jahrzehnt seiner politischen und publicistischen Thätigkeit bewegte, ein Schauplatz des Kampfes, eine Arena wilder Leidenschaften war, so ist auch die ideale Welt, in welche uns das „Verlorene Paradies" versetzt, ein

Kampfgewühl, worin böse und gute Geister um die Herrschaft ringen. Unter den epischen Schilderungen der Vorgänge nach den Berichten der Genesis fehlt es nicht an allegorischen Zügen, die auf Phänomene der Zeitgeschichte und der eigenen Lebenserfahrungen des Dichters gedeutet werden können. Schon die Auffassung des Pandämonium und des Fürsten der Hölle zeugt von einem tiefen Eingehen in die Principien, von denen die Menschenbrust durchdrungen und bewegt ist. Im Gegensatz zum Mittelalter, wo der dumme, betrogene Teufel Gegenstand des Spottes war, tritt bei Milton der Satan als willenskräftiger, verschlagener, boshafter Verführer auf, der zürnend über den Verlust der ehemaligen Herrlichkeit dem Ueberwinder sein Werk zu verkümmern und zu zerstören sucht, der in wildem Trotze verharrend unaufhörlich auf Rache und Uebelthaten sinnt, der lieber in der Hölle herrschen als im Himmel dienen will. Die beabsichtigte Schöpfung der neuen Erde und des Menschengeschlechts soll vereitelt werden; und doch war Alles so schön, so zweckmäßig, so harmonisch gefügt. Selbst der Arges sinnende Dämon wird von Bewunderung ergriffen über die Pracht des irdischen Paradieses, das sich vor seinen Blicken eröffnet, über die Schönheit und Seligkeit des in ungetrübter Freude, Unschuld und Liebe dahin lebenden Menschenpaares; ein idyllisches Bild voll Lieblichkeit mit dem vollen poetischen Farbenreichthum einer fruchtbaren Einbildungskraft, breitet sich unter der schaffenden Geistesthätigkeit des Dichters aus; die Herrlichkeit eines jungen, frischen Naturlebens und das Glück und der Frohgenuß eines ungetrübten Ehe- und Liebesbundes mochten sein Inneres um so inniger ergriffen haben, als er zu jenem die Züge nur aus Erinnerungen, zu diesem nur aus der eigenen unerfüllten Schönheit schöpfen konnte. So mochte er sich das republikanische Gemeinwesen gedacht haben, wie es bei längerem Leben des Protectors sich hätte gestalten müssen, so einen menschlichen Ehebund, wie er ihm vorschwebt, gegründet auf die Uebereinstimmung und Harmonie der Seelen. Mit platonischem Dichtergeist schildert er die Allmacht der ehelichen Liebe, die ihm als der kostbarste Schmuck des Erdenlebens erscheint, als das edle Besitzthum, das allein der Mensch vor den übrigen Geschöpfen voraus hat.

So heißt es im vierten Gesang:

Heil Gattenliebe Dir! wunderbar Gesetz
Der Menschheit wahrer Quell, einz'ger Besitz
Im Paradies, wo Alles sonst gemeinsam.
Durch dich entging der Mensch der rohen Lust,

Die unter Thieren herrscht; du gründetest
Vernunftgemäß, gesetzlich, recht und reine
Verwandtschaft, und es werden all die Bande
Von Vater, Sohn und Bruder erst erkannt.
Fern sei's, dich Sünde oder Schmach zu nennen,
Dich ungeziemend heil'gem Ort zu denken,
Beständ'ge Quelle häuslich süßen Glücks!
Dein Lager galt für keusch und unbefleckt
Heil'gen und Patriarchen, sonst und jetzt.
Hier schießt den goldnen Pfeil, hier leuchtet Liebe
Mit ew'ger Lamp' und schwingt die Purpurflügel.

Einen scharfen Gegensatz zu dieser Schilderung reiner Eheliebe bilden die folgenden Verszeilen, in denen man ohne Zweifel eine Anspielung auf die am Stuartschen Hof und bei der royalistischen Aristokratie herrschende Frivolität annehmen darf.

Hier herrscht und jauchzt nicht im erkauften Buhlen
Von Dirnen, lieblos, herzlos, achtungslos,
In leerer Lust; auch nicht in Hofliebschaften,
Bei Tanz und üpp'ger Mask' und nächtgen Bällen
Und Ständchen, die der schmachtende Verliebte
Der Spröden bringt, die er verachten sollte.

Im achten Gesang kommt der Dichter noch einmal auf dasselbe Thema zurück:

Die Liebe
Verfeinert die Gedanken und erweitert
Des Menschen Herz; sie weilt in der Vernunft
Und ist die Leiter, die zur Himmelsliebe
Dich aufwärts führt, wodurch du nicht versinkst
In Fleischeslust; drum ward Genossenschaft
Für dich doch unter Thieren nicht gesucht.

Am deutlichsten tritt die Beziehung zu der Wirklichkeit im feindlichen Heerlager im dritten Gesang hervor, wo Milton schildert, wie Satan sich niederläßt auf der dunkeln, öden Wölbung des äußersten Kreises der Welt und dort einen Ort findet, welcher der Limbus der Thorheit ist; denn dorthin sind alle nichtigen Dinge und alle eitlen und thörichten Menschen versetzt. Da sieht der Höllenfürst in langer Reihe

Unfertige, Betrogne, Klausner, Mönche,
Weiß, schwarz und grau, mit ihrem leeren Wust.
Hier schweifen Pilger, den so fern zu suchen
Als todt auf Golgatha, der lebt im Himmel;
Auch wer das Paradies sich sichern wollte

Und sterbend trug Dominicus' Gewand
Und Einlaß hofft' in des Franciscus' Kutte.
Durch Wandelsterne schweben sie, durch feste,
Und die kristallne Sphäre, deren Umschwung
Das Gleichgewicht giebt, wie durchs Erstbewegte.
Schon an dem Himmelspförtchen scheint Sankt Peter
Zu warten ihrer mit den Schlüsseln; nah
Dem Eintritt heben sie den Fuß, als, siehe!
Ein heft'ger Windstoß sie von jeder Seite
Erfaßt und sie querhin zehntausend Meilen
Irr in die Luft wegführt; dann könnt ihr Kutten,
Kapuzen, sammt den Trägern, sehn in Lumpen
Zerflattern, Rosenkränz' und Ablaßzettel,
Reliquien, Vergebungsbrief und Bullen,
Der Winde Spiel: all dies emporgewirbelt,
Fliegt auf der Welt Rückseite weit dahin
In einen Limbus, tief und breit, genannt
Das Narrenparadies, nachmals nur Wen'gen
Bekannt, jetzt unbevölkert, unbesucht.

Aehnliche Beziehungen zu der Gegenwart, wie sie dem Auge des Dichters erscheint, lassen sich an vielen anderen Stellen erkennen, wenn man die mythischen Traditionen mit den Begebenheiten und Erscheinungen der Revolutionszeit in Verbindung bringt. Die gewaltige dreitägige Geisterschlacht des fünften und sechsten Gesanges der vormenschlichen Geschöpfe, von denen die Einen um Gott und seinen eingeborenen Sohn, die Andern um Satan, das Haupt der Empörer, geschaart sind, um die Weltherrschaft, gleicht dem Kampfe der Titanen und Giganten der griechischen Göttersage und spiegelt zugleich die Schlachten ab, welche die „Cavaliere" und die „Rundköpfe" kurz zuvor einander geliefert. In dem letzten Gesang wird man in der Schilderung von der Entartung der Kirche und reinen Christuslehre nach dem Tode der Apostel die puritanische Auffassung leicht erkennen. Da heißt es:

Da starben sie (die Jünger Jesu). Statt ihrer, wie sie warnten,
Erheben gier'ge Wölfe sich zu Lehrern,
Die all die himmlischen Geheimnisse
Zum eignen schnöden Vortheil der Gewinnsucht
Und Ehrsucht kehren und die Wahrheit schänden
Durch Aberglauben und ererbtes Meinen,
Sie, die nur rein in jenen Schriften blieb,
Doch durch den Geist allein Erklärung findet.
Dann trachten sie nach Neuem, Ehrenstellen
Und Titeln und dazu nach weltlicher
Gewalt, obgleich sich stellend, stets zu wirken

Durch geistige, sich selber Gottes Geist
Beilegend, der versprochen und verliehn
Ist allen Gläub'gen. Unter diesem Vorwand
Zwingt geistig Recht durch leibliche Gewalt
Jedwed' Gewissen; Recht, das nicht in Schrift
Zurückgelassen ist, noch als der Geist
In's Herz gegraben. Was denn wollen sie?
Der Gnade Geist, nebst dess' Gefährtin Freiheit
Zwang anthun; was, als abzubrechen seine
Lebendigen Tempel, die der Glaube baut,
Ihr Glaube, keines Andern. Denn wer darf sich
Auf Erden, wider Glauben und Gewissen,
Untrüglich nennen? Dennoch thun es Viele.
Draus schreckliche Verfolgung wird entstehn
Ob allen, die im Geist und in der Wahrheit
Gott treulich dienen; doch dem großen Theil
Scheint der Religion durch Außenwesen
Und Prunk genügt; die Wahrheit flieht, besäet
Mit Lästerpfeilen, und des Glaubens Werke
Gewahrt man selten. Also geht die Welt,
Den Guten ungeneigt, den Schlechten günstig,
Von eigner Bürde seufzend, bis der Tag
Des Aufathmens erscheint für den Gerechten,
Dem Frevler der der Rache, bei der Rückkehr,
Daß, der dir jüngst verheißen ward als Helfer,
Des Weibes Same, dunkel dir geweissagt,
Nun klarer dir bekannt als Herr und Heiland,
Zuletzt in Wolken kommend aus dem Himmel,
In Herrlichkeit des Vaters, zu vernichten
Satan nebst der verkehrten Welt; dann neu
Aus dem verbrannten Stoff, gereint, geläutert,
Zu schaffen Erd' und Himmel, ew'ge Zeiten,
Gebaut auf Sinn für Recht, auf Lieb' und Frieden,
Die zeugen Wonn' und ew'ge Seligkeit.

Nachdem der Dichter so die Entartung der päpstlichen Kirche geschildert, die sich unfehlbar nennend durch Verfolgung die Menschen zwingen will, wider Glauben und Gewissen sich zu ihr zu bekennen, verkündet der Erzengel die endliche Wiederkunft des Heilandes in der Herrlichkeit des Himmels und giebt bei seinem Scheiden dem Adam die Belehrung: „Füge zur Erkenntniß der Wahrheit Selbstverleugnung und die rechte Liebe im Thun, dann hast du ein Paradies in dir, glücklicher als das, welches du jetzt verlassen mußt.“ Unterdessen hat Eva im Schlummer gelegen, aber günstige Träume haben ihr Gemüth beruhigt. Sie ist bereit, dem Mann zu folgen, denn: „Mit dir gehen

heißt im Paradiese bleiben." Darauf nimmt der Engel beide an der Hand und führt sie hinaus; ein Cherub mit flammendem Schwerdt wird zum Hüter der Pforte bestellt. So gehen sie Hand in Hand langsamen Schrittes durch Eden den einsamen Pfad dahin.

Dieser Ausgang der ersten Menschen konnte dem gläubigen Zeitalter nicht genügen: der alte angelsächsische Dichter Caedmon, dessen Bibelparaphrase Milton vielfach benutzt haben soll, ließ doch wenigstens auf ihrer Wanderung die ewigen Sterne als Trost der Hoffnung über ihnen leuchten. Man hatte ein Gefühl, daß das Gedicht damit nicht schließen könne, daß die wiederholte Hinweisung auf einen künftigen Erretter, den Messias, in einem ergänzenden zweiten Theil ausgeführt werden sollte. Es wird erzählt, der Quäker Ellwood, dem Milton sein vollendetes Werk zum Lesen gegeben, habe den Dichter gefragt: soll es denn bei dem Verluste des Paradieses bleiben? wann zeigst du uns das wiedergewonnene? Milton habe die Richtigkeit der Bemerkung erkannt und Hand an die Weiterführung der biblischen Erzählung gelegt. So sei das „Wiedergewonnene Paradies", das Paradise regained, entstanden. Aber wie in der Wirklichkeit für den Dichter das irdische Paradies, wie es seiner Seele vorgeschwebt hatte, ein verlorenes war, so blieb auch sein zweites Werk weit hinter dem ersten zurück. Er sah keinen neuen Morgen aus der Dunkelheit leuchten. Die Befreiung des Menschengeschlechts durch die göttliche Liebe verschwindet hinter dem einzigen Zweck, das Böse in der Welt, ja diese selber mit all ihrer Sinnenlust als aller Heilung unfähig zu verwerfen. Milton hat die eigentliche Aufgabe des wiedergewonnenen Paradieses, den Sieg des auferstandenen Heilandes und die Gründung des Reiches Gottes nicht zu lösen vermocht; sein inneres Auge erschaute nur die Verderbniß der Gegenwart, den Untergang des republikanischen Freistaats. Für eine bessere Zukunft fehlte ihm die Hoffnung. Die Erlösung der Menschenwelt aus Verfall und Versunkenheit darzustellen, war einem deutschen Dichter vorbehalten. In einem milder gestimmten, für Humanität und Weltbürgerthum begeisterten Zeitalter hat Klopstock die Versöhnung Gottes durch den Opfertod des Messias besungen. An die Stelle des zürnenden Jehova war die Vorstellung eines Gottes der Gnade getreten.

Auch die letzte Arbeit Miltons „Samson Agonistes", mehr ein Hymnus in dialogischer Form als ein dramatisches Gedicht, hat einen biblischen Stoff mit Beziehung auf das eigene Schicksal des Dichters zur Grundlage. Wehrlos und seiner Augen beraubt, beklagt Simson

vor den Landsleuten sein unglückliches Dasein. Von den Philistern zu ihrem Osterfest gezogen, führt er die Katastrophe herbei, die ihm nebst den götzendienerischen Feinden den Untergang bereitet. Wer kann sich der Ansicht verschließen, daß Milton bei dem auserwählten Gottesstreiter und seinem tragischen Geschick an sich selbst gedacht habe? Im bittern Gefühl über das entartete Geschlecht, über das erloschene Augenlicht, über die Falschheit der Weiber, sieht der Dichter nur einen Ausgang in dem allgemeinen Einsturz und in der Rache Gottes. Die Tragödie, in antiker Form mit Chorgesängen, wurde in der Folge von dem deutschen Tonkünstler Händel zu seinem unsterblichen Oratorium verwendet. — Bis an sein Lebensende bewahrte Milton die geistige Kraft und Thätigkeit. Daß er für sein Verlorenes Paradies nur zweimal fünf Pfund von dem Buchhändler erhielt, daß die reactionäre Censur dem republikanischen Dichter scharf zu Leibe ging, hat ihn vom Schaffen nicht zurückzuhalten vermocht. In seinem Lehnstuhle sitzend ließ er lesen und schreiben; das Orgelspiel, das er von jeher geliebt, ward auch jetzt noch fortgesetzt; am Abend empfing er den Besuch der wenigen Freunde, die ihm treu geblieben, bei der Pfeife und einem Glase Wasser. Auch von dem schönen, zarten Antlitz, das ihm einst bei den Jugendfreunden den Beinamen „Lady" eingetragen, waren noch nicht alle Spuren verschwunden, und die hohe aufrechte Gestalt mit dem langen, hellen Lockenhaar trotzte lange den Wirkungen des Alters. Schmerzlos und ruhig ist er am 8. November 1674 entschlafen. Was Milton im dreiundzwanzigsten Jahre gelobt, in den Augen seines „großen Werkmeisters" treu befunden zu werden, das blieb sein Vorsatz bis zum letzten Athemzug. Er allein hat das Puritanerthum auf Zeiten geadelt. Die Freiheit, die doch zwischen den Klippen königlichen und kirchlichen Zwanges wie des rohen Fanatismus demagogischer Schwarmgeister das Ziel der ungeheueren Bewegung war, hat er wie ein Herold hinausgerufen; und sie klingt wieder in den Stimmen aller Völker, welche die dem Gewissen und der Gesellschaft angelegten Fesseln abstreifen.

2.

Die Herstellung einer Staatsordnung, die durch einen revolutionären Gewaltact auf längere oder kürzere Zeit gestört und unterbrochen war, hat stets eine revolutionäre Umkehr zur Folge, nicht blos in den Organen des öffentlichen Lebens, in der Regierung und Gesetzgebung, sondern in der gesammten Weltanschauung. Eine Restauration ist nicht

nur eine Rückführung der alten Staatsformen, sie begründet auch eine neue Aera in dem Gedanken- und Geistesleben, in den religiösen Ansichten, in dem gesellschaftlichen Verkehr. Selbst wenn die wiedereingesetzten Monarchen friedliche und versöhnliche Gesinnung aus der Verbannung heimgebracht hätten, so wären sie durch die öffentliche Meinung, durch die Stimme von Haß und Feindschaft, durch den Hohn und Spott der Sieger über die besiegte Sache fortgerissen worden. König Karl II. war so wenig wie Ludwig XVIII. ein von Rachsucht und Leidenschaft erfüllter Mann. Dazu war seine leichtfertige Natur, seine frivole Lebensanschauung nicht angethan. Nur auf Lebensgenuß bedacht, setzte er sich über die Gespenster der Revolution und der Verschwörungen, die ihn in der Befriedigung seines heiteren Lustlebens hätten stören können, leichten Sinnes hinweg; wie ein muthiger Cavalier verachtete er Gefahren und Drohungen.

Noch niemals ist ein unwürdiger, leichtfertiger Monarch mehr gefeiert und in den hohen Gesellschaftskreisen mehr mit Schmeicheleien verherrlicht worden, als der zweite Karl Stuart. Nur sein Zeitgenosse Ludwig XIV. hat ähnliche Huldigungen erfahren. Aber der französische König hatte wenigstens eine ehrenvolle, thatenreiche Regierung aufzuweisen. Der englische König dagegen glänzte nur durch seine höfische Manieren, durch gewinnende gesellschaftliche Talente, durch genußreiche, heitere Lebensweise. Aber gerade diese Gaben machten ihn bei der Aristokratie so beliebt. Die vornehme Welt hatte während der puritanischen Herrschaft nur die düstere Seite des Lebens kennen gelernt, nur die Mahnungen zu Bußfertigkeit und Zerknirschung vernehmen müssen; jetzt wollte sie sich schadlos halten für die freudenleere Vergangenheit; man wollte nachholen, was der puritanische Zelotismus an Lebenslust geraubt hatte; man wollte Vergeltung üben an den erlittenen Zurücksetzungen und Verfolgungen. Man überschüttete das Treiben und Gebahren der religiösen Eiferer mit Hohn und Spott; man bekämpfte die Ascetik der vergangenen Generation durch Leichtfertigkeit und Frivolität. In dieser Richtung ging der Stuartsche Hof voran, und die hohen Gesellschaftskreise ahmten um so lieber das Beispiel nach, als es ihren eigenen Neigungen entsprach. Sie sahen in der Wandlung kein „Verlorenes Paradies", sondern eine Erlösung vom Uebel. Im Gegensatz zu der calvinischen Strenge und Einfachheit der Dissenters kehrte man jetzt wieder zu den hochkirchlichen katholisirenden Anschauungen zurück. Solche Zeiten innerer Kämpfe und Gegensätze spiegeln sich dann auch immer in der Literatur ab. Wie Miltons

„Verlorenes Paradies" das göttliche Strafgericht auf Erden und in der Menschenwelt durchblicken läßt, so der „Hudibras" des englischen Dichters Butler den Hohn und die Verachtung der Stuartschen Restaurationsperiode über den puritanischen Zelotismus mit seiner finstern Weltanschauung. Es ist ja bekannt genug, daß sowohl die Presbyterianer wie die Independenten auf alle weltliche Literatur mit fanatischem Unwillen herabsahen, daß aller Bilderschmuck in ihren Augen als „heidnischer Götzendienst", als „Hefen des Papismus" galten. War ja doch Shakespeare, der größte englische Genius, über ein Jahrhundert in seiner Heimath so gut wie unbekannt, anfangs durch den puritanischen Ungeschmack, dann durch die französische Unnatur der zierlichen Eleganz.

Daß dieser einseitige Rigorismus durch diese ernste und finstere Weltanschauung mit der Lauge des Spottes und der Caricatur übergossen ward, war ein naturgemäßer Rückschlag und Correctiv. Liegt es doch in der menschlichen Natur, daß jede Einseitigkeit, wenn auch großartig und gewaltig in ihrem Auftreten, Widerspruch und Opposition hervorruft, daß dem feierlichen Ernst die Kehrseite, Ironie und Verspottung, gegenübertritt, daß das tragische Pathos in der Komik und Satire eine Abschwächung erleidet. Das wirkliche Leben findet nur Bestand und Dauer in einem Gleichgewicht der Kräfte; jedes Extrem erzeugt den Gegensatz als Correctiv. Wir haben in der obigen Darstellung gesehen, wie viele schwache und angreifbare Seiten das puritanische Sectenwesen dem nüchternen Beschauer darbot. So hoch man auch den standhaften Muth in Bekämpfung des royalistischen Absolutismus und des bischöflichen Hochkirchenthums anerkennen mochte, so barg doch der gesteigerte Puritanismus so viele ungesunde, starre und verkehrte Elemente in seinem Schooß, so ward doch das ganze Auftreten der „Heiligen", der „Cant" mit biblischen Redensarten in der Predigt wie im Gespräch, die zur Schau getragene Gottseligkeit, die Wiederbelebung alttestamentlicher Vorstellungen, Gleichnisse, Gebräuche, die fremdartige religiöse Uebertreibung in Reden und Thun so auffallend, so barock und absonderlich, daß sie zum Spott, zur Ironie, zur Persiflage herausfordern mußte.

Zwei Jahrhunderte früher war in dem Mediceischen Florenz ein ähnlicher geistiger Umschwung zur Erscheinung gekommen, wie er sich in dem puritanisch-republikanischen England vollzog. Durch die Bußpredigten und moralischen Strafreden des Dominicaners Savonarola war ein demokratisches Regiment in die Höhe gekommen, welches dem

leichtfertigen Kunst- und Genußleben der vorhergehenden Jahre eine rigorose Sittenstrenge entgegensetzte. Den Höhepunkt dieser ascetischen Geistesströmung bildete ein allegorisches Schauspiel auf offenem Markte, als das „Verbrennen der Eitelkeiten“ bekannt. Man wählte dazu den Zeitpunkt, welchen die Kirche als Uebergangsperiode von der Weltlust zur Buße und Entsagung festgesetzt hat.

Der Carneval des Jahres 1496 wurde in Florenz mit dem berühmten „Autodafé der Eitelkeiten“ gefeiert, wobei vor dem Palazzo vecchio aus allerlei Gegenständen der Weltlust und Frivolität, aus unzüchtigen Büchern, Bildern, Gedichten eine berghohe Pyramide mit der Figur des Carnevals als Spitze aufgeführt und angezündet ward. Es war ein puritanischer Eifer, wie er in der Reformationszeit so vielfach sich bethätigte und den Freunden der neuen Kunstbildung, welche auch den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer muthwilligen Genialität eine Berechtigung zum Dasein gönnen wollten, so viel Anlaß zu Schmähungen gab. Auf dieser Welt voll Unvollkommenheiten trifft es sich ja so häufig, daß ein Extrem durch das andere bekämpft und geschwächt wird, daß die Gegensätze auf einander gerathen. Mildere Zeiten gleichen dann den Fanatismus wieder aus und führen jede Richtung auf ihr rechtes Maß zurück. Wenn Savonarola, wie es heißt, die Novellen des Boccaccio in die Carnevalsflammen werfen ließ, so hat dies dem genialen Erzähler so wenig geschadet, als der Zelotismus der Puritaner Shakespeare. Das menschliche Leben ist ein großes Gartenland, das oft nach verschiedenen Methoden angepflanzt wird; jede hat eine gewisse Berechtigung, und erst aus dem Widerstreit und der endlichen Versöhnung von Zucht und Freiheit geht der echte Fruchtboden hervor, auf dem die Gebilde der Vernunft und Phantasie, der Sitte und der Geistesfreiheit harmonisch emporwachsen zur echten Seelenspeise.

So lange die hochkirchliche royalistische Partei, die unter der Herrschaft der Republikaner und Independenten gelitten hatte, noch am Leben war und ihre dominirende Stellung in Staat, Kirche und Gesellschaft wieder behauptete, war es natürlich, daß sie mit Spott und Ironie auf die ehemaligen Widersacher blickte und die Gedankenkreise, die Redewendungen und den biblischen Jargon der wunderlichen Männer zum Gegenstand ihrer Verhöhnung und Satire machte. Konnte man doch die ehemaligen Feinde nicht mehr demüthigen und der öffentlichen Verachtung preis geben, als wenn man die lächerlichen Seiten und verschrobenen Formen und Aeußerlichkeiten recht grell hervortreten ließ,

ihr eigenthümliches excentrisches Wesen in carikirten Uebertreibungen zeichnete. Dadurch wurden die guten und löblichen Eigenschaften, die man doch nicht ganz wegleugnen konnte, mit einer schmutzigen, häßlichen Decke verhüllt. So faßte denn im Gegensatz zu der düsteren puritanischen Weltanschauung, die in Miltons Dichtungen den Grundton bietet, sein Zeitgenosse Samuel Butler die lächerlichen Seiten ins Auge, indem er in Form einer komischen Epopöe unter dem puritanischen Ritter Hudibras, dem Titelhelden seines Gedichtes, das Thun und Treiben der Rundköpfe satirisch darstellte und verspottete. Die Hauptzüge scheint er in einem presbyterianischen Squire oder Landedelmann aus Cromwells Reiterschaar entnommen zu haben, in dessen Haus der Dichter mehrere Jahre als Erzieher gelebt hatte. In drei Bücher getheilt, jedes zu drei Gesängen, schildert das Gedicht in leichten trochäischen Versen mit Reim und in volksthümlicher Sprache eine Reihe von Scenen voll derber Witze, komischer Situationen, gemeiner oft cynischer Ausdrücke und Anspielungen, worin die Kämpfe der Parlamentarier gegen die Cavaliere in einem caricaturartigen Zerrbild dargestellt sind. Mit dem neunten Gesang bricht das Gedicht, bei dem die satirische Tendenz den epischen Plan und die künstlerische Anlage weit überwiegt, unvollendet ab. Vielleicht hat der Undank der Cavaliere und Bischöflichen, die zwar das Gedicht mit großem Beifall begrüßten, aber den Dichter sehr mäßig lohnten, diesem die Arbeit verleidet. Selbst König Karl II., dem die Parodie so wohl gefiel, daß er ganze Verse aus dem Gedächtniß herzusagen vermochte, hat sich in seiner Erkenntlichkeit nicht höher als zu einem Geschenk von 300 Pfund verstiegen, daher Butler in drückender Noth aus dem Leben geschieden ist. Unverkennbar schwebte dem Dichter des Hudibras der Don Quixote von Cervantes vor Augen; aber er wußte sich weder zu der tiefsinnigen Idee noch zu der kunstreichen Ausführung des spanischen Meisters zu erheben. Er hat von jenem unsterblichen Werke nur die äußere Anordnung sich angeeignet. Wie der Junker von La Mancha und sein Stallknecht Sancho Pansa auf Abenteuer ins Feld ziehen, so zieht auch Ritter Hudibras, „der sein steifes Knie noch nicht gebeugt", in Wehr und Kleidung wunderlich ausstaffirt, in geistlichem Wissen und in der theologischen Phraseologie der Zeit wohl geübt, auf einem blinden oder halbblinden Roß zum heiligen Kampfe aus wider Prälatenthum und Royalismus, begleitet von seinem Knappen Rolf, einem Independenten, der seinem Herrn in der äußeren Erscheinung wie an Gottesgelehrtheit und religiöser Erkenntniß gleich ist, ja denselben noch übertrifft,

erleuchtet durch sein „inwendig Licht". „Ihr Anzug, Waffen, Witz und Wuth paßt alles unter einen Hut". Herr und Knecht sind gemeine, feige, eigensüchtige und heuchlerische Figuren, denen der Dichter alle Laster, Thorheiten, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten beilegt, welche die Cavaliere den Rundköpfen schuld gaben. In allen Kämpfen mit Hieben und Schlägen reichlich bedeckt, mit Hohn und Schmach heimgeschickt, brüsten sie sich dennoch mit ihren Heldenthaten. Mit der Selbstgefälligkeit eines orthodoxen Presbyterianers führt Hudibras alles, was ihm widerfährt, auf die Vorsehung Gottes zurück; alle gemeinen Zwecke und Absichten weiß er mit sophistischer Apologetik in einen Heiligenschein zu hüllen und mit den Schlagwörtern und Argumenten der „Gottseligen" zu rechtfertigen. Nicht ohne Witz und kunstvolle Behandlung in einzelnen Schilderungen, erregt das Gedicht doch häufig ein widriges Gefühl durch das Gefallen am Niedrigen und Gemeinen. Man wandelt über Sumpfpflanzen ohne Sonnenlicht und blauen Himmel. Die Figuren sind aller Idealität entkleidet. Man wird durch die Höhle des Lasters und der Cynik in das offene Feld von Prügeln und Hieben geführt.

Da das komische Epos heut zu Tage sowohl in England als in Deutschland verschollen und vergessen ist, so mag es nicht unzweckmäßig erscheinen, den Inhalt und Gang der Erzählung in allgemeinen Zügen anzugeben. Ganz verständlich wird die Dichtung nur demjenigen sein, der das Cromwellsche Revolutionszeitalter in seinem inneren Wesen erkannt hat. Wie viele persönliche und sachliche Anspielungen unter den caricaturartigen Schilderungen verborgen liegen, kann nur vermuthet, nicht nachgewiesen werden; eine deutsche Bearbeitung vom Jahre 1787: „Hudibras frey verteutscht" ist dem Herrn Hofrath Wieland zugeeignet.

Hudibras will eine Volksbelustigung, eine Bärenhetze, nicht dulden, weil sie ein Spiel des Antichrists sei und in der heiligen Schrift nicht erwähnt. Ralf ist damit einverstanden, meint aber, die Synoden und Presbyterien seien nicht minder schriftwidrig und antichristlich als der Bären- und Hundekampf. Ehe der Kampf mit dem Bärenführer und seinen Genossen, dem Metzger und Fiedler, beginnt, hält Hudibras eine Mahn- und Strafrede an die zum Zuschauen herbeigelaufenen Volkshaufen: Wie kann da die Reformation gedeihen, wenn man Bärenhetzen duldet? Hat man darum die Nation aufgeboten, Kirche und Staat zu reformiren, also daß die Klempner nicht mehr ausrufen: „Kesselflicker",

sondern: „Verbessert die Kirche!“ daß die Händler nicht mehr schreien: „Besen und alte Schuh“, sondern: „Fegt's Parlament und schafft uns Ruh!“ die Verkäufer, statt nach alten Kleidern zu fragen, die Worte hören lassen: „Weg mit Chorhemd und Liturgie!“ daß der Mausfallkrämer auf den „bösen Rath“ schmäht, das Volk drohend fordert: „den Covenant beschworen!“ Hat man darum für die „große Sache“ in patriotischer Begeisterung Krug, Nachttopf und Pocal, darum Becher, Flasche und Teller oder Haarnadel, Löffel und Fingerhut dargebracht, daß ihr dem Bären und Hund nachzieht, wie einst Juda vor dem goldenen Kalbe niederfiel? Bei der Schilderung des Kampfes, in welchem Hudibras von der Keule des Schlächters Talgol getroffen, von seinem sich bäumenden Roß auf den Bären fällt, der lahme Fiedler von Ralf zum Gefangenen gemacht und in den hölzernen Dorfthurm geführt wird, verfällt der Dichter in seiner Komik nicht selten ins Unflätige, Cynische und Groteske. Die Geige des übermannten Fiedlers wird confiscirt; denn den Gottseligen gebührt alles Eigenthum, das ihnen mit Unrecht die Weltleute vorenthalten. Während Hudibras sich der frohen Betrachtung hingibt, wie man ihn ob seines Sieges in der Synode und auf der Kanzel feiern werde, sammeln sich die Feinde wieder zur Rache. Und nun geht es, wie es im Volksliede heißt: „was ein Tag oder Monat oder Jahr an Freuden gebracht, kann eine Stunde zerstören“. Trulla, eine zweite Jeanne d'Arc, verbindet sich mit dem Schuhflicker Cerdon und dem Bauernknecht Kolon und beginnt, nachdem sie den flüchtigen Bär vor den Prügeln des Pöbels gerettet und „auf einer schattigen Wiese am kühlen murmelnden Bache“ geborgen, den Kampf aufs Neue. Und nun wird Hudibras, als er in süßen Träumen sich vormalt, welche Huld und Gunst ihm seine Thaten bei der fernen Dame seines Herzens einbringen werden, von der trutzigen Maid überwunden und muß, seines Wamses und Panzerrocks beraubt und mit einem Weiberrock angethan, in denselben Thurm wandern, wo er vorher den Fiedler eingeschlossen, während dieser im Triumph befreit wird. Dorthin wird auch Ralf geführt, den der Bärenhüter zu Fall gebracht. Der Ritter vertreibt sich die Melancholie mit philosophischen Betrachtungen: er findet, daß die passive Tugend höher anzuschlagen sei als die aktive. Als aber der Stallknecht wieder auf seinen Satz zurückkommt, daß Synoden und Presbyterien mit Bärenhetzen in eine Klasse zu setzen seien, als er behauptet, die Synode sei die Bastardtochter der Inquisition, am Klang von Nase und Mund höre sie, ob einer innerlich gesund sei und ohne Sünde, als er Presbyterei

eine republikanische Päpstelei nennt, da entbrennt des Ritters orthodoxer Zorn: er beweist dem Knecht nach den Regeln der Logik, daß Synoden keine Bärenhetzen seien, daß das innere Licht jenen nicht recht erleuchte. Als die geflügelte Fama die Kunde von dem Schicksale des Hudibras in das Schloß der gestrengen Wittwe trug, welcher der Ritter sein Herz zugewendet hatte, machte sie sich sofort auf, um den Gefangenen zu befreien. Seine Liebesbetheuerungen vermögen ihr keine Gegenliebe einzuflößen; sie verlangt eine schwerere Probe; er soll sich stäupen lassen; der Stäupenschlag sei der einzige Weg zum Tempel der Ehre, der Tugend Lehrmeister. Wie sollte nicht das Auspeitschen, wenn es mit Tact und Grazie geschieht, das Herz eines Weibes rühren? Ist ja doch vor Kurzem ein Lord von seiner eigenen Gemahlin am Bettgestell nackt mit Ruthen gezüchtigt worden, weil er zu der königlichen Partei neigte, worauf das Parlament der Dame wegen ihres patriotischen Heroismus einen öffentlichen Dank votirte! Hudibras verspricht mit Wort und Eidschwur, sich dem Verlangen der Wittwe zu fügen. Aber am nächsten Morgen kommen ihm Bedenken. Er überlegt den Fall mit Ralf, und dieser beweist ihm, daß Eidbruch eine viel geringere Sünde sei, als sich zur Buße und Besserung den Leib mit Ruthen zu streichen. Letzteres stehe nur dem sündigen Menschen zu; die Frommen und Heiligen aber, wozu sie beide gehörten, dürften sich so heidnischem Gebrauche und Kasteien nicht unterwerfen. Wortbruch dagegen sei so gewöhnlich geworden, daß er für erlaubt und geboten anzusehen sei. Hat denn nicht „die Sache“ mit Meineid angefangen? Hat nicht das Parlament zuerst den Eid, dann den Frieden gebrochen? Haben nicht die Officiere ihr Patent im Namen des Königs erhalten und doch wider ihn gekämpft? Ist nicht League und Covenant zuerst beschworen, dann widerrufen worden? Hat nicht Cromwell bewiesen, daß Wort und Schwur nur Wind und Lippenbewegung sei. Eid und Gesetze, beweist Ralf ferner, sind nicht erfunden, Fromme und Heilige zu binden, sondern nur arge Sünder. Der Fromme sei als ein Peer des Himmelreichs zu betrachten, zu dessen Privilegien es gehöre, nur bei seiner Ehre zu schwören. Die Quäker, die wie Laternen ihr Licht inwendig tragen, verwerfen den Eid, weil sie nicht begreifen, was einem freigeborenen Gewissen zusteht. Jede Sünde rühre vom Teufel her, der die Menschen in Versuchung führe; auch die Wittwe möge wohl zu den bösen Geistern gerechnet werden. Dem Ritter Hudibras leuchtet das Raisonnement seines Stallknechts ein; er meint auch, wer einen Eid auferlegt, der keinen Nutzen schafft, sei schlimmer, als wer ihn

bricht; auch er ist der Ansicht, daß das Gewissen wie jeder andere Richter zuweilen Ferien habe. Nur über einen Punkt kommt er nicht hinaus: er fürchtet seine Ritterehre möchte darunter leiden. Er fragt Ralf, ob er nicht einen andern an seiner Stelle stäupen lassen könne? Der Stallknecht bejaht dies, es lasse sich beweisen, daß ein Sünder des Frommen Platz im Leiden vertreten könne, und nichts wirke so sympathisch wie das Stäupen. Nun muthet Hudibras seinem Knappen zu, er möge sich von ihm selbst auspeitschen lassen; dieser beweist, daß bei solchen Principienfragen Niemand sich selbst im Auge habe; hat doch nicht einmal bei der Selbstverleugnungsacte der Antragsteller an sich gedacht! Auch der Beweggrund, Ralf würde, wenn er seinem Herrn durch einige Peitschenhiebe zu einer reichen Heirath verhelfe, der großen Sache dienen, indem Hudibras das Vermögen zum Nutzen der Kirche verwenden würde, macht auf diesen keinen Eindruck. Beide gerathen in heftigen Wortstreit, wobei der Independent dem Presbyterianer höhnend vorhält, daß seine Glaubensverwandten die Synodrabbinen mit langen Bärten und weisen Mienen gebraucht und dann im Stich gelassen hätten. Schon wollen sie einander thätlich angreifen, als ein großer Lärm und Volksaufzug mit Pfeifen und Dudelsäcken ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenkt. Wiederum ist es ein alter Volksbrauch, der den Eifer der Puritaner reizt: Eine wunderliche Cavalcade, wobei eine Amazone einen überwundenen Krieger, der im Unterrock mit Spindel und Rocken versehen hinter ihr reitet, mit Schlägen zur Arbeit antreibt, eine Parodie der Weiberherrschaft über die Männer. Auch diesem heidnischen Gebrauch will Hudibras ein Ende machen; aber von dem Volkshaufen mit faulen Eiern angefallen, zieht er sich mit Ralf vor den „giftigen Geschossen“ zurück. — Nun möchte gern Hudibras wissen, ob ihm trotz seines Wortbruchs das Glück günstig sei und er die Wittwe mit ihrem Landgut erwerben werde. Er wendet sich daher an einen Astrologen und Schwarzkünstler, der aus den Sternen die kommenden Dinge voraussagt. Dieser gehört zu der Sekte der Rosenkreuzer, die den nahen Untergang der Welt und das Jüngste Gericht berechnen und verkünden. Sie unterhalten sich so eifrig über die Kunst der Astrologie, daß sie zuletzt in Streit gerathen und Hudibras den Rosenkreuzer niederschlägt und ausplündert. Nun fürchtet der Ritter, von dem „Fürsten der Finsterniß auf Erden“, dem Polizeihauptmann gefaßt zu werden, und entflieht, seinen Knappen als Bürgen zurücklassend und sich dabei an der Aussicht erfreuend, daß der independentische Diener, der so oft auf Synoden, Covenant und

Zehnten geschmäht und sich nicht für ihn habe stäupen lassen wollen, nun durch die Gerichte seinen Lohn erhalten werde. Er beschließt, sich nun zu der Wittwe zu begeben, ihr seinen neuen Sieg zu verkünden und ihr vorzulügen, daß er sich der auferlegten Liebesprobe der Geißelung unterzogen. Dann müsse sie ihm Hand und Gut reichen. Aber Ralf, der gleichfalls auf den Gedanken gekommen war, sich durch die Flucht seinem Herrn und dem Gericht zu entziehen, war bereits bei der Wittwe angelangt und hatte ihr von Allem Kunde gegeben, zugleich selbst als Freier auftretend. Das lange Zwiegespräch zwischen dem prahlerischen, wortbrüchigen Hudibras und der weltklugen Wittwe über Freien, Heirathen und Ehestand endigt mit einem tumultuarischen Ueberfall. Der feige Ritter, in der Meinung, der Zauberer sei mit bösen Geistern und Furien eingebrochen, um ihn zu züchtigen, ergreift in der Todesangst die Flucht, wird aber in der Dunkelheit erwischt und mit Stößen und Prügeln so in Schrecken gesetzt, daß er ein volles Sündenbekenntniß seiner Partei ablegt: er und seine Genossen seien Egoisten, Heuchler, Pfründen- und Stellenjäger; die Verderbniß der Zeit rühre von der Lehre her, daß Heilige, die im Gnadenstand wären, sich um Tugend, Sittlichkeit und Gewissen nicht zu kümmern brauchten. — Im vorletzten Gesang unterbricht der Dichter den Gang der Erzählung, um eine Episode über die Sekten und ihre Führer einzuschalten. Nach Art einer Genealogie stellt er dar, wie aus der Ehe des Covenants und der „guten alten Sache" allmählich ein Schwarm von „Wiedergebornen" hervorgegangen wie Insecten aus dem Aas. Gleich Hunden, die um ein Bein sich herumbeißen, hätte jede Partei das Kirchen- und Krongut als eine Gabe der Vorsehung an sich gerissen und bei den Streitigkeiten über den Raub den Schutz der Gesetze angerufen, die sie doch vorher geschändet, behauptend die andern seien aus der Gnade gefallen und hätten das Recht der Heiligen auf die Güter der Erde verwirkt. Wie beim Babylonischen Thurmbau hätten sie sich mit Zungendreschen wider einander versucht, bis Gesetz und Recht zu Boden gelegen, Kirche und Staat zu Grunde gegangen. Den Königlichen, deren Treue nie wankend geworden, die weder Ketten noch Verbannung, weder Aechtung noch Confiscation vom Rechte abzuwenden vermocht, sei endlich der Sieg gelungen, nachdem Cromwell im Sturmwind dahingefahren, und das Regiment der Heiligen, wie einst die Münstersche Schwärmerei in eine allgemeine Confusion, in einen Hexensabbat gerathen. In einer Reihe von Reden, worin die „Quacksalber des Staats" angeben, durch welche Mittel sie sich der Herrschaft bemächtigt und

auf welche Weise sie sich in derselben zu behaupten gedächten, wird das ganze egoistische, heuchlerische, unsittliche Treiben der Presbyterianer und Independenten, der Schwärmer und Fanatiker vorgeführt, unter der Form ironischer Selbstverherrlichung und Selbstbekenntnisse, ein carikirtes Lasterbild von ihren unheiligen Zwecken und Thaten bei äußerer Scheinheiligkeit entworfen. Schonungslos wird in diesen Reden voll persönlicher Satire die Maske von den Heiligen-Angesichtern herabgerissen und die häßlichen Züge der Mißgestalt, verzerrt durch royalistische Galle, in der ganzen Blöße dargestellt. Das Gezänk wird durch Lärm in der Ferne unterbrochen. Ein College stürzt in die Versammlung und erzählt ganz außer Athem, daß der Pöbel bei Temple-Bar die Mitglieder des Rumpfparlaments im Bilde als Hintertheile von Ferkeln und Gänsen verbrenne. Einer der Anwesenden versucht es, den allegorischen Sinn dieses hieroglyphischen Spiels, das Papisten und Jesuiten ins Werk gesetzt hätten, zu deuten: als der tumultuirende Volkshaufen eindringt und die Versammelten zu wilder verwirrter Flucht treibt. Im neunten Gesang beweist Ralf seinem scheltenden und polternden Herrn, daß es vorteilhaft und recht sei, vor dem Feind die Flucht zu ergreifen und dann doch mit seinen Siegen zu pochen, und gibt ihm den Rath, seine Dame, deren Liebe er umsonst durch seine Heldenthaten zu gewinnen gesucht, vor Gericht zu verklagen. Die Juristen wie die Schweizer dieneten Jedem, der sie bezahle. Dem Ritter leuchtet der Rath ein, denn Tapferkeit und Heldenthat bestehe jetzt in Kriegslist und Verrath. Er wendet sich an einen alten „Rabulisten und Friedensrichter", der unter jedem Regiment das Recht nach seinem Vortheil gehandhabt. Der feine Biedermann ermuntert ihn in dem Vorhaben: durch Meineid, falsche Zeugen, Schriftverfälschung sei es leicht, die Dame zu zwingen, ihm Hand und Gütchen zu geben oder sie an den Galgen zu bringen. Hudibras will jedoch zuerst noch einen Versuch machen, ihr Herz durch Liebesbriefe zu erweichen. Mit den beiden Schreiben, dem Liebes- und Freiersbrief des Ritters und dem Absagebrief der Dame, den gelungensten Partieen des Gedichts, schließt das komisch-satyrische Epos „Hudibras", dem man, wie einst Goethe dem ersten Theil des Faust, hätte beifügen können: Ist fortzusetzen.

Nicht nur in der Poesie traten die Gegensätze der Anschauungen zu Tage, auch in der Philosophie und in der Staatsrechtslehre strebte man nach einem Princip, durch welches die Controversen ausgeglichen und einheitlich zusammengefaßt werden möchten. Angeregt von der

Erfahrungswissenschaft Lord Bacons von Verulam wendete sein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse Thomas Hobbes, der während der Bürgerkriege und der Republik einen großen Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte, vielfach im Verkehr mit dem Hofe Karls II., seinen forschenden Geist den großen politischen und religiösen Zeitfragen zu und suchte in einer Reihe von Schriften, unter denen der „Leviathan oder über die Materie, Form und Gewalt des kirchlichen und bürgerlichen Staates" die bedeutendste war, das Wesen und die Beschaffenheit der Staatsgesellschaft und die Stellung des Menschen zu den öffentlichen Gewalten zu ergründen. Als die Levellers das Eigenthum für den Ursprung alles Uebels erklärten, fand Hobbes, daß die Gemeinschaft der Güter eine Auflösung hervorbringen würde, welche das größte Unglück wäre, das die natürlichen Dinge treffen könnte. Von dieser Annahme gelangte er zu der Ansicht, „daß die Sicherheit des Eigenthums und die Ausübung der Gerechtigkeit, welche sich über Mein und Dein erstreckt, eine feste Herrschaft, die Vereinigung der Gewalt in Einer Hand nothwendig mache". Er warf sich die Frage auf: „wie muß der Staat beschaffen sein, um dem Ungeheuer der Rebellion, das ihn verschlingt, den Fuß dergestalt auf den Nacken zu setzen, daß es sich nicht mehr rührt? Ungeheuer will durch Ungeheuer vertilgt oder beherrscht sein, der Drache durch den Leviathan. Daher soll nach ihm der Staat und sein Oberhaupt alle Macht haben; er soll in seinem Gebiet allmächtig sein, ein „sterblicher Gott", er soll es sein nicht im Widerstreit, sondern im Einklang mit dem Naturgesetz". So läßt Hobbes, nach Rousseau's sarkastischer Bemerkung, die Menschen aus dem Naturzustand in den Staat fliehen, „wie die griechischen Helden in die Höhle des Cyklopen". Diese Auffassung von dem monarchischen Staat sagte den Männern der Reaction sehr zu, daher auch Hobbes nach der Restauration ein Jahrgehalt vom Hofe erhielt. Dennoch war sein philosophischer Standpunkt keineswegs nach dem Sinne der royalistisch-episcopalen Theoretiker. Wie Bacon setzte auch Hobbes die Natur und die sinnliche Körperwelt als das Ursprüngliche; da aber der daraus entspringende Naturzustand einen Krieg Aller gegen Alle bedinge, so sei es nothwendig, mit Hülfe der Vernunft zur Sicherheit des Lebens und zur Erhaltung des Eigenthums jenem Elende des Naturzustandes Schranken zu setzen und durch Vertrag und Uebereinkunft die Staatsgesellschaft zu gründen, in Uebereinstimmung mit den Naturrechten und dem Sittengesetz. Die gegenseitige Furcht der Menschen und der Selbsterhaltungstrieb, „der Kampf ums Dasein",

wie man heut zu Tage sagen würde, sind ihm somit die Grundbedingungen des Staats. Von dem göttlichen Heiligenschein, womit die hochkirchlichen und aristokratischen Ultras in ihren theokratischen Vorstellungen das Königthum zu umgeben trachteten, ist in seiner Argumentation keine Spur. Soll der durch Reichsübertragung geschaffene Zustand des Friedens und der Ordnung unerschütterlich feststehen, wird dann weiter bewiesen, „so muß in Folge des Vertrags eine Gewalt errichtet werden, die alle Macht und alles Recht in sich vereinigt, die unbedingt herrscht, der die Einzelnen unbedingt gehorchen. Diese Gewalt ist der Herrscher, der Souverän, der Staat, in dem Alle vereinigt sind, wie vorher im Naturzustand Alle getrennt waren; diese Vereinigung Aller ist die Gesellschaft, das Gemeinwesen, das Volk. Staat, Souverän, Volk sind daher nach Hobbes identische Begriffe. Dem Staat gegenüber giebt es nur Unterthanen, er allein herrscht, er allein ist frei, die andern gehorchen, sie müssen thun, was die Gesetze befehlen, ihre Freiheit besteht nur in dem, was die Gesetze nicht verbieten. Die Staatsgewalt ist absolut, sie theilen oder beschränken heißt sie in Frage stellen oder die Gefahr des Naturzustandes erneuern. Nur die absolut-monarchische Staatsgewalt ist die richtige, weil sie allein die Selbsterhaltung des Staats verbürgt und sichert. So kommt Hobbes dazu, aus dem Naturgesetz das absolute Königthum zu begründen". Nach ihm hat in dem normalen Staat der Ausspruch Ludwigs XIV. „der Staat bin ich" vollkommene Berechtigung. Von seinem naturalistischen Standpunkt aus kämpft er mit demselben Eifer wie Bacon gegen Aristoteles und die Staatslehrer des Alterthums, welche im Staat einen sittlichen Organismus erkennen wollten, der unabhängig von der Form seine Berechtigung und Autonomie in sich selbst trage, gegen die hierarchischen und feudalen Ordnungen des Mittelalters, welche auf einer Trennung von Staat und Kirche und auf einer Theilung der Staatsgewalten selbst beruhten, gegen den Repräsentativstaat der neuen Zeit. Das Naturgesetz, das zum absolut-monarchischen Staat führt, ist nach Hobbes gleichbedeutend mit dem „Willen Gottes" der religiösen Vorstellungsweise; beide gipfeln in der Doctrin von einem „absoluten Königthum von Gottes Gnaden". Aber auch hier bewährte sich der Satz: wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Dieses Aufgehen der kirchlichen und geistlichen Gewalt in der Allmacht des weltlichen Herrschers, diese Unterordnung des religiösen Princips unter das Naturgesetz, das Ignoriren der Offenbarung in der Heiligen Schrift als Urgrund eines „Reiches

Gottes" war keineswegs nach dem Sinne der anglicanischen Hierarchie: daß Hobbes die Religion von derselben Furcht vor dem Elende des Naturzustandes oder dem natürlichen Erkenntnißtrieb herleitete, sie für eine Staatseinrichtung, für ein wirksames Mittel der bürgerlichen Ordnung in der Hand des Herrschers ausgab, die Kirche mit ihren Cultus- und Glaubensformen als Menschenwerk, als bloße Dienerin des Staats und Gehülfin des weltlichen Oberhauptes anerkannt wissen wollte, die Gottheit als die uns verborgene erste Ursache der Bewegung erklärte, die Begriffe von Gut und Böse nicht auf das menschliche Gewissen, sondern auf das bürgerliche Gesetz zurückführte, das stimmte nicht zu dem orthodoxen Lehrsystem der englischen Kirche. Seine Ansichten wurden als irreligiös und dem christlichen Gottesglauben widerstrebend angegriffen; sein „Leviathan" wurde vom Parlamente verdammt; er selbst sah sich genöthigt, in einer eigenen Vertheidigungsschrift den Antrag seiner Gegner, ihn als Atheisten zu bestrafen, zu bekämpfen.

IV. Restauration und Ende der Stuarts.

1.

Wir haben früher gesehen, wie weit die geistigen und socialen Lebensrichtungen der englischen Nation während der revolutionären republicanischen Periode und nach der Restauration auseinander gingen. Die Geschichte hat wohl kaum jemals so grelle Gegensätze in wenigen Jahrzehnten auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens in die Erscheinung treten lassen. An die Stelle der finstern religiösen Lebensanschauung der Cromwellschen Zeit, die theilweise zu einer überspannten Höhe, zu fratzenhaften, phantastischen Ueberschwänglichkeiten sich verstieg, trat in den ersten Jahren der Restauration eine leichtsinnige Lebensrichtung voll Weltlust und Frivolität. Wie in Frankreich unter Ludwig XVIII. die reactionären Ultras in Staat und Kirche das gebietende Wort führten und den König zu Maßregeln fortrissen, die jede Versöhnung und Ausgleichung unmöglich machten, so geschah dies noch in höherem Grade in England unter Karl II. Wie die „weißen Jakobiner" im südlichen Frankreich die Tage des Schreckens vom Jahre 1793 gegen Republicaner und Protestanten wiederholten, so die fanatischen Cavaliere und Episcopalen die Ausschreitungen der Rundköpfe,

und Indenpedenten unter Cromwells Dictatur. Nachdem Parlament und Synoden der Krone alle Rechte zugesprochen, gegen welche die Väter zwanzig Jahre lang aus allen Kräften gekämpft und den König mit einer souveränen Machtfülle ausgestattet hatten, die weit über den Absolutismus Elisabeths hinausging, richteten sie ihre Rache gegen die Puritaner und „Königsmörder". Noch im Jahre 1662 mußte Henry Vane auf derselben Stelle, wo einst Strafford, das erste Opfer der revolutionären Bewegung, geblutet, sein Haupt auf den Block legen. Er wollte die Gnade des Königs nicht anrufen und ging festen Schrittes und getreu seinen Grundsätzen in den Tod, der ihm eine Nothwendigkeit der Natur war, „durch welche die Seele aus Gefängniß und Knechtschaft befreit zu vollem Dasein gelange". Seine Rede, worin er sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß auf dem Schaffot kund geben wollte, wurde durch Trompetenschall unvernehmbar gemacht. Die Lehre von Hobbes, daß der Wille des Fürsten die Richtschnur für Recht und Unrecht sei, daß jeder Unterthan seine religiösen und politischen Ansichten nach den Vorschriften des Königs bilden müsse, wurde das Evangelium der vornehmen Welt. Wenn Karl II. von dieser unbeschränkten Gewalt im Anfang seiner Regierung noch einen mäßigen Gebrauch machte, wenn er nicht ganz auf die Rachsucht und die Reactionsgelüste der Cavaliere einging, vielmehr zwischen den Parteirichtungen eine mittlere und vermittelnde Stellung zu gewinnen suchte, so lag das Motiv in seiner von allen leidenschaftlichen und heftigen Gemüthsregungen abgewandten Natur. Mehr leichtsinnig, genußsüchtig und frivol, als rachgierig und bösartig war er in erster Linie bedacht, sich alle Lebensfreuden in reichlichster Fülle zu bereiten. Ohne höhere Zwecke und Bestrebungen vermied er gerne alles, was ihn aus dem Gleichmaße bringen, in dem ruhigen Genusse des Daseins stören könnte; ohne Glauben an Tugend, an Menschenwürde, an Adel der Gesinnung sah er sich am liebsten von Menschen umgeben, die ihm schmeichelten, die seinen Lüsten dienten, deren Gesellschaft zu seiner Erheiterung beitrug. Ein Epicuräer im altgriechischen Geiste, schlug er sich die widerwärtigen Dinge gern aus dem Sinn, warf er den Ernst des Lebens weit von sich; Mühe und Schmerzen waren ihm unerträglich, Sorgen und Arbeiten lästig, leidenschaftliche Erregung unbequem. Er theilte nicht den Ehrgeiz und die Herrschbegierde seiner französischen Zeitgenossen; unbekümmert um Lob und Tadel der Mitwelt, lebte er nur im erschöpfenden Genuß des Tages; bei den religiösen Streitfragen der Zeit war sein Gewissen wenig betheiligt; der Fanatismus war ihm

unheimlich; seine Vorliebe für Papismus wie seine Abneigung gegen das Presbyterianerthum wurzelten in äußerlichen Eindrücken. Wie er selbst zwischen Unglauben und Katholicismus hin und her schwankte und jedem Confessionalismus mißtraute, so glaubte er auch bei Andern nicht an aufrichtige religiöse Ueberzeugung. Wenngleich nicht ohne Verstand, Weltkenntniß und Klugheit, verfolgte er doch weder in der Regierung des eigenen Landes noch in der auswärtigen Politik ein festes, klares System. Wie er in seinem Privatleben vom Genuß der Stunde, von den Reizen der Sinne, von den Einflüssen der Frauen und der Höflinge sich bestimmen ließ, so bewegte er sich während der sturmvollen Ereignisse, welche die Welt durchschütterten, gleich einer unsteten Wetterfahne ohne Grundsätze und Willenskraft nach der durch den Zwang der Verhältnisse oder äußere Impulse ihm gegebenen Richtung. Nur Einem politischen Zweck jagte er mit folgerichtigem Geiste nach: Die königliche Autorität über die parlamentarischen Gewalten zu erheben und die Prärogative der Krone unabhängig von den wechselnden Einflüssen der Parteien zu machen. Den Frohsinn und die heitere, lebenslustige Stimmung, die er in seiner eigenen Seele zu schaffen oder zu erhalten bestrebt war, suchte er auch in Andern hervorzurufen. Niemand verstand es besser als er, die Menschen, die in seine Nähe kamen, die seine Umgebung, seine Gesellschaft bildeten, an sich zu fesseln und durch die ihm eigenen Gaben persönlicher Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und fürstlicher Freigebigkeit zu bezaubern. Ein ritterlicher Mann, der in schweren Zeiten Muth bewiesen, von der Romantik einer gefahrvollen Vergangenheit angehaucht und emporgetragen, im geselligen Verkehr mit schönen Damen und Cavalieren durch seine Manieren, durch Witz und Laune, durch anmuthiges, höfliches, gebildetes Wesen hervorragend, wie sollte nicht ein solcher Fürst von seiner Umgebung geliebt, verehrt und verherrlicht werden in einer Zeit, da derartige Eigenschaften in der vornehmen Gesellschaft so hoch im Werth standen! Diese glänzende Außenseite deckte in den Augen der royalistisch schwärmenden englischen Welt die inneren Fehler zu, die sinnliche, genußsüchtige Natur, das Streben, den Staatsschatz zur Befriedigung der eigenen Neigungen und Lüste auszubeuten, den Hang zur Falschheit, zur Frivolität, zur Mißachtung gesetzlicher Schranken, staatlicher Ordnungen, menschlicher Rechte. Die Ausschweifungen, die Hingebungen an die Laster und Begierden des Fleisches, die am Hof herrschend waren, wurden in allen Kreisen nachgeahmt, fanden Beifall und Billigung; die öffentliche Meinung erhob sie zur Mode; sie galten

als Zeichen feiner Bildung. Standen sie doch im Gegensatz zu der Rigorosität, zu der gezwungenen Enthaltsamkeit, welche das verhaßte Regiment der Puritaner der Nation auferlegt hatte. Leichtfertigkeit, Sittenlosigkeit, Weltlust gehörten zu dem herrschenden System. Das Bethaus wurde durch das Theater verdrängt, unter den wechselnden Liebschaften des Königs nahmen Schauspielerinnen eine wichtige Stelle ein. Man erging sich in sarkastischen Bemerkungen und Spottreden gegen die Sonderlinge, die noch an alter Sitte und Tugend festhielten. Im Salon und an der Tafel des Königs gehörte es zum guten Ton, Alles, auch das Würdige und Bedeutende, ins Lächerliche zu ziehen. „Alle leichteren Gattungen der Literatur erhielten durch die vorherrschende Zügellosigkeit dunkle Flecken. Die Dichtkunst gab sich zur Kupplerin jeder niedrigen Begierde her; die Satire, anstatt Schuld und Irrthum erröthen zu machen, wendete ihre furchtbaren Pfeile gegen Unschuld und Wahrheit."

Es war, als ob Natur und Menschen sich vereinigt hätten, das englische Reich in den ersten Jahren der Stuartschen Restauration mit schweren Drangsalen heimzusuchen. Eine Pestseuche stürzte in einem einzigen Sommer hunderttausend Bewohner der Hauptstadt ins Grab; im Jahre 1666 verzehrten die Flammen zwei Drittel von London, 13000 Häuser und 89 Kirchen. Bald darauf befuhr die holländische Flotte die Themse, verbrannte die Kriegsschiffe, raubte Fahrzeuge und Gut und bedrohte die Hauptstadt. Den leichtsinnigen Stuart focht dies alles wenig an. Es wird erzählt, daß am Tage des Flottenbrandes, als die Bürgerschaft Londons zum erstenmal von dem Donner fremden Geschützes erschreckt ward, der König mit seinen Hofdamen im kindischen Getändel einer Motte nachjagte. Eine große Verstimmung gegen den Hof ging durch die ganze Nation: man verglich die Cromwellschen Triumphe mit der ruhmlosen Gegenwart, damals habe eine kraftvolle protestantische Politik gewaltet, jetzt buhle man mit dem Romanismus. Schärfer als je wurden die katholisirenden Tendenzen verurtheilt. Noch jetzt liest man auf dem Denkmal, das zur Erinnerung an den großen Brand in der City errichtet ward, die schwere Beschuldigung, daß die Katholiken das Unglück angestiftet hätten.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der enthusiastische Royalismus der ersten Jahre nach der Restauration allmählich zerrann, daß man die am Hofe und in der Regierung herrschenden absolutistischen und katholisirenden Tendenzen wieder mit größerem Freimuth zu rügen begann. Die stolze Nation ertrug es

mit Unwillen, daß das Staatsschiff Englands in der äußern und inneren Politik den Eingebungen Frankreichs folgte, daß Ludwig XIV. durch Jahrgelder und französische Buhlerinnen den sinnlichen, gewissenlosen König ganz in sein Interesse zog, zum Bundesgenossen seiner egoistischen Staatskunst machte. So lange Clarendon, der den königlichen Hof in den Tagen des Exils begleitet hatte und zum Lohne seiner Treue nach dem triumphirenden Einzug die Staatsgeschäfte leitete, als Reichskanzler seines hohen Amtes wartete, hatte die royalistisch-episcopale Ansicht die Oberhand in der öffentlichen Meinung. Die ganze vornehme Gesellschaft ahmte das Beispiel des Hofes nach; im Parlament wetteiferte man in Loyalität und Servilismus. Alle die Rechte und Prärogativen, die man einst dem ersten Karl auf Leben und Tod bestritten, legte man jetzt dem Sohne willfährig in den Schooß. Ein Stillstand und eine allmähliche Umkehr in diesem wohldienerischen Wettlauf erfolgte erst, als Clarendon, der Geschichtschreiber der englischen „Rebellion", in Ungnade fiel und die Führung der Staatsgeschäfte einer Anzahl egoistischer und grundsatzloser Männer übertragen ward, welche das Volk nach den Anfangsbustaben ihrer Namen als „Cabal"-Ministerium bezeichnete. Nun fing man an, sich zu besinnen, wohin der eingeschlagene Weg führe. Die alte Benennung „Cavaliere" und „Rundköpfe" war für die veränderte Zeitlage nicht mehr zutreffend, aber die Grundanschauung bestand fort unter den neuen Parteinamen „Tories und Whigs". Der Ursprung der Namen ist unsicher: aber dem Sinne und der Tendenz nach kommen sie den modernen Bezeichnungen „Servile" und „Liberale" am nächsten. Die Whigs, an deren Spitze Graf Shaftesbury und mehrere der geistreichsten, edelsten und charakterfestesten Männer Englands, wie Lord Russel, Sidney, Grey und andere standen, betrachteten die Staatsverfassung als einen gegenseitigen Vertrag zwischen König und Nation und legten dieser im Fall der Verletzung das Recht des thätigen Widerstandes bei, die Tories dagegen, deren Haupt die hochkirchliche Universität Oxford war, verwarfen den Grundsatz, daß die bürgerliche Gewalt vom Volke ausgehe, und heischten von den Unterthanen einen leidenden Gehorsam.

Die Abhängigkeit des Königs und seiner Regierung von dem Hofe von Versailles verletzte nicht nur das englische Nationalgefühl; sie weckte auch aufs Neue die Besorgniß vor der zunehmenden Ausbreitung des Papismus in dem Inselreiche. Der alte Nopoperyruf erwachte mit neuer Stärke. Die Furcht, von dem Katholicismus umgarnt und verschlungen zu werden, war nicht ohne Ursache. Sah man doch damals

den Hof und die ganze vornehme Welt in Frankreich alle Mittel der Gewalt und Verführung in Bewegung setzen, um die Hugenotten in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Wenngleich der König selbst sich äußerlich zu der englischen Episcopalkirche hielt, so war doch der Verdacht nicht ungegründet, daß er heimlich katholisch gesinnt sei. Sein Bruder, der Herzog von York, bekannte sich öffentlich zu dem Lehrbegriff und Cultus, wie er in Rom verkündet ward; ein beschränkter Geist wie der Bourbone Artois, der in der Folge als Karl X. den Thron von Frankreich bestieg, war er mit dem fanatischen Eifer eines Renegaten dem römischen Glaubensbekenntniß ergeben. Dieser Eifer nahm noch zu, als er sich nach dem Tode seiner Gattin, einer Tochter Clarendons, in zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Modena vermählte, deren Mutter eine Nichte des Cardinals Mazarin gewesen war, und die ganz unter dem Einfluß der französisch-klerikalen Hofluft der Frau von Maintenon stand. Und da Karl II. keine legitimen Erben hatte, so war der Herzog von York der nächste Thronfolger.

Da war es denn natürlich, daß sich im Parlament bei den altenglischen Bürgerklassen wieder eine Opposition bildete, die an die Zeiten von Strafford und Laud erinnerte. Und diesmal ging die Opposition nicht aus den Reihen der Puritaner hervor, sondern aus den Kreisen der Hofkirche, aus den liberalen Bekennern des anglicanischen Episcopalsystems. Die Furcht vor der Wiederkehr des Papstthums und den Ordensbrüderschaften überwog den Haß gegen die Dissenters und Congregationalisten. Der Widerstand gegen die subversiven Tendenzen, gegen die absolutistische und papistische Propaganda, die den Staats- und Kirchenbau der Königin Elisabeth zu untergraben drohte, vereinigte alle nationalen Elemente zu einem geschlossenen Bunde. Selbst Ludwig XIV. wurde besorgt über die parlamentarische Opposition. Er mahnte den königlichen Bundesgenossen zur Behutsamkeit und zum Nachgeben. Karl befolgte den Rath: er willigte in die Testacte vom Jahre 1673. Es mag ihm wohl schwer angekommen sein, einen Beschluß zu sanctioniren, kraft dessen alle, welche sich weigern würden, den Eid der Treue und des königlichen Supremats zu leisten, das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche zu nehmen und eine Erklärung gegen das Dogma der Transsubstantiation zu unterzeichnen, unfähig sein sollten, irgend ein Amt oder eine Militärwürde zu bekleiden und in das Parlament oder in den Staatsrath gewählt zu werden.

Der Herzog von York wollte den Testeid nicht leisten und sah

sich daher genöthigt, seine Stelle als Großadmiral niederzulegen. Auch der Minister Clifford mußte aus seinem Amte scheiden. Als strenger Katholik konnte er den Testeid nicht ablegen. Mit Schmerz trennte sich der König von dem Manne, in den er das meiste Vertrauen setzte. Clifford begab sich auf ein Landgut, wo er bald starb. Man sagte, er habe in einem Anfall von Melancholie über den Verlust seiner staatsmännischen Laufbahn Hand an sich selbst gelegt.

Es ging damals eine schwüle Luft durch das Inselreich, die vielfach an die Vergangenheit erinnerte. Man glaubte überall papistische Complotte wahrzunehmen; die Katholiken sollten den Plan haben, mit Hülfe Frankreichs und des Thronfolgers einen Staatsstreich zu Gunsten ihrer Religion auszuführen; man müsse den Testeid noch verschärfen, alle in London seßhaften Anhänger des Papstthums auf zehn Meilen von der Stadt verweisen.

Die Geldnoth machte die Einberufung eines neuen Parlaments nothwendig. Die Opposition führte eine scharfe Sprache gegen mancherlei Mißbräuche. Das Unterhaus erhob Klage gegen das Cabal-Ministerium, so daß sich Karl genöthigt sah, zwei Glieder desselben aus dem Rath der Krone zu entfernen. Es war eine Anerkennung des Grundsatzes der Ministerverantwortlichkeit, gegen den sich die Krone früher so eifrig erklärt hatte. Während dieser erregten Debatten bildete sich die Parteischeidung der Whigs und Tories vollends aus. Die sogenannte Nonresisting-Bill, die der neue Minister Lord Derby mit Hilfe der Bischöfe durchsetzte, bewirkte die nationale Scheidung. Die Nonresisting-Bill war die stärkste Manifestation der anglicanisch-royalistischen Ideen. In dieser war ausgesprochen, daß anglicanische Rechtgläubigkeit und passiver Gehorsam gegenüber dem König allein das volle Staatsbürgerrecht gewährten. Die Lehre des Philosophen Hobbes von der Allgewalt des Staats, vereinigt in der Person des Oberhauptes, wurde somit zum politischen Glaubensbekenntniß erhoben.

Gegen das Ende der siebenziger Jahre stieg die politisch-religiöse Aufregung in England auf eine Höhe, wie sie der Einberufung des langen Parlaments vorangegangen war. Die Gerüchte von papistischen Complotten, von Geldzahlungen Ludwigs XIV. an den englischen König und die einflußreichsten Staatsmänner, um die französisch-englische Allianz während des continentalen Weltkrieges aufrecht zu erhalten, die scharfen Principienkämpfe zwischen den Parteien hielten das Volk in Athem und steigerten die öffentliche Meinung zu fieberhafter Unruhe. Nur mit Mühe entging Lord Derby dem Schicksale Straffords.

Wie einst der Minister Karls I. durch eine Bill of Attainder des Landesverraths angeklagt, hatte er es nur der allgemeinen Furcht vor einer neuen Revolution zu verdanken, daß er mit fünfjähriger Gefängnißstrafe im Tower davonkam.

Vor Allem richtete sich die Besorgniß und der Unwille des Volks gegen den Herzog von York, dessen künftige Thronbesteigung bei dem zunehmenden Alter des Königs immer näher rückte. Vergebens hatten die hochkirchlichen Bischöfe versucht, ihn wenigstens zu einer scheinbaren Conformität zu bewegen; der Herzog war ein zu eifriger Katholik, als daß er sich zu einem so zweideutigen Schritt hätte bewegen lassen. Er wies eine solche Zumuthung mit Entrüstung zurück. Um die nationale Aufregung zu beschwichtigen, gab sein königlicher Bruder ihm den Rath, sich aus dem Lande zu entfernen. Er nahm seinen Aufenthalt in Brüssel. Durch diese Landesverweisung war der Herzog den Augen des Volks entrückt, und Karl mochte glauben, durch einen Zusatz in die Verfassungsgesetze die Gemüther zu beruhigen. Zu einer Abänderung der dynastischen Erbfolge konnte er sich nicht entschließen, aber er war bereit, der Nation Garantien zu gewähren, daß auch unter einem römisch-katholischen Monarchen die Landesreligion und die kirchliche Gesetzgebung nicht verändert werden sollten. Aber das Mißtrauen wurzelte zu tief in den Gemüthern. Was helfen alle Eide und Gesetzesbestimmungen gegen papistische und jesuitische Ränke und Schliche? so fragte die patriotische Partei, die an den liberalen Staatsmännern William Russell und Graf Shaftesbury zwei gewandte und einflußreiche Führer besaß. Wer bürgt uns denn dafür, wurde gefragt, daß der Herzog, einmal zur Macht gelangt, den Pact des Vorgängers, der so tief in die Verfassung eingreift und so sehr mit seinen religiösen Ansichten in Widerspruch steht, als rechtsgültig anerkennen werde? Gegen die Rache des fanatischen Herzogs schütze kein Vertrag, wurde geäußert, das heiße Simson mit Weidenruthen binden wollen. Würde er König, so müsse man sich gefaßt machen, entweder Papist zu werden oder verbrannt. Und waren denn die gleichzeitigen Vorgänge in Frankreich, die Hugenottenverfolgung und die Dragonaden, nicht geeignet, ein solches Mißtrauen zu rechtfertigen? Bei den Verhandlungen über den Gesetzentwurf der Regierung hatten im Unterhause die antipapistischen Impulse das Uebergewicht. Wie in den Tagen des langen Parlaments wurde der Satz aufgestellt, die dem Parlamente beiwohnende constitutive Gewalt sei unbeschränkt, sie erstrecke sich über alle Gegenstände des Staatswohls, mithin auch auf die Thronfolge,

und sei an keine Grundgesetze gebunden. Die Bill zur Ausschließung des Herzogs von York von der imperialen Krone Englands wurde mit großer Mehrheit angenommen; wenn eine Thronerledigung eintrete, sollte die Krone, als ob der Herzog todt wäre, an die zunächst berechtigte Person protestantischen Bekenntnisses fallen. Im Oberhause aber vermochten Shaftesbury und seine Anhänger die Annahme eines in das Fundamental-Princip der englischen Constitution so tief eingreifenden Gesetzes nicht durchzubringen.

Damit war das Tafeltuch zwischen dem Königthum und der liberalen Opposition zerschnitten. Karl II. konnte sich nimmermehr entschließen, die dynastische Thronfolgeordnung abzuändern. Aber auch die englische Nation trug Bedenken, auf der abschüssigen Bahn weiter zu gehen, die wieder zur Revolution führen mußte. Das Parlament wurde aufgelöst: Um aber die öffentliche Meinung zu beruhigen und den schlimmen Eindruck zu tilgen, den die häufige Anwendung der Prärogative gegen die gesetzgebende Gewalt hervorbringen mußte, genehmigte der König zuvor noch die wichtige „Habeas Corpus-Akte," in welcher das englische Volk bis auf den heutigen Tag das heilige Palladium seiner Freiheit erblickt. Nach diesem Statut, das in Zukunft jede willkürliche Verhaftung und jede Justiztyrannei verhüten sollte, darf Niemand in Haft gebracht werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl der Behörde die Gründe der Verhaftung angiebt.

Als aber im nächsten Jahr ein neues Parlament zusammentrat, kam eine Stimmung zu Tage, die an die Vorgänge von 1640 erinnerte. Der Herzog von York war von Brüssel zurückgekehrt und nahm seinen Aufenthalt in Schottland. Graf Shaftesbury, der Führer der Opposition, in dessen kleinem schwächlichen Körper das Feuer patriotischer Ideen loderte, strengte alle Kräfte an, die Erbfolge in national-protestantischem Sinne gesetzlich zu ordnen. Der Herzog sollte von dem Throne ausgeschlossen und Karls II. Lieblingssohn, der Herzog von Monmouth, ein schöner, ritterlicher und volksbeliebter Herr, die Krone erlangen. Aber sein Vorhaben scheiterte auch diesmal an dem Widerspruch der Lords und der standhaften Weigerung des Königs und seiner Räthe, das Staatsgrundgesetz zu ändern. Eine leidenschaftliche Erregung ergriff die Gemüther. Verschwörungsgerüchte, Hochverrathsprocesse, Justizgräuel und Hinrichtungen hielten das ganze Land in Angst und Unruhe. Die Vorgänge in Frankreich, wo Hof, Clerus und Adel die Unterdrückung der Hugenotten als eine Sache des Gewissens, der nationalen Ehre und der Loyalität mit heiligem Eifer betrieben, mehrten die confessionelle

Parteiwuth. Die politische und kirchliche Lage nahm immer mehr den Charakter der Jahre an, da Strafford und Laud auf dem Blutgerüste starben. Die Gefängnisse füllten sich mit Papisten, denen man conspiratorische Umtriebe gegen die bestehende Staats- und Kirchenordnung schuldgab; der siebenzigjährige Lord Howard (Viscount Stafford) starb auf dem Blutgerüste, trotz sehr zweifelhafter Beweisgründe seiner Schuld. Unter diesen Umständen hielten es die Whig-Lords, an ihrer Spitze Shaftesbury, für möglich, durch ein conspiratorisches Vorgehen ihre Pläne durchzuführen. Die Erbfolgeordnung sollte umgestoßen, der Herzog von Monmouth oder der Prinz von Oranien, der mit Jacobs ältester protestantischen Tochter Maria vermählt war, zum Nachfolger Karls II. erklärt werden. Man suchte sich mit Gewalt des drohenden Absolutismus und Papismus zu erwehren. Aus seinem verborgenen Aufenthaltsort in der City leitete der Graf die Fäden einer agitatorischen Bewegung, welche die Thronfolge in ihrem Sinn ändern oder auch „die alte gute Sache“ wieder beleben sollte. Es wurde ein Wort von ihm herumgetragen: „Er wolle den König allgemach aus seinen Landen spazieren lassen, und der Herzog von York müsse wie Kain auf dem Erdboden schweifen.“ Mit zehntausend beherzten jungen Männern, meinte er, die in London seines Winkes gewärtig seien, lasse sich schon etwas ausrichten. Gleichzeitige Aufstände in allen Theilen des Reichs sollten dem Unternehmen Vorschub leisten. Shaftesbury war sechzig Jahre alt und gichtkrank; sollten die Güter, nach denen er sein Lebenlang gestrebt, politische Freiheit und religiöse Toleranz, seinem Vaterlande zu Theil werden, so durfte er nicht zögern. Aber die patriotische Partei überschätzte ihre Kräfte. Nicht alle konnten sich zu einem so gewaltsamen Unternehmen, wie es Shaftesbury vorhatte, entschließen. In mehreren Zusammenkünften gelangte man zu keinem gemeinsamen Entschluß. Shaftesbury prophezeihte den Zaudernden Beil und Strick und entzog sich dann der Verfolgung, die er voraus sah, durch die Flucht. Er begab sich nach Holland, vielleicht in der Absicht, eine Verbindung Oraniens und Monmouths zu bewirken; aber die Gemüthsaufregung der letzten Tage und eine stürmische Ueberfahrt verschlimmerten sein Gichtleiden. Drei Monate später (Jan. 1683) fand sein erschöpfter Körper im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war.

Die Voraussagung Shaftesbury's sollte bald in Erfüllung gehen. Eine mysteriöse Verschwörung, bekannt unter dem Namen Mehlfaß-Complot (Rye-house-Plot), deren Ziel ein Attentat auf das Leben des Königs und seines Bruders gewesen sein soll, wurde benutzt, um die

Häupter der liberalen Whig-Lords der Mitschuld zu bezichtigen und in den großen Hochverrathsproceß zu verflechten. Es konnte nicht nachgewiesen werden, daß die angesehenen und ehrenhaften Männer, wie Graf Essex, wie William Russell, wie Algernon Sidney, wie John Hampdon, ein Enkel des alten Freiheitskämpfers aus Cromwells Zeit, jemals mit den verworfenen Leuten, die man als Rädelsführer des Mordanschlags mit dem Tode bestrafte, in Verbindung gestanden. Aber in jenen Tagen der politischen und religiösen Erregung waren die Gesetze über Hochverrath sehr dehnbar. Es genügte, daß einige der Angeklagten in ihren Aussagen sich auf hochstehende Mitwissende beriefen, um die Häupter der parlamentarischen Opposition gegen die katholische Thronfolge ins Verderben zu stürzen. Essex entleibte sich im Tower, da er von den Toryrichtern kein gerechtes Urtheil erwartete; zwei andere Gesinnungsgenossen Shaftesbury's, Algernon Sidney, ein Republikaner im Geiste der Cromwellschen Zeit, und William Russell, einem der angesehensten Lordgeschlechter Altenglands angehörend, starben durch das Richtbeil. Ihre standhafte Haltung bei der Hinrichtung im Juli 1683 war „wie ein Triumph über den Tod". Monmouth flehte um Gnade und durfte sich nach Holland begeben.

Mit diesem gerichtlichen Staatsstreich befestigte Karl II. seine königliche Autorität und Prärogative in solchem Grade, daß er am Ende seiner Regierung so gefeiert dastand, wie in den ersten Jahren der Restauration. Die Whiggistischen Grundsätze wurden von der Universität Oxford verdammt; der passive Gehorsam gegenüber der Krone als Grundlehre aufgestellt; das Parlament, das in Oxford seine Sitzungen hielt, zu einer Unterwürfigkeit gebracht, wie sie die zwei ersten Stuarts ersehnt, aber nie erlangt hatten. Die dynastische Erbfolge der Stuarts stand wie ein heiliges Dogma an der Spitze der Staatsgrundrechte, von jeder unliebsamen Beschränkung entbunden. Mit Stolz blickte der König auf so große Errungenschaften seiner Politik.

Aber Karls II. Leben neigte dem Ende zu. Was an seinem Sterbelager vorging, wird in folgender Weise dargestellt: In seiner gewohnten heiteren Stimmung verbrachte Karl II. den Abend des 11. Februar im Kreise seiner Angehörigen und Hofleute; aber während der Nacht wurde er von einem apoplektischen Schlage getroffen; am Morgen fand man ihn entstellt in seinem Bette, verwirrt in Geist und Sprache. Durch ärztliche Hilfe erholte er sich wieder, in London läutete man die Glocken zur Feier seiner Wiedergenesung. Nach einiger Zeit wiederholte sich jedoch der Anfall, und bald war alle Hoffnung auf

längeres Leben verschwunden. Der Erzbischof von Canterbury und Thomas Ken, Bischof von Bath und Wells, traten an sein Krankenlager und ermahnten ihn, für seine Seele bedacht zu sein. Er erwiderte, daß er seine Sünden bereue und gab zu, daß ihm die Absolution nach dem Ritus der englischen Kirche ertheilt ward. Aber so oft sie die Frage an ihn richteten, ob sie ihm das Abendmahl mit Brod und Wein reichen sollten, gab er ausweichende Antwort; es habe keine Eile, oder er sei zu schwach. Da wurde der Herzog von York, der bisher mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, von Lady Portsmouth aufgefordert, für geistlichen Beistand zu sorgen, da der König katholisch sei. Jacob näherte sich dem sterbenden Bruder und fragte ihn leise, ob er einen Priester holen sollte. „Thue das, um Gottes Willen," antwortete ihm Karl, „wenn es Dir keine Gefahr bringt." Bald nachher wurde ein schottischer Benedictinermönch durch den vertrauten Kammerdiener Chiffinch auf der geheimen Schloßtreppe, wo er so oft viele leichtfertige schöne Damen dem Könige zugeführt hatte, John Huddleston, der dem Stuart einst nach der Schlacht bei Worcester große Dienste geleistet hatte und damals gerade in Whitehall war, in das Krankenzimmer geleitet. Der Herzog sprach: „Dieser gute Mann hat einst Euer Leben gerettet, jetzt kommt er Eure Seele zu retten." Der Priester kniete an dem Bette nieder und vernahm aus dem Munde des Königs die Erklärung, daß er in der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu sterben wünsche. Darauf legte der Kranke eine Generalbeichte ab und empfing die Absolution, die letzte Oelung und das Abendmahl nach katholischem Gebrauche. Nur zwei Hofleute waren zugegen; die übrige Umgebung war entfernt worden, der Herzog selbst hütete die Thüre. Aber in dem Vorgemach ahnte man, was drinnen vorging. Dennoch blieb die Welt über des Königs wahre Religion im Dunkel. Es heißt, die zwei anglicanischen Bischöfe seien noch einmal zugelassen worden. Der wirkliche Sachverhalt sollte verborgen bleiben. Wie Karl im Leben es mit beiden Confessionen gehalten, so wollte er auch im Tode auf beiden Wegen in die Ewigkeit eingehen. Sein ganzes Wesen war politische Berechnung; an dieser hielt er auch in der letzten Stunde noch fest. Am anderen Morgen, dem 16. Februar neuen Stils, starb König Karl II. im fünfundfünfzigsten Lebensjahr. Sein Sterbelager umstanden seine unehelichen Kinder, von denen er neun anerkannt hatte, sein Lieblingssohn Monmouth fehlte. Bei den Umstehenden entschuldigte er sich, daß er ihnen durch sein langes Absterben so viele Unbequemlichkeiten mache. Als

die Königin, die durch eigene Krankheit zurückgehalten war, dem Gemahl die Bitte vortragen ließ, ihr Alles zu vergeben, womit sie ihn beleidigt habe, rief Karl aus: „Armes Weib, sie bittet mich um Verzeihung. Ich bitte sie darum von ganzem Herzen!“ So bewährte der Stuart noch im Sterben die feine gesellschaftliche Urbanität, durch die er sich so oft die Herzen gewonnen.

2.

Die Thronbesteigung und Krönung des Herzogs von York als König Jacob II. ging ohne Störung vor sich. Ein beruhigendes Manifest, daß die Staatskirche und die Verfassung in ihren bisherigen Rechten ungefährdet fortbestehen sollten, schlug die Befürchtungen der Nation nieder. Aber der erste Schritt des neuen Königs, die feierliche Abhaltung des katholischen Gottesdienstes mit der Messe in der Schloßkapelle bei weit geöffneten Thüren konnte als Zeichen dienen, daß man dem römisch-katholischen Cultus eine ganz andere Stellung einzuräumen gedenke, als ihm nach dem Gesetze zugestanden war. Jacob II. war ein zu eifriger Convertit, als daß er sich wie Karl II. mit einer bloßen Duldung seines Glaubens begnügt hätte. Mit dem Eifer eines Missionars und dem Trotze eines Fanatikers suchte er dem Katholicismus zur Herrschaft zu verhelfen. Er schickte einen Gesandten an den Papst und nahm einen päpstlichen Nuntius an; er gewährte den Jesuiten und anderen Ordensbrüdern sichern Aufenthalt im Reiche, beförderte Bekehrungen durch Anstellungen und andere Vortheile und sicherte den übergetretenen Geistlichen den Fortgenuß ihrer Pfründen. Die Aussicht auf irdische Vortheile, auf Aemter und Ehrenstellen verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen, die Verführung war zu lockend, und das Beispiel von oben gab manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens.

Wenn Jacob II. aus Schonung der öffentlichen Meinung anfangs in seinem katholischen Eifer noch mit einiger Behutsamkeit vorging, so wurde er durch die Vorgänge in Schottland und England und durch die Weltlage des Continents bald aller Rücksicht enthoben. Die große Zahl von Emigranten, welche sich in den stürmischen Jahren der letzten Regierungszeit Karls nach Holland geflüchtet hatten, leiteten die Enden weitverzweigter Conspirationen, um den Herzog von Monmouth auf den Thron zu heben und die Landesreligion sicher zu stellen. In Schottland rief der Herzog von Argyle, das Haupt eines edlen Presbyterianergeschlechts, die alten Covenanters unter die Waffen; in Eng-

land selbst wurde der unebenbürtige Königssohn auf dem Marktplatze zu Taunton von seinen Anhängern zum König ausgerufen, ein ritterlicher und volksbeliebter Herr. Beide Unternehmungen hatten einen tragischen Ausgang. Die grausame Hinrichtung beider Nationalhelden enthüllten die ganze Herzenshärtigkeit und Rachsucht des fanatischen Stuart. Der große Whighistoriker Macauley hat die Katastrophe mit Meisterhand geschildert, den Verlauf der Dinge mit der Kunstfertigkeit eines Detailmalers und dem anregenden und fesselnden Talent eines romantischen Dichters dargestellt. In seinem weitverbreiteten, auch ins Deutsche übersetzten Geschichtswerke sind die landschaftlichen Scenerien und die Charaktere und individuellen Züge der handelnden Persönlichkeiten so lebendig und anschaulich vorgeführt, daß nicht leicht ein anderer Historiker den Wettgang mit ihm wagen wird. Nur könnte ein Schriftsteller von einfacherem Temperament vielleicht finden, daß die künstlerische Bearbeitung und die sorgfältige Ausmalung der einzelnen Scenen, des Details der Vorgänge, die Grenzen solider Geschichtsschreibung überschreite, das Gebiet der Dichtung betrete, und der Phantasie einen zu großen Raum gestatte.

Nach der grausamen Hinrichtung des unglücklichen Königssohnes Monmouth folgte der Terrorismus der Blutgerichte und des Justizmordes in der empörendsten Gestalt. Man muß bei Macaulay die Darstellung der Hochverrathsprocesse lesen, welche in den westlichen Grafschaften durch den unmenschlichen Oberrichter Jeffries veranstaltet wurden, um sich einen Begriff zu machen von den blutigen „Assisen", die in der Geschichte menschlicher Gräuelthaten eine der hervorragendsten Stellen behaupten. Ein Mann ohne Herz und Gewissen, der durch die Höhlen des Lasters gewandelt, unter den Ränken und Chicanen eines gottlosen, racherfüllten Geschlechts alles Gefühl von Menschlichkeit und Gerechtigkeit in seiner Seele erstickt hatte, zog Jeffries durch die Städte und Landschaften, um von Soldaten und Schergen unterstützt mit Richtbeil und Henkern nicht nur die Theilnehmer und Förderer des Aufruhrs zu fällen, sondern gegen alle Whigs und Dissenters zu wüthen. Es genügte ihm nicht, die Angeklagten, Geschworenen und Zeugen durch Drohungen einzuschüchtern, er fügte zu dem Schrecken noch den Hohn; er wendete bei dem Verhör Schmähungen und Schimpfreden an; er verschärfte die Strafurtheile durch Brutalität und barbarische Roheit. Dabei schändete er sich durch Orgien mit Zechgenossen und Buhlerinnen und benutzte sein Strafamt zu eigennütziger Gewinnsucht für sich und seine Gesellen.

König Jacob erzählte die Erfolge des „Feldzugs" seines Lord Oberrichters in einer Weise, daß die fremden Gesandten beim Hören erblaßten. Und als nun dieser Mann von dem Schauplatze seiner Unthaten nach London zurückkehrte, legte der Stuart das Reichssiegel in seine Hände. „Des Königs Herz ist härter als der Marmor seines Kamins", sagte einst Lord Churchill zu einem Hilfeflehenden. Es war die treffendste Bezeichnung. Der Befehl, Alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Eides der Treue und des Supremats in Haft gebracht worden, in Freiheit zu setzen, gab etliche Tausend Nonconformisten, darunter auch protestantische Dissenters, der menschlichen Gesellschaft zurück. Damit aber nicht die Meinung Geltung fände, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid fühle, ließ er bald darauf das Buch des Hugenotten-Geistlichen Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch Henkershand öffentlich verbrennen und sprach somit seine Billigung der von Ludwig XIV. angewendeten Maßregeln aus. — Doch konnte Jacob nicht auf Erfolg rechnen, so lange die Testakte noch in Kraft war. Um daher deren Abschaffung vorzubereiten, wurde der Grundsatz geltend gemacht, „es stehe in der Macht des souveränen Königs von England, in gewissen Fällen von den Reichsgesetzen zu dispensiren". Dies hatte zur Folge, daß in der Armee die höchsten Befehlshaberstellen Katholiken und Convertiten übertragen wurden, und als dies unter der Geistlichkeit Murren erzeugte und die beständige Mahnung von den Kanzeln herab, „fest an dem protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen", das Volk in Aufregung brachte, wurde der Bischof von London, eine kräftige Säule der Opposition, seines Amtes beraubt. — Mit dem der ganzen Familie Stuart eigenthümlichen Starrsinn fuhr Jacob II. fort, durch Proclamationen in Schottland und England seinen Glaubensgenossen die Rechte zu ertheilen, die ihnen die Landesgesetze versagten. Aber die presbyterianischen, dem religiösen Fanatismus so zugänglichen Schotten, die kurz zuvor durch die Ermordung des für die Einführung des Episkopats eifrig wirkenden Erzbischof Sharp von Edinburg ihren Haß gegen die kirchlichen Neuerungen der Stuarts zu erkennen gegeben, widersetzten sich der Ausübung des streitigen Königsrechts und erklärten, Toleranzgewährung liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck sei, Tyrannei aufzurichten und die Herzen der Protestanten dem Papismus zu öffnen und somit Ketzerei, Gotteslästerung und Ab-

götterei zu gestatten! Eine ähnliche Aufregung bewirkte in England die königliche Verfügung, daß alle Strafgesetze wegen Uebertretung kirchlicher Bestimmungen außer Wirkung gesetzt und die Abnahme irgend eines Religionseides als Bedingung des Zutritts zu einem Amte verboten sei, zumal da die offenkundigen Wahlumtriebe und Wahlbeherrschung bei der Bildung eines neuen Parlamentes die Nation überzeugten, daß die Aufhebung der Testacte und die Einführung einer allgemeinen Toleranz den Umsturz der Staatskirche auf legalem Wege bewirken solle. Als daher der Geistlichkeit die Weisung ertheilt wurde, die Verordnung in der Kirche zur Zeit des gewöhnlichen Gottesdienstes zu verlesen, weigerten sich sieben Bischöfe, dem Befehl nachzukommen. Wüthend über diese Vermessenheit, ließ Jacob die Prälaten anklagen und in den Tower bringen. Auf dem Zuge dahin wurden sie von dem Volk wie Heilige verehrt und knieend ihr Segen erfleht. Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Freudenfeuer und Jubelgeschrei gefeiert, was den König von der nahen Gefahr hätte überzeugen müssen, wenn er nicht verblendet die Augen vor dem gähnenden Abgrund absichtlich verschlossen hätte.

Nun glaubte Jacob in seinen gegenreformatorischen Unternehmungen kühner vorgehen zu dürfen. Wie Ludwig XIV., der ihm als Vorbild vorschwebte, dessen Regierung er als das Ideal eines wahren Herrschers betrachtete, seinen Staat von dem Makel der Hierarchie reinigte und sich anschickte, auch in anderen Staaten, vorab in Holland und in der Pfalz, dem römisch-katholischen Cultus eine wohnliche Stätte zu bereiten, so sollte auch in England und Schottland die päpstliche Kirchenautorität wieder aufgerichtet, die bischöfliche Hochkirche ihres schismatischen Charakters entkleidet werden. Da die Anwendung von Gewaltmaßregeln, wie sie in Frankreich vorgenommen wurden, leicht einen allgemeinen Widerstand hervorrufen konnte, so griff man zu einem kirchenpolitischen System, bei welchem man die eigentlichen Zwecke hinter den schönklingenden Theorien von religiöser Gleichheit und Toleranz verbergen konnte. Der römische Clerus hat nie Bedenken getragen, Principien, die er im tiefsten Grunde verwarf, auf seine Fahne zu schreiben, wenn sie den Zwecken der Kirche dienten. Von diesem Rechte machte nun auch die päpstliche Propaganda Gebrauch.

Ein solches Regierungssystem voll Heuchelei und Gewaltthätigkeit, voll serviler Unterwürfigkeit gegenüber dem Versailler Hof mußte in der englischen Nation jedes Gefühl von Loyalität gegen den Stuartschen König austilgen. Nicht genug, daß die papistische Camarilla, die

religiöse und politische Freiheit bedroht war, daß die heiligsten, so schwer errungenen Rechte der Nation durch sophistische Auslegung außer Geltung gesetzt wurden; wie mußte das Ehrgefühl der stolzen Engländer sich verletzt fühlen durch den Bund des Königs Jacob mit dem französischen Machthaber, gegen dessen gewaltthätige Kriegspolitik das ganze übrige Europa die Waffen ergriffen hatte? Aber freilich war der Stuart an seinen französischen Schirmherrn mit festen Banden geknüpft. Ludwig XIV. fuhr fort, die Jahrgelder, die er an Karl II. ausgezahlt hatte, auch dem ihm so ergebenen Bruder zu entrichten. Dadurch war derselbe in Stand gesetzt, die Bewilligungen des Parlaments entbehren zu können. Und den großen Weltkrieg des französischen Königs sah er so sehr als seine eigene Sache an, daß ihn selbst die Annäherung des Papstes an die continentale Allianz nicht von dem französischen Bündniß abzuziehen vermochte.

Nun sah sich die englische Nation vor die Principienfrage gestellt: Soll die königliche Prärogative mit der legitimen Erbfolge und der passive Gehorsam als oberster Grundsatz anerkannt werden, oder die parlamentarische Nationalvertretung als gleichberechtigter Factor der Staatsordnung gelten? Die Ansichten waren verschieden. Die Tories, welche das Princip der monarchischen Autorität bis zu den äußersten Consequenzen festhielten, hatten ihren Halt in der episcopalen Geistlichkeit und in dem royalistischen Adel, die Whigs, welche den Staat als einen zwischen König und Nation geschlossenen Vertrag mit gegenseitigen Rechten betrachteten, stützten sich auf die Bürgerschaften der Städte, auf den niederen Grundadel und auf die Dissenters. Nicht alle Royalisten und Tories ertrugen es mit gutem Gewissen, daß sich die französisch-katholische Camarilla ihnen immer mehr näherte und ihre Sache als eine gemeinsame hinzustellen sich bemühte; dadurch gaben sie ihren Gegnern das Recht, sich als die patriotisch-nationale Partei zu bezeichnen. Und während jene an das legitime Königthum sich anklammerten, traten diese in enge Verbindung mit dem Statthalter Wilhelm von Oranien, der die älteste Tochter Jacobs II. aus erster Ehe zur Gemahlin hatte und der Religion seines Landes und seines Stammes treu ergeben war. In den holländischen Seestädten nahm die Emigration englischer Whigs immer mehr zu. In ihren Augen war der Oranier der künftige Thronerbe, denn Jacob II. hatte so wenig wie sein Bruder einen legitimen Sohn.

Da schlug die Nachricht, dem König sei ein Prinz von Wales geboren, die Hoffnung der Patrioten auf baldige Erlösung vom Joch

des Papstthums nieder und erzeugte den Gedanken, sich durch Selbsthilfe und unter dem Beistande Wilhelms von Oranien davon zu befreien. Die Echtheit des Prinzen wurde in Zweifel gezogen; Scharen mißvergnügter Briten strömten nach dem Haag; die Partei der Whigs, angesehene, für Freiheit und vaterländisches Recht begeisterte Männer an ihrer Spitze, traten mit dem Oranier in Verbindung und verhießen ihm im Fall einer Landung die Hilfe der protestantischen Nation.

In unbegreiflicher Verblendung sah Jacob den Rüstungen der Generalstaaten zu, die nun ihrem Erbstatthalter durch großartige Unterstützung die frühere Rettung ihres Landes vergalten. Selbst die Vorstellungen Ludwigs XIV. waren nicht vermögend, dem König die Augen zu öffnen. Erst als Wilhelm mit holländischer Kriegsmacht an Englands Küste landete, als die englischen Farben mit dem Wahlspruch: „Die protestantische Religion und die Freiheit von England" am Hauptmaste seines Schiffes seine Absichten kund gaben und ein von dem Geschichtsschreiber Burnet verfaßtes und in zahlloser Menge über das Land verbreitetes Manifest eine allgemeine Bewegung hervorrief, da gewahrte Jacob den Vulkan, auf dem sein Thron stand. Umsonst nahm er alle verfassungswidrigen Maßregeln zurück, das Vertrauen des Volkes war verscherzt. Jacob II. wurde jetzt zu seinem Schaden gewahr, wie gefährlich es sei, dem Grundsatze Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testacte unbeachtet bei Seite geschoben, so hielt sich auch die Nation nicht länger an den Grundsatz vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden. Der Boden, auf dem er stand, war durch Verrath, Heuchelei und Meineid, womit die Stuarts die Nation vertraut gemacht, wankend geworden. Als der später zum Herzog von Marlborough erhobene Lord Churchill mit seinen Truppen zu Wilhelm überging, als sogar Jacobs Lieblingstochter Anna und ihr dänischer Gemahl Georg halb freiwillig, halb gezwungen auf die nationale Seite traten und die Stimmung der Armee und der Seemannschaft den König seinen Fall ahnen ließ, da schickte er seine Gattin mit dem Prinzen nach Frankreich, warf das Reichssiegel in die Themse und floh dann in Verzweiflung aus dem Lande seiner Väter, um dessen schönen Thron er sich und seine katholischen Nachkommen gebracht. Nach einer stürmischen Ueberfahrt landete Jacob II. zu Ambleteuse an der französischen Küste und eilte nach St. Germain en-Laye, wo Ludwig XIV. seiner Gemahlin und dem kleinen Thron-

erben eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet hatte. Der französische Monarch umarmte seinen Schützling und führte ihn selbst der Königin zu. Zugleich wies er mit freigiebiger Hand die Unterhaltungskosten für einen glänzenden Hofstaat an. „So verließ Jacob das Steuer, das er nach einem falschen Polarstern gerichtet hatte", aber voll Hoffnung, bald wieder mit fremder Hilfe zurückzukehren, das Reich aus der unvermeidlichen Verwirrung zu retten, seinen Glaubensgenossen eine dominirende Stellung, der Prärogative neue Geltung zu verschaffen.

Die Flucht des Königs erleichterte der Patriotenpartei das Geschäft der Begründung einer neuen Ordnung des Gemeinwesens auf monarchisch-parlamentarischer Grundlage. Eine National-Convention, bestehend aus alten Parlamentsgliedern, aus Bischöfen und hohen Staatsbeamten vereinbarte mit Wilhelm von Oranien eine Verfassung, welche von einem neueinberufenen Parlament bestätigt, die Rechte der Krone und des Volks durch billige und gerechte Ausgleichung festsetzte, den reformatorischen Charakter der anglicanischen Staatskirche wahrte, zugleich aber den Presbyterianern und den Dissentern Freiheit des Glaubens und des Cultus zugestand. Nach langen und hitzigen Debatten vereinigte sich das Haus der Gemeinen zu dem Beschluß (28. Jan. 1689): „König Jacob II. hat durch seinen Versuch, die Verfassung dieses Königreichs zu vernichten, indem er den ursprünglichen Vertrag zwischen König und Volk brach und auf den Rath der Jesuiten und anderer gottlosen Leute die Grundgesetze verletzte, sowie durch seine Entweichung aus dem Königreiche der Regierung entsagt, und der Thron ist dadurch erledigt." Am nächsten Tag, während das Oberhaus über den Beschluß der Gemeinen in Berathung eintrat, wurde als Zusatz der weitere Antrag angenommen: „Nach der Erfahrung ist es mit der Sicherheit und Wohlfahrt dieses protestantischen Königreichs unverträglich, daß es von einem papistischen König regiert werde." Die Lords trugen Bedenken, die Anträge der Commons anzunehmen; sie brachten mehrere Aenderungen zu Gunsten des Erbrechts der Krone in Vorschlag. Aber die halben Maßregeln scheiterten an der Beharrlichkeit der Whigs und an der klaren staatsmännischen Antwort des Prinzen. So vereinigte sich denn schließlich auch das Oberhaus zu dem Beschluß, der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollten fortan König und Königin von England und den dazu gehörigen Gebieten sein; aber gewarnt durch die bittere Vergangenheit wollte man nicht wieder vertrauensselig sich ohne

Rückhalt dem Königthum in die Arme werfen. Eine aus rechtskundigen und erfahrenen Männern beider Häuser gebildete Commission trat zu einer Conferenz zusammen, welche in einer Art Verfassungsentwurf, „Erklärung der Rechte“ genannt, die Fundamentalsätze aufstellte, die in Zukunft als Basis des öffentlichen Lebens in England Geltung haben sollte. Und hier waren es die Patrioten, welche den Lords die Mahnung zuriefen: „Sichert eure Freiheiten!“ Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollten die Forderungen des langen Parlaments wiederholt werden, als wolle die gesetzgebende Gewalt allzu tief in das Bereich der ausübenden eingreifen; aber auch diese Gefahr wurde durch den verständigen, umsichtigen Prinzen abgewendet. Fest erklärte er: „er sei nach England gekommen, um Gesetze und Freiheiten herzustellen, aber nicht um die Krone ihrer Rechte zu berauben; er werde keine Beschränkung annehmen, die nicht aus den Gesetzen hervorgehe, die Prärogative nicht zerstören lassen“.

Durch die Annahme der „Declaration der Rechte“ bei Gelegenheit der feierlichen Uebertragung der Krone an den König Wilhelm und die Königin Maria in Whitehall, gestand der Oranier zu, daß die vorgebliche Befugniß der Krone, von Gesetzen zu dispensiren und Gesetze ruhen zu lassen, den Grundrechten des Königreichs zuwider sei und nicht ferner in Anspruch genommen werden sollte; daß ohne Bewilligung des Parlaments keinerlei Steuern und Abgaben erhoben und kein stehendes Heer errichtet werden dürfte, daß, um die Willensmeinung des Landes zu erforschen, eine öftere Einberufung der Reichsstände erforderlich sei, daß die Gerichte unabhängig von der Regierung und die Minister für ihre Amtshandlungen dem Parlamente verantwortlich sein müßten, ohne daß der Krone dabei ein Begnadigungsrecht zustehe.

Im Jahre 1688 haben Lords und Gentry in England die parlamentarische Monarchie auf festen Grundgesetzen aufgerichtet; im Jahr 1789 hat in Frankreich der Tiers-Etat die Staats- und Gesellschaftsordnung auf das republikanische Fundament der Freiheit und Gleichheit gestellt. Welches System wird das Jahr 1890 bringen, und welche Nation wird die Parole ausgeben und die Fahne tragen?

V.

Streiflichter auf das achtzehnte Jahrhundert.

Erste Reihenfolge.

Aus dem Culturleben Englands und Frankreichs.

1.

Acht Jahrzehnte sind bereits verflossen, daß der Historiker Friedrich Christoph Schlosser seine „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in gedrängter Uebersicht" in zwei kleinen Octavbänden erscheinen ließ. Geboren am 17. November 1776, hatte Schlosser das letzte Decennium dieser tiefbewegten Zeit verständnißvoll selbst durchlebt, und es war ihm Bedürfniß, als er auf den Lehrstuhl der Geschichte nach Heidelberg berufen ward, die Resultate seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens niederzuschreiben, gleichsam zu verbuchen. Es war der erste Versuch, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit in ihrer genetischen Entwickelung summarisch zusammenzufassen, mehr um sich selbst die Entstehung und den Verlauf der Dinge klar zu machen, als um Andere darüber zu belehren. Denn die Fülle des Stoffes in so engem Rahmen war für die große Menge der Leser weder verständlich noch anziehend. So dauerte es denn zehn Jahr, bis das zweibändige Werkchen vergriffen war. Da faßte Schlosser den Plan, die reiche und großartige Geschichtsperiode ausführlicher und umfangreicher zu behandeln. Wie vor der ersten Bearbeitung besuchte er diesmal wieder Paris, um die Archive zu benutzen und sein Urtheil am praktischen Leben zu bilden oder zu rectificiren. Zwischen dem früheren und dem späteren Aufenthalt lag die Juli-Revolution. Die Persönlichkeiten, die während der Restauration

in den Reihen der Opposition gestanden, waren mittlerweile die Leiter und Wortführer im öffentlichen Leben geworden. So entstand denn die „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ in acht Bänden — ein Werk, das im Laufe der Jahre fünf Auflagen erlebte.

Wem unter den älteren Zeitgenossen ist es nicht noch in lebhafter Erinnerung, welchen Eindruck dieses mit stoischer Strenge geschriebene Buch auf die Leser machte, wie es alle freien Seelen packte und fesselte. Es war der Mund des deutschen Volkes, das wie ein Orakel verkündete, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Nachgebornen im dritten und vierten Glied, und daß alle Schuld sich rächt auf Erden.

In Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist der Hauptnachdruck auf das innere Leben der Völker, auf die Entwickelung der dominirenden Anschauungen und Ideen gelegt, nach der richtigen Auffassung, daß der Geist das Universum durchdringt und beherrscht, und daß alle geschichtlichen Handlungen nur dadurch richtig erkannt und beurtheilt werden, daß man den geistigen Boden begreift, in dem sie wurzeln und keimen. Dieser geistige Boden erfuhr im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts solche Wandlungen, daß man den Verlauf der geschichtlichen Begebenheiten nur verstehen kann, wenn man den Proceß beobachtet, der sich im intellectuellen Leben vollzog. Diesen geistigen Proceß hat nach Schlosser auch Herrmann Hettner in seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts und in Beziehung auf Deutschland Karl Biedermann in seinem dreibändigen Werk: „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, eingehend und verständnißvoll dargestellt.

Wie im Mittelalter die künstlerischen und literarischen Productionen der europäischen Culturwelt von Frankreich ihren Weg nach den übrigen Ländern nahmen, so war auch im achtzehnten Jahrhundert Paris der Mutterschoß, aus dem die geistige Atmosphäre emporstieg, welche sich über die gebildete Welt lagerte. Insbesondere waren die höheren Stände Frankreichs und Englands in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einander so nahe gerückt wie nie zuvor. Ein reger Wechselverkehr, vermittelt und gefördert durch Reisen und längeren Aufenthalt in den beiderseitigen Hauptstädten und durch Uebersetzungen oder Bearbeitungen der schriftstellerischen Werke der beiden Nationen, vermehrte die Uebereinstimmung in den Umgangsformen und die Aehnlichkeit der geistigen Anschauungen und Richtungen. Man gab und empfing ohne Unterschied, und es wäre schwer gewesen, zu bestimmen, wer der

Geber und wer der Entlehner war. Die gelehrten Forschungsresultate gingen meistens von den englischen Schriftstellern aus, dagegen war die Leichtigkeit des Styls und die Anmuth der Form französisches Product. Diese künstlerischen Vorzüge der Darstellung, verbunden mit der großen Verbreitung der französischen Sprache und mit dem politischen und socialen Einfluß Frankreichs auf die höhere Gesellschaft in ganz Europa, bewirkten, daß die literarischen Erzeugnisse von Paris in den Ländern des europäischen Continents weit mehr Eingang fanden und weit mehr Eindruck auf die Geistesrichtung und Gesammtbildung machten, als die englischen Literaturerzeugnisse, denen sie Stoff und Beweisführung vielfach entlehnt hatten.

Diese geistige Atmosphäre, welche sich über die höheren Gesellschaftskreise beider Länder diesseit und jenseit des Canals gelagert hatte, wird als die Periode der „Aufklärung" bezeichnet mit einem verächtlichen Beigeschmacke seitens der Orthodoxen und Conservativen oder gar wie Heinrich Leo als „Aufkläricht", was an Kehricht erinnert. Und doch hat noch niemals in dem modernen Europa eine literarisch-wissenschaftliche Zeitbildung eine so dominirende Machtsphäre besessen, wie damals die französisch-englische Geistesrichtung der Aufklärungsperiode. Die gesammte Culturwelt Europa's stand unter dem Einfluß der religiösen und politischen Anschauungen, der philosophischen und philanthropischen Ideen, die von den französisch-englischen Schriftstellern ausgingen. Man hat in neuerer Zeit die sensualistische und materialistische Anschauungsweise jener verstandesklaren, aber selbstsüchtigen Geistesaristokratie hart verurtheilt; man hat ihr vorgeworfen, daß sie den Cultus der Menschennatur und des Genius als das höchste Ziel, die Pflege des Ich als das höchste Moralgesetz und die Sinnenwelt als den Maßstab der Betrachtung des Universums aufgestellt habe; aber gegenüber dieser rigorosen puritanischen Auffassung darf man nicht vergessen, daß auch die Gebote der Humanität, der Menschenliebe, der Gewissensfreiheit zur Geltung gebracht wurden, daß die wichtigsten Factoren des modernen Staatslebens in den Aufklärungsideen ihre Wurzeln haben. Es ging durch das damalige Geschlecht das deutliche Gefühl, daß die bisherigen Stützen und Träger der Gesellschaft morsch und kraftlos geworden, daß man nach neuen Lebensformen und Strebezielen umschauen müsse. Man legte somit zunächst die Sonde der Kritik an die bestehenden Autoritäten und verwarf, was sich als haltlos erwies. Aber zum Neubau fehlten Kräfte und Material; man hatte nur Probleme, deren Stichhaltigkeit erst durch Experimente und Er-

fahrung erprobt werden sollte. Da war es denn ganz natürlich, daß manche unhaltbare und unausführbare Projecte aufgestellt wurden, und daß neben dem idealen Zug in der Menschennatur auch der Hang zur Frivolität, auch Egoismus und Genußsucht sich geltend machten; daß das metaphysische Reich durch ein System des Genießens und der irdischen Wohlfahrt verdrängt, ein eudämonistisches Wohlbehagen über die himmlische Seligkeit gestellt ward.

Es ist nicht zu verwundern, daß zunächst die religiösen und kirchlichen Fragen den kritischen Geist beschäftigten; wurden doch die letzten Fundamente aller menschlichen Ordnungen in den Geheimnissen der Religion und der Offenbarung gesucht. Während man aber im katholischen Frankreich mehr den kirchlichen Außenwerken seine Aufmerksamkeit zuwandte, richtete man in dem von protestantischen Elementen durchsetzten England den forschenden Geist auf die in der heiligen Schrift geoffenbarten Heilswahrheiten und prüfte die Dogmen an der speculativen Philosophie. Wir haben im dreizehnten Bande unserer „Allgemeinen Weltgeschichte“ die Genesis angedeutet, wie die wissenschaftliche Forschung in England zu religiösen Ansichten und Aufstellungen gelangt ist, welche mit dem orthodoxen Bibelglauben nicht in Uebereinstimmung waren. Seit Isaak Newton stand das Weltall als ein Werk ewig still waltender Gesetzmäßigkeit da, in sich selbst ruhend und sich selbst erhaltend. Diese Ansicht von der Construction des Universums wurde auf das Wesen des menschlichen Geistes übertragen, welcher als ebenso in sich selbst bestehend, von allen willkürlichen Einflüssen frei gedacht ward. John Locke zeigte zuerst, daß im geistigen Leben, in der Welt der Begriffe und Vorstellungen eine ähnliche prüfende und erforschende Thätigkeit, ein ähnliches Auf- und Absteigen zu den Principien und Elementen vor sich gehen müsse, wie in der Natur, daß nur äußere und innere Erfahrung zur Wissenschaft und Wahrheit führe, folglich angeborene Ideen und geoffenbarte Wahrheitslehren keinen Anspruch auf Gewißheit hätten. Auch über die Offenbarung müsse die Vernunft richten. Von dieser Warte aus gelangte man durch die Consequenz der Logik zu einer philosophischen Weltanschauung, vor welcher die überlieferten positiven Lehr- und Glaubenssatzungen nicht bestehen konnten. Eine neue Erziehungslehre, wozu Locke selbst die erste Unterweisung gab, sollte den Menschen befähigen, mit unbefangenem Blicke und ohne Vorurtheile die höchsten Probleme zu erforschen und des Menschen Wesen und geistige Beschaffenheit zu ergründen. Da kamen denn Männer, wie Shaftesbury, Bolingbroke,

und die Schriftsteller, die man unter dem Namen „Deisten" zusammenfaßt, zu philosophischen Fundamentalsätzen, welche mit den herrschenden Lehren und religiösen Grundanschauungen in Widerspruch standen. Sie führten die intellectuellen und moralischen Kräfte der modernen Gesellschaft in den Kampf wider das historisch Gewordene und Geltende, sie gründeten eine Moralphilosophie, welche die Sittlichkeit unabhängig machte von der Religion und sie als eine der menschlichen Natur angeborene Kraft erscheinen ließ, so wie eine Glückseligkeitslehre als Lebenszweck, die nicht im Bibelglauben, sondern in der Verwirklichung der Ideen des Guten, Schönen und Wahren wurzelt. Während nach biblisch-theologischer Auffassung die Erde verflucht, die menschliche Natur durch die Erbsünde verderbt ist, fand Shaftesbury und sein Zeitgenosse Leibniz, daß die Welt aufs beste und zweckmäßigste eingerichtet sei, daß der natürliche Mensch das Gute, Schöne und Wahre zu erkennen und zu ergreifen vermöge, daß ein Leben voll Tugend und Humanität zur Glückseligkeit führe. Die Deisten oder Freidenker wollten das historische Christenthum durch einen philosophischen Gottesglauben und den kirchlichen Cultus durch ein Moralsystem ersetzen. Gleichen Ansichten und Tendenzen huldigte auch Daniel Defoe, ein beweglicher Geist und gewandter Schriftsteller, indem er in der weltberühmten Geschichte des Robinson Crusoe zu zeigen suchte, wie der Mensch aus dem niedrigsten und ärmlichsten Naturzustand durch Selbsterziehung, durch eigene Kraft und geistige Regsamkeit sich zur Cultur und zu einem würdigen Dasein emporzuarbeiten vermöge. Robinson ist das individualisirte Spiegelbild der ganzen Menschheit, seine Insel eine Welt im Kleinen.

Als der typische Ausdruck der ebenso leichtfertigen und frivolen als geistreichen Gesellschaftskreise in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kann Henry St. John, Viscount Bolingbroke gelten, ein Mann, den sein Freund Voltaire einen brillanten Genius nennt, welcher mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheit eines Franzosen vereinige. In einem literarischen Artikel der „Times" vom 5. August 1884 hat ein englischer Schriftsteller mit gewandter Feder und fester Hand auf Grund einer neueren, vorzugsweise aus venetianischen Gesandtschaftsberichten geschöpften deutschen Monographie[1]) ein Charakterbild

[1]) Moritz Brosch, Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit. Frankfurt a. M. 1883.

des Staatsmannes, Redners und Philosophen entworfen, der in das politische und parlamentarische Leben jener tiefbewegten Periode mächtig eingriff und zugleich in der geistigen Zeitströmung als kühner und kundiger Pilot dahinsegelte.

In dem bekannten Lustspiel von Scribe „das Glas Wasser" wird mit zutreffender Geschichtskunde das Hof- und Parteitreiben in dem letzten Regierungsjahre der Königin Anna dargestellt, in welchem sich der politische Umschwung vollzog, der die allmächtige Hofdame Lady Marlborough um die Gunst der Königin Anna brachte, ihren Gemahl, der das Haupt der Whigs war, aus seiner bisherigen Machtstellung drängte und den Führer der Opposition, Bolingbroke, an die Spitze des Ministeriums hob. Mit diesem Triumph erreichte der Tory-Lord den Gipfel seiner staatsmännischen Bedeutung, der aber zugleich der Anfang und die Quelle seiner Niederlage werden sollte. Um eine neue Stuartsche Restauration zu ermöglichen, bewirkte er den übereilten Abschluß des Utrechter Friedens mit Frankreich. Die Königin war dem Plane des Ministers, unter französischem Beistand ihren Halbbruder, den verbannten Prätendenten Jacob Stuart zum Thronfolger in England zu erheben, nicht abgeneigt. Aber ihr unerwarteter Tod im vierzigsten Lebensjahre, am 1. August 1714, vereitelte alle conspiratorischen Intriguen. Die protestantische Linie der Dynastie bestieg mit Georg I. den englischen Thron, und Lord Bolingbroke wurde des Hoch- und Landesverraths angeklagt. Als verkleideter Flüchtling rettete er sich nach Frankreich; sein Vermögen wurde confiscirt. Nun schloß er sich ganz an die Stuartsche Partei an, ließ sich von dem Prätendenten, der sich König Jacob III. nannte, zum Staatssekretär ernennen und begünstigte dessen abenteuerliche Invasion nach Schottland. Wie konnte aber ein so kluger und ehrgeiziger Mann sein Schicksal an eine Sache knüpfen, die, von einem bigotten, unfähigen Prinzen in Scene gesetzt, nothwendig scheitern mußte? Ein philosophischer Staatsmann, der so hoch über dem gewöhnlichen Urtheile der Welt stand, dessen Verstand und Lebensklugheit so tief in die menschlichen Dinge eindrangen, der von keinem Legitimitätsschwindel, von keinem Loyalitätsprincip beherrscht war, in Verbindung mit einem beschränkten Fürsten, der von klerikaler Atmosphäre umhüllt, von Jesuiten geleitet ward!

Das unnatürliche Band war denn auch ohne Dauer. Als der Versuch Jacobs, in Schottland, der Heimath der Stuarts, eine revolutionäre Erhebung zu seinen Gunsten zu bewirken, ohne der katholischen Religion wenigstens dem Scheine nach zu entsagen, keine

anderen Folgen hatte, als daß eine Menge treuergebener Seelen einem Phantom zum Opfer fiel, wurde auch Bolingbroke seines Amtes enthoben und aus der Nähe des Prätendenten entfernt. Damit nahm die öffentliche Wirksamkeit des Lords ihr Ende, und wohl erlangte er durch unehrenhafte Mittel bei der neuen Regierung nach einiger Zeit wieder Gnade und die Rückerstattung seines Vermögens, aber zu politischem Einfluß, zu einer staatsmännischen Thätigkeit, wie sie seinem eminenten Talent entsprochen hätte, kam er nicht wieder. Er verlebte die meiste Zeit in Frankreich, im Umgange mit Voltaire und den geistigen Heroen, die man unter dem Gesammtnamen der Encyklopädisten zusammenfaßt, bis er am 12. December 1751 in seinem Stammsitze Battersea starb.

Das sind die äußeren Lebensumrisse eines Mannes, der von der schriftstellerischen Welt Englands ebenso sehr wegen der Genialität seines Geistes gepriesen, als wegen seiner Leichtfertigkeit und Charakterlosigkeit geschmäht und verdammt wird. Allgemein wird anerkannt, daß seine Beredtsamkeit im Parlament bezaubernd gewirkt habe, und obwohl keine seiner Reden sich auf die Nachwelt erhalten hat, so wird doch von allen Zeitgenossen bezeugt, daß sie die Zuhörer electrisirten und hinrissen. Es hielt schwer, ihm zu widerstehen, bemerkt Brosch; wer seinen Argumenten sich nicht gefangen gab, den wußte er durch die hinreißende Art seines Vortrages einzunehmen, zu bezaubern. Dabei wird allgemein anerkannt, daß er die beste Prosa in englischer Sprache geschrieben, daß sein Styl und seine Darstellung fesselnd, seine Beweisführung überzeugend, seine Diction klar und elegant sei. Aber unter diesem äußeren Glanze lagen Eigenschaften verborgen, die besonders in den Augen des strenggläubigen Englands giftiger Natur waren, so daß seine Schriften von der großen Jury von Westminster verdammt wurden, „als dem Glauben, den Sitten, dem Staat und der öffentlichen Ruhe gefährlich".

Dieses Urtheil über Bolingbroke's Doppelwesen hat sich bis zur Stunde in England erhalten. Niemand bestreitet, daß der englische Edelmann von altberühmtem Geschlechte der geistreichste, witzigste und genialste Mann seiner Nation in der erregten und tiefbewegten Zeit des spanischen Erbfolgekrieges gewesen sei. Meister in der Behandlung der Sprache und Redekunst, Kenner der vornehmen Welt und des in derselben einheimischen Tones, aber ohne religiöse und moralische Grundsätze, ohne Glauben an ideale und selbstlose Tugend und im Leben leichtfertig und frivol. Mit schneidigen Waffen zerstörte er die

Gebilde des Scheins, der Heuchelei, der Lüge; aber indem er mit weltmännischer Kälte Eigennutz und Selbstsucht als die mächtigsten Triebfedern aller Handlungen hinstellte, erschütterte er auch zugleich den Glauben an Tugend, an Humanität, an Vaterlandsliebe. Da nach ihm die Unsterblichkeit sehr ungewiß ist, so soll der Mensch seine Vernunft dazu anwenden, sich zu verschaffen, was am meisten zu seinem Glücke dient, d. h. was ihm eine dauernde Reihe der angenehmsten Empfindungen und Genüsse darbietet. Wenn die sogenannten Deisten die dogmatische und historische Seite des Christenthums zur Folie ihrer Angriffe machten, so betrachtet Bolingbroke Religion, Christenthum und Kirche nur als Mittel für den Staat, als ein Lehrgebäude, welches von klugen Gesetzgebern zur Bändigung des wilden Thiermenschen erfunden, von einer herrschsüchtigen Priesterschaft zu hierarchischen und politischen Zwecken ausgebildet und gepflegt, um der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt willen aufrechterhalten wird und werden müsse. Nur soweit das Christenthum mit der natürlichen Religion übereinstimme, sei es als Wahrheit aufzufassen; der ganze auf angeblicher Offenbarung beruhende Kirchenglaube mit seinen Symbolen, Gebräuchen und Mysterien erscheint ihm als Menschenwerk, geschaffen von grübelnden Philosophen und Theologen, aus Zwecken der Staatsvernunft aufrecht erhalten und durch Priestertrug dem abergläubigen Volke als göttliche Institution zur Erlangung des Seelenheils dargeboten. Aber als aristokratischer Welt- und Staatsmann will er aus Gründen der Zweckmäßigkeit die große Masse bei diesem Glauben erhalten; die Volksreligion soll nicht erschüttert werden, wie wenig sie auch vor der philosophischen Bildung bestehen kann. Insoweit gehört auch die Heuchelei zur Staatsraison. Eine durch Glaubens- und Kirchengesetze gestützte Staatsreligion scheint dem Lord zum Regieren nothwendig.

„Henry St. John, jetzt besser bekannt als Viscount Bolingbroke," so beginnt der Artikel der „Times" die Charakteristik des Staatsmannes und Philosophen, „war der größte Redner, der beste Schriftsteller, der wenigst scrupulose Staatsmann, der vollendetste Wüstling und der schlechteste Patriot seiner Zeit. Trotz vieler und großer Fehler, welche weder verhehlt noch abgeschwächt werden konnten, übte er dennoch einen wundervollen Zauber auf seine Zeitgenossen. Wenige andere englische Staatsmänner gränzten so nahe an einen Romanhelden, als Bolingbroke; wenige hatten mehr unerwartete und eingreifende Wechselfälle des Glücks als er. Nicht lange nachdem die höchste Macht in seine Hand gelegt war, entfloh er verkleidet aus seinem Vaterlande,

um dem Tod eines Verräthers auf dem Schaffot zu entrinnen. Er war der Urheber eines Gesetzes, das den Eintritt in den Dienst des Prätenders für Hochverrath erklärte, und kurz nachdem er schriftlich seine Freude kundgegeben, ein Unterthan Georgs I. geworden zu sein, nahm er das Amt eines Staatssecretärs bei dem Stuartschen Thronbewerber an."

Es ist ein dunkel gefärbtes Charakterbild, das jedoch mehr auf die äußerlichen Momente seines Lebens gegründet ist, als daß es die Natur und das eigentliche Wesen des Mannes erschöpfe oder nach allen Seiten abwöge. Es mag einseitig sein, wenn ihn Scribe in dem erwähnten Lustspiel nur als Cavalier und gewandten Weltmann darstellt, indem er ihn zu Masham sagen läßt: „Halb London wird Euch betheuern, daß Heinrich Bolingbroke ein Wildfang, ein Verschwender ist, eigensinnig und Händel suchend, leidenschaftlicher Schriftsteller und heftiger Redner — mag alles sein, aber Niemand wird behaupten, daß ich meine Feder jemals verkaufte oder einen Freund verrieth." Aber auch diese Seite der Lebenserscheinung des Lords ist zutreffend. Bolingbroke war eine geniale Natur, die sich im Gefühle ihrer Ueberlegenheit über die Urtheile und Vorurtheile der Welt hinwegsetzte, die in ihren Handlungen mehr den Impulsen momentaner Affecte folgte, als einer berechnenden, kalten Ueberlegung. Seine Grundsätze waren nicht von Stahl und Eisen, sie waren schmiegsam und biegsam, je nachdem äußere Verhältnisse ihn auf diese oder jene Seite hinzogen; er gehörte zu jenen sanguinisch-elastischen Naturen, die sich einer Sache oder Ansicht rasch hingeben und sie dann wieder ebenso rasch fahren lassen oder mit dem Gegentheil vertauschen und doch bei jedem Wechsel in gutem Glauben zu sein vermeinen, die zu lebhaft empfinden, um ihr wahres Angesicht mit einer gleißnerischen Maske zu verhüllen. Er scandalisirte die Welt durch sein eheliches und sittliches Leben; er flößte den frommen und gläubigen Seelen Entsetzen ein durch seine Geringschätzung der christlichen Offenbahrungslehren; er beleidigte die politischen Parteien durch die Mißachtung ihrer Principien; er gab den klugen Weltleuten Aergerniß, daß er in seinen Schriften offen aussprach, was sie selbst dachten und empfanden, aber sich und anderen sorgfältig zu verbergen suchten. Und doch war er in allen diesen Momenten aufrichtig und überzeugungstreu. Sein beweglicher, impressionabler Geist faßte jede Wahrnehmung schnell in sich auf, stieß sie aber bei genauerer Einsicht ihrer wahren Bedeutung ebenso schnell wieder von sich.

Im Gefühle seiner geistigen Uebermacht dachte Bolingbroke zu

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, alle Verlegenheiten und Widersprüche, die ihm aus diesen Wandlungen entspringen mochten, leicht überwinden zu können. Ein weitgesponnenes Netz von conspiratorischen Intriguen entsprach nicht seinem Charakter. Es scheint daher nicht zutreffend, wenn Brosch schreibt: „In Paris angelangt, hat der Flüchtige dem neuen englischen Botschafter, Lord Stairs, das Versprechen gegeben, daß er mit den Stuarts nicht in Verbindung treten wolle, um dieselbe Zeit aber hielt er Conferenzen mit Marschall Berwick, bei denen er schon ganz nach Flüchtlingsart, den Stand der Jacobitischen Hoffnungen in England als einen rosigen, vielversprechenden schilderte." Es läßt sich hienach mit gutem Grunde vermuthen, daß er seine Haltung nach den Umständen habe einrichten und sich die Möglichkeit habe sichern wollen, den Stuarts oder ihren Gegnern beizutreten.

Als Bolingbroke von der Königin Anna zugleich mit Harley, dem späteren Lord Oxford, in die Regierungsgeschäfte gezogen wurde, hatte er das dreißigste Lebensjahr noch nicht erreicht und war der Welt bereits bekannt als talentvoller hinreißender Redner des Parlaments, wie als lebensfroher Genußmensch und witziger Gesellschafter in den eleganten Kaffee- und Chokoladehäusern Londons. Auf diese Lebensperiode paßt die Schilderung, welche der unlängst verstorbene Leipziger Historiker Karl von Noorden im ersten Bande seiner „Europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert", einem ebenso gründlichen als großartig angelegten Werke, das aber leider ein Torso bleiben wird, von Bolingbroke entwirft. Sie wird ergänzt durch einige Züge aus dem Artikel der „Times" und dem erwähnten Buche von Brosch und giebt folgenden Lebensabriß des jungen geistreichen und excentrischen Edelmannes: Mit den angesehensten Familien des angelsächsischen und normannischen Adels, mit den Herzogen von Somerset und den gewaltigen Tudorkönigen war das Geschlecht St. Johns verwandt. Er selbst war der Verbindung zweier Linien seines Hauses entsprossen: den St. Johns von Battersea und den St. Johns von Bletsoe. Von diesen hatten die Einen als glänzende Cavaliere in den Heeren Karls I., des Märtyrerkönigs, gekämpft und die Anderen als weltverachtende Puritaner über Karl Stuart, den Tyrannen, zu Gericht gesessen. Im Jahre 1678 geboren, sollte Heinrich St. John, der englische Dichter, Philosoph, Kritiker und Staatsmann, die auf ihn vererbten Gegensätze zwar nicht versöhnen, aber auf wunderbare Weise in seinem eigenen Wesen, Leben und Denken zum Ausdruck bringen. Im Knabenalter von presbyterianischen Predigern gelangweilt, hatte der junge Patricier darauf

in Eton=College und Christchurch=College, in jenen gedeihlichsten Treib=häusern damaliger hochtorystischer Doctrin, seine geistige Ausbildung empfangen. Ein glänzendes Gedächtniß, eine staunenswerthe Schnellig=keit der Auffassung und eine noch staunenswerthere Leichtigkeit des münd=lichen und schriftlichen Ausdruckes ließen ihn manche Stunden bei Spiel und Trunk vergeuden und doch die fleißigeren, aber schwer=fälligen Genossen überholen. Im Fluge erhaschte er einige philoso=phische und literarische Kenntnisse, sowie die übliche classische Bildung eines Engländers von guter Erziehung. Eine Reise nach dem Fest=lande fügte Kenntniß der Welt und ihres Treibens hinzu. Schon da=mals, am scheinheiligen Hofe der Frau v. Maintenon, gab der Jüng=ling das Modebekenntniß der englischen vornehmen Welt preis und tauschte an Stelle äußerlicher Kirchlichkeit und hochmüthiger Gleich=giltigkeit in religiösen Dingen eine positive Feindseligkeit gegen Priester=thum und kirchlichen Dogmatismus ein. Vom Festlande heimgekehrt und in das ausschweifende Getriebe der hohen englischen Gesellschaft gestürzt, trug St. John den Ruf davon, daß er in Burgunderwein und Champagner die erprobtesten Genossen zu überzechen und auch die stolzesten der liederlichen Schönen seinem Willen zu beugen vermöge. Den berüchtigsten Wüstlingen des aristokratischen London den Preis der Sittenlosigkeit abzujagen, war der Stolz seiner Jugend. Er hatte den thörichten Ehrgeiz, heißt es in dem „Times"=Artikel, als der aus=schweifendste unter den jugendlichen Wüstlingen Londons zu gelten; er rühmte sich, mehr trinken zu können, als alle seine Kameraden, und wenn er die Wirkung des Weines spürte, konnte er sich den thörichtsten Handlungen hingeben und, wohl einmal seine Kleider zerreißend, halb nackt durch den Park laufen.

Doch durchblitzte der Funken des Genies auch diese trüben und zerrütteten Tage.

Flüchtig hingeworfene Liebesgesänge St. Johns wetteiferten mit Dryden. Zwischen Orgien und Bacchanalien knüpften sich literarische Freundschaften mit den ersten schriftstellerischen Geistern der Zeit: mit dem liebenswürdigen und lauteren Addison, mit Swift, dem geist=vollsten Satiriker und verrufensten Geistlichen Englands, mit Steele, dem Essayisten, mit dem Dichter und Staatsmann Prior, mit Pope, dem Virgil der modernen englischen Literatur. An diesen früh=geschlossenen literarischen Verbindungen hat er sein ganzes Leben hin=durch festgehalten.

Auch den Taumel des Genusses galt es mit Geist und Witz zu

würzen. Das Joch der Ehe, dem übermüthigen Gesellen in wohlgemeinten Hoffnungen allzu frühe auferlegt, bändigte ihn nicht. Eine tugendhafte Gattin sah sich zu einem Leben voll Vernachlässigung und Gram verurtheilt, bis die Ehescheidung erfolgte. Gebotene Schranken hätten ihn von toller Selbstzerrüttung nicht zurückscheuchen können. Nur eine Leidenschaft, welche verzehrender noch als sinnliche Genußsucht in seiner Brust loderte, vermochte dies: die Begierde nach Ruhm, ein Ehrgeiz, unermeßlich groß und niemals völlig gesättigt, ein Ehrgeiz, welcher Heinrich St. John im Laufe eines langen Lebens um den Kranz der Auszeichnung mit sämmtlichen Zeitgenossen ringen ließ. Ueber „den sokratischen Dämon", wie das Nachdenken reiferer Jahre die warnende Stimme seines Gewissens zu nennen pflegte, hat dieser Ehrgeiz unzählige Male den Sieg davongetragen.

Von Zechgelagen und Spieltischen hatte Ehrgeiz ihn im Jahre 1700 bis 1701 auf die Bänke des Unterhauses und in den politischen Parteikampf des Tages getrieben. Auf whiggistischer Seite drängte sich die Fülle bewährter Talente; Henry St. John aber setzte sich auf die Seite der Tories, und schon bei seinem ersten Auftreten von den Berichten der auswärtigen Gesandten als glücklicher und genialer, wenn auch unbesonnener Debater erwähnt, erhob sich der jugendliche Commoner wie ein glänzendes Meteor am politischen Himmel. Kräftig gebaut, ragte seine schlanke Gestalt hoch empor. Stolz und zurückgeworfen trug er ein von reichen braunen Locken umwalltes Haupt. Den dunklen Augen entflammten durchbohrende Blicke, während die feingeschnittenen Lippen zuweilen wohlwollend gewinnend, noch häufiger aber sarkastisch lächelten. In den Winkeln des Mundes lauerte ein Zug wollüstiger Sinnlichkeit, die hohe Stirn aber war klar und unumwölkt und eine mächtige hervorspringende Adlernase bekundete die Energie seines Willens. Dem hohen Wuchse und geistvollen Kopfe gesellten sich ein harmonischer Wohlklang der Sprache und eine vollendete Anmuth der Bewegung. Den Männern verführerisch ward diese Vereinigung von äußeren Vorzügen und geistigen Gaben den Frauen jedes Standes und jeder Nation verhängnißvoll.

Nach dem Tode seiner Gemahlin (1718) schloß Bolingbroke eine zweite Ehe mit der Wittwe des Marquis de Villette, einer Nichte der Frau v. Maintenon, und lebte fortan theils in Frankreich, im Umgange mit Voltaire und den anderen Schriftstellern jener Periode, theils in England, stets seinen Geist und seine Feder den öffentlichen Dingen zugewandt und mit philosophischem und kritischem Blicke alle Seiten

des Lebens in Staat, in Kirche, in Wissenschaft beleuchtend. Seine Gedanken und Betrachtungen über alle menschlichen Anliegen hat er in einer Menge kleiner Schriften, Abhandlungen, Essays, Briefen, in der Wochenschrift „The Craftsman“ u. a. niedergelegt, die, meistens in ländlicher Zurückgezogenheit verfaßt, nach seinem Tode gesammelt und veröffentlicht worden sind. In der Wochenschrift „The Craftsmann“ erschienen zuerst die „Bemerkungen über die Geschichte von England“. Unter seinen philosophisch-historischen Werken sind am berühmtesten: „Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte“, ein mit glänzender Beredsamkeit und gewandter Sprache und Darstellung ausgestattetes Buch, in welchem gegen die Kirchlichgesinnten bewiesen wird, daß derselbe Weltverstand, der jetzt die Geschichte lenkt, sie immerdar gelenkt habe, gegen die Schulgelehrten, daß der unbefangene Blick eines Weltmannes tiefer in das Leben der Völker eindringe, als ihre Gelehrsamkeit, und gegen solche, die in der Ruhe das höchste Glück erblicken, daß Kämpfen und Ringen von der Freiheit unzertrennlich sei.

Die menschliche Erfahrung ist nach Bolingbroke der einzig untrügliche Prüfstein, an dem sich ermitteln läßt, ob etwas, das uns als historisch Gegebenes geboten wird, sich ereignet haben kann, wie es erzählt ist; was aller Erfahrung zuwiderlaufe, könne niemals Geschichte gewesen sein. Der von dem Engländer ausgesprochene Satz, meint Brosch, würde, in gut Lessingsches Deutsch übersetzt, lauten: Eine „zufällige Geschichtswahrheit“ darf, wenn sie wahr sein soll, mit keiner „nothwendigen Vernunftwahrheit“ in Widerspruch stehen. Bolingbroke's Briefe über das Studium der Geschichte gaben seinem Freunde Voltaire Stoff und Anregung zu seinem „Versuch über die Sitten“.

Schlosser bemerkt ganz zutreffend, Bolingbroke habe zuerst die Weltgeschichte und die Geschichte Englands von der Behandlung des Todten zur Betrachtung des Lebendigen gerufen. Er habe es gewagt, das herrschende System in Kirche und Staat mit der bloßen Gewalt des gesunden Menschenverstandes anzugreifen und offen auszusprechen, was die meisten Verständigen dachten, aber Niemand laut zu sagen wagte.

Mit schneidigen Waffen zerstörte er die Gebilde des Scheins, der Heuchelei, der Lüge. Schon lange vor Gibbon hat er es ausgesprochen, daß die meisten Märtyrergeschichten nur Legenden und Fabeln seien; die Urgeschichte, wie sie in den Büchern Moses erzählt wird, behandelt er als Märchen, die aus dem Judenthum in die christliche Weltanschauung übertragen worden. Die christlichen Kirchen betrachtet er

als Entartungen eines verlorenen Ideals; sie rufen den Geist ihres Stifters an, und es ist ihr Geist des Egoismus, der Herrschsucht, welcher antwortet; sie haben auf ihrem Grund und Boden ganz die nämlichen Erscheinungen, welche das entartete Heidenthum zur Reife gebracht. Unter seinen politischen Schriften war das an den Prinzen von Wales gerichtete Buch, „Die Idee eines patriotischen Königs", von besonderer Wichtigkeit, ein politischer Versuch gegen die Whigs, worin dargethan wird, daß das herrschende parlamentarische Regiment mit seiner Corruption und seinem Parteisystem nur durch Stärkung der Krone geheilt werden könne.

Bei Bolingbroke, wie bei den übrigen Schriftstellern, die seit Locke die öffentlichen Dinge mit philosophischem Blicke beurtheilt haben, tritt eine scharfe Opposition gegen die herrschenden Ansichten und Kirchenlehren zu Tage, mochten sie mit den Waffen des Witzes und der Satire oder auf dem Wege gelehrter Forschung und Beweisführung ihr Ziel verfolgen. Es ist ganz zutreffend, was Herm. Hettner von der englischen Literatur dieser Periode sagt, welche dann ihren Weg zu Voltaire und den sogenannten Encyklopädisten fand: Locke und die englischen Deisten bekämpften offen den herrschenden Kirchenglauben und suchten eine sogenannte natürliche Religion, in welcher der Mensch, befriedigt durch die einfache Verehrung eines allwaltenden Schöpfers, Wahrheit und Tugend nicht aus den Lehren der biblischen Offenbarung, sondern aus der eigenen menschlichen Vernunft zieht; dem Christenthum blieb nur in so weit Werth und Bedeutung, als die reinste Tugendlehre sein Inhalt und die edelste Glückseligkeit sein Ziel war. Wenn bei Toland und anderen Deisten der Schlachtruf lautet: „Kein dogmatisches Christenthum!" bei Chubb: „Kein historisches Christenthum!" so lautet es bei Bolingbroke: „Ueberhaupt kein Christenthum!"

Die große Verbreitung dieser Schriften, die weder durch die Widerlegungen der Kirchenmänner, noch durch gerichtliche Verfolgungen gehemmt ward, war der deutlichste Beweis, daß die Mehrheit des denkenden und lesenden Theiles der Nation sich sehnte, von dem Joche des Kirchenthums und der religiösen Tradition erlöst zu werden und, wie im Staatsleben, so auch im Bereiche des Denkens und Glaubens, zu einem Zustand der Freiheit, der Menschenrechte, der Duldung und Nächstenliebe zu gelangen. Die Ansicht, daß durch Adams Sündenfall die Erde und die Menschenwelt dem bösen Elemente und dem Verderben anheimgegeben sei, konnte den freieren und gebildeteren Geistern nicht mehr zusagen: man suchte in der Philosophie ein Schutz- und Heil-

mittel gegen die angebliche Sündhaftigkeit und Verderbniß der menschlichen Natur, ein Ideal des Guten, Schönen und Wahren, das in der reinen Seele wohne, aber getrübt durch Wahn und Irrthum, und einen Lebenszweck, der den edlen Genuß nicht unvereinbar hielt mit Tugend und Sittlichkeit.

Es ist sehr bezeichnend für diese Zeitrichtung, daß, wie Hettner nachgewiesen hat, gerade damals die Umgestaltung des Freimaurer-Ordens aus den mittelalterigen Baugilden in einen Orden der Humanität sich vollzog, in dem alle Standes- und Glaubensunterschiede verschwinden sollten. Nicht ein äußerer sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer unsichtbarer, ein Tempel des reinen Menschenthums, der Duldung, der Humanität, der thätigen Menschenliebe. Das Freimaurerthum war die „innere Mission des Deismus".

2.

Im April 1883 erließ eine Anzahl angesehener Schriftsteller, Akademiker, Senatoren und Professoren, die sich zu einem Comité für die Errichtung eines Monuments zu Ehren J. J. Rousseau's in Paris vereinigt hatten, ein Rundschreiben „an alle Freunde des großen Schriftstellers", worin dieselben aufgefordert werden, durch Bildung von Localcomité's zu Geldbeiträgen und durch Artikel in den größeren Zeitungen das internationale Unternehmen zu unterstützen und zu fördern. Als Präsident des Comité's war der seitdem verstorbene Historiker Henri Martin aufgeführt; unter den Mitgliedern glänzt eine Reihe von Namen aus Frankreich und der französischen Schweiz, die als Gelehrte und Schriftsteller in dem ganzen gebildeten Europa vortheilhaft bekannt sind. In dem geschickt abgefaßten Circular wird des großen Einflusses gedacht, den Rousseau auf die hervorragendsten Geister seiner Zeit in allen Culturländern ausgeübt hat und der sich noch in unserem Jahrhundert bemerkbar machte. Es wird darin hingewiesen, welche mächtige Impulse er auf die gesammte Weltanschauung, auf die religiösen, socialen und politischen Ideen ausgeübt hat. Ist nicht durch den Genfer Philosophen in dem Erziehungswesen, in der philanthropischen Werkthätigkeit, in den Begriffen über Staat und Gesellschaft, über Humanität und Menschennatur eine neue Aera geschaffen worden?

Wir haben nicht erfahren, welchen Anklang der Aufruf in den größeren Städten und Universitäten Deutschlands gefunden hat. Unser erster Eindruck bei dem Empfang des Schriftstückes war die Ver-

muthung, daß das beabsichtigte internationale Monument ein Denkmal sein sollte der neuen Weltanschauung, welche durch die französische Revolution in das Menschenleben eingezogen ist. Und in der That könnte kein geeigneterer Repräsentant jener mächtigen Umwälzungsepoche aufgestellt werden als J. J. Rousseau, der stylgewandte und ideenreiche Werkmeister, gleich geschickt im Niederreißen wie im Aufbauen.

Der Ausspruch Schillers über Wallenstein: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", darf auch auf Rousseau angewendet werden. Von jeher gingen die Urtheile der Menschen über den Genfer Philosophen, der zugleich Erbe und Gegner der französischen Aufklärung war, weit auseinander, von der schärfsten Verdammung bis zur begeistertsten Verehrung fortschreitend, Licht und Schatten im Uebermaß auftragend. Man begegnet darin einem Grade von Bewunderung, die an götzendienerischen Cultus grenzt und in seinen Aussprüchen untrügliche Orakel erkennen will und andererseits einer Verdammung, die in ihm einen Dämon der Hölle erblickt, emporgestiegen aus der Tiefe, um die Menschen durch seine teuflischen Sophismen zu verführen. In den nachstehenden Zeilen soll weder die apologetische, noch die polemische Tendenz zum vorherrschenden Ausdrucke kommen.

Der literarische und philosophische Zeitgeist des achtzehnten Jahrhunderts, sowie die politische und gesellschaftliche Umwälzung der neunziger Jahre sind historische Phänomene, mit denen wir zu rechnen haben, die man objectiv zu begreifen suchen muß. Beziehungen auf die Gegenwart werden sich bei manchen Gelegenheiten von selbst darbieten, ohne daß ausdrücklich auf dieselben hingewiesen zu werden brauchte. Aber so richtig der Ausspruch des Dichters erscheinen mag: „Alles wiederholt sich nur im Leben", eben so wahr bleibt auch der Grundsatz, daß es in der Geschichte keine an Wiederholungen gränzende Analogieen giebt. Die Aehnlichkeiten sind nur Schein, sind nur ein Spiel der Phantasie und der Deutungskunst; unter dünner Hülle lauern die Discrepanzen und Widersprüche.

Um den internationalen Charakter des französischen Denkers zu constatiren, wirft das erwähnte Rundschreiben einen Blick auf die Völker und Schriftsteller, die von Rousseau Anregung und Ideen für ihr geistiges Leben, für ihre philosophischen, politischen, socialen Anschauungen, für ihre humanitäre und philanthropische Thätigkeit empfangen haben. Aus Dankbarkeit für die edlen Güter und Gaben sollten sie

das monumentale Werk unterstützen, das dem Lehrer der Menschheit, dem Schöpfer und Spender so vieler neuen Vorstellungen und Ziele in Paris, dem Mittelpunkt seines geistigen und literarischen Schaffens errichtet werden soll. Für die Schweiz sei es eine Ehrensache, den Sohn ihres Landes zu verherrlichen, der für ihre Natur und für ihre Berge stets eine so feurige Bewunderung gezeigt, der den Lemanischen See und seine herrlichen Ufer zum Schauplatz der Idealwelt in seinen Dichtungen und Naturschilderungen gemacht. Hat denn nicht Rousseau das Band geflochten, so wird gefragt, welches die romanische Schweiz mit ihrem protestantischen Glauben und ihrer demokratischen Politik an Frankreich knüpft? Den Italienern wird in Erinnerung gebracht, wie sehr Rousseau Macchiavelli studirte, bewunderte und vertheidigte, mit welcher Liebe und Begeisterung er stets den Gesängen Tasso's gelauscht und sie theilweise übersetzt oder bearbeitet hat; daß er einen nicht geringen Einfluß auf Beccaria, den berühmten Verfasser des Werkes über Verbrechen und Strafen geübt; daß das bedeutende Buch Filangieri's „La scienza della legislazione," worin der Verfasser ein Ideal der Gesetzgebung aufstellte, auf dem Boden Rousseau'scher Vorstellungen erwachsen sei, daß der Genfer Weltweise in seiner Jugend in ihrem Lande gelebt und ihre Sprache gesprochen habe. Auch auf die deutschen Schriftsteller, auf Lessing und Jacobi, auf Jean-Paul und Wieland und vor allem auf die vier mächtigen Geister, die sich Kant, Herder, Goethe und Schiller nennen, habe Rousseau großen Einfluß gehabt. Auch in England, meint das Circular, sei Rousseau von den ersten Dichtern der Zeit, Cowper und Byron, gelesen und bewundert worden, und Dickens und Thackeray hätten diese Gefühle getheilt.

Es hätte noch erwähnt werden dürfen, daß der geistvolle Philosoph und Historiker Hume so vertraut mit dem französischen Schriftsteller gewesen, daß er demselben in den Tagen der Verfolgung ein Asyl in seinem Hause gewährte. Und haben nicht die philanthropischen und humanitären Ideen, die besonders von den Dissenters, den Quäkern und Unitariern gepflegt wurden, ihre Wurzeln in Rousseau's Gedanwelt und Empfindungssphäre? Und ist nicht der Weltschmerz Byrons ein Nachklang der elegischen Seelenstimmung des Genfer Naturschwärmers?

Und was besonders merkwürdig ist, fährt das Rundschreiben fort, Rousseau war einer der seltenen Geister des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Einfluß sich auch in Amerika fühlbar machte. Sind nicht Channing und Parker beredte Interpreten seiner Doctrinen? Wenn die

Staaten, welche sich von der Vormundschaft Englands emancipirten, ihn nicht um eine Constitution angingen, wie die Polen und die Corsen, so unterließen sie doch nicht, sich für die von ihm dargelegten Principien zu begeistern, so daß dort wie bei uns sein Werk eine bedeutende Stelle behauptet in der Organisation des modernen Gesellschaftslebens. Endlich, so schließt das Rundschreiben des Ausschusses, gehört Rousseau zu denjenigen Personen, deren Bildniß am häufigsten reproducirt worden ist und deren Schriften, in alle europäischen Sprachen übersetzt, fort und fort Maler und Bildhauer inspirirt haben, so daß er zugleich dem 19. wie dem 18. Jahrhundert angehört.

Man kann nicht sagen, daß in diesem Aufrufe des französischen Comité's die Bedeutung und Verdienste Rousseau's in großsprecherischer Weise verherrlicht worden wären. Es ist nicht erwähnt, welche Macht seine Ideen auf die öffentliche Meinung in Frankreich ausgeübt haben; und doch sind die Orakelsprüche, welche in den Tagen, „als man hörte vom Rechte der Menschen, daß Allen gemein sei, von der begeisterten Freiheit und von der löblichen Gleichheit“, als erobernde Propaganda in die Welt drangen, auf dem Boden Rousseau'scher Anschauung entstanden. Der Genfer Bürgersohn sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog, und die Helden der beginnenden Revolutionsbewegung, „als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob“, strebten nach der Verwirklichung dieser Ideen.

Auch der Einfluß Rousseau's auf die Geister der Sturm- und Drangperiode in Deutschland ist nur dürftig angedeutet; und doch erkennen wir in den titanenhaften jugendlichen Stürmern jener erregten Jahre, in dem Faustischen Drange nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in der Empörung und dem Widerstreit gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung, wie sie in den Jugendwerken Schillers hervortreten, denselben Geistesflug voll Neuerungssucht und empfindsamer Naturschwärmerei wie in den Verkündern der Menschenrechte. Die Welt nach einem Naturideale neu zu gestalten, war das unklare unbestimmte Verlangen dieses von Empfindung und Phantasie durchglühten Geschlechts; und diesem Verlangen und Sehnen wies Rousseau die Wege. Es war die Macht einer aufrichtigen persönlichen Ueberzeugung und die Begeisterung für neue ideale Lebensgestaltungen, was den armen träumerischen Einsiedler zum Herold des neuen jugendlich strebsamen Zeitalters machte. Die Durchführung des Grundsatzes, daß alle Kräfte, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, eine ihrer natürlichen Bestimmtheit entsprechende Ausbildung

verdienen und fordern, urtheilt ein deutscher Schriftsteller, der vor zwanzig Jahren über Rousseaus Leben und Werke ein gründliches Buch in drei Bänden verfaßt hat[1]), entfesselte die in der Tiefe der Seele verschlossenen geheimnißvollen Anlagen und Triebe und gestattet ihnen, sich frei und ungehemmt zu geistiger und humaner Bildung zu entwickeln. Die Leidenschaft durfte ihre hinreißende Gewalt offenbaren, die Begeisterung sich in kühnem Aufschwung erheben, der Genius seine mächtigen Schwingen entfalten. Die Emancipation der Natur involvirt die des Geistes, sofern derselbe als unmittelbar wirkende Naturkraft auftritt. Aber dieser behält dabei sein eigenes selbständiges Reich; er gibt der Stoffwelt Leben und Bewegung und der Menschennatur Form und Maß, Gesetz und Regel.

Daß Rousseau auf die Gedanken- und Gefühlswelt seines Zeitalters als Reformator mächtig eingewirkt hat, kann von Niemandem geläugnet werden. Aber wenn, wie gesagt, früher die Einen ihn für einen neuen Messias und seine Werke für ein neues Evangelium erklärt, die Anderen in ihm einen Verderber und in seinen Schriften nur ein sophistisches Lügensystem erblickt hatten, so hat man heute ein ruhigeres Urtheil und einen freieren Horizont gewonnen und die ideal-philosophischen Gebilde von den Truglehren und Irrthümern scheiden gelernt. Nirgends war ein geeigneterer Boden für die Fruchtkeime des „Bürgers von Genf“ als in jener gährenden Zeit, in welcher Goethe's „Werther“ und die Anfänge des „Faust“ entstanden und Schillers Jugenddramen „Die Räuber“, „Fiesco“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“ geschaffen wurden. Es ist des öfteren nachgewiesen worden, wie sehr gerade der zuletzt genannte Dichter die Rousseau'schen Schriften auf sich einwirken ließ. Wie Rousseau selbst den Kampf zwischen der Wirklichkeit und der Idealwelt der Phantasie in seinem Leben darstellt, so sind auch die dramatischen Helden jener Tragödien Abbilder dieses inneren Kampfes, wie er sich in Schiller abspiegelte. Ein neuerer Aesthetiker erblickt darin „Selbstbekenntnisse“ in dramatischer Form. Voll Unwillen gegen die geschichtliche Ordnung, die ihm als ein „Zerrbild menschlicher Verdorbenheit auf Rechnung der Gesittung“ erscheint, schwärmt Schiller für Ideale, wie er sie sich vorstellt in der Natur und in der Vorzeit. In einem Gedichte aus der Jugendperiode fragt Schiller: Und wer sind sie, die den Weisen richten? Geisterschlaken,

[1]) E. Brockerhoff, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1863—74.

die zur Tiefe flüchten, vor dem Silberblicke des Genies. Gegen den Riesen Rousseau kindische Zwerge, denen nie Prometheus Feuer blies! Er nennt Rousseau's Grab das Monument von unserer Zeiten Schande und schließt: Sokrates ging unter durch Sophisten, Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen, Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.

Um Rousseau's Stellung zu der Zeitbildung im achtzehnten Jahrhundert zu verstehen und zu würdigen, müssen wir einen Blick auf sein Leben und seinen Bildungsgang werfen.

Als Autodidact wenig berührt von den literarischen Einflüssen seiner Zeit und seines Volkes, als genialer Selbstdenker und Beobachter die Wirklichkeit mit dem Maßstabe einer selbstgeschaffenen Idealwelt beurtheilend, war Rousseau ein originaler Geist, dessen Erzeugnisse mit primitiver Kraft auf die Zeitgenossen wirkten, die Einen zum Widerspruch reizend, die Anderen zum Weiterschaffen auf denselben Pfaden anregend. Aus der Geschichte seines äußeren Lebens läßt sich die Richtung seines Denkens und Fühlens erkennen.

Jean Jacques Rousseau war am 28. Juni 1712 in Genf geboren und zu dem Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers, bestimmt, entfloh aber der strengen Zucht seines Lehrmeisters und führte von da an ein vielbewegtes Leben, voll von wechselvollen Schicksalen, Verirrungen und Erfahrungen, bald in Savoyen auf einem Landgute der Frau v. Warens, die ihm zugleich Mutter und Geliebte war, in Oberitalien und Venedig, bald in Paris oder in der ländlichen Stille von Montmorency, bald als verfolgter Flüchtling auf der Petersinsel im Bieler See, im Neuenburger Canton unter dem Schutze Friedrichs II., in England bei dem Geschichtsschreiber und Philosophen Hume, bis er, gedrückt von Schwermuth und Lebensüberdruß, gefoltert von Argwohn und Selbstquälerei, plötzlich auf dem Gute eines seiner Verehrer unweit Paris starb, ungewiß ob eines natürlichen Todes oder durch eigene Hand, ein philosophischer Schwärmer und Sonderling, zugleich aber der prophetische Mund des Zeitgeistes.

Rousseau selbst hat alle Umstände seines äußeren und inneren Lebens in seinen „Bekenntnissen“ mit seltener Offenheit und Aufrichtigkeit der Welt dargelegt. Nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben, wirkten sie wie ein scharfes Schwert in das Menschenherz und erfüllten es mit Gefühlen der Wehmuth, des Mitleids, der Sympathie. Ein zweiter Augustinus gibt er in der eigenen Lebensgeschichte ein Spiegelbild von der mit einer Welt voll Sünde, Versuchung und

Anfechtung ringenden Menschheit, aus welchem jener in den christlichen Heilslehren der Kirche, dieser in einem erträumten irdischen Paradiese Rettung sucht. Frühe seiner Mutter beraubt, erhielt er eine mangelhafte Erziehung. Er las mit seinem Vater eine Menge Romane ohne alle Auswahl, wodurch sein Gefühl überreizt, seine Phantasie mit unwahren und idealen Gebilden angefüllt wurde, indeß sein Geist ohne gediegene Kenntnisse und echte Belehrung blieb. In Italien, dem Lande der Tonkunst und des Gesanges, trieb er vorzugsweise musikalische Studien, in Paris betheiligte er sich an dem regen literarischen Leben mehr mit der Flüchtigkeit eines Dilettanten, als mit der Gründlichkeit eines Forschers oder Gelehrten. Desto mehr schaute er in sich und um sich, desto schärfer beobachtete er die Widersprüche der Außenwelt zu seinen inneren Gebilden. Durch seine Geburt und seine Erziehung war er an Einfachheit, an bürgerliche Zucht gewöhnt und blieb daher sein Leben lang ein Feind des Luxus und der Ungleichheit der Güter. Auf seinen Wanderungen sah er den Druck der Armuth, die Knechtung der dienenden und arbeitenden Classe durch die Reichen und Vornehmen, und sein Gemüth empörte sich über diese Ungerechtigkeit. Die bürgerlichen Zustände mit ihrer Standesverschiedenheit und den großen Gegensätzen des Ranges und Vermögens kamen ihm verkehrt und unnatürlich vor.

Eine äußere Veranlassung gab ihm Gelegenheit, die Ansicht zu begründen, daß die Ursache dieser Gebrechen in der gesteigerten Civilisation zu suchen sei. Die Akademie von Dijon stellte im Jahre 1749 eine Preisfrage: Ueber den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten. Als Rousseau diese Aufgabe las, wurde, wie er selbst berichtet, seine Brust von einem Sturm aufregender Gedanken und Empfindungen bewegt. Auf einmal wurde ihm seine Bestimmung klar, der Culturwelt mit ihren Gebrechen einen reinen unverdorbenen Naturzustand gegenüber zu stellen. Er beantwortete die Frage in einem Sinne, wie ihn die Akademie sicherlich nicht erwartet hatte, indem er nachwies, daß die Wissenschaften und Künste die verderblichsten Güter der Menschheit seien; die geistige Bildung habe Talent über die Tugend gesetzt, habe Natur und Freiheit, Unschuld und Einfalt aus der Welt verdrängt und mit der Neigung zu Glanz und Luxus Verderbniß der Sitten über das Menschengeschlecht gebracht. Mit scharfen Worten geißelt er die gleißende Nichtigkeit der modernen Bildungszustände. Dieser, von der Akademie gekrönten Abhandlung, welche durch die

schwungvolle Beredsamkeit eines tief erregten Gemüths und einer begeisterungsvollen Ueberzeugung eine hinreißende Wirkung, in den literarischen Kreisen eine Art von Revolution hervorbrachte, ließ Rousseau gleichsam als Ergänzung den „Discurs über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" nachfolgen, ein rhetorisches Meisterstück, worin er nach der Verherrlichung eines angeblichen Naturzustandes vor der Entstehung des Staates und der Gesellschaft, nachzuweisen suchte, daß die Entwickelung aus diesem Naturzustand zu staatlichen und socialen Lebensformen ein Abfall von der reinen Menschennatur sei, daß die Abgrenzung des Eigenthums zur Gründung des Staats, zur Einsetzung von Obrigkeiten, zur Scheidung der Menschen nach Stand und Bildung geführt, und daß daraus Krieg, Knechtschaft und Elend entsprungen.

In diesen beiden Schriften wurde von Rousseau ein eingebildeter Naturzustand als die Heimath der Freiheit und der Unschuld gepriesen, und nur in dem Rückgange zu diesem und in der Abschüttelung aller Fesseln, welche Bildung und Erziehung, Gewalt und Gewohnheit geschlungen, sah er das Heil der Welt. Die Schrift über die Ungleichheit der Menschen, worin Rousseau die gesellschaftliche Ordnung als die Quelle aller Entartung darstellt, verdiente den Spott Voltaire's: „Noch niemals habe Jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen, man bekomme förmlich Lust, auf allen Vieren zu laufen"; sie war aber zugleich, wie Hettner bemerkt, ein leidenschaftlicher Aufschrei der Armen und Gedrückten, eine feurige und entschlossene Kriegserklärung gegen die Grundlagen und Einrichtungen der herrschenden Staatsformen, eine Erhebung des Volkes, das die Regierung aus eigener freier Entschließung und Machtvollkommenheit eingesetzt, gegen die Uebergriffe eines Regiments, das sich grundlos und gewaltthätig die unumschränkte Selbstherrlichkeit angemaßt hat.

Die in der letzten Schrift in loser Verbindung ausgesprochenen Gedanken faßte Rousseau in einem anderen Buche, dessen Grundsätze auf den Gang der französischen Revolution vom größten Einfluß waren, in dem „Gesellschaftsvertrag" (contrat social), in ein politisches System zusammen. In diesem stellt er die Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Grundbedingung jedes Staates dar und findet nicht wie der von ihm bekämpfte Montesquieu in einer constitutionellen Verfassung, sondern in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform und in dem gemeinsamen Nutzen und leiblichen Wohlbefinden des Volkes den höchsten Zweck des

Staats. Die Regierungsgewalt, in welcher Form sie immer auftrete, sei nur der Ausfluß der Machtvollkommenheit des Volks, in Folge freiwilliger Uebertragung.

Wie Rousseau in den beiden Schriften Discurs über die Wissenschaften und Künste und Tractat über die Ungleichheit unter den Menschen und die Entstehung der Staatsgesellschaft die bestehenden socialen und politischen Zustände als Erzeugnisse von Unrecht und Vergewaltigung hinstellt und ihnen den Krieg erklärt, so bekämpft er in den zwei bekanntesten Werken „Die neue Heloise" und „Emile" die Sitten und Lebensweise, die religiösen Anschauungen und das Erziehungswesen der damaligen Zeit, indem er in der Form von Romanen Principien und Beispiele aufstellt, die mit der Wirklichkeit einen scharfen Contrast bilden. In der „neuen Heloise" schildert er in poetischer Sprache und in dem Rahmen eines in Briefen geschriebenen Romans die Vorzüge eines sentimentalen Naturlebens vor den verschrobenen Verhältnissen der bestehenden Culturwelt und Gesellschaft, die Entstehung und Entwickelung eines Liebelebens zweier schönen Seelen voll überschwänglicher Gefühle, Leidenschaften und Gemüthskämpfe im Widerstreite mit Welt und Wirklichkeit, dessen sinnlichlüsterne Seite bis zum äußersten Fehltritt im Laufe der Geschichte ausgeglichen wird durch einen Sitten- und Tugendroman voll schöner Häuslichkeit, ehelicher Treue und geläuterten Familienglücks, gegründet auf Pflichterfüllung, religiöse Innigkeit und Frömmigkeit des Herzens. Durch den „Emile", „das Naturevangelium der Erziehung", suchte Rousseau eine auf Natur und Elternliebe beruhende vernünftige Erziehung zu begründen. Der „Emile", zugleich Roman und Lehrbuch, hat die Tendenz, die Erziehung so einzurichten, daß von dem ursprünglichen Naturmenschen so viel als möglich erhalten bleibt; Emile soll so herangebildet und gestärkt werden, daß er sich im Wirbel der Welt nicht fortreißen läßt durch die Leidenschaft und durch die Vorurtheile der Menschen; er soll mit seinen eigenen Augen sehen, mit seinem eigenen Herzen fühlen, und keine Macht der Erde soll ihn bestimmen, als seine Vernunft. Die Worte Rousseau's sind der Ausdruck eines tiefen inneren Gefühls und dringen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen; daher war auch die Wirkung seiner Schriften besonders bei den Frauen unbeschreiblich. Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß es in Frankreich wieder Mütter gab, daß wieder Liebe und Häuslichkeit in die Familien einkehrte, und daß in den mittleren Ständen Natur, Einfachheit und Sittlichkeit der Verschrobenheit, Unsittlichkeit und Uebersättigung der höheren Classen ent-

gegentrat. Dadurch sühnte Rousseau die Sünde, die er gegen seine eigenen Kinder begangen hatte, welche er ins Findelhaus bringen ließ. Er wollte verhindern, daß Andere sein eigenes Beispiel, das er so schwer bereute, zum Vorbilde nähmen. Wie sehr auch durch Uebertreibungen und verkehrte Anwendung der Principien das Rousseau'sche Erziehungssystem mißverstanden und mißbraucht worden ist, die segensvolle Wirkung einer Rückkehr zur Natur in Haus, Familie und Kindererziehung blieb unerschüttert bestehen.

Auch in der Musik, über die er geistreiche Ideen aufgestellt, ging er auf Natur und Einfachheit zurück. Er bestritt den Satz, daß die Harmonie der einzige Grund der Tonkunst sei, und wies auf die ursprüngliche melodische Kunst hin, die ganz Natur ist und wie eine zweite Sprache ihren Ausdruck aus den Wandlungen des Gemüths, nicht aus den Regeln des Generalbasses schöpft. Die einfache, schmucklose Melodie gilt ihm mehr als der vielstimmige harmonische Zusammenklang.

Daß Rousseau vor dem Kirchenthum und dessen Satzungen wenig Ehrfurcht hatte, geht schon daraus hervor, daß er seinen Glauben zweimal wechselte. Doch trieb er damit nicht, wie Voltaire und die Freigeister seiner Zeit, einen leichtfertigen Spott, sondern er lehrte eine Religion des Herzens und Gefühls. Er suchte vom Christenthum das Unwesentliche abzustreifen, um den Kern zu retten, und ging auch hier, wie überall, zur Einfachheit, Natur und Vernunft zurück. Wenn er einerseits sich gegen die geoffenbarte Religion, gegen Bibelglauben und Kirchenlehre erklärt, so tritt er andererseits gegen die Materialisten für einen außerweltlichen Gott, für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, für die Freiheit des Willens, für Moral, Tugend, Gerechtigkeit und Gewissen in die Schranken. Die stolze Philosophie, sagt er, führt zu herzloser Freigeisterei, die blinde Gläubigkeit zu wilder Verfolgungssucht. Vermeidet beide Einseitigkeiten: bleibt unerschüttert in der Wahrheit oder in dem, was ihr in der Einfalt des Herzens für wahr haltet. Habt den Muth, Gott zu bekennen vor den Philosophen, habt den Muth, Menschlichkeit zu predigen vor den Verfolgungssüchtigen. Sagt, was wahr, thut, was gut ist. Wer auf seinen Vortheil sieht, betrügt sich; nur die Hoffnung des Gerechten läßt nicht zu Schanden werden.

Aber so sehr auch das „Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars" im Emile Rousseau's Achtung vor Religion beurkundete, so zog ihm doch die freie Haltung des Buches gegenüber der herrschenden Kirche die Verfolgungen der rechtgläubigen Katholiken und der offenbarungs=

gläubigen Protestanten zu. Das Buch wurde durch richterlichen Spruch von Henkershand verbrannt und er selbst zur Flucht aus Frankreich gezwungen. Auch Genf und Bern versagten ihm ein Asyl. In dem Sendschreiben an Beaumont, Erzbischof von Paris, der einen Hirtenbrief gegen den Emile erlassen hatte, und in den „Briefen vom Berge“ wider die Intoleranz seiner Genfer Landsleute zieht er mit zermalmender Kraft und Gluth der Leidenschaft gegen die engherzige Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Rechtgläubigen zu Felde.

Fassen wir im Anschlusse an das Circular des Comité's für das internationale Rousseau-Monument in Paris die Hauptzüge des genialen Schriftstellers in ein Gesammtbild zusammen, so werden wir leicht und richtig seine Stellung in der Geschichte begreifen: das Schicksal hat den Sohn des Genfer Uhrmachers in einer schönen Landschaft unter bürgerlichen Lebensverhältnissen mit regen Affecten und Empfindungen geboren werden lassen, und diese Eindrücke und Anlagen bildeten fortwährend den tiefsten Untergrund seines inneren Wesens. Die Schilderungen eines glückseligen Naturzustandes in reizvoller Landschaft und eines häuslichen Lebens voll idyllischer Unschuld und Einfalt, auf dem Boden schöner Gefühle, edler ursprünglicher Menschlichkeit aufgebaut, sind darum so hinreißend und entzückend, weil sie in dem eigenen Herzen, in dem tiefsten Grunde seiner Seele ihren Ursprung hatten. Aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren wir, daß er sich nur in der Natur, in der Waldeinsamkeit, unter Bäumen und Pflanzen wahrhaft wohl gefühlt habe; daß die schönsten und erhabensten Ideen für die Wohlfahrt der Menschheit in stiller Zurückgezogenheit in seinem Geiste entsprossen sind. Diese sinnfrische Naturempfindung war das am schärfsten und stärksten ausgeprägte Organ seines Wesens, daraus floß das Grunddogma seines Glaubens, daß das durch die Natur Hervorgebrachte gut sei, die Entartung erst durch Menschenhände bewirkt werde. Ausgehend von allgemeinen Principien, die er durch Beobachtung und Abstraction sich zu eigen gemacht, und die ihm als unumstößliche Wahrheit galten, konstruirt er durch logische Folgerichtigkeit in großartiger Subjectivität Staat und religiösen Glauben, Gesellschaft und Erziehung, doch stets mit Hinweisung auf ein höchstes geistiges Wesen als Schöpfer und Erhalter des Universums.

Mit dieser angeborenen Anlage und Seelenstimmung trat Rousseau in die Menschenwelt, in die hohen Lebenskreise ein. Wie konnte es da an tiefen Conflicten, an Seelenkämpfen und Gemüthsbewegungen fehlen! Rousseau blieb auch in der vornehmen Gesellschaft ein Kind

der Natur, mit allen Liebenswürdigkeiten und Fehlern, mit allen schönen und häßlichen Zügen eines lebhaften, ungezogenen Kindes. Sein Leben gestaltete sich daher wie bei Tasso zu einer Leidensgeschichte mit tragischem Ausgang, weil er nicht die Kraft besaß, die Widersprüche und Conflicte der Wirklichkeit durch die Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung oder durch ein praktisches Pflichtgefühl zu überwinden und zu versöhnen. Wie bei St. Preux in der neuen Heloise, so liegt auch bei Rousseau die Welt der Gefühle, die leidenschaftliche Erregbarkeit einer reizbaren, empfindlichen Natur im ewigen Kampfe gegen Sitten, Convenienz und gesellschaftliche Schranken. Er behielt stets die eitle Selbstgefälligkeit des Kindes; sie wuchs mit seinen literarischen Erfolgen; sogar aus der absonderlichen Tracht, die er annahm, und der affectirten Einfachheit seines Hauswesens, konnte man, wie Sokrates aus dem durchlöcherten Mantel des Antisthenes, die Eitelkeit hervorschimmern sehen. Er hüllte sich in das Bewußtsein der Tugend, und wie wenig war doch sein Ehe- und Hausstand geschaffen, Tugendstolz zu erwecken! Wie groß war der Abstand seines eigenen Familienlebens zu dem ehelichen und häuslichen Musterbild in der zweiten Abtheilung der neuen Heloise! Mißtrauen, Empfindlichkeit und Argwohn führten ihn zu gesellschaftlichen Verwickelungen, Entzweiungen und Feindschaften, die, als noch politische und religiöse Verfolgungen dazu kamen, ihn zum Menschenfeind machten, ja in zahllose Irrgänge verleiteten. Die Geschichte Rousseau's, urtheilt Hettner, ist die Krankheitsgeschichte der überschwänglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle nothwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufs gekehrten Gefühlsseligkeit.

Aber ungeachtet der vielen Verirrungen, Widersprüche und Uebertreibungen, der Sophismen und falschen Voraussetzungen, die sich in Rousseau's Leben und Schriften nicht wegleugnen lassen, blieb doch der reichbegabte Mann, der philosophische Schwärmer der Natur und Einfachheit, der Verfechter des Idealismus des Herzens gegen die realistische Verstandesbildung, der Prophet einer natürlichen Religion und Gottesverehrung gegen Bibelgläubigkeit wie gegen Atheismus, der Verkündiger der angeborenen Rechte und der unveräußerlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen: blieb der Verfasser des Emil und der neuen Heloise der einflußreichste Schriftsteller, der wahre Apostel des neuen Zeitgeistes.

Als im October 1794 in dem Convent der Beschluß gefaßt wurde, die Asche der großen Männer in dem Pantheon beizusetzen, hieß es in dem Decret in Beziehung auf den Genfer Bürger: Jean Jacques

Rousseau habe sich in seinen Schriften zu den erhabensten Ideen über das höchste Wesen und die Tugend erhoben, er habe die Irrthümer in der physischen und moralischen Erziehung der Kindheit und Jugend verbessert, habe die Würde des Menschen in ihr schönstes Licht gestellt und die Völker ihre wahren Rechte kennen gelehrt. Und als unter der Restauration sich das Gerücht verbreitete, daß die Gebeine Rousseau's und Voltaire's aus dem Pantheon, dem man wieder den alten Namen der Genovefakirche zurückgegeben, in der Stille weggeschafft und an einen unbekannten Ort verbracht worden seien, sagte einer der Heißsporne der Reaction in der Kammer: „Wenn die angeblichen Philosophen, welche die Welt wie ein verzehrendes Feuer erleuchtet haben, um sie zu verderben, aus dem Tempel, den die Religion endlich zurückerobert hat, verschwunden sind, so ist das geschehen, weil die falschen Götzen vor dem wahren Gotte fliehen und fallen und stets fliehen und fallen werden."

Nun soll dem Verfolgten und Geschmähten wieder in derselben Stadt ein großartiges Ehrendenkmal errichtet werden, an dem alle Culturvölker zur Betheiligung eingeladen sind! So wechseln die Geistesströmungen der Menschen im Laufe der Zeiten.

Zweite Reihenfolge.

Deutschland im Fridericianisch-Josephinischen Zeitalter.

I. Deutsche Fürsten und Kleinstaaten vor hundert Jahren.

1.

Man hat den deutschen Historikern öfters den Vorwurf gemacht, daß sie ihren Fleiß und Forschungstrieb mehr dem Auslande zuwenden als dem vaterländischen Geschichtsleben. Auch wir haben uns von diesem Vorwurf nicht frei gehalten. Die beiden ersten Artikel, welche die Ueberschrift „Streiflichter auf das achtzehnte Jahrhundert" [1]) tragen, beleuchteten die geistigen Zustände von England und Frankreich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Nun wollen wir aber zu

[1]) Allgem. Zeitung 1885. Nr. 32. 37.

dem vaterländischen Boden zurückkehren. Und wir thun das um so freudiger und sicherer, als wir nunmehr die geistigen Phänomene, welche auf die heimische Entwickelung, auf die dominirenden Richtungen und Bestrebungen der deutschen Nation von Einfluß gewesen sind, als bekannt voraussetzen dürfen. Dabei haben wir den Vortheil, daß wir von der allernächsten Heimath, von Heidelberg ausgehen können, indem wir an die gehaltvolle akademische Rede anknüpfen, welche Professor Erdmannsdörffer als Prorector des Jahres 1884 an dem als Stiftungstag der Universität Ruperto-Carola festgesetzten 22. November über ein wichtiges historisches Thema „Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes" gehalten hat. In ihren kurzen historischen Umrissen finden wir die Grundlinien und Elemente angedeutet, welche wir in folgenden Blättern unserer Betrachtung unterziehen wollen: den deutschen Fürsten- und Staatenbund; die beiden vorherrschenden Monarchen Friedrich den Großen und Joseph II., und endlich die geistigen Zustände und inneren Lebensrichtungen des deutschen Volkes in seinen Häuptern und Gliedern. Welche Fortschritte die europäische Menschheit in dem Zeitraum eines Jahrhunderts in der Auffassung und Beurtheilung der himmlischen und irdischen Dinge gemacht hat, erkennt man am deutlichsten durch eine Vergleichung des Jahres 1685 und 1785. Am 22. November 1685 wurde in Frankreich das Edikt von Nantes aufgehoben und damit die katholische Kirchenlehre nach jesuitischer Auffassung zum Regulator des geschichtlichen Lebens und der Politik erhoben. Der Coalitionskrieg der neunziger Jahre bis zum Frieden von Ryswick war im innersten Kern ein Culturkampf zwischen den beiden Confessionen: in England, in den Niederlanden, in der Rheinpfalz sollte der Protestantismus unterdrückt werden und mancher zelotische Mund mochte frohlockend ausrufen wie einst der Kurfürst von Trier im dreißigjährigen Krieg: jetzt mögen die Evangelischen ihr Felleisen einpacken, denn im Reich werde man sie nicht mehr dulden. Und am 23. Juli 1785 wurde der Fürstenbund abgeschlossen, in welchem der Kurfürst von Mainz mit dem König von Preußen und mit andern protestantischen Fürsten sich zur Erhaltung des Reiches in seinem dermaligen Bestand gegen die Neuerungsversuche Kaiser Josephs II. vereinigte, ohne daß dabei nur mit einer Silbe der religiösen Dinge gedacht worden wäre. Die Macht der Philosophie hatte einen weiteren Gesichtskreis geöffnet. Wie im 17. Jahrhundert der Jesuitenorden Vernunft und Wissenschaft mit einem engen Zaun einhegte, so waren im achtzehnten Humanität, Toleranz und Menschenliebe die herrschenden Ideen.

Der feindselige Jesuitenorden war durch das Oberhaupt der Kirche selbst aufgelöst worden; Katholiken und Protestanten reichten sich die Bruderhand zur Erhaltung des Friedens und der Wohlfahrt der Völker. Hat das Jahr 1885 auf geistigem Gebiete ähnliche Errungenschaften zu verbuchen? Wohl fehlte es auch im achtzehnten Jahrhundert nicht an Conversionen in fürstlichen Kreisen. Hessen-Kassel, Württemberg, Anhalt erhielten vorübergehend katholische Regenten, andere wurden dauernd für die katholische Kirche gewonnen. Aber die Motive des Uebertritts lagen meistens außerhalb der Kirche. Der folgenreichste Schritt war die Bekehrung Friedrich Augusts des Starken von Kursachsen, der, wie ein berühmter Kirchenhistoriker unserer Tage sich ausdrückt, gleichzeitig mit seiner Bewerbung um die polnische Krone sich von der Wahrheit der katholischen Kirche überzeugte, und der Uebertritt des herzoglichen Hauses Pfalz-Zweibrücken, wodurch sich dasselbe die Erbfolge in Churpfalz und Churbayern zu sichern gedachte, da Karl Theodor keine legitimen Erben hatte.

Trotz des Uebertritts des Herzogs und Pfalzgrafen Christian IV. und der katholischen Erziehung seiner beiden Söhne Karl und Maximilian Joseph war die Erbfolge der Zweibrücker Linie in das Gesammtgebiet der Wittelsbacher keineswegs gesichert. Oesterreich machte alte, wenn auch sehr zweifelhafte Ansprüche auf Bayern geltend, wodurch der Verlust von Schlesien ausgeglichen werden sollte. Es war weniger die Kaiserin Maria Theresia, die Scheu trug, ihre letzten Jahre mit einem neuen Krieg wider den gehaßten und gefürchteten Rivalen zu beunruhigen, welche die Erwerbung des Nachbarlandes anstrebte, als ihr Sohn, der bereits zum römisch-deutschen Kaiser gekrönte Joseph II., dessen hochfahrender Geist und erregbare Natur ihm unaufhörlich ehrgeizige und herrschsüchtige Pläne eingaben. Karl Theodor wurde durch diplomatische Künste, durch Einschüchterungen und Versprechungen zu einem Vertrag gebracht, durch den er Niederbayern und andere Theile des Kurfürstenthums an Oesterreich abtrat. Die Einsprache, die von Pfalz-Zweibrücken und andern Höfen gegen das Abkommen erhoben wurden, gaben dem preußischen König Veranlassung, sich in die Angelegenheit zu mischen und für die Erhaltung des Bestehenden einzutreten. Daraus ging der bayerische Erbfolgekrieg hervor, in welchem zwar im Felde nur wenig, desto mehr mit der Feder gestritten wurde, indem sich beide Theile bemühten, durch gelehrte juristische Schriftstücke ihr Recht zu beweisen. Der Federkrieg über die bairische Erbfolge förderte hundert gelehrte Abhandlungen und publicistische Deduc-

tionen ans Licht und regte den Scharfsinn der zünftigen Juristen und Diplomaten zu einer erschreckenden Fruchtbarkeit an. Unter französischer und russischer Vermittelung kam endlich am 22. Mai 1779, ein Jahr vor Maria Theresia's Tod, der Frieden von Teschen zu Stande, der Josephs ursprüngliche Forderungen auf ein geringeres Maß reducirte.

Kaiser Joseph II. gab indessen den Plan nicht auf, das so günstig gelegene Isarland mit Oesterreich zu vereinigen. Schon Johannes v. Müller macht die Bemerkung, daß die Besitznahme Bayerns der erste Schritt zur Eroberung Deutschlands wäre. Wie mußte ein solcher Gedanke das ehrgeizige Herz des habsburgisch-lothringischen Herrschers reizen! Man erinnerte sich in Wien noch wohl der Zeit, da das Herzogthum Württemberg unter österreichischer Verwaltung gestanden hatte. Konnten die alten Ansprüche nicht wieder erneuert werden? Breisgau und die Länder des Oberrheins auf beiden Seiten des Stromes waren noch habsburgische Besitzungen. Und welche Besorgnisse mußten die Eingriffe und Uebergriffe in die geistlichen Fürstenthümer erregen? Joseph brachte die Wahl seines Bruders Maximilian zum Coadjutor von Köln und Münster zu Stande; er riß von den Bisthümern Passau und Salzburg eigenmächtig diejenigen Theile los, die in Oesterreich lagen und bedrohte Constanz und Regensburg mit einem ähnlichen Verfahren. Es war das Ueberraschendste, bemerkt Erdmannsdörffer, was geschehen konnte, wenn der Kaiser, dessen Vorgänger von Alters her Schutzherren des geistlichen Fürstenthums gewesen waren und auf dieses zum guten Theil ihren Einfluß im Reich gestützt hatten, jetzt sich nicht scheute, diesen ansehnlichen Theil des deutschen Reichsfürstenstandes aufs empfindlichste zu verletzen und zu bedrohen. Bei diesen Plänen hatte jedoch Joseph nicht blos Landgewinn im Auge; er wollte zugleich das deutsche Element in seinem Reiche stärken. In einer Reihe von Vorträgen, welche Professor K. Th. Heigel im Jahre 1881 unter dem Titel „Aus drei Jahrhunderten" herausgegeben hat, heißt es in dieser Beziehung von Joseph: „Er schätzte das deutsche Element als das pulsirende Blut im österreichischen Staatskörper, der Erwerb jener rein deutschen Gaue war für seine Monarchie ein Zuwachs von Lebenskraft, für seine Culturpläne eine Bürgschaft des Gelingens."

Unter solchen Umständen und Stimmungen war es begreiflich, daß die allmählich in die Oeffentlichkeit dringende Kunde von dem beabsichtigten Austausch des Herzogthums Bayern gegen die österreichischen Niederlande, über welchen der Kaiser und der Kurfürst Karl

Theodor übereingekommen wären oder doch in Unterhandlung ständen, im ganzen deutschen Reiche große Aufregung und Besorgniß erzeugen mußte. Die habsburgische Dynastie legte von jeher auf die fernen Niederlande keinen sehr großen Werth. Man hat sie vor und nach dieser Zeit stets bereitwillig als verschmerzliches Tauschobject angesehen. Waren sie doch einer fortwährenden Bedrohung von Frankreich ausgesetzt und von den Holländern vertragsmäßig durch Schließung der Scheldemündung und das „Barrièresystem" der Besetzung der Grenzfestungen mercantil und militärisch unterdrückt. Sie hatten ganz andere Interessen als die der Gesammtmonarchie und hemmten die österreichische Politik häufig durch die Rücksicht auf die Westmächte in der freien Bewegung. Wie ganz anders lockte dagegen die Abrundung Oesterreichs durch die Erwerbung Bayerns, die Ausdehnung des kaiserlichen Nachbarreichs im südlichen Deutschland, die nähere Verbindung mit den italienischen Besitzungen!

Der Kurfürst Karl Theodor war geneigt, auf den Plan einzugehen. In Bayern fühlte er sich stets als Fremdling, während seine Jugenderinnerungen in das belgische Land führten; dazu lockten ihn die reicheren Einkünfte, die er zu erwarten hatte, und der Glanz eines „burgundischen Königthums". Er gedachte seine Stammlande Pfalz und Jülich-Berg mit der neuen Erwerbung zu einem großen rheinischen Territorium zu verschmelzen.

Die kleineren und mittleren Reichsstände hatten alle Ursache zur Besorgniß. Die gleichzeitigen Streitigkeiten mit der Republik Holland, die Joseph zur Aufhebung der Scheldesperrung und des Barrièrerechts zwingen wollte, gaben Zeugniß von der gewaltthätigen, durchfahrenden, die Verträge mißachtenden Art des Kaisers. Dazu war es Joseph gelungen, die russische Kaiserin Katharina, die gegen den satirischen, spottsüchtigen König von Preußen stets eine offenkundige Abneigung und Eifersucht hegte, auf seine Seite zu ziehen. Eine persönliche Zusammenkunft Josephs mit Katharina in Mohilew hatte zu einer Allianz geführt, in Folge deren österreichische Heere die Russen in dem Türkenkrieg unterstützten und der Zarin die Besitzergreifung des Küstenlandes am schwarzen Meere sammt der Halbinsel Krim ermöglichte, ohne daß der Kaiser einen Gewinn für sich verlangt hätte. Zwischen Frankreich und Oesterreich bestand das freundschaftlichste Verhältniß, seitdem Maria Theresia's schöne Tochter Marie Antoinette die Gemahlin des Dauphin geworden war. Die Besorgnisse mußten noch wachsen, wenn man auf die allarmirenden Maßregeln des Kaisers in dem innern Reichsorga-

nismus blickte; wenn man erwog, „wie er die Thätigkeit des Reichstages thatsächlich zum Stillstand brachte, und daneben durch seinen Reichshofrath in Wien sich die eigenmächtigsten Eingriffe in das Leben der einzelnen Territorien gestattete, wie er mit seinen kaiserlichen Debitcommissionen auf die Finanzverhältnisse der Reichsstände einen bestimmenden Einfluß zu üben, oder mit seinen kaiserlichen Panisbriefen die Kassen der deutschen Stifter und Klöster zu beschweren suchte", so mußten alle diese ungewohnten Neuerungen Argwohn und Verstimmung in weiten Kreisen erregen.

So lag denn der Gedanke nahe, daß man sich in Deutschland gegen Vergewaltigung schützen müsse. Man war in die Lage der Nothwehr gesetzt. Ein Bund, wie er einst im sechzehnten Jahrhundert in Schmalkalden geschlossen worden war, schwebte vor Augen, nur daß er interconfessionell sein sollte, wie es im Geiste der Zeit lag. Auch wurden nicht wie ehedem die Reichsstädte beigezogen. Sie waren hinter der Zeit zurückgeblieben.

Es ist viel über die Entstehung des Fürstenbundes geschrieben worden. In der „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen von W. Adolf Schmidt" umfaßt die Darstellung sammt den Actenstücken über 400 Seiten. In der „Historischen Zeitschrift" vom Jahre 1879 weist P. Bailleu nach, daß Friedrich bei seiner eigenen Isolirtheit gegenüber der Machtstellung Oesterreichs nur im Anschluß an das deutsche Reich eine Stütze suchen konnte und daher Jahre lang eine conföderative Allianz zu begründen gesucht habe, wie sie endlich im Fürstenbund zu Stande gekommen. Dieser Fürstenbund bildete den Abschluß der Versuche, durch friedliche und freie Vereinbarung der Reichsglieder eine festere Organisation zu schaffen, ehe der stürmische Anprall von Außen das ganze Gebäude erschütterte und umstürzte. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen den einzelnen Höfen dauerten fast zwei Jahre und wurden nur durch das entschiedene und energische Vorgehen Friedrichs des Großen in Fluß erhalten und zum Abschluß geführt. Der Zweck war die Erhaltung der Integrität des Reichs in seinem dermaligen Bestand, Wahrung der Reichsverfassung und der Reichsjustiz gegen kaiserliche Eigenmächtigkeiten, Abwehr von Willkür und Neuerung und Sicherstellung eines gewissen Gleichgewichts in dem deutschen Territorialsystem. Wie wenig Sinn und Pietät Friedrichs Geist für den wunderlichen Staatsorganismus des römischen Reichs deutscher Nation in sich trug: jetzt übernahm er doch die Rolle eines Schirmherrn.

Es war eine merkwürdige Umwandlung: Preußen, das recht eigentlich im Widerspruch mit den alten Reichsformen emporgekommen war, jetzt als Schützer und Hort derselben auftreten, den Kaiser, den legitimen Schirmherrn des Reichs, die Bahnen revolutionären Umsturzes wandeln zu sehen! Die beiden politischen Gegensätze, die auf den Gang der deutschen Geschichte einen so durchschlagenden Einfluß geübt hatten, geriethen hier noch einmal ernstlich aneinander: auf der einen Seite das habsburgisch-österreichische Bemühen, Deutschland auszubeuten für die Vergrößerung und Abrundung seiner eigenen Hausmacht, auf der andern das Bestreben des Landesfürstenthums, diese wiederauflebenden Kaisergelüste auf ein geringstes Maß zurückzuführen, nöthigenfalls ganz aus dem Reich hinauszudrängen. Der Bund war somit in seinem Grundbestreben conservativer Natur und wollte noch einmal die landesfürstliche Unabhängigkeit, die „deutsche Freiheit" im Sinne des westfälischen Friedens sicher stellen gegenüber den revolutionären imperialistischen Tendenzen Josephs II. Vier Kurfürsten, Brandenburg und Hannover, Mainz und Sachsen und viele mittlere und kleinere Regenten traten bei. Nur Württemberg, das nach der Kurwürde strebte und Pfalz-Bayern hielten zu dem Kaiser.

Unter den 14 Theilnehmern, welche bei Schmidt S. 355 f. aufgeführt sind, ist Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der zu der fürstlichen Conföderation die Hauptveranlassung gegeben hatte, der unbedeutendste und unwürdigste. Selbst der Pfarrer Lehmann von Nußdorf, ein actenkundiger Mann, der eine Geschichte des Herzogthums Zweibrücken in trockenem Hofstil verfaßt und dem Prinzen Karl von Bayern dedicirt hat, weiß nur das einzige Rühmliche von ihm anzuführen, daß er wie sein Vater die gelehrten Professoren des Zweibrücker Gymnasiums, Crollius, Exter, Faber u. A. bei der Herausgabe der römischen und griechischen Klassiker gefördert habe. Das lag in der Zeitrichtung. Aus dieser Atmosphäre konnte keiner heraustreten. Aber die übrige, wenn auch noch so vorsichtig gehaltene Schilderung seiner Lebensweise und Regierung läßt in eine trübe Zeit blicken.

Zwar fehlte es Karl II. nicht an Geist, Kenntnissen und sonstigen vorzüglichen Gaben, heißt es in dem genannten Geschichtsbuch, allein sein unbeugsamer Eigen- und Starrsinn, verbunden mit einem starken Hange zu allerlei Zerstreuungen, erstickten dieselben, so daß sie nicht gedeihen und keine Frucht bringen konnten. Seine edle, gebildete und treffliche Gemahlin, Maria Amalia, aus dem kursächsischen Hause, vermochte leider gar nichts über denselben, weil die Hauptfavorite ihn

gänzlich beherrschte, während deren Bruder als — dirigirender Minister an der Spitze des Cabinets stand! — Dabei war derselbe ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und ließ, außer den gewöhnlichen Jagdvergnügungen, jährlich ein großes, mehrere Wochen dauerndes, Treibjagen anstellen, das, als ein Fest verwerflichster Sittenlosigkeit, mit Ausschweifungen anfing und endigte und deßhalb die Hauptplage der Unterthanen war.

Diese Jagdliebhaberei ward bei Herzog Karl zur wahren Leidenschaft, so daß das Volk seinen Namen in „Karnickelchen" (Kaninchen) verkehrte. Ueber ihr und den übrigen Frivolitäten der Tage und der Nächte verabsäumte er alle Staatsgeschäfte, die gänzlich den Beamten überlassen blieben. Dabei übte er eine Verschwendung, die über alles Maß ging: „Unverständige Bauten", so faßt ein Zeitgenosse die Hauptzüge seiner Regierung zusammen, „kostbare Meublirung, zahllose Liebhabereien, Alles was dem Gelde weh thut, tausend Pferde im Marstall, noch mehr Hunde in den Zwingern, das ganze Land ein Thiergarten zum Verderben der Unterthanen." Auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Homburg ließ er ein prachtvolles Schloß mit Kasernen, Lustgärten und andern Anlagen erbauen, dem er den Namen Karlsberg beilegte und wo er oft residirte. Die Kosten sollen sich auf vierzehn Millionen Gulden belaufen haben, und Karl selbst mußte noch erleben, daß sämmtliche Gebäude und Anlagen durch die Franzosen im ersten Revolutionssturm so gründlich zerstört wurden, daß jetzt kaum mehr die Stätte solcher verschwundenen Pracht und Herrlichkeit aufgefunden werden kann. Friedrich der Große selbst erkannte, wie er in einem Briefe an seine Minister Finkenstein und Hertzberg schrieb (11. Febr. 1785), daß ein so träger Fürst, ein so frivoler Hof und ein so unzuverlässiges Beamtenthum sehr zerbrechliche Stützen seien.

2.

Zu dem Herzogthum Pfalz-Zweibrücken gehörte auch das Städtchen Bergzabern, dem Schreiber dieser Zeilen, so wie dem Münchner Bildhauer Professor Knoll und dem Metzer Advocaten Pistor, dem politischen Flüchtling aus den dreißiger Jahren, wohl bekannt. Es ist ein reizender Fleck Erde, in welchem das alte Städtchen am Fuße von Rebhügeln und laubbedeckten Berghöhen hingelagert ist, ehemals mit Thürmen und Mauern, zum Schutz gegen feindliche Angriffe versehen. Auf der schönen Hügelkette des Haardtwaldes, die sich im Norden nach

beiden Himmelsgegenden ausdehnt und romantische Schloßruinen, wie die Madenburg und die hohenstaufische Reichsfeste Trifels auf ihren Gipfeln trägt, überblickt man nach Osten die blühende Rheinebene bis zum Heidelberger Schloß und gen Süden die majestätische Bergreihe des Schwarzwaldes bis über Baden hinaus. Westwärts ziehen sich meilenweit dichte Waldungen bis in die Gegend von Zweibrücken, nur von wenigen größeren Ortschaften durchbrochen, darunter das Städtchen Dahn mit seinen verwitterten Berggipfeln, die wie eine zerfallene Stadt aus der Vorzeit Gemüth und Phantasie mächtig ergreifen, und Pirmasens auf einer rauhen Hochebene.

In diesem alten Städtchen Bergzabern, dessen Schloß mit den anstoßenden Gärten und Herrschaftsgebäuden öfters als Wittwensitz für die pfalzgräflich zweibrückische Herzogsfamilie gedient hat, reifte im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts eine Fürstentochter zur Jungfrau heran, die zu den begabtesten und bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer an genialen Naturen so reichen Zeit gehört — Caroline, in der Folge bekannt und gefeiert als die große Landgräfin von Hessen. Hinter den großen Weltbegebenheiten, die bald nach ihrem Tode Europa durchstürmten, ist die merkwürdige Fürstin lange in Schatten getreten; erst in neuester Zeit ist ihr Andenken in öffentlichen Blättern und Zeitschriften (Grenzboten Nr. 36. 1885) wieder aufgefrischt worden. Nach dem Tode des Vaters (1735), mit ihrer Mutter Caroline das Schloß in Bergzabern beziehend, verbrachte sie ihre Jugendjahre in der romantischen Gegend, wie ein junges Reh die Tannenwälder durchstreifend und ihren Geist stärkend an den Eindrücken einer erhabenen Natur, die in ihrem Gemüthe mit den religiösen Gefühlen zusammenliefen[1]). In ihrem zwanzigsten Jahre (1741) reichte sie die Hand dem um zwei Jahre ältern Landgrafen Ludwig IX. von Hessen, welcher von seiner Mutter, der Erbgräfin von Hanau-Lichtenberg, auf beiden Seiten des Oberrheins beträchtliche Besitzungen ererbte, die er mit seinen Stammlanden verband. Das lieblich gelegene Städtchen Buchs-

[1]) In dem „Historischen Taschenbuch" vom Jahre 1853 befindet sich ein Lebensbild „Die große Landgräfin"; darin wird ein Verschen citirt, aus welchem hervorgeht, wie die Einsamkeit des Waldes ihr zur unsichtbaren Kirche ward:

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steg sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.

weiler war die Residenz des landgräflichen Hofes unter französischer Hoheit. Dort weilte auch das Paar mehrere Jahre.

Ludwig IX. gehörte zu den originellen Fürstengestalten, an denen jene Zeit dynastischer Territorialhoheit so reich war, deren ganzer Sinn ausschließlich auf einen Lieblingsgegenstand, auf ein Sonderinteresse sich richtete. Aus dem preußischen Militärdienst, dem er als Erbprinz angehörte, den er aber auf den Wunsch des gut kaiserlich gesinnten Vaters aufgab, nahm er die Neigung für den Soldatenstand in seine Residenz mit, und da ihm die Nähe und Schutzherrschaft Frankreichs unbequem war, schlug er seinen Sitz in Pirmasens auf, einem einsamen, von dichten Wäldern umgebenen Dorfe, das sich einst um die Zelle eines Eremitenheiligen gebildet hatte. Hier, in einem öden Winkel des Wasgaues, wohin kaum eine ordentliche Straße führte, 16 deutsche Meilen von dem Hauptlande, nahm Ludwig seinen Wohnsitz und machte den Ort im Laufe der Jahre zu einer Art Militärcolonie. In dieser Schöpfung seiner Hand verbrachte er den größten Theil seiner Regierungszeit, während seine Gemahlin mit Klugheit und Umsicht das Darmstädter Gebiet verwaltete, eifrig bedacht, die schweren Lasten, die durch die Jagdliebe und Verschwendung des Vorgängers über das Land gekommen waren, zu mildern.

Aus Goethe's Leben, „Dichtung und Wahrheit" erfahren wir manche interessante Einzelheiten über Personen und Sachen des hessischen Landes aus jenen Jahren. Die Landgräfin stellte den Rechtsgelehrten Karl v. Moser an die Spitze der Verwaltung und ertheilte ihm hohe Vollmachten. Aber er machte die Erfahrung, daß alle Reformen, mögen sie auch noch so ehrlich und aufrichtig das Bessere anstreben, auf Widersacher und Gegner stoßen. Sein „Herr und Diener", sein „Daniel in der Löwengrube", seine „Reliquien" schildern die schwierige Lage, durch die er in seiner Thätigkeit gehemmt ward. Nur wenige seiner Entwürfe kamen zur Ausführung und seine Gegner brachten es dahin, daß er in Anklagestand gesetzt ward und seine Entlassung nehmen mußte.

Damals herrschte in Darmstadt und Frankfurt ein reges geistiges und künstlerisches Leben, wie wir aus Goethe's Jugendjahren wissen. Ein Kreis von talentvollen und kenntnißreichen Männern hatte sich zu gemeinsamer literarischer Thätigkeit verbunden, deren Hauptorgan die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" waren. In diesem Kreise nahm der Darmstädter Kriegsrath Merck eine hervorragende Stelle ein, weniger durch seine eigenen Productionen als durch seinen kritischen Verstand

und sein zutreffendes ästhetisches Urtheil. Er wirkte anregend auf Herder und Goethe. Ist es doch bekannt, daß dieser dem Frankfurter Freund als Urbild des Mephistopheles gedient hat. In Mercks Hause machte Herder die Bekanntschaft seiner nachherigen Gattin, „doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne“.

Merck begleitete die Landgräfin auf der Reise nach Petersburg, von der sogleich die Rede sein wird. Häusliches Ungemach und Vermögensverluste verbitterten ihm den Abend seines Lebens und steigerten seine reizbare Natur und die zersetzende Richtung seines Geistes derartig, daß er im Jahre 1791 Hand an sich selbst legte.

Der Gemahl der Caroline war ein wunderlicher Herr und das Leben, das er in dem entlegenen Waldstädtchen führte, ein höchst originelles. Im Jahre 1789 verlor sich ein Reisender in die öde Gegend, wo allmählich Pirmasens wie aus einem Zeltlager herausgewachsen war. In dem Bericht, den er davon in dem „Journal von und für Deutschland“ der Welt mittheilte, heißt es unter Anderm: „Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und genau genommen, nur aus einem Geschoß besteht. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exercirhaus. Die Länge desselben beträgt 130 Pariser Fuß, die Breite 86. Hierin exercirt nun der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man anderwärts schwerlich beisammen sehen; aber sie kosten auch dem Landgrafen ansehnliche Summen, denn es ist nichts Ungewöhnliches, wenn ein Mann sich des Tags auf 30—40 Kreuzer bis zu einem Gulden stehet. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich in die Länge nicht so zusammen bleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von den umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten. Die Schwenkungen und Manoevers geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerke bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempo's keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Län-

dern diesen wohlgeübten Kriegsmännern zuliebe hierher reisen. Den Landgrafen habe ich hierbei in aller Thätigkeit gesehen; mit spähendem Blick befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hinteren Gliedern; Alles ist geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein."

Abgesehen von dieser wunderlichen Liebhaberei für das Militärwesen war Landgraf Ludwig nicht ohne Verstand und Regententugenden. Mochte auch die Soldatencolonie von Pirmasens große Summen verschlingen, so glich seine einfache sparsame Lebensweise die Ausgaben reichlich aus. Fern von den Extravaganzen und Frivolitäten so vieler andern zeitgenössischen Fürsten begnügte er sich mit den frugalen Mahlzeiten und der Kleidung eines Soldaten. Bälle und Redouten, luxuriöse Jagdpartieen und schwelgerische Festbankette waren unbekannte Genüsse. Aus den Briefen seiner Gemahlin geht hervor, daß sie die achtungswerthen Eigenschaften des Landgrafen erkannte und zu schätzen wußte, und dieser legte vertrauensvoll die Regierung und die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder in ihre Hände. Und wie sehr Caroline dieses Vertrauen rechtfertigte, bewies die Liebe des Volkes, die Hochachtung und Verehrung, welche die Ersten der Nation der hohen Frau zollten, die trefflichen Eigenschaften, welche in den kommenden Jahrzehnten ihre Kinder entfalteten. Wie sie selbst von den ersten Schriftstellern ihrer Zeit, einem Klopstock, Herder, Wieland, dem großen Rechtsgelehrten Pütter geehrt und gefeiert und von dem königlichen Philosophen in Sanssouci in die Reihe der ausgezeichnetsten Frauen gestellt wurde, so war ihre jüngste Tochter Luise die Zierde des Weimarer Hofes in dem Glanzpunkte seiner künstlerischen Größe, und in Berlin, Karlsruhe und Petersburg wurden ihre Töchter der höchsten Auszeichnung und Verehrung theilhaftig.

Der russischen Vermählung ging eine Brautschau voraus, die an die Zeit der altpersischen Großkönige erinnert und auf das Fürstenleben Deutschlands ein grelles Licht wirft. Im Anfang der siebenziger Jahre sah sich die Zarin Katharina an den deutschen Fürstenhöfen nach einer Gemahlin für ihren Sohn, den Großfürsten Paul um. Ihre Blicke wandten sich nach Darmstadt, wo Caroline mit drei ihrer schönen und trefflichen Töchter residirte. Friedrich der Große, ein Gönner und Verehrer der geistreichen, ihm so congenialen Frau, begünstigte und förderte die beabsichtigte Vermählung. Herr von der Asseburg, der im Namen der russischen Kaiserin die geheime Unter=

handlung mit der Landgräfin führte, erhielt aus Petersburg den Auftrag, die Frau Landgräfin zu vermögen, mit ihren drei Töchtern nach Rußland zu reisen, ohne daß jedoch die Kaiserin verbunden sei, eine derselben zur Schwiegertochter zu wählen. Auch würde der Vermählung ein Religionswechsel vorangehen müssen. Caroline ließ sich geneigt finden, mit Einwilligung ihres Gemahls in Pirmasens, die Reise zu unternehmen, machte aber dem Unterhändler die Andeutung, daß sie nicht die Mittel besitze zu einem so außerordentlichen Aufwand, und daß sie somit die Kaiserin ersuchen müsse, dieses Hinderniß zu beseitigen. Und so geschah es. Katharina sandte einen Wechsel von 80,000 Gulden ein und ein Geschwader nach Lübeck, um die hohen Gäste aufzunehmen. Und die große Zarin war klug und fein genug, durch ein schmeichelhaftes Handschreiben an die Landgräfin die Schmach der Erniedrigung zu verhüllen. „Seien Sie überzeugt," schrieb sie, „von meinem lebhaften Verlangen, Sie mit Ihren drei Prinzessinnen Töchtern an meinem Hof zu sehen, dessen Zierde Sie sein werden." Graf Andreas Rasumowsky führte die Damen auf dem „Heiligen Marcus" nach Rußland, und Fürst Orloff stellte sie auf dem Lustschlosse Gatschina der hohen Herrscherin vor. Am 15. August 1773 legte die Prinzessin Wilhelmine das Glaubensbekenntniß der griechischen Kirche ab und wurde unter dem Namen Natalie die Gemahlin des Thronfolgers Paul. Im November reiste die Landgräfin mit den zwei andern Töchtern wieder ab und traf nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Potsdam bei dem königlichen Freunde und bei dessen Neffen, dem Gemahle ihrer Tochter Friederike, im December in Darmstadt ein. Vier Monate nachher war die große Landgräfin eine Leiche. Sie wurde ihrem Wunsche gemäß in einer Felsengrotte des Schloßgartens beigesetzt, wo sie so oft in einsamen Stunden der Natur und der Gottheit ihr Inneres erschlossen hatte. Ueber ihrem von Buschwerk und Bäumen umschatteten, von Epheu umrankten Grabhügel ließ Friedrich der Große eine Urne von weißem Marmor anbringen mit der Inschrift: femina sexu, ingenio vir.

Landgraf Ludwig überlebte seine Gemahlin noch sechzehn Jahre. Das Schicksal ersparte ihm den Schmerz, seine militärische Schöpfung durch die Revolution vernichtet zu sehen. Schon der Sohn und Nachfolger Ludwig X., nachmals Großherzog von Hessen-Darmstadt, gab die kostspielige und nutzlose Militärcolonie in Pirmasens auf und entließ die fremden Soldaten nach allen Himmelsgegenden. Was noch bestehen blieb, ging durch die Franzosen zu Grunde. Aber noch heutzutage kann man an den hohen Gestalten der Pirmasenser, welche

durch ihren ausgebreiteten Schuhhandel in der ganzen Welt bekannt sind, die Abkömmlinge der riesengroßen Grenadiere von ehedem erkennen.

Zu den eifrigsten und aufrichtigsten Förderern eines engeren Zusammenschlusses der fürstlichen Reichsglieder und einer gemeinsamen Reformthätigkeit auf conservativer Grundlage gehörten die zwei Regenten, die für das deutsche Culturleben ihrer Zeit so fruchtbringend gewirkt haben — der Markgraf Karl Friedrich von Baden und der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar. Von den hohen Verdiensten des ersteren um die Wohlfahrt und Bildung seines Staates haben wir in den „Heidelberger Erinnerungen" mehrfach gesprochen. Es waren gerade hundert Jahre verflossen, daß derselbe die Ketten der Leibeigenschaft zersprengt hatte, eine hochherzige That, deren Andenken die Nachgebornen in dankbarer Erinnerung feierten, und noch bis zur Stunde gedenkt die Universität Heidelberg am 22. November der durch Karl Friedrich restaurirten Hochschule. Es ist daher natürlich, daß in dem feierlichen Redeact, wo es nur angeht, dieses Verdienst um die Erhaltung der ältesten deutschen Universität in einer schwer bedrohten Lage anerkennend hervorgehoben wird. Und so ist es denn geschehen, daß der Prorector wiederholt das Regentenleben des trefflichen Markgrafen und nachmaligen Großherzogs zum Gegenstand seiner akademischen Rede gewählt hat. So hat vor etwa zwanzig Jahren der Historiker Ludwig Häusser ein Gesammtbild von dessen Regierung entworfen; so hat vor zwei Jahren Professor Hausrath von der theologischen Fakultät dessen heilsames Wirken für die Herstellung des kirchlichen Friedens und der confessionellen Rechtsgleichheit in den verschiedenen Landestheilen beleuchtet; so hat in der oben erwähnten Rede Professor Erdmannsdörffer die politische und vaterländische Thätigkeit des Großvaters unseres Landesfürsten ins Licht gesetzt, mit verständnißvollem Eingehen in die öffentlichen Verhältnisse der Zeit. Auch für künftige Gelegenheiten bietet das Regentenleben Karl Friedrichs noch neue Seiten: Stand er nicht in brieflicher oder persönlicher Beziehung zu Klopstock, Lavater, Herder, Voß? War er nicht ein eifriger Anhänger und Förderer des volkswirthschaftlichen Systems der Physiokraten, eines Wissenschaftsgebietes, das nur eine Seite der humanitären und philanthropischen Bestrebungen der Zeit bildete? Mit liebevoller Sympathie hebt Professor Erdmannsdörffer die edlen Züge hervor, die sowohl der Markgraf selbst, — dem man überall begegnet, „wo die besten Gedanken und Bestrebungen des Zeitalters in Wirkung stehen", dem

Friedrich der Große das Zeugniß ausstellt, daß er ihm unter allen fürstlichen Zeitgenossen die höchste Achtung zolle, — als sein einsichtsvoller Minister Wilhelm v. Edelsheim bei den Verhandlungen über das neue Unionswerk an den Tag legten, und beruft sich dabei auf Aussprüche und Urtheile von Goethe. So schreibt dieser von Karlsbad an Frau von Stein: „Edelsheim ist in Staats- und Wirthschaftssachen zu Hause und in der Einsamkeit, wo er Niemand hat, gesprächig und ausführlich. In zwei Tagen haben wir schon was rechts durchgesprochen." Und an einer andern Stelle: „Edelsheim ist auch hier und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich ausgehe. Könnt ich nur ein Vierteljahr mit ihm sein: Da er sieht, wie ich die Sachen nehme, so rückt er auch heraus, er ist höchst fein, ich habe aber wenig vor ihm zu verbergen, und das soll er auch nicht vermuthen."

3.

Wirft man einen Blick auf das Homannsche Kartenwerk oder auf den Spruner-Menkeschen Historischen Hand-Atlas, so erscheint Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wie ein aus farbigen Lappen kleineren und größeren Umfangs zusammengesetzter Teppich. Es sind die einzelnen Territorien, aus denen „das heilige römische Reich deutscher Nation" zusammengesetzt war. Erbtheilungen und Familienverträge, Schwert und Feder hatten so viel geändert und geflickt, daß das Ganze durch die Einzelglieder völlig überwuchert und verdeckt war, und selbst die alten Stämme, die einst zu einem föderativen Gemeinwesen mit einem Wahlkaiser verbunden waren, so sehr zersetzt, zerhackt und zerstückelt erschienen, daß die Grenzlinien sich nicht mehr erkennen ließen. In diesem bunten Complex von Staaten und Herrschaften der verschiedensten Größe bewegte sich im Innern ein eben so vielgestaltiges Leben wie der äußere Anblick der Territorien errathen ließ, und es war für den Historiker keine sehr schwierige Aufgabe, je nach seinen individuellen Intentionen und Auffassungen, die Elemente zu einem Gemälde zusammenzustellen, in welchem bald die Lichtseiten, bald die dunkeln Punkte mehr hervortraten, das Bild bald heller und farbenreicher, bald düsterer und eintöniger erschien. Beide Auffassungen können auf Wahrhaftigkeit und Treue Anspruch machen; denn in dem Geschichtsleben wie in dem einzelnen Menschenleben ist es nun einmal so beschaffen,

daß die hellen und die dunkeln Loose gemischt sind und nur aus ihrer Vereinigung und harmonischen Zusammenstellung ein richtiges und wahres Lebensbild sich herstellen läßt. Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bieten so viele bald anziehende, bald abstoßende, immerhin aber anregende Seiten dar, daß sie viele hervorragende Historiker zur Entwerfung von Zeit- und Sittengemälden gereizt haben. So hat außer den früher erwähnten größeren Werken von Schlosser, Biedermann, Hettner, der Altmeister Leopold v. Ranke vor etwa vierzehn Jahren die „deutschen Mächte und den Fürstenbund" in zwei Bändchen dargestellt, nachdem schon einige Jahre früher Clemens Theod. Perthes die politischen Zustände und Personen in Deutschland während der Uebergangszeit behandelt hatte. Wenn wir die einzelnen Züge zu einem Gesammtbilde zusammenfügen, begegnen wir öffentlichen Zuständen und charakteristischen Eigenartigkeiten, die ein dem Zerfall und der Auflösung entgegengehendes Gemeinwesen erkennen lassen.

Eine Menge kleiner Höfe, die in äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand den glänzenden Königssitz in Versailles nachahmten, übten auf das öffentliche Leben, auf Sitten und Ansichten, auf Charakter und Bildung einen verderblichen Einfluß. Bei der Ohnmacht des Kaisers und dem geringen Ansehen der Reichstage und Reichsgerichte erlangten die zahllosen Fürsten und reichsunmittelbaren Standesherren eine völlig selbständige Stellung und übten die Rechte der Landeshoheit fast ohne alle Beschränkung. Eitel und eifersüchtig suchte immer Einer den Andern an Pracht der Hofhaltung, an verschwenderischen Festlichkeiten und Jagdpartien, an kostspieligen Bauten, Gartenanlagen, Wildgehegen und Kunstwerken zu überbieten. Die Residenzstädte und fürstlichen Lustorte mehrten sich mit jedem Jahre; jeder Fürst hielt eine größere oder kleinere Anzahl gemietheter, durch verschmitzte Werber zusammengetriebener Truppen, mehr zum Soldatenspiel, oder auch zum Soldatenhandel, als zum ernsten Waffendienst, und Schaaren von Lakaien, Hofbedienten, Stallburschen, Kammerdienern und Gesinde aller Art; ein Heer von Hofräthen, Beamten und Schreibern füllte die Hauptstädte und nährte sich vom Mark des Landes; Maitressen und Günstlinge, Schauspielerinnen und Sängerinnen umschwärmten die Fürstenhöfe, übten den unheilvollsten Einfluß auf die Regierung und bereicherten sich durch Stellen-Handel und durch Verkauf von Aemtern, Gunst und Protection. Während an den Höfen und in den Palästen der Edelleute ein verschwenderisches Fest das andere drängte, rohe Sinnenlust und äußerer Glanz die Hülfsquellen des Landes erschöpften,

wurden der Bürger und Bauer durch Steuerdruck, durch Abgaben und Leistungen, durch Zölle und Sporteln in Armuth gestürzt und durch gewissenlose Amtleute, Advocaten und Richter zur Verzweiflung gebracht, ohne daß ihnen irgend ein Weg der Abhülfe oder der Klage offen gestanden hätte. Man begnügte sich nicht, den Ständen die Disposition über die Landessteuern zu entziehen, die Befugnisse der ständischen Ausschüsse, wie sie in Württemberg und Hannover bestanden, einzuschränken, es sollte zugleich jeder Versuch eines gesetzlichen Widerstandes gegen die Uebergriffe des Absolutismus unmöglich gemacht werden. Ueberall herrschte Willkür und Bedrückung des Schwachen durch den Starken, eine Mißregierung, „welche die Geduld Gottes und der Menschen auf die Probe stellte". Das wirthschaftliche Leben beugte sich unter dem Druck der Armuth und der Zerrüttung. Wie sollte nach langen Jahren der Noth und Bedrängniß der Landbau gedeihen, so lange Feudalität und Leibeigenschaft fortbestand, so lange die Steuern und Abgaben nur auf dem Bürger und Bauer lasteten, die Adelsgüter frei waren; wie sollte das Gewerbe aufkommen im Zwang veralteter Zunftordnungen, hoher Gebühren und Lasten, ohne Sporn und ohne Wetteifer, in zahllose Schranken eingezwängt, an den engen Raum der Erdscholle gebunden, meistentheils von confessioneller Ausschließlichkeit niedergehalten! Wie sollte der Handel blühen, bedrängt von der Fiscalität der herrschenden Steuersysteme, gebrandschatzt durch widersinnige Binnenzölle, ohne genügende Wege und Verkehrsmittel, niedergehalten durch die kleinstaatliche Mannigfaltigkeit der Handelspolitik, Gesetzgebung, Maaß-, Gewicht- und Münzwesen, gestört durch die territoriale Zersplitterung der kleineren Herrschaften und Gebietstheile, welche, genährt durch dynastische Eifersucht, den natürlichen Blutumlauf hemmten. Die deutsche Tugend und Rechtschaffenheit wurde in den höheren Kreisen mißachtet und französischem Witz und französischer Leichtfertigkeit nachgestellt; das deutsche Volksthum entwich ganz und gar, und französische Sprache, Literatur, Sitten und Moden herrschten in unbestrittener Geltung. Wer für fein und gebildet angesehen werden wollte, mußte französisch sprechen. Natur, Freiheit und Männerwürde waren unbekannte Dinge. Wie Allongeperrücke, Reifrock, gepuderte Haare und die ganze abgeschmackte Tracht die Menschengestalt zum Unkenntlichen entstellten, so wurde der Charakter und der Werth des Mannes nach Rang, Orden und Titel beurtheilt. Nur die künstlerische, wissenschaftliche und literarische Bildung zog aus der staatlichen Zerrissenheit und der politischen Oede Gewinn. Für das Aufblühen der Kunst und Literatur,

für das Wachsthum der Bildung und Wissenschaft waren die deutschen Residenzstädte und die zahlreichen Fürstenhöfe, namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts höchst förderlich, wäre nur dieser hohe Bildungsgrad und die Literaturblüthe ein genügender Ersatz gewesen für die Verarmung des Volks, für die Abnahme der Charakterstärke, der Thatkraft und der männlichen Tugend und für den Untergang aller politischen Freiheit, alles öffentlichen Lebens, aller praktischen Volksthätigkeit, alles vaterländischen Sinnes.

Es ging ein Gefühl durch die Welt, daß die öffentlichen Zustände sich überlebt hätten und ein Sehnen und Suchen nach Reformen und naturgemäßen Umgestaltungen war das allgemeine Symptom der Zeit. Wir haben in einem früheren Aufsatz nachgewiesen, wie Rousseau gerade dadurch auch auf die Geister in Deutschland so gewaltig eingewirkt hat, daß er die Gebrechen der Gegenwart so grell zeichnete und ihr eine Phantasiewelt voll Edelsinn, Natur und Menschenliebe in reizender Schilderung entgegenstellte. Ein elegischer Klageton über die entarteten Zustände durchzog die deutsche Poesie und an manchen Fürstenhöfen war man bestrebt, durch Schöpfungen im Geiste der Zeit neues Leben zu erzeugen. Den Universitäten, deren scholastische Einrichtungen einem gebrechlichen Gefäße glichen, das den jungen gährenden Wein nicht mehr zu fassen vermochte, wurden durch Akademieen, gelehrte Gesellschaften, Lehranstalten praktischer Art ersetzt, die meistens in den Residenzstädten ihren Sitz und Mittelpunkt hatten. Die großen Förderer der menschlichen Kultur, ein Klopstock und Lessing, ein Goethe und Herder wählten nicht die Universitäten zum Wirkungskreis ihres Genius, und auch bei Wieland und Schiller war die kurze akademische Laufbahn nur ein ephemerer Nebenberuf, keine dauernde Werkstätte ihres geistigen Schaffens. Und gerade in den wissenschaftlichen und culturellen Bestrebungen zeigte sich das staatliche Kleinleben der deutschen Reichsfürsten von der vortheilhaftesten Seite. In einem edlen, mitunter schwärmerischen Idealismus suchte man die abgestorbenen Pflanzungen durch frische Keime zu beleben, oder den überlieferten Einrichtungen und Ordnungen durch Reformen im Geiste der Zeit und der Humanität frische Säfte zuzuführen. In diesen Bestrebungen gingen katholische und evangelische Fürsten gleiche Wege. Wir haben in den erwähnten „Heidelberger Erinnerungen" und in früheren Artikeln dargethan, wie der in kirchlichen Dingen so beengte und abhängige Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern in seinen jüngeren Regierungsjahren auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet dem schaffenden Geiste neue

Bahnen eröffnete, nicht unähnlich seinem hochsinnigen Nachbar Karl Friedrich von Baden. Ueber die Militär- und Ritterakademie in Stuttgart, die unter dem Namen „Hohe Karlsschule" weltberühmt geworden ist, hat ein Württemberger Beamter, Heinrich Wagner, vor dreißig Jahren ein monographisches Werk in zwei Bänden mit zahlreichen Illustrationen veröffentlicht, und dasselbe „den Manen des durchlauchtigsten Herzogs Karl Eugen" gewidmet. Als Titelkupfer reproducirt dasselbe ein Bild von dem Sohne des Malers Heideloff, der neben Dannecker Schillers Mitschüler in der Karlsschule war, wie der neunzehnjährige Dichter im Waldesdickicht seinen Freunden die „Räuber" vorlas, die er heimlich während einer dreiwöchigen Clausur wegen einer ansteckenden Krankheit in der Anstalt niedergeschrieben hatte, öfters verstohlen unter der Bettdecke, um sich der strengen Aufsicht zu entziehen. Bei dem Lesen des letzten Actes, meldet ein Bericht, steigerte sich Schillers Declamation in dem Grade, daß seine mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörenden Freunde durch den Ausdruck seines Affects in Bestürzung geriethen.

Dieser Gründer der „Hohen Karlsschule", die aus geringen Anfängen auf dem Lustschloß Solitude zu dem Range einer Universität und Kunstakademie in Stuttgart emporstieg, Herzog Karl Eugen von Württemberg, theilte mit seinem Zeitgenossen Karl Theodor das Loos, daß beide zu den schlimmsten und unwürdigsten Regenten gehörten und dennoch im Andenken des Volkes gefeiert wurden als die Repräsentanten der „guten alten Zeit", die mit ihnen zu Ende ging. Der Dichter Daniel Schubart, der zehn Jahre lang auf Hohenasperg für seinen Freimuth und Tyrannenhaß büßen mußte, gepeinigt von dem pietistischen Commandanten Rieger, hat in dem Gedichte „Die Fürstengruft" eine ergreifende Schilderung von den Fürsten entworfen, „die Gott zur Nationenruthe im Zorn zusammenband". Und als ob der Herzog in seinem eigenen Herzen erkannt habe, daß die Schilderung auf ihn passe, daß er durch Sinnenlust und Schwelgerei, durch maßlose Verschwendung und üppige Hof- und Jagdfeste Land und Volk gedrückt und sich über Recht und Verfassung weggesetzt habe, ließ er über dem „Grab des Einsiedlers" in Hohenheim folgende Inschrift wie ein Urtheil über sein eigenes Leben anbringen: „Freund! Ich genoß die Welt, Genoß sie in ihrer ganzen Fülle, Ihre Reize rissen mich dahin, Blindlings folgte ich dem Strom, Gott, welcher Anblick, Als mir die Augen aufgingen, Tage, Jahre flossen dahin, Und des Guten ward nicht gedacht. Heuchelei, Falschheit Vergötterten die niedrigsten

Handlungen Und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte, War ein dicker Nebel, den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten. Was blieb mir übrig? Ach Freund, dieser Stein bedecke mein Grab Und damit das Vergangene. Herr! Wache Du vor meine Zukunft," und in den „Deutschen Biographien" führt Stälin das Urtheil Schillers bei dem Tode des Fürsten an, der ihn einst zur Flucht gezwungen und ins Elend gejagt: „Da ruht er also, dieser rastlose, thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch, aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden". Nur ein so treuherziges, gutmüthiges Volk, wie das deutsche in jenen Tagen, konnte die wenigen guten Eigenschaften unter der Masse von tyrannischen und willkürlichen Handlungen, von Leidenschaft, Uebermuth und Selbstsucht hervorheben und im Gedächtniß behalten. Herzog Karl war freilich keine gewöhnliche Natur; ritterliche Züge, Sinn für Kunst und Wissenschaft, eine selbstbewußte Fürstengestalt imponirten den Zeitgenossen. Aber der despotische Eigenwille und Egoismus warf alle Schranken nieder, die Gesetz und Verfassung der Willkür entgegenstellten. Karl Eugen, der undankbare und ungerathene Zögling des großen Preußenkönigs, ist von manchen Biographen Schillers in möglichst günstiges Licht gestellt worden; und in der That ein unbedeutender Mensch ist der württembergische Herodes, wie Schiller ihn nennt, nicht gewesen. Allein wenn Schiller, der Sohn einer bürgerlichen protestantischen Familie, uns als Vertreter deutscher Stammesart erscheint, so tritt uns in dem katholischen Herzog des protestantischen Landes der Herrscher nach französischer Schablone entgegen. Der edle Karl Friedrich von Baden scherzte einmal: Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt es sich sauer werden, das seinige zu ruiniren. Den Rechtsconsulenten Johann Jacob Moser hielt Karl Eugen fünf Jahre lang auf dem Hohentwiel in Gefangenschaft, weil er in einem Conflict zwischen dem Landesherrn und den Ständen die Sache der letzteren verfocht, ohne Mitgefühl für den gewissenhaften, gottesfürchtigen und rechtschaffenen Mann, der während der einsamen Haft seine Gedanken und Empfindungen mit dem schwarzen Stoffe seiner Lichtputzscheere auf den Rand seiner Bibel oder auf die Kerkermauer niederschrieb! Bei Stälin findet man die zahlreiche historische Literatur aufgeführt, in welcher ein Regentenleben dargestellt ist, das als ein typisches Zeitbild gelten kann. Er lieferte den Franzosen Soldaten, die gegen seinen eigenen

Oheim Friedrich II. von Preußen fochten; und Schubarts wehmüthiges „Caplied“: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!“ ist ein lauter Schmerzensschrei über die Seelenverkäuferei, die um dieselbe Zeit an Holland und England getrieben ward! Die Jagden und Lustreisen, die Prachtbauten und Hoffeste verschlangen die Geldmittel des Landes und häuften Noth und Elend auf das Volk. Diesem Gefühle giebt Schubart Ausdruck, wenn er ausruft:

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen,
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht.

4.

Das Jahrzehnt, das der französischen Revolution voranging, war eine Zeit der Gegensätze: die widerstrebendsten Richtungen traten zu Tage und rangen nach Geltung; edle, menschenbeglückende Bestrebungen und phantastische Experimente suchten gleichzeitig die Menschheit zu gewinnen; ein jugendlicher Enthusiasmus, ein naiver Glaube, daß durch innere Reformen des öffentlichen culturellen und gesellschaftlichen Lebens alle Leiden und Mißstände des Erdendaseins entfernt und paradiesische Zustände geschaffen werden könnten, durchzog die Herzen der Menschen. Man ahmte in Deutschland die Franzosen nicht blos in den conventionellen Formen, in Sprache, Tracht und Mode nach, man theilte auch die geistige Unruhe und Neuerungssucht, den Glauben und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es herrschte viel Unklarheit in den Gemüthern und die unteren Triebe und Leidenschaften hausten in der Menschenbrust neben hochsinnigen philanthropischen Ideen, die guten Genien und die dämonischen Gewalten wohnten oft dicht bei einander. Das äußere und innere Leben war in Disharmonie. Der Geist regte mächtig seine Schwingen und strebte nach Befreiung aus dem Gehäuse der veralteten Formen, Gewohnheiten und Institutionen. Allenthalben begegnete der Beobachter einer Welt von Widersprüchen. Während die Masse der französischen und deutschen Nation mit Begeisterung den Vorgängen in Nordamerika folgte, in denen sie die Erfüllung der Rousseau'schen und Schiller'schen Träume und Phantasiegebilde erwartete, trieben viele deutsche Reichsfürsten den so oft gerügten schmählichen Soldatenhandel, um mit den englischen Geldern ihren verschwenderischen Aufwand befriedigen zu können. Es ist eine bekannte Erzählung, wie mißbilligend Friedrich II. sich über diese Seelenverkäuferei ausgelassen, indem er sagte: Es sei billig, daß er von den

durch sein Land ziehenden Soldaten der deutschen Fürsten den Viehzoll erhebe, weil sie ja wie Vieh verkauft würden, und doch war gerade der mit Friedrich so nahe verwandte Braunschweiger Herzog Karl derjenige deutsche Reichsfürst, der neben dem Landgrafen von Hessen das schmachvolle, aber einträgliche Geschäft am eifrigsten betrieb. Ein Braunschweiger Minister war es, der einst bei der englischen Regierung Beschwerde erhob, daß so viele invalid gewordene Soldaten aus Amerika wieder in die Heimath entlassen würden, wo sie den öffentlichen Unterstützungskassen zur Last fielen. Man möge doch bei der Verwendung in den Kriegsoperationen mehr auf die Interessen des Landesherrn Rücksicht nehmen. In Hessen suchte man die männliche Bevölkerung zu mehren, indem eine landesherrliche Verordnung gnädig verfügte, daß der siebente Sohn kinderreicher Familien auf Kosten des Landesfürsten erzogen werden sollte. Man bedurfte zahlreicher Soldaten, um den Hausschatz zu bereichern, der dann während der Jerome'schen Regierung in Rothschilds Keller zu Frankfurt verborgen war. Braunschweig gehörte in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zu denjenigen deutschen Residenzstädten, in welchen wie in Stuttgart unter Karl Eugen und in Mannheim unter Karl Theodor ein gehobenes künstlerisches Leben neben einer prachtvollen und verschwenderischen Hofhaltung gepflegt wurde. Herzog Karl, der bis zu Anfang der achtziger Jahre das welfische Stammland regierte, während sein Bruder, der ältere Ferdinand, sich in den Schlachten des siebenjährigen Krieges Lorbeeren erkämpfte und ein anderer Bruder Ludwig Ernst als Generalcapitän der Republik Holland sich einen berühmten Namen machte, war ein Mann von unternehmendem Geiste, von Bildung und Einsicht, welcher manche zweckmäßigen Einrichtungen ins Leben gerufen, das Schulwesen gehoben, unter dem Beirathe des Abtes Jerusalem das Collegium Carolinum gegründet, und an der Reformthätigkeit seiner Zeit regen Antheil genommen. Aber diese Lichtseiten wurden durch große Schatten verdunkelt. Leidenschaftlich, genußsüchtig, verschwenderisch gab er sich den Freuden des Hoflebens im Uebermaß hin; Braunschweig, die neue Residenzstadt, sollte ein kleines Versailles darstellen. Ein prachtvolles Theater, das einen Zuschuß von jährlich 70,000 Thalern erforderte, die glänzende Hofhaltung, der großartigste Aufwand, die Unterhaltung schöner Frauen, kostspielige Reisen, leidenschaftlicher Hang zum Glücksspiel, die Vermehrung des Militärs, Karls Projectenmacherei und seine „alchymistischen Versuche" verschlangen unermeßliche Summen und machten die Lage des Landes

trauriger denn je. „Die Ausgaben überschritten die Einnahmen um jährlich 80,000 Thaler, und die Schuldenmasse des Herzogthums stieg bis auf fast 12 Millionen. Der Minister von Schliestädt hatte seine liebe Noth, bei solchen Finanzverhältnissen noch immer Geld beizuschaffen, und doch ward es täglich von ihm verlangt." Von dem Hofe Karls hat Lessing die Züge für sein Drama Emilia Galotti entlehnen können. Als dasselbe in dem Braunschweiger Hoftheater zum erstenmal zur Aufführung kam, fand es daher auch nur ungnädige Aufnahme. Dann und wann schnitt dem Fürsten die Noth des Volkes ins Herz, dann sann er auf Abhülfe, und wollte die Lasten vermindern. Aber es fehlte ihm an der erforderlichen Thatkraft. „Mit Heftigkeit ging er auf die ihm vorgelegten Pläne ein, um sie eben so rasch über einem neugebotenen Sinnengenuß wieder zu vergessen. Als später der Erbprinz Wilhelm Ferdinand, der seines Oheims Zuneigung für Voltaire theilte und dem berühmten Schriftsteller in Ferney einen Besuch abstattete, an der Regierung Theil nahm, wurden manche Schäden und Mißstände beseitigt; daß aber auch er in dem englisch-amerikanischen Krieg an dem Soldatenhandel sich betheiligte, um die Finanzlage zu bessern, hat auf seinen berühmten Namen einen düsteren Schatten geworfen, den auch sein blutiger Ausgang bei Jena nicht ganz zu verwischen vermochte. Sein Oheim Ernst Ludwig, der vieljährige Regent von Holland, wurde von dem Göttinger Professor Schlözer in einem starken Octavband als der moderne Phokion gepriesen, aber der Philologe Heyne bewies in einer akademischen Gelegenheitsschrift, daß das dem Buche vorgesetzte Brustbild einer antiken Büste entnommen sei, die nicht den berühmten, um seiner Tugend und Gerechtigkeit willen so hochgeehrten athenischen Staatsmann vorstelle, sondern unecht sei. Einen ähnlichen Charakter trugen auch diejenigen geistlichen Staaten, die sich von den verjährten Vorurtheilen und Traditionen freimachten. Vor allem gilt dies von dem kurfürstlichen Erzstuhl Mainz unter Friedrich Karl Joseph von Erthal und seinem Coadjutor Theodor von Dalberg. Schon daß der erste geistliche Kurfürst und Erzkanzler des Reichs dem Fürstenbunde beitrat, war ein Zeichen, daß sich Erthal von der katholischen Großmacht Oesterreich lossagte. Bei den erfolgreichen Verhandlungen, die den Beitritt des Kurfürsten zu dem Bunde bewirkten, legte der Freiherr von Stein die ersten Proben seiner staatsmännischen Befähigung ab. In strengkatholischen Kreisen hat man das Andenken Josephs von Erthal mit großen Schmähungen überschüttet und die Unfälle, von denen noch bei seinen Lebzeiten das

rheinische Kurland heimgesucht ward, ihm zur Last gelegt. Wie einst einer seiner Vorfahren, Albrecht, zur Trennung der deutschen Kirche den ersten Anstoß gegeben, so habe er der französischen Revolution den Weg in das „goldene" Mainz gebahnt. Wir wollen ihn gegen die Vorwürfe nicht in Schutz nehmen. Ein Prälat von französischer Bildung und französischen Sitten, welcher der Voltaireschen Aufklärung huldigte und die Toleranz mit einer gewissen Ostentation übte, so daß er mehrere literarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse um sich sammelte, war er dennoch in seinem ganzen Thun ein kraftloser Fürst, der sich von Weibern und Höflingen leiten ließ und seine Gunst vorzugsweise dem stiftsfähigen Adel und Klerus zuwandte. Doch war der geistliche Herr, dem Forster Verstand und Kenntnisse, ein würdevolles Aeußere und eine ehrliche Ueberzeugung nachrühmt, nicht schlimmer als die meisten andern seiner fürstlichen Zeitgenossen, und in der Pflege der Wissenschaften und Bildungsanstalten stand er keinem nach. In der üppigen, lebensfrohen Rheinstadt schlugen die Fehler und Gebrechen der Zeit, Weltlust, Genußsucht, leichtsinniges, unthätiges Dahinleben tiefere Wurzeln als an andern Orten. In dem Roman „Die Clubisten in Mainz" von Heinrich König ist das politische und gesellschaftliche Treiben bei dem ersten Einzug der französischen Republikaner auf historischer Grundlage anziehend geschildert.

Es wäre übrigens weder der Gerechtigkeit noch der Wahrheit entsprechend, wollte man an alle deutschen Fürstenhöfe denselben Maßstab legen. Waren auch die Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegte, veraltet und schwerfällig, so war doch die Zahl der kleineren Reichsfürsten nicht gering, welche ihre Kraft und Regsamkeit der Wohlfahrt ihrer Unterthanen, der Beförderung der Humanität und Bildung, einer vernünftigen und ersprießlichen Reformthätigkeit zuwandten. Es sind beherzigenswerthe Worte, welche Professor Erdmannsdörffer in der erwähnten akademischen Rede von Goethe in einem Briefe an Frau von Stein anführt: „Daß doch der Mensch so viel für sich selbst thun kann und so wenig für Andere, daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen. — Aber ich lasse doch nicht ab, und ringe mit dem unbekannten Engel, sollte ich mir auch die Hüfte ausrenken." Zuletzt tröstet er sich, wenn wenigstens Einiges im Kleinen gelingt: „man begießt einen Garten, wenn man dem Lande keinen Regen verschaffen kann". Und gerade Weimar, wo der Dichter-Staatsmann diese Worte schrieb, leuchtete wie ein heller Stern am Himmels-

zelte des öffentlichen Lebens. Es ist bekannt genug, wie eifrig Herzog Karl August beflissen war, Alles zu fördern, was die Cultur und Menschenliebe, was Freiheit und öffentliche Wohlfahrt zu heben geeignet schien. Und seine Gemahlin Luise hatte von ihrer Mutter, der großen Landgräfin, alle die schönen und edlen Eigenschaften geerbt, die ihr so hohe Verehrung von den Besten der Nation eingetragen.

Auch unter den kleinen Reichsfürsten gab sich da und dort ein reformatorisches Streben kund, wenn gleich bei der Mehrzahl das Hauptinteresse auf Militärwesen, auf Prunk und Theater, auf Jagden und Maitressen gerichtet war. Es gehörte ein hoher, auf das Ideale gerichteter Sinn dazu, wenn ein Fürst wie Franz von Anhalt-Dessau die neue philanthropische Erziehungsweise, die ein so wunderlicher in seinem ganzen Thun und Sein so wenig würdiger und gehaltener Mann wie Basedow mit renommistischer Großsprecherei ins Leben einzuführen unternahm, großmüthig unterstützte und zur Errichtung einer Musteranstalt Mittel gab. Wir haben in einem Artikel der „Allg. Zeitg." den Einfluß J. J. Rousseau's auf die gesammte Weltanschauung seiner Zeit dargethan. Seine Ideen fanden in Deutschland um so leichter Eingang, weil der Boden bereits geebnet und zur Aufnahme der befruchtenden Saat vorbereitet war. Klopstock hatte die Gemüther der deutschen Nation weich und sentimental gestimmt, und eine elegische Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft erzeugt; Lessing hatte mit zersetzender Schärfe und überwältigender Kraft alle Trugbilder des Wahns zerrissen, alle traditionellen Irrthümer zu Tage gebracht, dem Vorurtheil und dem schädlichen Herkommen die Berechtigung der Fortdauer abgesprochen und die geistige Engherzigkeit siegreich bekämpft. Herder hatte, Lessings Spuren verfolgend, die Idee der Menschheit mit dem Sonnenlichte seines edlen Geistes erhellt, er hatte die nationalen und confessionellen Schranken niedergerissen oder gelockert, er hatte jedem Menschen kraft seines höheren Ursprungs einen von allen Zufälligkeiten der Geburt und des Glücks unabhängigen Werth beigelegt und Rechte vindicirt, er hatte den Begriff der christlichen Menschenliebe und Bruderliebe als beseelenden Hauch in die Masse geworfen. Aus allen diesen Elementen erwuchs der neue Humanismus, der die Schule, die Kirche, den Staat mächtig ergriff und in den innersten Organismus derselben eindrang. Auf der Menschenliebe fußend, machte der Humanismus zuerst für die Kindheit und Jugend die verletzten Menschenrechte geltend; er drang auf naturgemäße Erziehung, auf realistische Kenntnisse, auf milde mit

Vernunftgründen verbundene Disciplin, auf leibliche Abhärtung und Pflege. Es war eine schöne empfängliche Zeit, als diese Ideen zum erstenmal in die Nation geworfen wurden und wie ein elektrischer Funke zündeten; man erwartete mit kindlichem Vertrauen Erlösung von dem harten Joche der Schulpedanterie und begrüßte in Basedow und seinen Gesinnungsgenossen einen neuen Copernikus, der die Welt befreien werde von den Banden des Wahns und verjährter Vorurtheile. Es war eine schöne empfängliche Zeit, als die ganze Nation mit edler Begeisterung und mit naiver Leichtgläubigkeit ein literarisches Unternehmen beförderte, das mit marktschreierischer Großsprecherei als Heilmittel gegen alle pädagogischen Leiden angepriesen ward; als hochsinnige deutsche Fürsten die Verwirklichung der neuen Schul- und Erziehungstheorien durch großmüthige Unterstützung möglich machten.

So trat dem alten Humanismus mit seinem geistlosen Formenwesen und seiner pedantischen Zucht ein neuer Humanismus als feindlicher Bruder entgegen, dessen Lehranstalten, Philanthropine genannt, schon im Namen den Grund ihrer Entstehung, die Menschenliebe an der Stirne trugen. Aber wie in allen Dingen ein Extrem nie durch einen Gegensatz geheilt wird, da beide die Keime der Krankheit in sich tragen, so war es auch hier der Fall. Die neuen Anstalten erfüllten keineswegs die Hoffnungen der Nation, sie litten an unheilbaren Gebrechen. An die Stelle der alten Starrheit trat eine verweichlichende Schlaffheit; an die Stelle der trockenen Einseitigkeit eine seichte Oberflächlichkeit und Vielwisserei; an die Stelle der strengen Zucht kindische Tändelei. Man glaubte Fleiß und Anstrengung ersetzen zu können durch Anleitung und Methode und verwandelte nicht selten die ernste Erziehung in ein leichtes Spiel. Aber der moderne Humanismus hatte nicht minder seine Berechtigung wie der ältere, darum ging er trotz seiner Gebrechen nicht unter; er lebt fort in den Anstalten, die auf seinem Boden erwachsen sind, und die, da sie den Zeitbedürfnissen entsprechen, immer breitere Bahnen suchen. Der Philantropinismus hat die Erziehung aus einem verderblichen Schlendrian gerissen, mit freierem Geiste belebt, den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte eingesetzt; in consequenter Verfolgung des realistischen Princips hat er die sinnliche Wahrnehmung zum Ausgangspunkte gemacht, Alles auf genaueste Kenntniß des Alltäglichen, des sogenannten allgemein Menschlichen angelegt, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterrichte den Mechanismus und Gedächtnißkram beseitigt, in der Religion die Anregungen der Natur gewürdigt, das Lernen selbst

besonders auch durch belehrende Unterhaltungsschriften vielfach erleichtert und versüßt und die Schulstuben zu heiteren Sitzen der Gesundheit und des Frohsinns gestaltet.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß Theoretiker und Reformatoren der Pädagogik leicht auf Extravaganzen in Lehre und Leben gerathen und als wunderliche Sonderlingsmenschen ihren Zeitgenossen erschienen sind. Diese Wahrnehmung hat sich bei Niemand mehr bewährt als bei Basedow. Wer erinnert sich nicht der ergötzlichen Schilderung, welche Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von der Rheinreise giebt, die er gemeinsam mit Lavater und Basedow machte: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten!" Es konnte auch als ein Zeichen jener Zeit der Contraste und des sehnsüchtigen Verlangens und Harrens nach Erlösung aus unnatürlichen Zuständen gelten, daß der in seiner ganzen Erscheinung und seinen Lebensgewohnheiten so plebejisch angelegte Mann in der Nation den Glauben an seine Mission erwecken und sie zu namhaften Geldbeiträgen für sein pädagogisches „Elementarwerk" fortreißen konnte!

Selbst die geistlichen Herrschaften, die doch am meisten die Wirkungen der verkommenen und verlotterten öffentlichen Verhältnisse an sich trugen, waren nicht ohne mancherlei Keime und Ansätze zeitgemäßer Reformen. In den fränkischen Hochstiftern Bamberg und Würzburg führte von 1779—1795 Franz Ludwig von Erthal, der Bruder des Kurfürsten von Mainz, eine aufgeklärte wohlthätige Regierung nach dem Beispiele Friedrichs II. Zahlreiche Mißbräuche wurden beseitigt, Verwaltung und Rechtspflege trefflich bestellt, die Finanzen umsichtig geordnet, das Armenwesen musterhaft geführt, die Schulen gehoben, die Universität in freisinnigem und duldsamem Geiste gefördert. In den geistlichen Kreisen zu Würzburg herrschte heitere Geselligkeit, ein aufgeklärter ungezwungener Ton und wissenschaftliches Interesse. Aber nur wenige der geistlichen Staaten erfreuten sich eines so umsichtigen patriarchalischen Priesterregiments. In den süddeutschen Fürstbisthümern und geistlichen Herrschaften hielt man mit der geistigen Aufklärung auch alle materielle und moralische Verbesserung fern. Die Unterthanen wurden zwar nicht schwer gehalten. War es doch ein bekannter Spruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen"; aber das leichte Regiment hatte auch seine schlimmen Folgen; es nährte die Trägheit und Arbeitscheu, erstickte jedes höhere Pflicht- und Ehrgefühl und stumpfte den Sinn ab gegen nationale und vaterländische Interessen. Es ging ein Gefühl durch die Welt, daß die geistlichen Herrschaften

nicht länger haltbar seien. Die Reformen, die hie und da versucht wurden, brachten die Schäden erst recht zu Tage und weckten eine fortwuchernde Neuerungssucht. Keine deutschen Staatswesen erlagen dem Ansturm der französischen Revolution leichter als die geistlichen; die Experimente mit ungenügenden oder ungehörigen Reformen waren eine Abendröthe, die den Untergang jener Territorien beleuchtete.

II. König Friedrich der Große und Preußen.

In dem Jugendstück Goethe's: „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern". Ein Schönbartsspiel, weist Ahasverus den Haman, der ihn zu einer Verfolgung der Juden reizen will, mit folgenden Worten zurück:

Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen.

Wenn Goethe, wie kaum zu bezweifeln, bei Ahasverus an Friedrich II. von Preußen dachte, so hatte er den König des siebenjährigen Krieges vor Augen. Daher er auch bei den späteren Ausgaben die Stelle durch eine andere ersetzt, die sich auf die wirthschaftlichen und die religiösen Dinge bezieht, welche den großen König in seinen späteren Jahren mehr beschäftigten. In der Ausgabe vom Jahre 1875 hat die Rede gegen Haman folgenden Wortlaut:

Mein Freund, ich lobe dich: du sprichst nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andre seht, so sieht's der König nicht,
Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen.

Man kann in diesen ironischen Versen des Dichters die drei Seiten des großen Königs erkennen, in welchen die hervorragendsten Eigenschaften desselben sich kundgaben: die kriegerische Thätigkeit, die wirthschaftliche Umsicht und die religiöse Toleranz. Erinnern die Worte: Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen, nicht an den bekannten Ausspruch Friedrichs, die Religionen müssen alle tolerirt werden, in meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden? Die Theologen haben an dem Ausspruch Anstoß genommen: er erscheint ihnen für eine so wichtige Sache unwürdig und unangemessen. Und wie viel man auch in akademischen Reden zur Rechtfertigung angeführt hat, die Sprachweise des Königs, die Vorherrschaft französischer Redensarten und Wendungen in der höheren Gesellschaft, ein spöttisch-ironischer

Zug: daß dem freigeistigen Monarchen das Seligwerden überhaupt ein gleichgültiges und zweifelhaftes Ding sei, ist wohl nicht zu verkennen oder wegzuleugnen. Allein wie man auch immer über den Ausspruch denken mag, er giebt jedenfalls Zeugniß von dem toleranten Sinn, der einen Grundzug in dem Charakter des Königs bildet und ihm die ehrenvollste Anerkennung bei Mit- und Nachwelt eingetragen hat. Friedrich duldete nicht, daß eine Confession durch die andere gedrückt und zurückgesetzt wurde oder daß innerhalb einer Confession die eine Partei durch die gegnerische Richtung Zwang erlitt; er hatte den Stolz, den Jesuiten, als sie in allen katholischen Ländern verjagt wurden, in Schlesien ein Asyl zu gönnen. Mit ihrer Hülfe gründete er in den neuerworbenen katholischen Landestheilen 180 Schulen. Er erkannte, daß er von diesem „schädlichen Gewürm" nichts zu fürchten hätte, denn vom Papst, der ihren Orden aufgehoben, wären „den Füchsen die Schwänze abgeschnitten." Die Idee des Staats forderte die Gleichberechtigung der Confessionen. Wenn er dabei die französischen Jesuiten vor den österreichischen begünstigte, so wirkte er zugleich der habsburgisch-lothringischen Politik entgegen. Unter keinem anderen Regenten ist der Grundsatz, daß die staatsbürgerlichen Rechte von einem bestimmten Bekenntniß nicht abhängig sein dürften, daß keine Religion auf alleinigen Staatsschutz Anspruch machen könne, so bewußt und consequent durchgeführt worden, wie es unter diesem freien und starken Geiste geschah. Den Geistlichen gab er den Rath, die Welt zu nehmen, wie sie ist, dabei aber fleißig die heilige Schrift zu studiren. Wenn Kant das Zeitalter Friedrichs des Großen als das wahre „Zeitalter der Aufklärung" bezeichnete, so hat diese Signatur ihr Hauptfundament in der freien geistigen Atmosphäre, die der preußische König in seinem Staate zu verbreiten bemüht war. Mit warmem Interesse erfaßte Friedrich die Richtung der Zeit auf das Religiös-Philosophische; er beschäftigte sich eingehend mit den höchsten Problemen des menschlichen Denkens, er ergründete die Leibnitz-Wolff'sche Philosophie in allen ihren Tiefen und suchte seinen großen französischen Freund für diese Weltweisheit zu gewinnen. Freilich wurde dabei sein positives Christenthum mehr von den materialistischen und naturalistischen Ideen der Zeit verdrängt; er begann in fortschreitender Skepsis an der Unsterblichkeit der Seele und andern Grundwahrheiten der christlichen Offenbarung zu zweifeln; aber seine negative Richtung entsprang nicht flacher Frivolität, sondern dem ernstesten Drang nach Erkenntniß und Forschung, dem Streben, sich über die höchsten Fragen des Seelenlebens klar zu werden.

Mit philosophischem Geist schaute er gleichgültig auf die Unterscheidungslehren der Confessionen herab. Die Wahrheit stand ihm höher als der Dogmen- und Buchstabenglauben der Theologen. Die Unionsbestrebungen, die der Vater versucht hatte, wurden als unnöthig und unfruchtbar aufgegeben. Ein so hervorragendes Beispiel mußte von den tiefgreifendsten Wirkungen begleitet sein. So wurde kirchliche, confessionelle, religiöse Lauheit mit der Zeit ebenso zum formellen Prinzip des Lebens in den gebildeten Schichten des Mittelschlages wie man in der Humanitätsidee das materielle Princip desselben erblicken kann.

Im Jahre 1880 hat Dr. Andr. Hamilton ein Buch in zwei Bänden herausgegeben, das den Titel „Rheinsberg" führt und „Memorials" über Friedrich den Großen und Prinz Heinrich von Preußen enthält. In früheren Jahren hat man sich in England wenig um die Geschichte und das geistige Leben anderer Nationen bekümmert. Man begnügte sich mit dem Studium des Alterthums und des eigenen Landes. Dies hat sich geändert, seit Thomas Carlyle mit so viel Vorliebe das deutsche Wesen seinen Landsleuten erschlossen und insbesondere für den großen König von Preußen ein allgemeines Interesse erweckt hat. Dieses Interesse wurde auch nicht erstickt durch den seichten, oberflächlichen, mit übler Laune und Vorurtheil geschriebenen Essay Macaulays, wie das Buch von Hamilton beweist.

Rheinsberg in der Mark Brandenburg hat seinen Namen von dem Flüßchen Rhin, das, nachdem es fünf Seen durchströmt, in die Havel sich ergießt unweit der Verbindung dieses Flusses mit der Spree. Es ist ein Städtchen mit einem von Gartenanlagen und Gehölzen umgebenen Schlosse in der Ebene, wie solche im achtzehnten Jahrhundert in der Nähe der fürstlichen Residenzstädte nach dem Vorbild von Versailles angelegt zu werden pflegten. Wenn auch heute verwahrlost und verfallen, sieht man darin doch noch manche Spuren ehemaliger Herrlichkeit, und noch manche Monumente mit Inschriften in dem rationalistisch-sentimentalen Stile jener Zeit erinnern an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die vornehme Welt erfreute sich des Lebens und seiner Genüsse, so lange sie in Kraft und Jugend blühte, und goß dann, wenn das Ende sich nahte, in elegischen Sprüchen und Versen ihren Schmerz aus über die Hinfälligkeit des Daseins und alles Schönen auf Erden. Die Rousseau'sche Naturschwärmerei und die Werther'sche Sentimentalität hatte damals den größten Einfluß auf die Gemüthsstimmung der höheren Gesellschaft. Bekanntlich war das Schloß Rheinsberg die Residenz Friedrichs in seiner kronprinzlichen Zeit, nachdem er sich mit dem wegen

des Fluchtversuches bei Steinfurt am Neckar erzürnten Vater äußerlich ausgesöhnt hatte. Als er nach seiner Thronbesteigung am 31. Mai 1740 seinen Herrschersitz in Potsdam nahm, schenkte er das Schloß seinem Bruder Heinrich, der dort die meiste Zeit seines vielbewegten Lebens verbrachte, und dessen Gebeine, als er am 3. August 1802 „mit philosophischer Ergebung" daselbst verstarb, unter einer Pyramide beigesetzt wurden. Prinz Heinrich, vierzehn Jahre jünger als sein königlicher Bruder, stand diesem an Geist und Talent wie an wissenschaftlichen Interessen kaum nach und übertraf ihn an Liebenswürdigkeit und humanem Wesen. Friedrich erkannte und schätzte die großen Dienste, die ihm Prinz Heinrich im Felde wie auf dem Gebiete politischer und diplomatischer Unterhandlungen zu allen Zeiten erwies, besonders in Petersburg bei Katharina II., in Paris am Hofe Ludwigs XV. und des XVI., bei Schließung des deutschen Fürstenbundes. Dennoch fühlte er oft eine gewisse Eifersucht über die Superiorität, die der Prinz im gesellschaftlichen Leben durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Anmuth seiner Sitten und seiner Bildung sich erwarb.

Rheinsberg nimmt aber auch in dem Leben und Bildungsgang Friedrichs selbst eine wichtige Stelle ein. Als er sich mit dem Vater ausgesöhnt und sich mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählt hatte, bezog er das an einem waldbekränzten See gelegene Schloß von Rheinsberg und beschäftigte sich, von dem gestrengen Vater getrennt, ungehindert mit der Musik und seinen Büchern. Mit den Studien der früheren Jahre, bemerkt Ranke, machte er nun Ernst; sie erhoben ihn über den geistigen Horizont seines Vaters. Er bewegte sich nicht mehr in den confessionellen Streitfragen, sondern in den noch umfassenderen, zwischen Deismus und dem positiven Christenthum; die aufkommenden philosophischen Doctrinen ergriff er mit empfänglichem Verständniß; nachdem er sich eine Zeitlang mit dem Wolff'schen System befreundet hatte, ging er zum Ideenkreis Locke's über. Hier in Rheinsberg empfing sein Genius die Weihe; hier konnte er ungestört seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, seinen literarischen Arbeiten, dem Verkehr in angeregtem, geistreichem Freundeskreise leben; hier versenkte er sich in die Geisteswerke aller Zeiten; hier sammelte er feingebildete und anregende Männer um sich (Jordan, Keyserling, Chasot, Lammotte-Fouqué, den bekannten Memoirenschreiber Pöllnitz u. a.); hier wurden Komödien und Concerte aufgeführt; die leichte Muse der Dichtkunst, wie das ernste Studium der Philosophie, der Geschichte und Kriegswissenschaft wurden hier gepflegt. Immer tiefer durch-

drang ihn dabei das Gefühl der Nothwendigkeit, sagt Dove, „den leeren Raum der Seele, wie er es im Gedichte nennt, durch Studien würdig auszufüllen."

Friedrich las die Werke der Alten in französischen Uebersetzungen und schöpfte daraus die edle Ruhmbegierde, an Großthaten und Geistesbildung den griechischen und römischen Helden nachzustreben; er bewunderte die französische Literatur und unterhielt mit den berühmtesten Gelehrten aller Orten einen anregenden Briefwechsel. Er faßte für Voltaire eine solche Verehrung, daß er ihm die schmeichelhaftesten Briefe schrieb und den persönlichen Umgang mit einem so großen Geiste als das höchste Glück pries. Der berühmte Franzose, dessen Umgang der Kronprinz vor dem Vater stets geheim halten mußte, besuchte nach dem Regierungswechsel den König und nahm später sogar auf längere Zeit seinen Aufenthalt in Berlin und Potsdam, mit dem Range eines Kammerherrn und einem Jahrgehalt von 20,000 Livres ausgezeichnet; aber der persönliche Verkehr, der die eigennützige, selbstsüchtige und eitle Natur des Franzosen sowie sein von Neid und Mißgunst erfülltes Herz, seine Unverträglichkeit und Streitlust und vor Allem seine schmutzige Erwerbsucht ans Licht brachte, benahm dem König viel von seiner früheren Bewunderung. Ein so spottsüchtiger Mann wie Voltaire, der nie einen Witz oder einen pikanten Einfall, wie verletzend sie auch sein mochten, unterdrücken konnte, war nicht zum Umgang mit einem Fürsten von ähnlicher Natur geschaffen. Nach einiger Zeit, als der streitsüchtige Charakter des Mannes und seine beißenden Spottschriften gegen Maupertuis mehrere widerwärtige Auftritte herbeigeführt, erfolgte ein Bruch und eine Todfeindschaft, die erst nach Jahren wieder ausgeglichen ward. Voltaire kehrte über Leipzig, Gotha, Frankfurt nach seinem Vaterlande zurück, in letzter Stadt durch polizeiliche Untersuchung nach entwendeten Schriften und Gedichten Friedrichs tief verletzt und erzürnt. Aber die Entzweiung sollte nicht ewig dauern. Der Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire, wie er in drei stattlichen Bänden und 570 Nummern in der neuesten Ausgabe vorliegt, ist von hohem Interesse für die Erkenntniß der Zeit und der ersten Repräsentanten derselben. Der Anfang des Verhältnisses der beiden Männer, wie es aus dem Briefwechsel hervorgeht, so beschreibt David Fr. Strauß die Stellung des Königs zu dem Schriftsteller in den Vorträgen, die er der Prinzessin Alice von Hessen gehalten hat, gleicht einem schönen Morgen: Der vierundzwanzigjährige Prinz voll Kraftgefühl und Bildungsdranges, der aber Alles, was in ihm ist, erst

künftig noch zu bewähren hat, kommt dem zweiundvierzigjährigen, längst weltberühmten Schriftsteller mit der wärmsten Huldigung entgegen, die von diesem gewandt und anmuthig, mit freundlicher Zuvorkommenheit erwiedert wird.

Erst als Voltaire zu bleibendem Aufenthalt an Friedrichs Hof gekommen ist, ergeben sich ernste Verwickelungen, die Anziehung schlägt mit Einem Male in Abstoßung um, der Briefwechsel hört auf, und aus den Aeußerungen beider Theile in Briefen an dritte Personen spricht eine Erbitterung, die das Verhältniß als unwiederbringlich vernichtet erscheinen läßt. Und doch ist es nicht so; aus der Asche zucken erst nur einzelne Funken des unerloschenen Antheils auf, die sich langsam und stufenweise zwar nicht mehr zur himmelan lodernden Opferflamme von ehemals, doch zum stetigen Herdfeuer entzünden, das den fröstelnden Lebensabend der beiden Männer wohlthätig erwärmt. Besser als Voltaire eigneten sich minder bedeutende und geschmeidigere Geister zu philosophischen Gesellschaftern des Königs, wie der wegen seiner freimüthigen Denkungsart aus Frankreich verwiesene witzige Spötter La Mettrie, der materialistische Philosoph d'Argens, der italienische Schöngeist und Polyhistor Algarotti u. a., die sich nach der Thronbesteigung in dem neuerbauten Lustschloß bei Potsdam um den „Philosophen von Sanssouci" sammelten. Der französische Mathematiker Maupertuis wurde zum Präsidenten der Academie der Wissenschaften ernannt, die sich jetzt wieder aus der Erniedrigung erhob und gleichsam neu gegründet ward. Wie Voltaire hielt sich auch Maupertuis äußerlich zu der katholischen Kirche und besuchte die Messe. Auch die Zeitungen, die unter Friedrich Wilhelm sehr beschränkt, zeitweilig ganz unterdrückt gewesen, durften sich jetzt freier entwickeln; auf Friedrichs eigene Veranlassung erschienen gleich nach seiner Thronbesteigung zwei neue Blätter in Berlin, darunter die altberühmte „Spener'sche Zeitung" als „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", wofür der König wohl selbst hier und da Beiträge lieferte. Zu den intimen Gesellschaftern gehörten die Brüder Georg und James Keith, beide durch den Rang und Titel Feldmarschall ausgezeichnet. Der ältere Georg, der Friedrichs Grundsätze und literarische Interessen aus vollem Herzen theilte, war mehr auf dem politischen und diplomatischen Felde thätig; der jüngere James, der aus der russischen Armee in die preußische übergetreten war, diente mit Auszeichnung im siebenjährigen Krieg und starb bei Hochkirch den Heldentod. Als Anhänger der Stuarts von der hannoverschen Dynastie und ihrer Regierung mit der Acht belegt und ihrer Stammgüter verlustig

erklärt, waren die Brüder, Abkömmlinge einer altschottischen Adelsfamilie ersten Ranges, nach dem Continente entflohen, wo sie bei verschiedenen Höfen einflußreiche Stellungen gewannen. Georg Keith wurde von Friedrich bei wichtigen politischen Missionen verwendet. Er war Mitglied der Academie und vermittelte die Berufung d'Alemberts nach Berlin. Zum Gouverneur von Neuchâtel ernannt, bot er dem von Frankreich und Genf ausgewiesenen J. J. Rousseau ein Asyl in dem unter preußischer Hoheit stehenden Fürstenthum, gewährte ihm Schutz und Sicherheit als die von der Geistlichkeit aufgestiftete Menge den Verfasser des Glaubensbekenntnisses eines savoyischen Vicars bedrohte und bedrängte, und verkehrte viel mit dem berühmten Schriftsteller. In seinen Bekenntnissen gedenkt Rousseau ausführlich des philosophischen, kosmopolitischen Staatsmannes, mit dem er sich über die höchsten Probleme des Lebens und der Wissenschaft unterhielt, und der ihm, als er seiner Steinschmerzen wegen wie ein Eremit in seiner armenischen Kleidung vor ihm erschien, durch sein stoisches nil admirari imponirte.

Die Begegnung der beiden großen Männer der Zeit, des schottischen Lord Marschalls und des Genfer Citoyen in dem Neuenburger Städtchen Moutiers wird von Rousseau im zwölften Buche seiner Confessionen so anschaulich geschildert, daß es uns vergönnt sein möge, einige Züge daraus zu übersetzen. Sie geben ein treffliches Bild von jener gewaltigen Periode der Gegensätze, wo in den höheren Ständen eine freie philosophische Weltanschauung herrschte, während die große Masse des Volks von Aberglauben, Unwissenheit und Fanatismus umstrickt war. Der ehrwürdige Anblick dieses berühmten und tugendhaften Schotten, sagt Rousseau, bewegte mir gewaltig das Herz, und von dem Augenblick an entstand zwischen mir und ihm eine lebhafte Zuneigung, welche von meiner Seite stets die gleiche geblieben ist, und welche es von seiner Seite ebenfalls immer geblieben wäre, wenn die Verräther, welche mir allen Trost des Lebens geraubt haben, nicht meine Entfernung benützt hätten, um sein Alter zu mißbrauchen und mich in seinen Augen zu entstellen.

Die große Seele dieses würdigen Mannes, ganz republikanisch und stolz, konnte sich nur unter das Joch der Freundschaft beugen, aber sie beugte sich unter dasselbe so vollkommen, daß, trotz der verschiedenen Grundsätze, er nur für Friedrich lebte von dem Augenblick an, wo er an ihn gefesselt war.

Kurze Zeit nach meiner Niederlassung in Moutiers Travers, nachdem ich alle mögliche Sicherheit hatte, daß man da mich ruhig lassen würde, nahm ich das armenische Kleid. Es war das keine neue Idee. Sie war mir verschiedene Male gekommen im Lauf meines Lebens, und sie kam mir wieder in Montmorency, wo der häufige Gebrauch der Sonde mich oft zwang, in meinem Zimmer zu bleiben.

Ich machte mir also eine kleine armenische Garderobe; aber das Gewitter, das gegen mich erregt worden, ließ mich deren Gebrauch auf stillere Zeiten verschieben, und erst etliche Monate nachher glaubte ich, gezwungen durch neue Anfälle meiner Uebel, ohne jedes Wagniß die neue Kleidung in Moutiers tragen zu können, besonders nachdem ich den Pastor des Ortes befragt, und der mir versichert, ich könne dieselbe sogar in der Kirche tragen, ohne Aergerniß zu erregen. Ich nahm also die Weste, den Kaftan, die Pelzmütze, den Gürtel, und nachdem ich in diesem Anzug dem Gottesdienste beigewohnt, hielt ich es für keine Unschicklichkeit, mit demselben auch zu Milord Marschall zu gehen. S. E., als sie mich so gekleidet sah, sagte mir als einziges Kompliment nur Salamaleki. Damit war Alles abgethan, und ich trug seitdem keine andern Kleider mehr.

Wenn Goethe dem König Ahasverus in der oben angeführten Stelle die Worte in den Mund legt: „Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen", so faßt er die wirthschaftliche Politik Friedrichs von der Seite auf, wo sie den Zeitgenossen am drückendsten und unwohlthätigsten erschien. Wohl gelang es dem König, durch sparsame und umsichtige Finanzverwaltung nicht nur die materiellen Wunden zu heilen, welche die vieljährigen Kriege dem Lande geschlagen, sondern auch einen Staatsschatz zu sammeln, der sich bei seinem Tode auf mehr als siebenzig Millionen Thaler belief. Aber freilich hatte das fiscalische System Friedrichs seine großen Härten und erzeugte viel Unmuth im Volke. Die indirekten Abgaben auf Kaffee, Salz und andere Dinge wurden empfindlich in die Höhe getrieben und verkümmerten den Genuß unentbehrlicher Lebensmittel; drückende Monopole steigerten die fiscalischen Einnahmen, riefen aber auch ein unwürdiges, der öffentlichen Moral höchst nachtheiliges Spionir- und Ueberwachungssystem auf der einen Seite, Schmuggel- und Schleichhandel und Gesetzumgehung aller Art auf der andern Seite hervor. Der Holzhandel in Berlin ward Monopol, sagt Schlosser im dritten Bande seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, das Kaffeebrennen ein Verbrechen. Friedrich war freundlich und naiv genug, bei dieser Ge-

legenheit selbst auszusprechen, daß er den Grundsatz habe, sein ganzes Volk wie ein krankes Kind zu behandeln. Er sagte nämlich, er habe in seiner Jugend Biersuppe gegessen; das sollten die armen Leute auch thun, dann werde das Geld nicht ferner aus dem Lande gehen. In Preußen, fährt derselbe Historiker fort, war es gewissermaßen ein Amt oder wenigstens ein Gewerbe, in den Straßen herumzuriechen, wo etwa Kaffee gebrannt wurde, und wer dann als Verkäufer von gebranntem Kaffee durch den Geruch verrathen ward, kam für drei Jahre auf die Festung. Zum Beweis wird eine Briefstelle aus jener Zeit angeführt, worin die Verordnung folgendermaßen geschildert wird: Daher sollen Schniffelers auf den Gassen Tag und Nacht herumgehen, und wo sie riechen, daß Kaffee gebrannt wird, sollen sie sich den Brauschein zeigen lassen. Ist kein Schein vorhanden, so versteht es sich von selbst, daß der Kaffee confiscirt, der Thäter gestraft wird. Weil aber die Accis-Officianten nicht hinlänglich sind, eine große Stadt und das platte Land in dem Umfang einer halben Meile durchzuschniffeln, so soll eine Anzahl Invaliden dazu abgerichtet werden. Ein Theil der Confiscation wird ihnen als Belohnung zuerkannt, und überdies hat ein solcher Invalide monatlich sechs Thaler Traktament.

Der Unmuth wurde noch durch die Art der Erhebung der Steuern gesteigert. Der berühmte französische Philosoph und Generalpächter Helvetius hatte die neue Zoll- und Acciseverwaltung (Regie) angeregt, und auch bei ihrer Durchführung wurden ausschließlich Franzosen herangezogen. Reichbesoldete, hochmüthige französische Finanzkünstler leiteten diese Verwaltung, die als selbständiges Departement, als „Generaladministration der königlichen Gefälle" ausgesondert wurde. Die fremden Beamten, mehrere Hunderte an Zahl, steigerten allerdings die Einnahmen, machten sich aber durch ihre rücksichtslose Controle, durch ihren brutalen Uebermuth und das kränkende Gefühl, daß das preußische Volk nicht fähig sein solle, sein Steuerwesen selbst zu ordnen, außerordentlich verhaßt. Der König sah selbst mit der Zeit ein, welch' unwürdige Männer er ins Land gezogen hatte. Auch die Einführung einer Staatslotterie war eine bedenkliche fiscalische Maßregel.

Friedrich fühlte wohl selbst, urtheilt Ranke, daß seine Zölle das gewöhnliche Maß überschritten, und von dem Merkantilsystem war er nicht so durchdrungen, daß er für die Vortheile eines freien Handels schlechterdings kein Ohr gehabt hätte. Allein er glaubte mit gutem Gewissen dazu schreiten zu können, da es für die Erhaltung des Staates unbedingt nothwendig sei. Dabei aber faßte er noch einen moralischen Ge-

sichtspunkt ins Auge. Er sagte: der Landadel sei in der Regel arm und doch zur Verschwendung sehr geneigt, alle Luxusartikel müsse man daher aus dem Lande entfernt halten; der Adel würde sonst sich in seinen Hülfsquellen ruiniren und zugleich verweichlichen; in Preußen müsse man streben, die alten germanischen Tugenden aufrecht zu halten; zu dem Kriege sei Ehrgefühl, Ruhmbegierde, Vaterlandsliebe erforderlich; diese Tugenden aber werde man durch Verweichlichung untergraben, und doch beruhe sein ganzer Staat darauf; denn aus dem Adel nahm er seine Offiziere.

Wenn das Zoll- und Steuersystem Friedrichs manche Uebelstände im Gefolge hatte, so war dagegen seine umsichtige Sorge für die Hebung des Gewerbfleißes und des Handels von den segensreichsten Folgen, so daß man sagen darf, die Industrie Preußens verehrt in ihm ihren eigentlichen Schöpfer. Es war sein eifrigstes Bestreben, den Gewerbfleiß, die technische Fertigkeit, die Unternehmungslust zu heben. Um neue industrielle Anstalten ins Leben zu rufen, Verbesserungen im Gewerbebetrieb einzuführen, Versuche zur Einbürgerung ausländischer Industrien anzustellen, spendete er hohe Kapitalien aus Staatsmitteln, und viele Gewerbszweige, wie die Leinwand-, Woll- und Baumwollindustrie, die Glas- und Porzellanmanufactur, die Zuckerraffinerie u. a., blühten unter des Königs Fürsorge gedeihlich empor. Es war der oberste staatswirthschaftliche Gesichtspunkt der Zeit: so wenig Geld wie möglich ins Ausland gehen zu lassen, und Friedrich hat es in der That erreicht, die fremde Einfuhr beträchtlich einzuschränken, die Ausfuhr seiner Industrieproducte zu erhöhen, so daß die Handelsbilanz bald einen ansehnlichen Ueberschuß zu Gunsten der letzteren ergab. Freilich war auch auf diesem Gebiete die Freiheit der Bewegung stark eingeengt; die Einmischung der Behörden ging außerordentlich weit, und der büreaukratische Eifer führte auch zu vielen verkehrten und unpraktischen Maßregeln. Die ganze Arbeit war von Staatswegen organisirt, die Aufsicht über Handwerker und Künstler bis ins Einzelste durchgeführt, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung nach andern Landestheilen von Regierungswegen geordnet. Dabei wurde das Schutzzoll- und Absperrungssystem in der alten Strenge aufrecht erhalten, die Einfuhr fremder Waaren, die Ausfuhr einheimischer Rohproducte aufs Aeußerste erschwert. Die Absperrung der Landesgrenze sollte der einheimischen Industrie den inländischen Markt sichern, ihr billiges Rohmaterial liefern und die Concurrenz mit dem Ausland erleichtern; die Schranken gegen den Export von Landesfrüchten,

namentlich Getreide, sollten einen geringen Preis für die Lebensmittel sichern. Freilich hatte dies System auch die Rückwirkung, den Handel zu lähmen und der Landwirthschaft den Vertrieb ihrer Erzeugnisse zu erschweren. Das Mercantilsystem Friedrichs war ohne Zweifel überspannt und einseitig, und die Physiokraten konnten mit Recht einwenden, daß auf die Industrie ein übermäßiger Werth auf Kosten anderer Erwerbszweige gelegt werde. Es konnte auch nicht fehlen, daß in diesem System des Schutzzolls und der directen Staatssubventionen viele Gewerbe ins Leben gerufen wurden, die keinen natürlichen Boden im Lande hatten und nur mühsam und mit nutzlosen Kosten aufrecht erhalten werden konnten, wie z. B. die Seidenzucht. Viele andere aber entwickelten sich auch in verheißungsreicher Blüthe; es erwuchs ein fleißiger und tüchtiger Gewerbestand, der dem Lande seitdem erhalten blieb. Das von oben geregelte, durch Schranken geschützte, aber auch eingeengte Wirthschaftssystem entsprach nun einmal dem Zeitgeist und war für einen so jungen und unentwickelten, der Ausbildung, des Capitals, der Absatzquellen entbehrenden Gewerbfleiß, wie den damaligen preußischen, von überwiegendem Vortheil.

In einem Leben voll großer Unternehmungen müssen auch große Mißgeschicke eintreten, Momente, in denen alles verloren scheint. Mit diesen Worten gedenkt Ranke der schrecklichen Lage Friedrichs nach der Schlacht bei Kunersdorf, wo er an seinem Erfolg und an seiner Sache verzweifelte und mit Todesgedanken umging. Denn er war entschlossen, den Ruin von Preußen nicht zu überleben. Damals schrieb er an Finkenstein: „Alles ist verloren; rette Er die königliche Familie. Adieu für immer!“ Friedrichs ganzes Leben war dem preußischen Staat gewidmet. Diesem unter den europäischen Großmächten eine Stellung zu erringen und aus ihm zugleich einen Culturstaat ersten Ranges zu schaffen, war der Zweck seiner Anstrengungen und seines Wirkens. Sollte er dieses Ziel nicht erreichen, so hatte das Leben für ihn keinen Werth mehr. Und dieses Ziel wurde erreicht, dank der unermüdlichen und umsichtigen Thätigkeit, die der König in seinen späteren Jahren, als die Kriegsstürme ausgetobt hatten, dem Gemeinwesen in allen seinen Bestandtheilen widmete, und der verständigen und zweckmäßigen Einrichtung aller öffentlichen Organe in der Verwaltung wie im Heer, in der Rechtspflege und Gesetzgebung, in dem Staatshaushalt wie in der Colonisation der neu erworbenen Landestheile, in der Landwirthschaft wie in dem Industrieleben. Es liegt nicht in der Aufgabe dieser „Streiflichter“, die verschiedenen Seiten

der großartigen Wirksamkeit Friedrichs zu beleuchten, ja nur zu berühren; aber die zahlreiche historische Literatur, die sich in unsern Tagen, seitdem die eigenen Schriften Friedrichs in sorgfältiger Ausgabe der Welt vorliegen, die Aufgabe gestellt, alle Seiten dieses reichen Regentenlebens zu erforschen und darzustellen, liefert den Beweis, welche Bewunderung und welches Interesse das Inland wie das Ausland dem Schaffen und Wirken des Königs, dem den Beinamen des „Großen" die Geschichtschreibung nie mehr versagen wird, mit wachsender Anerkennung und Verehrung zollt. Seine Kriege und seine Heeresorganisation, seine wirthschaftlichen, industriellen und merkantilen Unternehmungen, seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte und Politik, seine briefstellerische und dichterische Thätigkeit, seine Verordnungen und Entscheidungen in öffentlichen Angelegenheiten, alle diese Seiten einer mannichfaltigen rastlosen Arbeitsamkeit bilden den Gegenstand zahlreicher monographischer Schriften und Specialuntersuchungen, die ein Regentenleben zur Anschauung bringen, das allen öffentlichen Anstalten mit verständiger Umsicht seine Aufmerksamkeit zuwendete. Von dem Wesen und den Aufgaben des Staats hatte Friedrich die höchsten Begriffe, und er hat das alte absolute monarchische Princip noch einmal mit vollster Strenge und Folgerichtigkeit durchgeführt, ehe es unter der Einwirkung der französischen Revolution mehr und mehr zersetzt wurde. Wenn er gleich in seinen theoretischen Betrachtungen von der naturrechtlich-rationalistischen Anschauung der französischen Aufklärungsphilosophen ausging und den Ursprung der Monarchie von einem Willensakte des Volkes herleitete, so war er doch weit entfernt, die gefährlichen Consequenzen für das bestehende Staatssystem und für die Thatsachen der historischen Entwickelung daraus zu ziehen, am wenigsten in seiner preußischen Monarchie. Seine philosophischen und dichterischen Ideale standen überhaupt häufig mit seiner absoluten Praxis nicht gerade im Einklang. Von irgend einer Theilnahme des Volkes am Staatsleben und der Gesetzgebung, von selbständigen Organen neben dem Königthum, von Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit ist in seinem Staat nicht die Rede; seine Herrschaft ist eine vollständig durchgeführte absolute Kabinetsregierung, der aber der sittliche Ernst und die erhabenen Ziele dieses großen Mannes eine höhere Idee einflößten, als sie irgendwo in den unumschränkten Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts vorhanden war. So groß ihm die Macht des Landesherrn ist, ebenso groß sind seine Pflichten. Das Wohl der Gesammtheit ist ihm der Zweck des Staats und die Aufgabe des Monarchen. In seinem Versuch

über die Regierungsform sagt er selbst: „die Völker sind nicht um der Regenten, sondern diese um jener willen vorhanden. Um ihre hohen Pflichten zu erfüllen, müssen die Regenten unablässig thätig sein und beständige Aufmerksamkeit anwenden, welcher nichts entgehen darf, was auf das Wohl der Unterthanen näheren oder entfernteren Einfluß haben kann". Nicht ein Spiel willkürlicher Tyrannenlaunen sollen die Unterthanen sein, sondern über dem Monarchen steht der Staat, das Recht, das Gesetz. Das Gesetz ist dem Unterthan eine Schutzwehr, dem Fürsten eine Schranke gegen Willkür, eine höchste sittliche Macht, die über der ganzen Staatsgemeinschaft schwebt. Friedrich betrachtete sich als den ersten Diener des Staats, und hat es durch sein ganzes Regentenleben bewiesen, daß ihm diese Hingebung an das Wohl des Ganzen nicht eine Phrase war: „Die Pflicht ist mein höchster Gott", sagt er einmal, und mit diesem Geist wußte er alle Diener des Staats, seinen ganzen Beamtenstand zu erfüllen, der seitdem die vielbewunderte Hingebung, Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit besaß, die seinen höchsten Ruhm bildete. Aus diesem Gefühle der Berufspflicht welche die Einsetzung aller Körper- und Geisteskräfte, des gesammten Daseins im Dienste des Staats erfordere, entsprang jene wunderbare rastlose Thätigkeit Friedrichs, welche von Allem Einsicht nahm, alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens überwachte und leitete, jene nie wieder erreichte sich selbst aufopfernde königliche Pflichterfüllung.

Die hohen Verdienste Friedrichs um Preußens Emporkommen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sind allgemein bekannt und in ihren Hauptzügen in den obigen Andeutungen berührt worden. Nur seiner Bedeutung als Schriftsteller und seiner Stellung gegenüber der deutschen Literatur möge noch mit einigen Worten gedacht werden.

Einen wesentlichen Bestandtheil seiner schriftstellerischen Thätigkeit bilden seine in französischer Sprache verfaßten historischen Werke: die denkwürdigen Aufzeichnungen über das Haus Brandenburg und die Geschichte seiner Zeit und seiner eigenen Thaten. In Verbindung damit stehen auch seine über die verschiedensten Zweige der Staatsverwaltung und mannichfaltige psychologische Themata sich erstreckenden philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften, aus deren Reihe ganz besonders die Jugendarbeit des Königs, der berühmte, unmittelbar vor der Thronbesteigung verfaßte „Anti-Macchiavel" hervorragt. In dieser Schrift, die den „Feind der Menschheit und den Lästerer der Fürsten" zu widerlegen sich vorsetzte, stellte der König gegenüber dem classischen Tyrannenegoismus des italienischen Staatsphilosophen seine Auffassung von dem Ideal

der Königspflicht, ein politisches Glaubensbekenntniß voll schöner Humanität, voll aufgeklärter Regentenweisheit und edler landesväterlicher Gesinnung, durchdrungen von dem Bewußtsein der hohen Pflichten, denen der königliche Verfasser entgegenging. Gerechtigkeit, sagt er, müsse die erste Aufgabe eines Königs sein; das Wohl seines Volkes müsse er jedem andern Interesse vorziehen. Ein begeisterter jugendlicher Idealismus ist der Grundzug des Werkes. Aehnliche Grundsätze und Lehren enthält auch der „Fürstenspiegel“, eine Ermahnung an den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg. Und trotz der edlen und humanen Regierungsmaximen, die Friedrich in diesen Schriften niederlegte und im Leben bethätigte, hat man gewagt, ihm ein Werk unterzuschieben wie die berüchtigten „Matinées Royales“ oder Morgenstunden über die Regierungskunst, angebliche Belehrungen des Königs an seinen Neffen und Nachfolger. In diesem Libell, das wahrscheinlich aus feindlich gesinnten Pariser Hofkreisen hervorgegangen ist, wird der nackte Egoismus als die Triebfeder aller politischen Handlungen dargestellt und der Macchiavellismus in seiner verwerflichsten Gestalt zur Nachahmung empfohlen.

Wichtiger noch als diese historischen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften sind für die Kenntniß des inneren Gefühls- und Gedankenlebens des großen Königs seine zahlreichen Dichtungen und Briefe. Die Gedichte des „Philosophen von Sanssouci“ umfassen die verschiedenartigsten poetischen Gegenstände und Formen, Komödien und Tragödien, feierliche Heldengesänge, wie über die Kriegskunst, und schlüpfrige, witzige Epopöen, wie das wilde, ungezügelte Phantasiestück „Palladium“, Oden und poetische Episteln, Todtengespräche und Satiren, von oft schonungsloser Schärfe gegen die damaligen fürstlichen und diplomatischen Größen, fliegende Blätter und Facetien gegen politische und literarische Koryphäen und ernste historische Lieder mitten aus den Drangsalen des Kriegs. In heitern und sorgenvollen, freudigen und traurigen Stunden drängte es den König, ein anmuthiges, pikantes, ergreifendes, bitteres, zürnendes Wort, je nach der augenblicklichen Stimmung in poetischer Form auszusprechen; er hat seine Feinde oft nicht minder scharf mit der Feder als mit dem Schwert geschlagen. Ebenso frisch und unmittelbar wie aus diesen poetischen Productionen tritt uns das geistige Leben, das Fühlen und Denken des großen Königs aus seinen zahllosen Briefen entgegen, nicht sowohl aus seinen geschäftlichen Cabinetsschreiben, die uns nur den Monarchen, freilich in der ganzen Vielseitigkeit seiner landesväterlichen Fürsorge, in der ganzen

Umsicht und Rastlosigkeit seiner amtlichen Thätigkeit zeigen, als aus der vertraulichen Correspondenz mit Verwandten, Freunden und ausgezeichneten Männern. In diesen durch einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren reichenden Briefen wird uns der treueste, ungeschminkteste Aufschluß über alle Seelenstimmungen und Eindrücke, alle frohen und traurigen Empfindungen dieses vielseitigen, lebhaften Geistes aus allen Phasen seines inhaltreichen Daseins, zugleich ein schönes Zeugniß von der Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit, der Herzlichkeit und dem Freundschaftsbedürfniß ihres Verfassers. Dieser umfangreiche Briefschatz ist von hohem historischen Interesse als competentestes Urtheil über gleichzeitige geschichtliche Vorgänge und Personen, und eröffnet zugleich in seinen lediglich familiären Theilen einen Einblick in den liebenswürdigen und feinen Charakter des Königs.

Eine vielbesprochene Seite in dem Regentenleben Friedrichs ist seine Stellung zu der deutschen Literatur seiner Zeit. Daß der große König den Umschwung der deutschen Literatur während seiner Regierung nicht bemerken wollte und der französischen Dichtkunst treu blieb, ist oft genug gerügt worden. Freilich konnte einem so nüchternen, verständigen Manne die überschwängliche Gemüthspoesie Klopstocks nicht behagen; die religiöse Dichtung brachte dem freidenkenden König die Tage seiner Jugend in Erinnerung, wo er zur Strafe geistliche Lieder lernen mußte; selbst die durch seine Siege gehobene Begeisterung und die daraus hervorgegangene Bardendichtung eines Kretschmann, Denis u. A. fand keinen Anklang bei ihm, da er nicht Deutschlands, sondern Preußens Größe und Macht im Auge hatte, und weder für Ossians sentimentale Gefühlspoesie, noch für die germanische Helden- und Götterwelt, die in dieser Bardendichtung vorwaltete, empfänglich war. Auch Lessings kritischer Geist, der die schwachen Seiten der französischen Poesie so klar und scharfsinnig darlegte, mußte ihm mißfallen. Ueber Shakespeare dachte er so geringschätzig wie Voltaire, daher auch Götz von Berlichingen, der an die historischen Dramen des Briten erinnerte, nicht nach seinem Sinne war. Lessings Schauspiel „Minna von Barnhelm", das so viel beitrug, den Enthusiasmus der deutschen Nation für das preußische Heer zu erwecken, wurde von Friedrich wenig beachtet. Indessen hat vielleicht diese Abneigung des gefeierten Monarchen der deutschen Literatur mehr genützt, als wenn er sie unter seinen Schutz genommen hätte. Man bestrebte sich in edlem Stolze, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst den deutschen Namen ebenso zu Ehren zu bringen, wie Friedrich im Felde und in der Politik. Dadurch bewahrte die deutsche Literatur ihre Freiheit und wurde in ihrem selb-

ständigen Entwickelungsgang weder gehemmt noch abgelenkt, was wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn sich Friedrich eifriger derselben angenommen hätte; ein Mann von so mächtigem Geiste und so vorherrschendem Einfluß hätte nothwendig der Poesie ein eigenthümliches, vielleicht höfisches und fremdartiges Gepräge aufdrücken müssen. Um so wohlthätiger war der Einfluß, den seine großartige Persönlichkeit, seine Thaten und Grundsätze auf den Bildungsgang und die Anschauungen der Mitlebenden übten. Indem er die in der Zeit liegenden Ideen in seinem Walten als Fürst in hervorragender Weise zur Geltung brachte und die Literatur veranlaßte, sie zu ihrem Inhalte zu machen, gab er der gesammten Zeitbildung und Geistesrichtung einen mächtigen Impuls. Der König und die großen Genien Deutschlands verfolgten auf getrennten Wegen dasselbe Ziel, es war der Ruhm und die hohe Glanzperiode der deutschen Geschichte, die an Friedrichs des Großen Namen geknüpft ist.

Die Erscheinung Friedrichs des Großen während seiner letzten Lebenszeit hat sich der Erinnerung des Volkes tief eingeprägt und ist in zahlreichen Bildnissen auf die Nachwelt übergegangen. Wem steht nicht vor der Seele das hagere, eingefallene, scharf geschnittene Gesicht mit den großen, klaren, durchdringenden Augen, die hohe gedankenvolle Stirn, das geistreiche, sarkastische Lächeln un den feinen Mund, der vorgebeugte Körper, gestützt auf den historischen Krückstock, in fast gesucht nachlässiger Kleidung und einer Einfachheit des Auftretens, die anzudeuten schien, daß dieser zum Herrscher geborene Mann äußeren Prunk und Glanz zur Wahrung seiner Würde nicht nöthig habe. Und wie sein Aeußeres einfach, schmucklos, geistig durchdrungen, war auch sein Leben. Vom frühesten Morgen an war es der angestrengtesten und gewissenhaftesten Pflichterfüllung gewidmet. An allen Zweigen des öffentlichen Dienstes nahm der König das persönlichste Interesse; er überwachte, leitete, entschied Alles selbst, einen einflußreichen Minister gab es nicht. Das einförmig stille Leben rastloser Berufserfüllung wurde durchbrochen und gehoben durch sokratische Gastmähler in angeregtem Freundeskreise, durch geistreiche Conversation, durch ernste Lectüre und literarische Arbeiten, durch das Flötenspiel, dessen der König selbst in hohem Grade Meister war, durch musikalische und dramatische Productionen. Aber es wurde oft still und einsam in den schönen Räumen des kunstgeschmückten Sanssouci. Die alten Freunde, die theuersten Angehörigen starben einer nach dem andern hinweg, und eine gewisse Menschenverachtung, Bitterkeit und Schwermuth verscheuchte in den letzten Lebensjahren die Heiterkeit aus der Seele des Königs.

Das reizbare und sarkastische Wesen des Monarchen, sein Mißtrauen und seine Verschlossenheit ließen am Ende auch vertraute Freundschaft, für die Friedrich sonst so sehr empfänglich gewesen, nicht mehr aufkommen. Seine Gemahlin hatte ihm keine Kinder gegeben, und bei aller Achtung und zarten Rücksicht standen sich die Gatten zeitlebens fern und waren fast immer getrennt; sein Neffe war der Erbe des Thrones. Was ihm an häuslichem Glück gemangelt, hat er sich durch die volle, selbstaufopfernde, man kann sagen heilige Hingabe an seinen großen Lebensberuf ersetzt. Der unermüdlich thätige und wachsame König in seiner schlichten, anspruchslosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüstlich gesunden Sinn, seiner durchgreifenden Willenskraft, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe: ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in die Erinnerung des Volkes eingedrungen und wie kein anderer Mann unserer Geschichte das lebendige Eigenthum der Nation geworden.

Im Gefühle, daß er, wie er sich ausdrückt, „das Königshandwerk" wohl gelernt hatte und verstand, konnte er gebieten, einen Maueranschlag mit Schmähungen gegen seine Person niedrig zu hängen, damit die Leute es besser lesen könnten. Er war ein „König von Gottes Gnaden", obwohl er nur der erste Diener des Staats sein wollte.

III. Kaiser Joseph II. und die österreichische Monarchie.

Ist Friedrich der Große der Typus des Jahrhunderts der Aufklärung nach der Seite des verstandesklaren, besonnenen Rationalismus in Staat und Kirche, so kann Joseph II. als das Urbild des rastlos vorwärts strebenden reformatorischen Geistes gelten, der auf den Trümmern der alten traditionellen Ordnungen ideale Gebilde nach den eigenen Conceptionen und in der Richtung der Zeitströmung aufstellen will. Ueber wenige Persönlichkeiten gehen die Urtheile der Welt so weit auseinander wie über den Sohn der Maria Theresia und des Kaisers Franz I. von Lothringen: In den Augen der Anhänger des Stabilitätsprincips gilt er als gefährlicher Revolutionär, während die Männer des Fortschritts in ihm das Urbild eines Fürsten erblicken, der den Geist seiner Zeit erfaßt hat und die in derselben wurzelnden Ideen zum Wohle der Menschheit zu verwirklichen suchte. Beide Auffassungen sind richtig; aber nur vereinigt können sie der Wahrheit nahen; ein=

seitig aufgefaßt geben sie ein falsches Bild. Wir haben früher das achtzehnte Jahrhundert als das Zeitalter der Widersprüche und Gegensätze bezeichnet. Diese Charakteristik trifft nirgends mehr zu als in der Person Josephs II. In ihm sind alle die Seiten vereinigt, welche bald Bewunderung, bald Verurtheilung hervorrufen: Philanthropie und Humanität und dabei wieder Härte und rücksichtslose Gewaltthätigkeit bei der Durchführung von Theorien und Doctrinen, an deren Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit man glaubte; bald für Freiheit schwärmend, bald despotisch eingreifend, begeistert für allgemeine Toleranz und dabei unfähig, eine fremde Meinung gelten zu lassen; nach einem höheren Rechtsideal jagend und dabei das particulare Recht verletzend. Plato's Ansicht, der Staat sei am besten eingerichtet, wenn Philosophen das Regiment führen, hat sich bei Kaiser Joseph II. nicht bewährt. Und doch hat er nur nach idealen Zielen gestrebt, die Philosophie zur Führerin seiner Pläne und Handlungen gewählt. Er war, wie er selbst einmal versichert, von Fanatismus für das Wohl des Staates erfüllt, aber er sah in den verschiedenen Völkern eine willenlose Masse, die man nach Belieben formen könne; er konnte es nicht begreifen, daß nicht ein und dasselbe Gesetz für alle Provinzen und für alle Menschen passen sollte. Das Gute ist doch nur eines, sagte er in einer Verordnung, also dürfen Nation, Religion, Stand u. s. w. keinen Unterschied machen. Die Monarchie, schreibt er seinem Bruder, muß eine einzige, in allen Einrichtungen und Lasten gleiche Provinz bilden, eine einzige Masse, welche auf gleiche Weise gelenkt wird. Die militärischen Centralisirungs- und Uniformirungsbegriffe, an die er sich als oberster Leiter des Heerwesens unter Maria Theresia gewöhnt hatte, auf den Staatsorganismus übertragend, suchte er alle seine Länder und Völker unter dem Bande einer gleichförmigen Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zu vereinigen, als philosophischer Monarch seine Unterthanen zu einer vernünftigen Lebensführung und Seelenordnung anzuhalten. Es war ein weltgeschichtlicher Akt, als Maria Theresia am 11. September 1741 die beiden Tafeln des ungarischen Landtages auf das königliche Schloß in Preßburg entbot und im Trauergewande, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, vom Throne herab mit kummervoller Miene die getreuen Stände Ungarns zum Schutze ihrer Person, ihrer Kinder, ihrer Krone aufrief. Von Allen verlassen, sprach sie, nehmen wir unsere Zuflucht einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Was an uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand Ungarns und seines

Volkes, den Glanz seines Namens wieder herzustellen. In all' dem werden die getreuen Stände die Wirkungen Unserer gnädigen Gesinnung erfahren. Die Rede der schönen jungen Frau mit den großen blauen Augen und dem treuherzigen Ausdruck, die sie mit bewegter Stimme und unter Thränen vortrug, machte auf die Versammlung den tiefsten Eindruck. Begeistert brachen alle Anwesenden in den Zuruf aus: „Wir weihen unser Leben und unser Blut." Der Preßburger Landtag, der dieser Scene auf dem Fuße folgte, erstrebte für Ungarn die Grundzüge staatlicher Selbständigkeit, urtheilt Alf. Dove, aus denen sich früher oder später eine dualistische Verfassung der habsburgischen Monarchie unausbleiblich entwickeln mußte.

Es ist bekannt, welchen Umschlag in dem österreichischen Erbfolgekrieg das Eintreten der Ungarn zu Gunsten der „pragmatischen Sanction" bewirkte. Die Scene war ergreifend genug auch ohne die später erfundene Legende, Maria Theresia habe den sechs Monate alten Erzherzog auf den Armen gehalten. Sie hatte ihn in Wien zurückgelassen. An große geschichtliche Momente knüpft die mythenbildende Phantasie gern ihre Fäden an.

Josephs Regentenleben hat drei Stadien durchlaufen, und in allen traten ihm Schwierigkeiten entgegen, die jeden Andern muthlos gemacht hätten und die auch ihn bei seiner beweglichen, reizbaren Natur mit Schmerz und Mißstimmung erfüllten. Als Nachfolger seines Vaters Franz I. auf den deutschen Kaiserthron gehoben, unternahm er allerlei Veränderungen sowohl in dem Territorialbestand als in den inneren Einrichtungen des Reichs, welche die geistlichen und weltlichen Fürsten allarmirten und zum Widerstand reizten. Von seiner Mutter Maria Theresia zum Mitregenten ernannt, sah' er sich durch die vorsichtige und behutsame Politik der alternden Kaiserin, die den thatendurstigen Sohn in engen Schranken hielt und nur das Heer- und Kriegswesen seiner Leitung unterstellte, allenthalben die Hände gebunden und als er endlich die Regierung des gesammten Staatsgebietes Oesterreichs selbständig übernahm, stieß er bei den Völkern, die er durch seine rastlosen Neuerungen in der Gesetzgebung aufstörte, auf unüberwindliche Hindernisse. Ein doctrinärer Geist, wollte Joseph im Sinne seines aufgeklärten Despotismus alle Länder und Völker seines weiten Reiches nach den gleichen Grundsätzen beherrschen, einen Gesammtstaat nach den Ideen der Zeit bilden, der ein uniformes Gepräge an sich tragen sollte, und rief dadurch Geister in den Kampf, die er mißachtete und unterschätzte, und die schließlich doch das Feld behaupteten.

Wer kennt nicht die classische Beschreibung der Krönungsfeierlichkeiten, inmitten der sechziger Jahre, womit Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ die Thronbesteigung des um acht Jahre älteren Joseph aus seinen Jugenderinnerungen mittheilt. Er glaubte auf dem Angesichte des jugendlichen Fürsten ein Lächeln zu bemerken, über die altfränkischen Mummereien und Ceremonien aus den Tagen Karls des Großen, die so wenig mit dem vorwärts strebenden Sinne und aufgeklärten Geiste des Neugekrönten harmonirten.

Bald nachher unternahm der Kaiser, unter dem Incognito eines Grafen von Falkenstein, jene weiten Reisen durch die eigenen Staaten wie in das Ausland, die sich so lange in dem Gedächtniß und in den Sagen der Völker erhalten haben. Er wollte sich durch eigene Anschauung Kenntniß sammeln von dem Treiben und Thun der Menschen, von den öffentlichen Zuständen der Staaten und Nationen, von den herrschenden Gesinnungen und Meinungen. Das Urtheil, welches Friedrich der Große nach der Zusammenkunft in Neisse im August 1769 über Joseph fällte, hat sich als zutreffend bewährt: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geiste und liebenswürdigem, gewinnenden Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat, aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, wenn er zur Herrschaft gelangt.“ Wie hat der hohe Herr als Graf von Falkenstein durch sein einfaches liebenswürdiges Wesen und seinen freien Geist die Franzosen bezaubert! Gerne hätte Joseph auf seiner Rückreise von Genf aus dem Philosophen von Ferney einen persönlichen Besuch abgestattet! Aber ein solches Aergerniß durfte er seiner „gottseligen Mama“, wie sich David Strauß ausdrückt, und den frommen Hofkreisen in Wien nicht geben. Galt doch Voltaire der römischen Geistlichkeit als der Antichrist und die Inschrift auf der von ihm erbauten Kirche: Voltarius erexit Deo als Blasphemie!

Am wenigsten vermochte Joseph seine Reformationsideen in dem römischen Reiche deutscher Nation durchzusetzen. Von dem Scheitern seiner Pläne auf Bayern ist früher die Rede gewesen; aber auch in den Versuchen, die kaiserlichen Machtbefugnisse gegenüber der Hierarchie auszudehnen, obwohl ein solches Streben im Geiste der Zeit lag, erfuhr er heftigen Widerstand. Die Katholiken wollten nichts davon hören, daß in dem Gerichtsgang zu Gunsten der Protestanten Erleichterungen eintreten sollten; und als er ein veraltetes Recht, kraft dessen

es dem Kaiser zustehen sollte, durch einen sogenannten Panisbrief einem Begünstigten des Hauses, Laien oder Kleriker, bei jedem geistlichen Stifte eine Prälatur als Gnade oder Belohnung zu verleihen, von Neuem in Anwendung bringen wollte, stieß er bei allen Reichsständen auf solchen Widerspruch, daß die Verfügung nicht durchgeführt werden konnte.

Durch diese ungerechtfertigte Erneuerung eines seit den Tagen Karls IV. nicht mehr in Anwendung gebrachten Mißbrauches erregte er das Mißtrauen der fürstlichen Reichsglieder, so daß sie auch in wichtigeren Fragen mit ihrer Zustimmung zurückhielten. Dazu gehörte in erster Linie der Emser Congreß. Schon oft war in der deutschen Geschichte der Versuch aufgetaucht, sich von Rom zu emancipieren und eine nationale Kirche mit einem eigenen Primat und einem selbständigen Kirchenrecht zu schaffen. Und welche Periode konnte geeigneter sein, diesen Versuch zu erneuern, als das Zeitalter, da man eine neue Encyklopädie alles menschlichen Wissens aufstellte, als sich die gesammte gebildete Welt von den bisherigen Vorstellungen frei gemacht hatte, als die Bannerträger der schroffen Stabilität in kirchlichen Dingen, die Jesuiten, gefallen waren und der Weihbischof Hontheim von Trier unter dem Namen Febronius selbst die Grundlinien einer freien, unabhängigen Nationalkirche entworfen hatte?

Es war in der That ein kaum minder wichtiges Ereigniß wie der deutsche Fürstenbund, als sich in demselben Jahr 1785 vier Erzbischöfe, Mainz, Trier, Köln und Salzburg zu den sogenannten Emser Punctationen vereinigten, worin beschlossen ward, die Metropolitanrechte der deutschen Kirche gegenüber den Uebergriffen des Papstthums und der neuen Nuntiatur in München zu schützen und zu wahren. Wie der Fürstenbund die Integrität des Reichs zu erhalten bezweckte, so der Congreß von Ems die nationale Rechtsstellung der deutschen Kirche. Sollten die höchsten geistlichen Reichsstände weniger energisch die Eingriffe einer fremden Macht in ihre Rechtsbefugnisse zurückweisen als die weltlichen Fürsten die beabsichtigten Territorialveränderungen? In beiden Versammlungen lagen unter dem nationalen Banner auch selbstsüchtige Zwecke verborgen: man wollte die landesherrliche Gewalt von allen hemmenden Schranken befreien; man wollte sich schützen gegen die Gefahr, von einer höheren Autorität in dem überkommenen Rechte oder Besitzstand beschränkt oder unterworfen zu werden. Spielte bei dem Fürstenbund der Patriotismus nur eine untergeordnete Rolle, so war auf dem Emser Congreß von einer Reformation der Kirche nach Lehre und Sitten kaum die Rede. Wo das Prinzip religiöser Toleranz so

sehr die Geister beherrschte, so sehr als Gemeingut aller Gebildeten angesehen ward, wie in dem Josephinisch-Friedericianischen Zeitalter, glaubte man jeder dogmatischen Auseinandersetzung entrathen zu können. Hatte ja doch der Kaiser selbst in seinen Erblanden die Fahne der Toleranz aufgepflanzt. Er war zu Lebzeiten seiner Mutter für die unterdrückten oder zurückgesetzten Akatholiken eingetreten; er hatte die Aufhebung des Jesuitenordens gefördert, in welche Maria Theresia mit großen Gewissensbeklemmungen einwilligte. Man mußte sie von Rom aus überzeugen, daß alle ihre Beichtgeheimnisse der päpstlichen Curie bekannt seien, ehe sie dem Auflösungsbreve vom 21. Juli 1773 Folge gab; er hatte die in Bayern verfolgten Illuminaten in Oesterreich zugelassen. Was schien daher natürlicher, als daß sich der deutsche Clerus mit dem deutschen Kaiser zu einer großen gemeinsamen Action gegen Rom vereinigen würde, um eine Kirchenverfassung auf vorisidorischen Grundlagen für Deutschland aufzustellen? Man vereinigte sich in Ems zu einer Reihe von „Punctationen", die mit einer Feder geschrieben waren, welche in die Galle Paul Sarpi's getaucht zu sein schien. Allein die germanische Zwietracht und Streitlust, die schon Tacitus als den zuverlässigsten Bundesgenossen Roms erkannt hat, stand auch diesmal der ruhig zuwartenden Curie hilfreich zur Seite. Der Kaiser fürchtete, die geistlichen Churfürsten und Erzbischöfe, unter denen der Reichserzkanzler von Mainz, eines der Häupter des Fürstenbundes, obenan stand, möchten, wie Schlosser sich ausdrückt, noch einen kirchlichen oligarchischen Bund gegen ihn herauspunctiren und rieth zu einem Nationalconcil, zu dem auch die übrigen deutschen Prälaten beigezogen werden sollten. Die Bischöfe aber zeigten wenig Neigung, die ferne römische Gerichtsbarkeit mit der nahen erzbischöflichen zu vertauschen und hielten sich fern von einer Agitation, welche die Autorität der Metropolitane erhöht hätte. Und auch Joseph zeigte wenig Eifer für eine Versammlung, die sich leicht zu einem Gerichtshof über seine kirchlichen Neuerungen in Oesterreich constituiren konnte. So ging die ganze Bewegung, nachdem man eine Reihe von Beschlüssen in den Actenstücken sicher untergebracht, in Dunst auf.

Kaiser Joseph II. ist eine so interessante und originelle Erscheinung in der Geschichte hoher Potentaten, daß sich von jeher die Geschichtschreibung mit liebevoller Theilnahme ihm zugewendet hat. Eine Reihe von größeren und kleineren Schriften, Vorträge, Abhandlungen, Briefsammlungen, monographische Skizzen hat bis in die neueste Zeit die verschiedenen Seiten seines bewegten Regentenlebens und die Eigen-

schaften seiner Seele zu beleuchten gesucht. Außer den Bewegungen der Geister „zum Schutz der germanischen Freiheit“, welche seine Projecte gegen den deutschen Reichsorganismus hervorriefen, haben zunächst seine Reformationsversuche in den österreichischen Niederlanden und in Ungarn und seine Haltung gegenüber den kirchlichen und confessionellen Angelegenheiten und dem Papstthum die Welt aufgeregt und die Geschichtschreibung beschäftigt.

Emancipation von Rom war der Kern der geistigen Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts in der zweiten Hälfte. Vernunft und Wissenschaft sollten losgebunden werden von der Autorität der Kirche; jedes Glaubensbekenntniß, das auf soliden sittlichen Fundamenten ruhte, sollte frei und ungefährdet ans Licht treten dürfen; die Fürstengewalt wollte in ihren Regierungshandlungen ungehemmt sein von klerikalen Eingriffen; der Staat sollte in seiner eigenen gesetzlichen Machtsphäre mit Freiheit und Unabhängigkeit seine Lebensaufgabe lösen.

Alle diese Tendenzen vereinigten sich in der nach absoluter Willensthätigkeit strebenden Natur Josephs II. Der Kampf gegen die klerikale Geistesherrschaft war sein eigentliches Lebenselement. Er ging darin kühner vorwärts und errang größere Siege als irgend ein deutscher Herrscher seit den Ottonen und den Hohenstaufen; aber auch er sollte, wie diese erlauchten Cäsarengestalten schließlich der Gegenmacht erliegen, nachdem seine Lebenskraft aufgezehrt war. Die Kirche vermag so viele Legionen Streiter ins Feld zu führen, daß sie schwer zu überwinden ist. Sie gebietet nicht nur über die unsichtbaren Geister des Fanatismus, der Bigotterie, des Aberglaubens und der Vorurtheile; sie hat auch in der Ordensgeistlichkeit, in den Schaaren der Ultramontanen, in den Lehrern und Verkündigern der Religionswissenschaft tapfere und streitfertige Kämpfer. Auch die Jesuiten waren durch die Auflösungsbulle, das größte Zugeständniß der Kirche an die Zeitbildung, nur äußerlich in Schatten gestellt; ihr Geist lebte und wirkte fort.

Noch niemals waren die Blicke der Welt so erwartungsvoll auf Wien gerichtet, wie im Anfang der achtziger Jahre, als Joseph II. die Regierung Oesterreichs in die eigene Hand nahm und, wie er selbst schrieb, „die Philosophie zur Gesetzgeberin seines Reiches machte“. In einem Brief an den Erzbischof von Salzburg stellte er in folgenden Worten sein Regierungsprogramm auf: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach inneren Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sclaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß der angeborenen Freiheiten eingesetzt wer-

den.“ Demgemäß sollte zunächst der Katholicismus aus seiner Alleinherrschaft gedrängt, der Staat und sein souveränes Oberhaupt von aller Beschränkung durch Clerus und Papstthum befreit werden. Es war ein scharfer Schnitt in die habsburgischen Traditionen, in das System der Ferdinande, als Joseph II. durch eine Reihe von Verordnungen die Geistlichkeit seiner Reiche fast gänzlich von Rom loslöste und sie der Staatsgewalt unterwarf, indem er allen Verkehr mit Rom von einem landesherrlichen Placet abhängig machte, als er gegen achthundert Klöster aufhob und die Ordensgeistlichkeit verminderte, „weil sie nur Staatskräfte consumirten und nichts producirten“, als er durch das „Toleranz-Patent“ vom October 1781 den Nichtkatholiken, sowohl den Protestanten beider Confessionen als den nichtunirten Griechen in allen österreichischen Landen freie Religionsübung und bürgerliche Rechtsgleichheit gewährte, die äußerlichen Cultushandlungen der römisch-katholischen Kirche, wie Processionen, Wallfahrten u. A. in Schranken wies, der kirchlichen Werkheiligkeit die Gebote praktisch thätiger Menschenliebe entgegenstellte, den Aberglauben des Volkes zu brechen suchte.

Joseph sah die Stürme voraus, welche sein scharfes Vorgehen erregen mußte. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen aus dem Schooße der Hierarchie. Aber wie erstaunte die Welt, als sich Papst Pius VI. selbst auf den Weg machte, um das Oberhaupt des römisch-deutschen Reichs von den Pfaden abzulenken, die er als Irrwege ansah. Vergebens suchte man in Rom den heiligen Vater von dem gewagten Schritte abzuhalten; Pius vertraute auf die Macht seiner Persönlichkeit, auf die der katholischen Welt innewohnende Ehrfurcht vor seinem erhabenen Hirtenamte und auf den imponirenden Eindruck, den eine so unerhörte Erscheinung auf Gemüth und Phantasie hervorbringen würde. Die einnehmende Gestalt und die edlen Gesichtszüge des ehrwürdigen Greises, die Majestät seines Auftretens, der Ausdruck von Sanftmuth und Milde in seinen Mienen, die überwältigende Würde beim Segenspenden, diese und andere Eigenschaften, so hoffte man, könnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Auch entsprach die Reise von Rom über Venedig, Görz, Laibach nach Wien und die Aufnahme in der Kaiserstadt allen Erwartungen.

Aus den Briefen des Kaisers an seinen Bruder Leopold von Toscana ersieht man, wie unangenehm ihm der zugedachte hohe Besuch war. Er nannte die Reise „einen unbesonnenen Streich“, der sich nur erklären lasse, „durch jene den Papst beherrschende mysteriöse Sehnsucht, als Retter der Rechte der Kirche zu erscheinen“. Aber, fährt er fort, er

wird in mir, so hoffe ich, einen ehrfurchtsvollen Sohn der Kirche, einen gegen seinen Gast höflichen Wirth, endlich einen guten Katholiken in der vollen Ausdehnung des Wortes, zugleich aber einen Mann finden, der erhaben ist über Phrasen und etwaige tragische Scenen, mit denen man ihn zu födern gedächte, fest, sicher, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und ohne jegliche andere Rücksicht nur das Wohl des Staates anstrebend, worüber ihm kein Zweifel erweckt werden kann.

Und so geschah es. Joseph empfing den Kirchenfürsten höchst ehrenvoll, wies ihm in der Hofburg seine Gemächer an, und weder er selbst noch seine Umgebung ließen es an Beweisen von Ehrfurcht und Hochachtung fehlen; allein über die Angelegenheiten, um derentwillen der Papst die Reise unternommen hatte, wurde nichts zwischen ihnen verhandelt, ungeachtet die beiden Häupter der Christenheit fast täglich zusammenkamen, und als in einer Staatsconferenz über die brennenden Fragen des Tages verhandelt werden sollte, entschuldigte sich der Kaiser, daß er zu wenig vom canonischen Recht verstehe, bat um eine schriftliche Aufzeichnung, damit er sie seinen Theologen vorlege, und schloß mit den Worten: „Alles, was ich bis jetzt gethan, alles, was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich nothwendig waren die beschlossenen Einrichtungen; mit destomehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kirchliche Lehre auch nur im Geringsten beeinträchtigt". Es schien, als habe man dem Papste darum eine Wohnung in der Kaiserburg angewiesen, damit sein Verkehr desto leichter überwacht werden könne. Welch einen eigenthümlichen Eindruck mußte es auf den Heiligen Vater hervorbringen, daß Fürst Kaunitz, den er auf seiner prachtvollen Villa besuchte, ihn wie einen gewöhnlichen Ehrengast behandelte, nach kurzer Begrüßung seiner Gewohnheit gemäß den Hut aufsetzte, „weil er einen schwachen Kopf habe", und ihn, dem man sonst mit Kniebeugungen und mit Zeichen der tiefsten Devotion nahte, beim Besichtigen des Palastes und der Gemälde am Arm nahm und bald dahin bald dorthin führte. Um so größer waren die Ehrfurchtsbezeugungen und die heilige Begeisterung des Volkes, sobald sich Pius öffentlich sehen ließ oder die Messe feierte. Und als er nach einem Aufenthalt von vier Wochen die Kaiserstadt verließ und über Bayern und Tirol zurückkehrte, strömten wie bei seiner Herreise die Leute aus der Nähe und Ferne herbei und warfen sich neben der Straße, auf welcher Se. Heiligkeit einherfuhr, knieend auf die Erde. Wie wenig dagegen die Anwesenheit des Papstes auf den Kaiser und seine Räthe Einfluß hatte,

bewies der ungeschwächte Fortgang der Säcularisationen in allen Staaten der österreichischen Monarchie.

Papst Pius VI. fühlte bei seiner Rückkehr in den Vatikan einen tiefen Stachel in der Seele. Während seines Aufenthaltes in Wien waren mehrere Flugschriften so verletzenden Inhaltes erschienen, daß sogar ein protestantischer Historiker, Johannes Müller von Schaffhausen, damals Professor der Geschichte in Kassel, in einer Schrift „die Reisen der Päpste“ als Apologet des Pontificats aufzutreten sich veranlaßt sah. Die fortdauernden Eingriffe Josephs in die bisherigen Rechte und Ordnungen der Kirche in Oesterreich mußten den Schmerz und Unwillen noch mehren, gereizte Briefe zwischen Rom und Wien gossen Oel in die Flamme: man befürchtete einen Bruch, wie er unlängst in Portugal bestanden. Um so mehr war die Welt erstaunt, als der Kaiser mitten im Winter eine Reise nach Italien unternahm und ganz unerwartet in Rom erschien. Bei einem Manne wie Joseph II. konnte man nicht an eine „Reise nach Canossa“ glauben; es war somit zu vermuthen, daß er die Absicht habe, entweder die Zustimmung des Papstes zu seinen Reformen zu ertrotzen oder die kirchlichen Angelegenheiten des Kaiserreiches der päpstlichen Oberherrschaft gänzlich zu entziehen. Und es scheint wirklich, als habe ihm ein Zustand vor Augen geschwebt, wie das englische Kirchenwesen, nur daß Glauben und Dogma keine Aenderungen erfahren sollten. Aber den Vorstellungen des französischen Cardinals Bernis und des spanischen Geschäftsträgers Azara gelang es, den Kaiser von einem so gewaltsamen Schritte abzubringen. Er verständigte sich mit Pius VI. über das Ernennungsrecht der lombardischen Bischöfe und traf mit ruhigerem Gemüthe wieder in Wien ein. Bald zogen andere Sorgen und Anliegen seinen Geist von den kirchlichen Dingen ab. Er verfuhr schonender und rücksichtsvoller.

War Joseph in seinen kirchlichen Reformen und in seinen Bemühungen, den Volksunterricht zu heben und die allgemeine Wohlfahrt zu fördern, der Sohn seiner Zeit, so eilte er in socialen und bürgerlichen Neuerungen, in seinem Bestreben für alle Stände ein gemeinsames Recht und volle Gleichheit vor dem Gesetze zu schaffen, seinem Jahrhundert voraus. Ein Gegner des Feudalsystems und der darin wurzelnden Vorrechte des Adels suchte Joseph einen staatsbürgerlichen Gesellschaftszustand zu schaffen, in welchem die Gegensätze der Geburtsstände möglichst ausgeglichen, die Staatslasten gleichmäßiger vertheilt, die Staatsgewalt und das Volkswohl gehoben würden. Nach-

dem durch das „Unterthanen-Patent“ die Verhältnisse zwischen den Unterthanen und ihren Herrschaften genau bestimmt, durch das „Straf-Patent“ das Strafrecht der Gutsherren beschränkt und den Kreisämtern eine große Machtbefugniß eingeräumt worden, erfolgte das wichtige Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft in deutschen, ungarischen und slavischen Ländern, ein Gesetz, das in Verbindung mit den weiteren Erlassen über die Abschaffung der Fideicommisse, der Majorate und der gutsherrlichen Rechtspflege dem Adelsstand und seinen Privilegien einen tödtlichen Schlag versetzte. Durch diese gesetzgeberischen Acte, welche dem Bauer persönliche Freiheit, das Recht der freien Eheschließung, der Freizügigkeit u. A. gewährten, den Grundherrn zwangen, den nunmehr freigewordenen Grund und Boden als wahres Eigenthum gegen angemessenes Entgelt zu überlassen, und die Zerstückelung und Vertheilung der Güter unter alle Kinder und Erben zu gestatten, bahnte Joseph eine Social-Reform an, wie sie einige Jahre später in größerem Maßstabe in Frankreich zur Durchführung kam. Es ist begreiflich, daß der Kaiser in ganz Europa gepriesen ward als „ein zweiter Moses, der das Volk aus der Knechtschaft befreite“. Auch die Juden wurden in ihren bürgerlichen Rechten besser gestellt. Es war des Kaisers Wunsch, sie mehr und mehr der christlichen Bevölkerung zu nähern, indem er sie nöthigte, sich Familiennamen beizulegen, und sie zu Gewerben und Ackerbau anhielt.

Mit diesen Anordnungen über persönliche Freiheit und staatsbürgerliche Rechte standen die Reformen im Steuerwesen und in der Justiz im engsten Zusammenhang. Das historische Recht und die gesellschaftliche Ordnung, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbend „wie eine ewige Krankheit“, waren für den Enkel zur Plage geworden; nun sollte an der Hand des Rechts, „das mit uns geboren ist“, die natürliche Ordnung wiederhergestellt werden. Diese Anschauung gab sich auch bei Josephs Reformen im Justizwesen kund. Vor dem Grundsatze: „Ein Gesetz für Alle“, konnten die verschiedenen Rechtsbücher und Gerichtsinstitute nicht bestehen, und im Zeitalter der Humanität, deren Stimme durch Beccaria auch in die Gefängnisse und in die Tribunale des Strafrechts gedrungen war, konnten die barbarischen Strafen mittelalterlicher Justiz nicht fortdauern.

Die uniformirenden und centralisirenden Bestrebungen des Kaisers fanden den heftigsten Widerstand in denjenigen Staaten, wo die Ausübung der landesherrlichen Souveränität durch verbriefte Freiheiten und ständische Rechte, die bei jedem Regentenwechsel beschworen und

bestätigt werden mußten, beschränkt war, in den Niederlanden und im Königreich Ungarn. Blickten die Belgier schon mit Unruhe auf den Plan Josephs, die Provinzen in ein burgundisches Königreich umzugestalten und gegen Bayern auszutauschen, so setzten die neuen Verordnungen auf dem Gebiete des Staats und der Kirche die Gemüther in die höchste Aufregung. Wie empörte sich der klerikal-fanatische und particularistisch-engherzige Geist der Bevölkerung, als der Kaiser mit seiner reformirenden Unruhe die veralteten unzeitgemäßen Einrichtungen verändern, den Schlendrian des Gerichtswesens und die Mißstände in der Kirche und im Unterricht im Sinne des Fortschritts beseitigen, Justiz und Erziehung zeitgemäß umformen wollte! Mit welchem Entsetzen vernahm der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Nuntius, vernahmen die Bischöfe und die ultramontanen Heißsporne des Adels und Clerus, daß die Verordnungen, welche der Kaiser für seine österreichisch-ungarischen Erblande erlassen, auch in den Niederlanden Geltung haben sollten, daß in die dunkeln Räume des veralteten, morschen Staats- und Kirchengebäudes die Fackel des modernen Zeitgeistes eindringen, Rechtspflege und Lehrmethode an der Hand der Erfahrung und Vernunft verbessert werden sollten! Einst hatten die Vorfahren die Waffen gegen die Inquisition und Gewissenstyrannei ergriffen, um religiöse und bürgerliche Freiheit zu schützen, jetzt vertheidigten die Nachkommen die Institutionen des Obscurantismus und des geistigen Stillstandes. Mit der größten Entrüstung wurden in den klerikal-aristokratischen Kreisen die kaiserlichen Verordnungen aufgenommen, kraft deren auch in Belgien, der Burg der katholisch-ultramontanen Rechtgläubigkeit, die geistliche Jurisdiction und die Berufungen nach Rom beschränkt, die Hirtenbriefe und alle päpstlichen und bischöflichen Erlasse vor der Veröffentlichung den Staatsbehörden vorgelegt, Ehesachen vor weltlichen Gerichten verhandelt, die Zahl der Klöster vermindert, die Feiertage, Processionen, Wallfahrten eingeschränkt, die religiösen Brüderschaften aufgehoben werden, alle Confessionen Duldung und Rechtsgleichheit genießen und an die Stelle der bischöflichen Seminarien ein General-Seminar in Löwen und eine Filial-Stelle in Luxemburg unter Staatsaufsicht treten sollten, um die Studien zu leiten und zu überwachen, die Prüfungen abzuhalten und „der herrschenden Sittenverderbniß und Unwissenheit“ Einhalt zu thun. Daß die Regierung den Unterricht und die Lehrmethode der klerikalen Universität mit der Wissenschaft und Zeitbildung in Uebereinstimmung setzen, den mönchisch-scholastischen Charakter der katholischen Hochschule verändern,

den Studiengang und die wissenschaftlichen Leistungen der Zöglinge durch weltliche Vorschriften regeln und der Alleinherrschaft des Clerus entziehen wollte, wurde als ein unerträglicher Eingriff in die Rechte der Kirche, als eine Schädigung der Religion dargestellt; und wie sollte man zugeben, daß in dem Lande der Glaubenseinheit auch solche, die nicht der alleinseligmachenden Kirche angehörten, der Duldung und bürgerlichen Rechte theilhaftig würden! Die Ultramontanen entwickelten eine agitatorische Thätigkeit, die bald alle Classen des bigotten Volkes in Aufregung brachte. In der Presse, im Beichtstuhl, auf der Lehrkanzel wurden die Reformen als Angriffe gegen die Religion, der Kaiser und seine Räthe als Feinde des heiligen Glaubens dargestellt.

Wir wollen den Verlauf der belgischen Unruhen nicht mehr in den Rahmen dieser Umrisse ziehen. Es ist bekannt genug, wie durch die Verbindung klerikaler und demokratischer Elemente, durch das agitatorische Treiben von Demagogen und Papisten und endlich durch die Einwirkung der französischen Propaganda die Aufregung zur Revolution und zum Abfall von Oesterreich gesteigert ward und zu anarchischen und terroristischen Scenen führte, die das Leben Josephs überdauerten und erst unter der folgenden Regierung theils durch Unterhandlungen, theils durch Gewalt beschwichtigt wurden. Dadurch wurde Belgien noch einige Jahre dem österreichischen Kaiserstaat erhalten. „Wie Schade", rief Camille Desmoulins in Paris aus, „daß diese Priester die brabantische Revolution so verderben!" Auch mit den Ungarn, die sich in ihrem Nationalgefühl durch Josephs centralisirende Neuerungen verletzt glaubten, wurde unter Leopold II. eine Ausgleichung erzielt.

Noch waren in Deutschland und in Ungarn die Gemüther nicht überall beruhigt, und in den österreichischen Niederlanden tobte bereits der revolutionäre Aufruhr in Stadt und Land, als Kaiser Joseph gebrochenen Herzens aus der Welt schied, erst neunundvierzig Jahre alt. Das Mißlingen seiner menschenbeglückenden Pläne, die Mißkennung und Mißdeutung seiner edlen Absichten nagten an seinem Leben und beschleunigten seinen Tod, dessen Keim er seit dem Türkenkrieg in sich trug, wo er sich in den Niederungen Ungarns ein gefährliches Brust- und Lungenleiden zugezogen hatte. Es war ein wahres aber schmerzliches Bekenntniß, das er sich als Grabschrift wollte setzen lassen: „Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen". Lange über seinen Tod hinaus wurde seine Name bald gepriesen, bald ge-

schmäht. Aber wie sehr immer bei ihm der Dichterspruch zutrifft: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“, darüber ist alle Welt einig, daß mit ihm ein edles Menschenherz ins Grab sank. Joseph war der echte Typus jenes idealistisch angelegten Zeitalters, das die Welt von den Ketten des Aberglaubens, der geistigen und socialen Unfreiheit veralteter Doctrinen und Einrichtungen befreien, der Vernunft und der Natur zu ihrem Rechte verhelfen wollte. War es auch ein vermessenes Unterfangen, das Glück der Menschen nach dem eigenen Rathschluß begründen zu wollen, so war doch die Quelle, aus der seine Motive flossen, rein und lauter, und er durfte mit Recht auf dem Sterbelager ausrufen: „Herr, der du allein mein Herz kennst, du weißt, daß ich alles, was ich gethan, zum Wohle meiner Unterthanen gethan habe“. Von Joseph gilt von mehr als von irgend einem Sterblichen der biblische Spruch: „Sein Leben war Mühe und Arbeit“. „Joseph II. unterlag nicht der Schwachheit der menschlichen Natur“, urtheilte Herder bei der Kunde von seinem Hinscheiden, „sondern der von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstherrschens“. Ohne Zweifel hatte der Kaiser bei allen seinen Unternehmungen die edelsten Zwecke, und die Nachwelt, die seine Bestrebungen und Absichten besser zu würdigen vermag, wird seinen Namen stets mit Verehrung nennen; aber er verfuhr mit allzugroßer Hast und Willkür, nahm zu wenig Rücksicht auf historische Rechte, auf bestehende Verhältnisse, Gebräuche und Vorurtheile und gönnte der Aussaat nicht die gehörige Zeit zur Reife. Er wollte auf dem Wege der Ordonnanzen die Welt veredeln und verbessern. So kam es, daß seine Menschen und Völker beglückenden Ideen verkümmert und verdächtigt wurden, weil Vorrechte und Gewohnheiten, die Jahrhunderte bestanden, dadurch verletzt und geschädigt werden mußten; sein Bestreben, kirchliche Mißbräuche abzustellen, dem Aberglauben zu steuern, Bildung und Aufklärung unter das Volk zu bringen, wurde Irreligiosität und Freigeisterei gescholten, und seine Bemühungen, eine Staatseinheit mit gleichförmiger Gerichtsverfassung und einfacherer Verwaltung zu begründen, galten für Tyrannei und für Aeußerungen einer despotischen Seele. Seinen edlen Enthusiasmus für die Beglückung der Völker würdigten nur Wenige, und für die Mäßigkeit in seinen Neigungen, die Einfachheit in seinem Wesen, die unermüdliche Thätigkeit und Anstrengung, womit er selbst von Allem Einsicht nahm, dem Hohen wie dem Niedrigen stets freien Zutritt zu seinem Kabinet gestattete, die Beamtenwillkür abstellte und die Unterthanen gegen Gewaltthat schützte,

die Wohlthätigkeitsanstalten aus allen Kräften förderte, für alles das hatten seine Zeitgenossen, die sich durch seine Neuerungen in der gewohnten Ruhe und Lebensordnung, in ihren überlieferten Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen gestört sahen, nicht die volle Anerkennung. Viele seiner Entwürfe und Schöpfungen sind wie ein Traum vorübergegangen; aber der Josephinische Geist ist geblieben. Ihm war es zu danken, daß Oesterreich in der Folge nicht so gänzlich dem Ultramontanismus und Jesuitismus anheimfiel, wie manches andere Land, so sehr auch zu allen Zeiten diese finstern Mächte in den hohen Hof- und Adelskreisen sympathische Herzen fanden. „In Oesterreich," sagt Meynert, „hat Joseph zu regieren eigentlich nie ganz aufgehört, und wenn er zuweilen momentan in den Hintergrund treten zu wollen schien, immerhin hielten die Völker geistig an seiner Hand fest, und die jeweilig zur Geltung gekommenen Principien haben sich wohl mehr oder weniger, aber nie völlig ihm entfremdet".

„Volksaufklärung war das Ziel und Streben von Josephs Regierung gewesen", so schließt Heigel den erwähnten Vortrag über den habsburgisch-lothringischen Imperator, „das Himmelslicht der Vernunft sollte alle Bürger, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, zur Geistesfreiheit leiten, — jetzt zeigten die Dunkelmänner höhnisch auf die Flamme, die den Thron eines mächtigen, eines blutsverwandten Königs ergriff, und bewiesen — allezeit findige Dialektiker —, daß sie von derselben Leuchte Nahrung nehme! Die Revolution, die schon in Belgien den Bürger gegen Krone und Reich in Waffen gerufen hatte, richtete in Frankreich vollends ihr Drachenhaupt empor und drohte alles Bestehende zu zerbrechen."

Dritte Reihenfolge.

Rußland und Polen unter Katharina II.

1.

In der Citadelle von Sanct Petersburg erhebt sich die von Peter dem Großen erbaute Peter-Paulskirche, wo sich in einem Gewölbe von mäßigem Umfange die Sarkophage der russischen Selbstherrscher seit dem Gründer der neuen Hauptstadt befinden. In diesen Grabmonumenten sind die imperatorischen Gestalten eingeschlossen, welche durch

ihre Thaten und ihre Politik das Wachsthum des heiligen russischen Reiches zu einer europäischen Großmacht heraufführten. An ihre Namen könnte man, wie in den alten Culturstaaten des Orients, die russische Geschichte während der letzten hundertfünfzig Jahre anknüpfen. Diese neuere Geschichtsperiode ist durch eine scharfe Grenzlinie von dem moskowitischen Altrußland geschieden. Während dieses aus slavischen Elementen zusammengesetzt, sein Angesicht nach Osten kehrte, in seiner ganzen Cultur und Volksphysiognomie ein byzantinisch-orientalisches Gepräge zeigt, ist das neuere Rußland, das von St. Petersburg aus seine Impulse empfängt, auf die westeuropäischen Bildungszweige gewiesen, hat es seine Lebensformen, seine Einrichtungen und seine Weltanschauung den germanisch-romanischen Nationen entnommen. Jahrhunderte lang war Moskau der geheiligte Mittelpunkt jener altrussischen Denk- und Lebensweise; erst im achtzehnten Jahrhundert wurde Petersburg der Heerd des reformatorischen Feuers, das die altrussischen Elemente zu durchdringen und zu verzehren bestrebt war, eine neue Geschichtsepoche, deren Schöpfer und Träger in dem Mausoleum der Petro-Paulskathedrale im nahen Raum neben einander ruhen, ein neues Russenthum gemischten Geblüts, welches das alte zu überwältigen und zu beherrschen trachtete. Die nationale Volkskraft konnte nicht zur vollen Entfaltung und Ausbreitung kommen, so lange die beiden Hauptbestandtheile wie zwei mächtige Ströme unvereint dahin flossen. In den hervorragenden Geistern mußte daher naturgemäß der patriotische Gedanke sich bilden, eine Verschmelzung der beiden Grundelemente zu bewirken, daß das Neue mit dem Alten zu einem Nationalganzen verbunden werde. Das Fremdländische, das über ein halbes Jahrhundert in Petersburg das Regiment geführt, sollte mit dem angestammten Wesen vereinigt und dem Ganzen eine typische Prägung gegeben werden. Diesen Gedanken faßte zuerst Katharina II., die geistesstarke Großfürstin und Kaiserin; ihren Spuren folgten die beiden ersten Alexander und gar Nicolaus, was sie schufen und bezweckten wurde von den russischen Geschichtsschreibern als ein glückliches providentielles Geschick der Nation dargestellt. Die fremden Culturelemente sollten beibehalten und dem alten Volksthum einverleibt werden, aber das Genuine und Ursprüngliche als typischer Charakter das Nationalganze durchdringen. In diesem Sinne und mit dieser Tendenz wurde die russische Geschichte von den Historikern Karamsin und Ustrialow aufgefaßt und dargestellt. Von Peter dem Großen bis Katharina II.

hatte in der russischen Literatur und in der Lebensgestaltung der vornehmen Welt des Zarenreiches das Ausländische einen dominirenden Einfluß. Die mittelalterige Geschichte Rußlands war im übrigen Europa fast unbekannt, bis Karamsins bändereiches Werk, das sich bald große Verbreitung verschaffte und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, die Vergangenheit des russischen Reiches und Volkes mit romantisch-patriotischer Begeisterung der Welt erschloß. Das große Werk Karamsins behandelt nur die Zeiten vor Peter dem Großen, wo das ursprüngliche, heimische, naturwüchsige Wesen noch unberührt von dem Ausländischen in eigenartiger Gestalt und Prägung die herrschende Volksthümlichkeit der russischen Slavenwelt bildete. Aber es konnte nicht der Zweck der späteren großen Herrscher sein, die Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts einer romantischen Begeisterung für vergangene Zeiten, Zustände und Anschauungen zu opfern. Nicht die inneren Kämpfe und das politische Kleinleben der Großfürstenthümer Kiew und Moskau waren ein würdiger Reflex der russischen Nationalität, wie sie durch die Großthaten der zweiten Katharina und des ersten Alexander gleich einem mächtigen Palmbaum mit ästereicher Krone emporgewachsen war; sondern das Weltreich des neunzehnten Jahrhunderts, wie es unter Kaiser Nicolaus in autoritativer Machtfülle und imperatorischer Herrschergewalt dastand. Es mußte somit gezeigt werden, wie unter der Führung einer gnädigen Vorsehung das russische Volk durch das eigene angestammte Naturell, wie durch die Aneignung homogener Elemente anderen Ursprungs zu einem harmonischen Ganzen herangewachsen sei, wie durch die Mischung verschiedener Metalle der kolossale Erzguß entstand, den die Mitwelt bewunderte und anstaunte. So wurde durch Zusammenfügen und Ausscheiden eine russische Nationalgeschichte construirt, wie sie in dem Werke von Ustrialow vorliegt, ein durch göttliche Künstlerhand harmonisch gefügtes typisches Volksganze. Eine realistische Romantik auf nationalem Boden erwachsen stellte sich die Aufgabe, die russische Poesie und Kunst in die moderne Weltliteratur einzuführen. Die Eroberungen in den Grenzlanden hoben das nationale Selbstbewußtsein, und die ungestörte Ruhe im Innern gewährte Muße zur Selbstschau und Umschau. Hatte Karamsin seine europäische Bildung und sein reiches Talent dazu angewendet, dem russischen Volke zu zeigen, wie es durch Beschwerden und Anstrengungen, durch Leiden und Kämpfe aus geringen Anfängen zu dem größten Weltreich herangewachsen, ihm zu Gemüthe zu führen, daß nur der in der Autokratie des Zaren wurzelnde Absolutismus die

Macht und Größe Rußlands begründet habe und zu erhalten vermöge, hatte er durch seine stilistische Darstellung mit rhetorisch-epischer Fülle Liebe und Begeisterung für das Vaterländische, für die heimische Sprache, für die griechisch-orthodoxe Religion, für das slavische Stammgefühl geweckt, so galt es jetzt in der Geschichtschreibung, in der Sprachbildung, in der Dichtkunst auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Der Petersburger Professor Ustrialow suchte in seiner „Geschichte Rußlands", die in allen russischen Unterrichtsanstalten zur Einführung kam, die Ansicht zu begründen, daß das slawo-russische Reich durch die Gunst eines glücklichen Geschickes zu der Einheit und nationalen Conformität in Rasse, Religion, Sprache und Sitten gelangt sei, welche allein die Größe und Stärke einer Nation zu begründen vermöchte, daß somit das heilige Rußland von der göttlichen Vorsehung zu einer weltbeherrschenden Mission berufen sei.

Das mächtigste Monument der Neuzeit, das an die Denkmäler Aegyptens und Roms erinnert, die Reiterstatue Peters auf dem aus Finnland herbeigeschafften riesigen Granitblock mit der Inschrift Petro I., Catharina II. ist der würdige symbolische Ausdruck dieses Nationalgefühls. Peter, der altrussische Großfürst, hat den slavischen Grundelementen seines Volkes die fremde Civilisation und die Errungenschaften der westlichen Culturländer beigefügt, und Katharina, die deutsche Fürstentochter, hat das Verschmelzungswerk der verschiedenartigen Elemente durchgeführt und die Schöpfung des Nationalganzen eingeleitet, die dann unter ihren Enkeln Alexander I. und Nicolaus mit Energie und Methode vollendet ward und die Seele der inneren Politik Rußlands geworden ist.

Es war kein unzutreffender Vergleich, wenn französische Schriftsteller die Großfürstin und Kaiserin Katharina II. als die „Semiramis des Nordens" bezeichneten. Die russische Herrscherin besaß manche der Züge und Eigenschaften, welche die Mythengeschichte der orientalischen Königin beilegte. Nach Sage und Tradition kam Semiramis aus dem syrischen Nachbarlande nach Ninive, bewog ihren Gemahl, ihr auf acht Tage die königliche Machtfülle zu übertragen und benutzte diese Zeit, um den König aus der Welt zu schaffen und sich die Alleinherrschaft anzueignen. Darauf erhob sie durch glückliche Kriege und Eroberungen in den Nachbarstaaten Assyrien zu einem Weltreich, welches alle Völker Vorderasiens und Irans unter sein Gesetz und seine Obmacht beugte und seine Grenzen bis an das kaspische Meer und an den Indus ausdehnte. Dabei schrieb die Mythengeschichte der mächtigen Königin die

zahlreichen Wunderwerke bei, auf welche die Nachwelt staunend und bewundernd blickte, so daß ihr Name als der Inbegriff aller Größe und Herrlichkeit des Ninivitischen Weltreichs in Geschichte und Sage dasteht. Und auch von der Macht sinnlicher Leidenschaft läßt die Mythe sie beherrscht sein und berichtet von unzähligen Liebesverhältnissen, zu denen die Königin mit dämonischer Gewalt fortgerissen worden und deren sie sich wieder durch Frevelthaten entledigt habe.

Manche von den Zügen, welche die Sagen bildende Phantasie um den Namen der Semiramis geflochten hat, finden auf die russische Herrscherin ihre Anwendung. Katharina, die hochbegabte und wohlgebildete Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst wurde von Stettin, wo ihr Vater in preußischem Militärdienst stand, nach Petersburg geführt, um dort mit dem Großfürsten Peter von Oldenburg, den die Kaiserin Elisabeth zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, vermählt zu werden. Friedrich II. hatte die Verbindung begünstigt, um den preußischen Einfluß an der Newa zu stärken. Es war ein unglücklicher Ehebund, in den zwei Persönlichkeiten eintraten, die so verschieden waren in Charakter, Temperament und Neigungen. Der holsteinische Fürst war ohne höhere Interessen, ohne feinere Lebensgewohnheiten und ohne politische Ueberlegung. Zwar wollte auch er, wie so mancher andere deutsche Fürst seiner Zeit, die Mißstände durch Reformen beseitigen, zwar huldigte auch er den Humanitätsideen, welche von Frankreich aus die Welt durchzogen und eroberten; aber ihm fehlte das Gleichmaß und die Ordnung der Seelenkräfte, das Verständniß für ein großes Staatswesen, die Rücksicht für fremde Gewohnheiten und nationale Ueberlieferungen und den Halt einer sittlichen selbstbewußten Würde. Seine Neuerungen in der griechisch-katholischen Kirche, seine Vorliebe für die deutschen Militäreinrichtungen, seine Geringschätzung des altrussischen Wesens hatten das Volk schon mit Abneigung und Mißmuth erfüllt, als ihm der Thron zufiel. Aber wie groß immer die altrussische Opposition sein mochte, ohne die Familienzerrüttungen im Herrscherhause selbst würde sich Peter III. tragisches Schicksal und Ende nicht so rasch vollzogen haben.

2.

Selten mögen so ungleiche Personen in einer Ehe verbunden gewesen sein als Peter und Katharina: welchen Contrast bildete die schöne, stattliche Fürstentochter mit dem vollen lichtbraunen Haar, mit der

liebenswürdigen, zu den Sinnenreizen unwiderstehlich hingerissenen Natur, mit der genialen Anlage und Empfänglichkeit für Schönheit und Genuß geistig-künstlerischer, wie leiblich-sinnlicher Art, mit dem Hange für Pracht und Verschwendung, mit dem Durst nach Ruhm und Verherrlichung zu dem pedantischen, unfeinen Wesen des holsteinischen Prinzen, der in seinen Sitten und Gewohnheiten sich nie über den Horizont eines kleinen deutschen Dynasten erhob, dessen Lebensweise weder den Fürsten noch den Cavalier verrieth, der in Haltung und Tracht den großen Friedrich sclavisch nachahmte, in seiner ganzen Erscheinung eine fast komische Figur darstellte und weder Ehrerbietung noch Furcht einzuflößen vermochte! Die Ehe war denn auch demgemäß ohne Harmonie und häusliches Glück. Wie sollte Katharina, deren wißbegieriger Geist sich mit Studien und den Erzeugnissen der Literatur beschäftigte, deren lebhafte Phantasie ihr die kühnsten Bilder künftiger Größe vorgaukelte, Gefallen finden an dem leeren Zeitvertreib und der kleinlichen Soldatenspielerei ihres Gemahls? Jedes suchte seine eigenen Wege, das Zusammenleben wurde immer äußerlicher und seltener und ging endlich in völlige Trennung über. Katharina war nicht zurückhaltend mit ihrer Gunst für schöne Männer. Noch ehe der Pole Stanislaus Poniatowski die Neigung der Großfürstin gewonnen, hatte der junge gewandte Kammerherr Soltikow in intimen Beziehungen zu ihr gestanden, und bald waren andere gefolgt. Man wunderte sich, daß Katharina wiederholt in die Wochen kam, da doch böse Zungen behaupteten, ihrem Gemahl sei die Fähigkeit der Kindererzeugung von der Natur versagt. Als Peter schon den Thron bestiegen, befand sich die Kaiserin in interessanten Umständen, die sie vor ihm und vor der Welt zu verbergen bemüht war. Sie gab dann einem Sohne das Leben, der später als Graf Lobrinsky in der Gesellschaft auftrat. Aber auch Peter war kein Musterbild ehelicher Treue und häuslicher Tugend. Wie viele Nächte verschwelgte er im Kreise seiner Günstlinge und Genossen und seiner Geliebten Woronzow! —

In den Memoiren, die Katharina zugeschrieben werden, heißt es: Als der Großfürst mich so hart behandelte, überlegte ich, welche Wege ich einzuschlagen hätte, um mich selbst, meine Kinder und den Staat aus dem Schiffbruch zu retten. Ich erkannte als das beste Mittel, vor Allem mein eigenes Interesse bei dem Volke zu wahren, so daß ich ihm als der Retter des Staatswohls in der Noth erschien. Diese Selbstbekenntnisse bezeichnen die politischen Gänge und Ziele, welche sie unverrückt im Auge behielt: Je mehr ihr Gemahl durch seine Hand-

lungen und unbesonnenen Neuerungen das russische Nationalgefühl verletzte, desto mehr war Katharina bemüht, als Russin zu erscheinen. Der kosmopolitische Zug, der den Deutschen eigenthümlich ist und besonders in jenen Tagen der humanitären und philosophischen Weltanschauung so stark hervortrat, machte es ihr leicht, als der typische Ausdruck des altrussischen Wesens zu gelten und doch auf der Basis, welche Peter der Große gelegt, weiter zu bauen. Mit welcher Beflissenheit erfüllte sie alle religiösen Pflichten und Obliegenheiten, die der griechisch-katholische Cultus vorschrieb; mit welcher ostentativen Andacht beugte sie ihre Knie vor den Heiligenbildern, sie, die doch im Herzen den französischen Aufklärungsideen so aufrichtig ergeben war, Voltaire und Diderot so sehr verehrte; mit welcher Sorgfalt beobachtete sie die Fasten, die Kirchenfeste und Ceremonieen, über die sich der Kaiser wegsetzte, ja die er verspottete und beschränken wollte! Während Peter im Umgang nie das rechte Maß fand, bald taktlos vertraulich, bald verletzend zurückstoßend sich zeigte, vereinigte Katharina leutselige Liebenswürdigkeit mit Würde und Majestät, und setzte selbst der rücksichtslosesten Behandlung ihres Gatten Anstand und bewußtes Selbstgefühl entgegen. Es war daher ganz natürlich, daß die Altrussen sich immer mehr zu der Zarin der Moscowiter hingezogen fühlten, daß der Kreis der Nationalgesinnten in ihrer Umgebung immer größer ward, daß die conspiratorischen Umtriebe zum Zweck einer Thronveränderung Leben und Gestalt gewannen, namentlich seitdem unter den Vertrauten in Oranienbaum das Gerücht ging, Katharina solle in ein Kloster gebracht und Elisabeth Woronzow zur Gemahlin Peters erhoben werden.

Heinrich v. Sybel hat in dem ersten Bande seiner kleinen historischen Schriften, welche in dritter Auflage im Jahre 1880 bei Cotta erschienen sind, den Hergang der conspiratorischen Umtriebe dargestellt, welche die Ermordung Peters III. auf seinem Lustschloß Oranienbaum zur Folge hatten und die Führer und Werkzeuge geschildert, die bei der blutigen Katastrophe thätig waren. Die Seele der Verschwörung war die neunzehnjährige Fürstin Katharina Romanowna Daschkow, die geistreiche Schwester der corpulenten Geliebten des Kaisers, die vertraute und unzertrennliche Gefährtin Katharina's, mit der sie die Frivolität der Sitten wie den Geschmack an der französischen Literatur und der neuen Bildung gemein hatte. Im Gegensatz zu ihrer Familie hatte sich die junge Frau mit leidenschaftlicher Hingebung in die Arme der Großfürstin geworfen. Unter Vermittlung des geldgierigen, verschmitzten Piemontesen Odar, den die Kaiserin zu ihrem Privatsecretär ernannt,

brachte die Fürstin mehrere einflußreiche Männer auf ihre Seite, wie den uns bereits bekannten Hetman Kirilla Rasumowski, einen genußsüchtigen Schwelger, der aber durch fürstliche Freigebigkeit sich bei den Garden Gunst und Ansehen erworben hatte, wie den Oberhofmeister des Großfürsten Paul, den Grafen Panin, der früher in Stockholm Gesandter gewesen und in der Folge sich als kluger und erfahrener Staatsmann bewährte, wie den Generalprocurator Glebow, der bisher Peters ganzes Vertrauen genossen. Auch der Erzbischof von Nowgorod schloß sich der Verschwörung an, „und streute durch die ihm untergebenen Popen die wuchernde Saat des Hasses gegen den religionsverachtenden Kaiser aus". Die thätigsten und entschlossensten Werkzeuge aber gewann Katharina selbst unter den Genossen ihrer Wollust. Von den Buhlen, welche die Kammerfrau Tscherrkowskaja ihrer Gebieterin zuführte, hatte ein Artillerieofficier von großer Schönheit, Gregor Orlow, besonders Gunst gefunden. Er und seine Brüder, von denen zwei, Alexei und Wladimir, gleichfalls in der Armee dienten, waren jeder ruchlosen That fähig. Nachkommen eines von Peter dem Großen hingerichteten Strelizen, waren die Orlows durch die Schuwalows aus dem Dunkel niedriger Geburt emporgehoben und in angesehene Stellungen gebracht worden. Durch sie und zwei andere befreundete Officiere, Bibikow und Possek, wurde die Verschwörung in die Armee getragen. Auch Fürst Wolkonski, Oberstlieutenant der berittenen Garde, ein Neffe des verbannten Bestuscheffs, wirkte aus Rachsucht dem Zaren entgegen.

Ein französischer Schriftsteller sprach einst das schreckliche Urtheil aus: In Rußland herrscht der Despotismus gemäßigt durch den Meuchelmord. Dieser Ausspruch hat sich in wenigen Jahrzehnten zweimal bewährt, bei dem Gatten und bei dem Sohne Katharina's. Wohl noch niemals hat sich eine Revolution so rasch vollzogen als die Katastrophe, durch welche im Juli 1762 Peter III. Thron und Leben verlor und seine Gemahlin Katharina II. zur Selbstherrscherin des größten Reiches emporstieg. Während in der Hauptstadt durch die Daschkow, die Orlows und die übrigen Verschworenen das Militär, die Geistlichkeit, die Beamten und die städtische Bevölkerung durch alle wirksamen Mittel dahin gebracht wurden, die Zarin als Alleinherrscherin auszurufen und ihr Treue zu schwören, weilte der Kaiser in Peterhof, ohne eine Ahnung von den Vorgängen in der Hauptstadt zu haben, da man alle Verbindungswege abgeschnitten hatte. Und als endlich eine unsichere Kunde zu ihm drang, erleichterte er durch Unschlüssigkeit,

Kopflosigkeit und rathloses Hin- und Herschwanken den Verschwörern und einigen Verräthern in seiner Umgebung das Gelingen ihres verbrecherischen Planes. Durch männliche Entschlossenheit und Muth hätte er sich noch zu retten vermocht. Katharina wäre zufrieden gewesen, wenn er dem Throne entsagt hätte und in sein Herzogthum Holstein zurückgekehrt wäre. Aber dem ehrgeizigen Gregor Orlow, der nach ihrer Hand strebte, wäre damit nicht gedient gewesen. So wurde in dem verbrecherischen Kreise sein Untergang beschlossen. Sie erlangten, was sie wollten und noch dazu die Schmach und Entehrung des Schwächlings. Peter hatte seiner Gemahlin bisher wenig Liebe und Entgegenkommen bewiesen und doch appellirte er jetzt in seiner Noth an ihr Herz. Er schrieb ihr, daß er sein Betragen gegen sie bereue und in Zukunft die Herrschaft mit ihr theilen wolle. Die Kaiserin empfing das Schreiben, erzählt Schlosser, als sie eben im Kloster des heiligen Sergius eine Andacht gehalten, ohne dabei an Jesajas' Worte zu denken, der den Juden zuruft, „und wenn ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts". Ohne eine Antwort zu geben, ging sie nach Peterhof zurück. Da sandte der Kaiser dem ersten Brief einen zweiten nach. Er wußte nicht, daß er von Verräthern umgeben sei, die ihn um Judaslohn den Feinden auszuliefern bereit waren. Der Kammerherr Ismailow, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt, und den er zum Sendboten gewählt, ließ sich in Peterhof in ein schändliches Complot mit den Orlows ein, durch das er seinen Herrn und Meister um schnöden Gewinn an Katharina und ihre schrecklichen Gefährten verkaufte. Man versprach ihm Geld, Rang und Orden, wenn er den Kaiser zur Entsagung bringe oder als Gefangenen einliefere. Der treulose Sendbote leistete beides und empfing den Sündenlohn. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und brachte den unglücklichen Monarchen durch Schrecken und Drohungen dahin, daß er das mitgebrachte Actenstück, das Document seiner Selbstentehrung als „Herzog von Holstein" unterschrieb. Darin erklärte Peter, daß er nicht die Kraft und Fähigkeit besitze, das russische Reich weder als Selbstherrscher noch unter irgend einer anderen Form zu regieren. Hierauf nahm ihm Ismailow den Degen ab und ließ ihn mit Elisabeth Woronzow und einem Kammerherrn in einer alten Staatskutsche nach dem Schlosse Peterhof bringen. Dann wurde er am Abend auf das kaiserliche Landgut Ropscha geführt und sorgfältig überwacht.

So war denn das conspiratorische Werk gelungen. Katharina war als Kaiserin proclamirt worden. Peter III. hatte dem Thron entsagt,

die Idee einer Regentschaft während der Unmündigkeit des Großfürsten Paul, wie sie dem Sinne Panins vorgeschwebt hatte, war beseitigt.

Die neue Kaiserin kehrte nach Petersburg zurück, wo sie einen glänzenden Triumphzug hielt. Als Selbstherrscherin aller Reußen erschien sie auf ihrem weißgrauen, tiegergefleckten Streitroß vor den Truppen, begleitet von Gregor Orlow und der „Heroine" Daschkow. Als sie, damals dreiunddreißig Jahre alt und im Glanze der Schönheit strahlend, durch die Straßen ritt, in eine Gardeuniform von altem Schnitt gekleidet, die langen wallenden Haare mit einer Schleife umwunden, wurde sie allenthalben mit Begeisterung empfangen. Die Revolution war vollständig gelungen. Der entthronte Kaiser war in Haft, seine Gemahlin war die gefeierte Herrscherin, die Urheber und Theilnehmer der Umwälzung wurden mit Gnaden und Belohnungen überschüttet. Panin wurde zum ersten Minister ernannt, die Orlows erhielten den Grafenrang und hohe Aemter, die Gardeofficiere Landgüter mit einigen tausend leibeigenen Bauern. Dem Gregor Orlow wurde eine eigene Wohnung in den kaiserlichen Palästen angewiesen; er war der erklärte Günstling und Liebhaber der Gebieterin. Aber der Ehrgeizige trachtete nach Höherem. Er wollte der Gatte der Kaiserin werden. Zu dem Zwecke wurde der Entschluß gefaßt, der Entthronung Peters die Ermordung folgen zu lassen. So lange er lebte, war er für die Urheber des Staatsstreiches ein zu gefährlich Haupt. Konnten nicht Ereignisse in dem noch im vollen Gange befindlichen siebenjährigen Krieg eintreten oder ein Umschwung der Meinungen seine Befreiung bewirken; war nicht zu befürchten, daß Friedrich II. sich des gefangenen Verbündeten annehmen werde? So schritt man denn zum Meuchelmord.

Sieben Tage hatte Peter zu Ropscha in einer elenden Kammer als Gefangener zugebracht, auf die härteste und unwürdigste Weise behandelt. Da erschienen die Orlows, begleitet von Feodor Barjatinsky, Teplow, Engelhard und anderen Eingeweihten auf dem Landgute. Sie nahten sich dem unglücklichen Fürsten mit freundlichen Worten, machten ihm Hoffnung auf baldige Freilassung und baten um die Erlaubniß, seine Mahlzeit theilen zu dürfen. Als Peter zu trinken verlangte, wurde ihm vergifteter Burgunderwein gereicht, den Alexei Orlow mitgebracht hatte. Der Kaiser fühlte sogleich die Wirkung, aber die Kraft des Giftes wurde durch heiße Milch und darauf folgendes Erbrechen geschwächt. Erschöpft, doch noch lebend, wurde er zu Bette gebracht. Da drangen die Mörder hinzu, und ihrer vereinten Anstrengung und der Riesenstärke Alexei Orlows gelang es, den unglücklichen Mann,

der sich verzweiflungsvoll wehrte und um Hilfe schrie, zu erdrosseln. So starb Peter III. in einem Alter von vierunddreißig Jahren und einigen Monaten. Die Frevler suchten Anfangs der Ermordung den Schein eines natürlichen Todes zu geben; aber die Wahrheit drang bald genug in die Oeffentlichkeit. Die Thäter selbst rühmten sich ihres schrecklichen Werkes. In der Folge soll Alexei Orlow, als sich die Gunst der Kaiserin von der Familie abgewendet, in einer Gesellschaft in Wien geäußert haben, er habe nur ausgeführt, was man ihm aufgetragen; allein zur Ehre der Menschheit mag man glauben, daß Katharina die Ermordung ihres Gemahls weder befohlen noch den Hergang gekannt hat. Aber auf seinem Tod beruhte die Sicherheit ihres eigenen Lebens und ihrer usurpirten Herrschaft. Die Mörder hatten daher weder ihren Zorn noch ihre strafende Hand zu fürchten. Katharina erfuhr den Tod des Kaisers durch Alexei Orlow in einem Augenblick, da sie gerade eine Abendgesellschaft bei sich hatte. Nach kurzer Ueberlegung wurde beschlossen, das Ereigniß bis zum folgenden Tag geheim zu halten. Unbefangen bewegte sie sich in ihren Prunkgemächern und entfaltete alle Anmuth und Liebenswürdigkeit. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht, in der Nacht sei der Kaiser an einem Uebel gestorben, das ihn schon öfter befallen. Da sah man die Herrscherin am Hofe in Thränen zerfließend und aufgelöst in Schmerz. Unter Panins Führung erschien zwei Tage später der Senat in der Audienz, um sie zu bitten, sie möchte aus Liebe zum russischen Vaterland ihre Gesundheit schonen und ihren Schmerz mildern.

Schlosser beschließt die Darstellung der grausigen That mit der skeptischen Bemerkung, wie wenig die Ergebnisse der Geschichte die Lehre über Lohn der Tugend und Bestrafung des Lasters im irdischen Leben bestätigen, indem er angiebt, wie groß der Triumph der Mörder war. Alexis Orlow und sein Vetter Gregorey Nikitsch, die beiden Fürsten Barjatinsky, Teplow und Engelhard, die theils dem Morde zugesehen und die Mörder ermuntert, theils dabei selbst Hand angelegt hatten, lebten mit Reichthümern und Gütern, mit hohen Stellen und glänzenden Orden geschmückt in Rußland, zum Theil bis in unser Jahrhundert, eben so hoch geehrt, als die zur Kaiserzeit absolut monarchisch gewordenen Urheber republikanischer Mordthaten in Frankreich.

Dennoch behält der Goethesche Spruch: „Alle Schuld rächt sich auf Erden", seine Geltung. Allerdings bringt das Auge des Historikers nicht in das Innere des Menschen; aber wer nicht das Gewissen für ein Hirngespinnst, für ein Gebilde des grübelnden Verstandes oder ein

anthropologisches Postulat hält, wird das Erdenglück nicht allein nach Gut, Geld und irdischem Glanz bemessen. Das wahre Glück besteht nur in der Harmonie der Seele, im inwendigen Menschen, und dieses Gut wird keinem Frevler zu Theil, mag er auch noch so sehr alle Herrlichkeiten der Welt in sich vereinigen. Und hat denn nicht schließlich Gregory Orlow im Wahnsinn geendet? Die Strafgerechtigkeit verfolgt den Frevler oft langsam mit hinkendem Fuße, aber sie erreicht ihn dennoch.

3.

Katharina II. suchte die dunkelen Wege, auf denen sie zum Zarenthrone emporgestiegen war, durch eine glanzvolle Regierung in Vergessenheit zu bringen. Der nationale Zwiespalt, der in den letzten Jahrzehnten oft so grell hervorgetreten war, sollte ausgeglichen, die Politik Peters des Großen erneuert und mit dem altrussischen Wesen zu einem nationalen Ganzen verbunden werden, durchdrungen und beseelt von dem Geist und der Culturentwicklung des Jahrhunderts der Aufklärung.

Eine feierliche Krönung in Moskau, der altrussischen Metropole, verlieh ihr die Weihe und umgab sie mit der Glorie geheiligter Majestät. Sich in dieser erhabenen Machtstellung zu behaupten, dieselbe zur Befriedigung ihres hochstrebenden Ehrgeizes und zugleich zur Vergrößerung und Verherrlichung der russischen Nation zu gebrauchen, bei Mit- und Nachwelt als große Herrscherin bewundert und gefeiert zu werden, war das Ziel ihres Lebens. Sie fühlte sich zu der Mission berufen, das russische Reich in die Reihe der Weltmächte einzuführen, Petersburg zum politischen Areopag zu erheben. Aber welche Hindernisse und Schwierigkeiten stellten sich ihr im Anfang entgegen! Als Fremde mit Vorurtheil und Argwohn betrachtet, von übermüthigen und trotzigen Magnaten umgeben, die sie als Urheberin und Mitschuldige des Verbrechens kannten und im Gefühl ihrer wichtigen Dienste anmaßend und anspruchsvoll auftraten, ob ihrer Sinnenlust und genialen Ausschweifung von bösen Nachreden und Lästerungen getroffen, bedurfte sie der ganzen menschenverachtenden Rücksichtslosigkeit eines auf der erhabenen Höhe sich sicher fühlenden Machthabers, der ganzen Klugheit und Energie einer zum Herrschen geborenen Natur, der ganzen Einsicht in die Labyrinthe der Leidenschaften, von denen die große Welt geleitet und bewegt wird, um festen Schrittes und mit richtiger Wahl der Mittel und Personen die gewaltige sturmvolle

Lebensbahn eines unbeschränkten Souveräns zu vollenden und mit dem Schein einer Repräsentantin des altnationalen Russenthums zugleich die Reformthätigkeit des Zeitalters und die civilisatorischen Bestrebungen Peters des Großen zu vereinigen. Katharina hat diese einander widersprechenden Aufgaben gelöst: indem sie das slavisch-byzantinische Wesen und die nationale Naturanlage des russischen Volkes achtete, hat sie zugleich der westeuropäischen Cultur, den Staats- und Rechtsformen und den Aufklärungsideen ihres Zeitalters Eingang zu verschaffen gesucht. Sie kannte die Triebe, Laster und Leidenschaften, welche die Menschenbrust durchwühlen, und verstand es mit genialem Blick und Takt, die rechten Mittel und Hebel anzuwenden. Sie wußte, um welchen Preis jeder Dienst zu erlangen war. Vom ersten Tage ihrer Thronbesteigung entfaltete sie alle jene Eigenschaften, die sie während der glänzenden Jahre ihrer Herrschaft auszeichneten: Muth und Schlauheit, energische Thatkraft und kluge Berechnung, Selbständigkeit des Willens und gefügige Unterordnung, je nachdem Zeit und Umstände es erheischten.

Man ist erstaunt, sagt v. Sybel, wenn man die innere Thätigkeit dieser Herrschaft in ihren ersten dreizehn Jahren übersieht; da entsteht eine neue Eintheilung des Reiches, eine neue Organisation aller Behörden und Gerichte, die so tief greift und den höheren Classen der Bevölkerung so viel Rechte giebt, daß man sie geradezu als eine Reichsverfassung bezeichnen kann. Da werden Städte gegründet, die Lage der leibeigenen Bauern gemildert, das wichtige System der Wasserstraßen und Canäle ausgebaut und reich dotirt. Man denkt an ein allgemeines Civilgesetz für das ganze Reich; man beseitigt aus dem Criminalproceß die Tortur; man giebt den wichtigeren Zweigen des Finanzwesens eine neue strammere Ordnung; man legt Hand an die Schöpfung eines angemessenen Schulwesens. Allerorten finden wir die unausgesetzte persönliche Einwirkung der Kaiserin; sie prüft und entscheidet, beschleunigt und tröstet; sie geht mit echt frauenhafter Sorgsamkeit in jedes Detail und hält mit imperatorischer Kraft die großen leitenden Gesichtspunkte fest.

Die nordische Kaiserin huldigte den philosophischen Zeitideen und ihren Verkündigern, was zur Mehrung ihres Ruhmes nicht wenig beigetragen hat.

Sie hatte als Großfürstin viel gelesen; sie stand mit den berühmtesten Schriftstellern Frankreichs in brieflichem Verkehr; Voltaire brachte ihr seine Huldigungen dar und lenkte durch seine Geschichte Peters des

Großen die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf das ferne unbekannte Land; sie ließ sich durch Grimm Bericht abstatten über Alles, was in den geistreichen Pariser Kreisen vorging; sie förderte auf alle Weise die Herausgabe der großen „Encyklopädie“; sie bewog Diderot, auf einige Zeit seinen Aufenthalt in Petersburg zu nehmen, und als er später in die Nothwendigkeit versetzt war, seine Bibliothek in Paris zu verkaufen, erwarb sie dieselbe um einen hohen Preis und überließ dem bisherigen Besitzer den Gebrauch derselben bis zu seinem Tode. Sie war nach ihrem eigenen Geständniß „Republikanerin in der Seele“. Was war bei solcher Gesinnung natürlicher, als daß sie im Geiste Friedrichs des Großen und anderer aufgeklärten Staatsmänner und Regenten durch Reformen ihre civilisatorische Mission zu bethätigen suchte? Sie war verständig genug, zunächst an der Hand praktischer Einrichtungen und Verbesserungen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zweckmäßiger und den Anforderungen der Zeit entsprechender zu gestalten.

Gab das Staatsleben unter Katharina II. den Zeitgenossen Stoff zur Bewunderung der Herrschergröße der Zarin, so waren ihre Ausschweifungen, ihr sittenloses Hofleben der Gegenstand des Aergernisses, des Abscheues, der Satire. Hatte Katharina sich schon als Großfürstin über die Schranken der weiblichen Zucht und ehelichen Treue hinweggesetzt, so überließ sie sich als Selbstherrscherin ganz ihren sinnlichen Trieben, so daß an Sittenlosigkeit, Luxus und Wollust der Hof von Petersburg mit dem von Versailles verglichen werden konnte. Wie hier Maitressen das Staatsruder lenkten und die Staatsgelder vergeudeten, so dort Günstlinge. So wenig Rücksicht auf Anstand und öffentliche Meinung legte man sich auf, daß an der Newa die Stelle eines begünstigten Liebhabers wie ein Hofamt vergeben ward, der Auserkorene bestimmte Prunkgemächer im Kaiserschloß bewohnte. Lange genoß Gregor Orlow die höchste Gunst seiner Gebieterin, aber seine Brutalität und Herrschsucht, durch die er sich allgemein verhaßt machte, wurden zuletzt selbst der Kaiserin lästig, und so gelang es einer Hofpartei, den Kanzler Panin und den Fürsten Barjatinski an der Spitze, den Sturz des despotischen Günstlings zu bewirken. Als er von Moskau zurückkam, begrüßt als der Befreier von Pest und Aufruhr, fand er seinen Posten besetzt. Ein schöner Gardeofficier, Alexander Wassiltschikow, hatte als Gesellschafter die Prachträume im Palast bezogen. Orlow erhielt die Weisung, auf seinem Landgut Gatschina Quarantäne zu halten. Der neue Günstling war zu unbedeutend und

ungebildet, als daß er sich lange hätte halten können; Katharina schämte sich des Umgangs mit einem so geistlosen Menschen und wählte statt seiner einen Gardeofficier aus einer verarmten Adelsfamilie von Smolensk, Gregor Potemkin, der schon bei der Militärrevolte gegen Peter III. ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war von hoher Gestalt und männlichem Charakter und besaß natürlichen Verstand, wenn er auch ohne Bildung, ohne Kenntnisse und tiefere politische Einsicht war. Er hatte sich im Türkenkriege hervorgethan und war von Romanzow zum Ueberbringer einer Siegesbotschaft nach Petersburg geschickt worden, wo er durch sein militärisches Wesen, seine nicht ungefälligen Manieren und sein gewandtes Benehmen die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich lenkte. Zum Kammerherrn ernannt und in die Hofcirkel gezogen, war er bald der erklärte Günstling Katharina's, zu der er in der ersten Zeit ihres intimen Verhältnisses eine aufrichtige, ja leidenschaftliche Zuneigung hegte oder wenigstens zu hegen sich die Miene gab. Keiner genoß so dauernd Katharina's Gunst und Vertrauen, keiner benutzte seine Stellung und seinen Einfluß auf die Gebieterin so sehr zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht und Geldgier, seines unersättlichen Verlangens nach rohem verschwenderischem Lebensgenuß als Potemkin, „der Fürst der Finsterniß", wie man ihn in der Folge mit Anspielung auf seinen Beinamen „der Taurier" nannte. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Staates und die Eroberungspläne, lebte während der Zeit mit einer ans Fabelhafte grenzenden Pracht und trug die Reichthümer, womit ihn seine freigebige Gebieterin, der er abwechselnd schmeichelte und trotzte, überschüttete, auf die auffallendste Weise zur Schau. Selbst als sich die Neigung Katharina's Anderen zugewendet, blieb der übermüthige Potemkin an der Spitze aller Unternehmungen; ja er führte der Kaiserin selbst Günstlinge zu; sobald aber einer derselben seine Stellung zu Intriguen gegen ihn mißbrauchte, erzwang er dessen Entfernung. Der kühne Unternehmungsgeist des Tauriers, der weder Menschenleben noch Geld scheute, der ihre Eitelkeit und ihren Ehrgeiz durch Pläne von abenteuerlicher Großartigkeit, durch phantastische Bilder von Ruhm und Macht reizte, imponirte der Kaiserin; nur ein Mann von solchen Eigenschaften und von solcher Energie war nach ihrer Ansicht fähig, ihrer Regierung den würdigen Glanz und Ruhm und ihrem Thron Sicherheit zu verleihen. Sein fast riesengroßer Gliederbau schien ein titanisches Wesen anzukündigen. Die Leiden, die sein barbarisches Ungestüm, seine maß=

lose Verschwendung und seine phantastische Eroberungspolitik über das Volk brachten, schlug sie nicht an. Ueber den Gebilden ihres Herrscherstolzes übersah sie die Noth und Bedrängniß der Völker.

4.

Kein Ereigniß des achtzehnten Jahrhunderts hat die europäische Menschheit so tief aufgeregt als die Unfälle Polens. Noch bis zur Stunde ist die Wunde nicht vernarbt, welche der Gewaltstreich gegen die polnische Nation dem Volksbewußtsein geschlagen. Mit unnöthigem Eifer hat man die Streitfragen zu erforschen und zu lösen gesucht, wer der eigentliche Urheber des Theilungsplanes gewesen. Der Gedanke war nicht neu: er hatte schon längst unter dünner Decke geschlummert und war bei verschiedenen Gelegenheiten besprochen und erwogen worden. Erst das Zusammentreffen verschiedener Umstände brachte den Gedanken zur Reife, und dabei trifft alle drei Theilnehmer die gleiche Schuld. Gott wollte nach dem Ausspruch eines berühmten Historikers jener Zeit die Moralität der Mächtigen auf die Probe stellen. Die katholische Geschichtschreibung möchte gern alle Schuld auf den protestantischen König von Preußen oder auf die griechisch-katholische Kaiserin von Rußland laden: aber welches Interesse hätte Katharina gehabt, die „Republik Polen", die schon längst ein russischer Vasallenstaat geworden, über welche die Zarin so eben ihren früheren Favoriten Stanislaus Poniatowsky als König eingesetzt, wo die ersten Häupter des Adels im Dienste und Solde des Petersburger Hofes standen und die Reichsboten und Großbeamten ganz nach den Wünschen und Eingebungen der russischen Gesandten in Warschau handelten, mit andern Mächten zu theilen? Gab sie denn von einem Reiche, das sie so gut wie ganz beherrschte, das sich freiwillig unter ihre Suveränität oder Protectorat gestellt hatte, durch den Theilungsvertrag nicht wichtige Theile in andere Hände? Maria Theresia gab sich die Miene, als trete sie nur mit innerem Widerstreben dem Theilungsplane bei, um den beiden anderen Souveränen nicht die Beute allein zu überlassen, und nahm „mit Thränen" die reichen Länder Ostgalizien und Lodomirien mit den unschätzbaren Salzbergwerken von Wielizka. Aber hatte denn die österreichische Regierung nicht schon während des russisch-türkischen Krieges vor der Theilung „Recuperation" der Landschaft Zips und die Aufpflanzung der kaiserlichen Adler in mehreren hundert Ortschaften den Weg gezeigt, wie man auf Kosten des zerfahrenen, aus allen Fugen gerathenen polnischen

Reiches den eigenen Länderbesitz vergrößern könne? Auf der erwähnten Zusammenkunft des Kaisers Joseph mit Friedrich II. zu Neustadt in Mähren mag denn der Gedanke näher erörtert worden sein. Prinz Heinrich von Preußen reiste darauf über Stockholm nach Petersburg, wo in den Hofkreisen von Katharina bei Erwähnung der österreichischen Recuperationen die schwerwiegende Frage aufgeworfen ward: „Aber warum sollte nicht Jedermann etwas nehmen?“ Somit dürfte die Ansicht Ranke's dem wahren Sachverhalt nahe kommen, wenn er sagt: „Man würde Friedrich mit Unrecht als den ersten Urheber einer den drei Mächten gemeinschaftlichen Gebietserweiterung auf Kosten Polens betrachten. Dieser Gedanke ist, von Oesterreich veranlaßt, in den Salons von Petersburg ergriffen worden. Daß derselbe aber so große Dimensionen annahm und zu einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Norden und Osten führte, dazu hat Friedrich ohne Zweifel den Anstoß gegeben.“

Wie tief war das einst so glorreiche Polen durch die Selbstsucht und Zuchtlosigkeit des Adels gerathen, als die drei Nachbarmächte ihre gierigen Blicke nach demselben auswarfen! Hören wir das Urtheil eines Historikers unserer Tage, Röpells, der die Geschichte des Volkes durch eingehende Studien erforscht hat. Die Republik Polen lag um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im tiefsten Verfall. Das sociale und politische Leben all ihrer Glieder war durch und durch krank. In den höhern Ständen, der gebildeten „Herren“ herrschten Stolz und Ehrgeiz und ein Selbstgefühl vor, welches fast nur darauf bedacht war, den Einfluß und die Macht, welche ihre Stellung ihnen im öffentlichen Leben gab, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Herrschsucht und des Genusses, nach Willkür auszubeuten. Der Massenadel im Durchschnitt ungebildet und roh, gewaltthätig und unterwürfig zugleich, dem Müßiggang und zügelloser Genußsucht hingegeben, lebte ohne viel Besinnung von einem Tag zum andern; die Bauern in fürchterlicher Versunkenheit, Unterdrückung und Noth; die Städte in Trümmern und verarmt, ohne Gewerbe und Handel; Erziehung und Unterricht in der größten Vernachlässigung; Schulen und Universitäten in den Händen einer unwissenden weltlichen und Ordensgeistlichkeit, welche sich zu keiner lebendigen Theilnahme an dem Fortschritte der Wissenschaften und Kenntnisse ihrer Zeit zu erheben vermochte, das religiöse Leben in äußeren Formen und bigotter Devotion erblickte und endlich bei allem dem der naive Glaube, daß der polnische Edelmann der freiste Mann auf der Welt sei, und die Republik durch

ihre Anarchie bestehe. Die Finanzen lagen in tiefster Unordnung; die kleine Armee, oft genug unbezahlt, war eben deshalb ohne Zucht, ohne Uebung, in halber Auflösung, die Gerichte eine Verspottung jeder Gerechtigkeit.

Ein polnisches Sprichwort sagte: „Das Recht gleiche einem Spinngewebe, welches der Sperling zerreiße, in dem aber die Mücke sich fange". Nirgends war die Kluft zwischen Adel und Volk, nirgends die Tyrannei des Herrenstandes über die gutshörigen Bauernschaften so groß wie in dem Slavenlande an der Weichsel. Schon der königliche Schriftsteller Stanislaus Lesczinski entwarf davon ein drastisches Bild; Polen, sagt er, ist das einzige Land, wo die Masse des Volks aller Rechte der Menschheit entbehrt. Ein Edelmann verdammt hier seinen Unterthanen selbst ohne irgend einen legitimen Grund, noch häufiger ohne rechtliches Verfahren und ohne alle Förmlichkeit. Man betrachtet die Bauern als Geschöpfe einer ganz andern Art und verweigert ihnen fast die Luft, die sie einathmen; zwischen ihnen und den Thieren, die die Felder pflügen, ist kaum ein Unterschied.

Unter der kraftlosen Regierung des Königs August III. war das polnische Staats- und Verfassungswesen so sehr aus allen Fugen gegangen, daß Gesetz und Ordnung unbeachtet blieben und Anarchie und Gesetzlosigkeit walteten. Die Krone war durch die beschränkendsten Wahlcapitulationen (pacta conventa) aller Macht entkleidet. Es nützte dem König wenig, daß man ihn als „Quell aller Gnaden" bezeichnete; denn die mit Landgütern reich ausgestatteten Reichsämter und hochkirchlichen Würden waren in den Händen des hohen Adels, „der Herren", die sie als erbliches Anrecht ihres Standes betrachteten und fast unabhängig von der Krone auf Lebenszeit verwalteten. Sie verliehen dem Inhaber Macht und große Einkünfte, daher eine tödliche Rivalität unter den Magnatengeschlechtern um ihren Besitz. Die Kanzler, Kronfeldherren, Schatzmeister, Woiwoden u. s. w. nahmen von dem König nur solche Befehle an, die nach ihrem Sinn waren, legten nicht ihm, sondern nur dem Reichstag, der fast regelmäßig vor dem Ende der Berathungen „zerrissen" ward, Rechenschaft ab und sahen die Aemter und Richterstellen nur als Mittel zur Vermehrung ihrer Einnahmen an. Die Starosten, welche die Krongüter inne hatten, entrichteten eine sehr geringe Abgabe von dem Reinertrag an die Staatskasse und betrieben aus Eigennutz oder Leichtsinn die Bewirthschaftung höchst nachlässig. Der niedere Adel, die Szlachta, stand zu Hunderten und Tausenden

an den Höfen, bei den Haustruppen, bei der Güterverwaltung dieser „Herren", in deren unmittelbaren Dienst, andere hingen als Pächter, Pfandinhaber einzelner Güter, als Schuldner oder Gläubiger von ihnen ab, so daß jede Magnatenfamilie eine ganze Clientel aus dem Massenadel zur Verfügung, unter ihrer „Protection" hatte, mit deren Hilfe sie sich über Gesetz und Recht wegsetzen konnte. Aber trotz der Ungleichheit der Einzelnen an Gütern, Rang und Machtstellung genossen alle Adeligen gleiche politische Rechte und gleiche persönliche Freiheit; alle bildeten die Gemeinde der „Herren Brüder", die allein die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten übte. Die Verfassungsform der Adelsrepublik hatte alle öffentliche Autorität untergraben, das „Liberum Veto", das die auf Einzellandtagen gewählten Landboten als Grundlage der gleichen Berechtigung Aller festhielten und als „Augenstern der Freiheit" rühmten, und das Recht der bewaffneten Conföderationen machten zeitgemäße Reformen auf friedlichem Wege unmöglich und riefen die leidenschaftlichen Faktionskämpfe hervor, durch welche der polnische Reichstag sprichwörtlich geworden. Die Wahlverfassung hatte längst die Nation der Käuflichkeit zugänglich gemacht und den benachbarten Staaten alle Mängel und Schwächen aufgedeckt.

Die Städte, von der Regierung schutzlos dem Uebermuth des Landadels preisgegeben, hatten ihre alten Freiheiten und Privilegien längst eingebüßt und waren verarmt und ohnmächtig. Der Bauer schmachtete unter dem Drucke der Leibeigenschaft in thierischer Stumpfheit und in einer Unwissenheit, welche fast die „letzte Spur der Denkkraft" vertilgte und ihn für alle höheren Güter, für alle Mißgeschicke des Vaterlandes unempfänglich machte. Das polnische Reich war ein morscher Baum, der nur durch die Zwietracht und Eifersucht der Nachbarstaaten, nicht aber durch eigene Kraft sein Dasein fristete.

Unter den Magnaten nahm das Geschlecht der Czartoryski den ersten Rang ein. Zu ihrer Verwandtschaft gehörten die Poniatowski. Auf Betreiben der „Familie" wurde im Jahre 1757 Stanislaus Poniatowski als polnischer Gesandter nach Petersburg geschickt. Er war ein Mann von dreiundzwanzig Jahren, welcher Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande durchreist hatte und mit seltener körperlicher Schönheit eine vielseitige Bildung vereinigte. Heiter, witzig, ein feiner Gesellschafter, der mit gleicher Correctheit in mehreren Sprachen sich zu unterhalten vermochte, über Literatur und Kunst mit Kenntniß und Geschmack urtheilte, dabei von großer Herzensgüte, besaß er alle Eigenschaften eines gewandten Weltmannes und liebenswürdigen Ca=

valiers. Kein Wunder, daß zwischen ihm und der schönen lebhaft fühlenden Großfürstin Katharina sich ein warmes Liebesverhältniß bildete, dessen Eindrücke nie ganz aus seiner Seele verschwanden, wie sehr auch in der Folge die eiserne Hand der Politik die Empfindungen der Jugend niederdrückte. Am 3. October 1763 starb König August III. Nach heftigen Wahlstürmen und leidenschaftlichen Factionskämpfen siegte die Partei der Czartoryski. Unter dem Geklirre der Säbel russischer Truppen, die zur Erhaltung der Ordnung in das Land eingerückt waren, wurde am 4. September 1764 Stanislaus Poniatowski in der Ebene von Wola zum König gewählt, ein liebenswürdiger, gebildeter Herr im Privatleben, aber als Regent ein schwankendes Rohr, das von der Petersburger Luft seine Richtung empfing.

Die „Familie" wünschte durch innere Reformen dem Staat mehr Festigkeit zu geben, das Wahlkönigthum, das Liberum Veto, den Unfug der Conföderationen zu beseitigen; aber die Nachbarmächte waren bereits übereingekommen, daß die bisherige Verfassung erhalten werden sollte. Der russische Gesandte Repnin, der in Warschau die Rolle eines Dictators spielte und im Namen seiner Gebieterin eine Art Protectorat über Polen übte, untersagte jede Abänderung der bestehenden Zustände und Einrichtungen. Damit war auch Friedrich II. von Preußen einverstanden.

Wären einst die Ansätze der Reformation, die bereits an vielen Orten Wurzel geschlagen hatten, zur weiteren Entfaltung und Ausbildung gekommen, so hätte leicht die polnische Nation aus der Zerrüttung, der sie immer mehr entgegenging, durch Volksaufklärung und Gewissensfreiheit gerettet werden können. Aber der Jesuitismus im Bunde mit der Adelsoligarchie hielt alle religiösen Neuerungen fern und streute die Saat des Fanatismus und der Bigotterie in die Herzen des Volkes. Nur durch Abschwörung seines Glaubens vermochte der lutherische Kurfürst von Sachsen die Königswahl zu erlangen, und sowohl er selbst als seine Nachfolger waren bemüht, durch Religionseifer den Argwohn der Hierarchie zu verscheuchen, der allen Convertiten anhaftet. Wie viele Bedrückungen, Rechtsverkürzungen, Ehren- und Eigenthumsverluste wurden über alle Dissidenten ausgegossen. Nur die römisch-katholische Religionsform erfreute sich staatlicher und bürgerlicher Rechte.

Wenn Katharina und Friedrich II. in Bezug auf Polen auch dahin sich verständigt hatten, daß die Dissidenten gegen die bisherigen „Ungerechtigkeiten und Bedrückungen" geschützt werden sollten, so hatten

sie den herrschenden Zeitgeist, die Principien der Humanität und der Toleranz auf ihrer Seite. Aber diese Principien dienten zugleich als Maske und Folie einer treulosen Staatskunst, einer Politik der Einschüchterung, der Corruption, der Ueberlistung, einem heuchlerischen Trugspiel. Hatten die polnischen Katholiken früher im Namen der rechtgläubigen Kirche Fanatismus und Verfolgung geübt, so diente jetzt die Parole: Gewissensfreiheit und Toleranz als Deckmantel, um egoistische, gewaltthätige Pläne unter der edlen Hülle der Menschenliebe zu verbergen, einen Gewaltakt mit einer von dem Genius der Zeit geförderten Geistesrichtung zu beschönigen. Die engherzige Bigotterie auf der einen Seite wurde jetzt mit philanthropischen Ideen bekämpft. Auch hier bewährt sich der Spruch: Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Am 2. October 1764 trat in Warschau ein außerordentlicher Reichstag zusammen, auf welchem über das Bittgesuch der Dissidenten um Rückerstattung der ihnen nach und nach entrissenen Kirchen und um Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit mit den Katholiken und um Reformen in der Verfassung Beschluß gefaßt werden sollte. Das agitatorische Parteitreiben regte die Leidenschaften mächtig auf. Der Clerus und der katholische Adel erlangten die Oberhand und setzten es durch, daß die Petition der Dissidenten, welche nicht nur von Rußland und Preußen unterstützt, sondern auch von den Regierungen von Schweden, Dänemark und England befürwortet und von dem König gebilligt worden war, von der Mehrheit des Reichstags verworfen ward. Die Kreuzpredigten der Priester und Mönche hatten eine fanatische Aufregung erzeugt. Man beschloß, die geforderte Gleichstellung der Nichtkatholiken mit den katholischen Polen zurückzuweisen, die bisherigen Gesetze in Kraft zu erhalten und alle, welche den Schutz fremder Mächte angerufen hätten, für Landesverräther zu erklären. Zugleich wurden alle Reformversuche der Familie „Czartoryski-Poniatowski" von der Hand gewiesen.

Aber der Sieg der altpolnisch-clericalen Partei war von kurzer Dauer. Die Verwirrung und Zerfahrenheit nahm mit jedem Tage zu; neue Secessionen und Coalitionen mehrten den anarchischen Zustand und verstärkten immer mehr den russischen Einfluß in Polen. Denn keine Partei konnte der Unterstützung der Zarin und ihres Gesandten entbehren. Die Gegner der Czartoryski-Poniatowski, die man als die „Malcontenten" bezeichnete, an ihrer Spitze Fürst Karl Radziwil, trugen kein Bedenken, mit den Dissidenten und nicht unirten Griechisch-Ka-

tholischen ein Bündniß einzugehen und Rußlands Beistand anzurufen. Die Subsidien, die Katharina durch Repnin den Conföderirten reichen ließ, setzten Radzivil in Stand, unter dem hohen und niederen Adel Genossen zu werben. Alle dem König und seinen Verwandten feindlich gesinnten Elemente vereinigten sich mit den Anticlericalen zu einer großen Liga, die „Conföderation von Radom“ genannt, die von Panin und Repnin ihre Parole empfing und im Namen der „verletzten Nation“ den Zwecken Katharinas und der eigenen Selbstsucht zu dienen bereit war. In einem von russischen Soldaten umringten Versammlungshaus wurde die „Constitution“ der Conföderation aufgestellt und unterzeichnet. Ueber das ganze Land verbreitet und alle Hauptgegner der „Familie“ in sich fassend, führte der bewaffnete Bund von Radom das gebietende Wort nach dem Commando des Auslandes.

Der König hätte dieser Macht nicht widerstehen können, wäre es nicht Katharinas Wille gewesen, gerade einen so halt- und energielosen Mann in diesen sturmvollen Tagen am Steuer des Staatsschiffes zu erhalten. So ließ sie denn dem ehemaligen Geliebten, der im geselligen Freudenleben und im Verkehr mit schönen Frauen sich über die Schwierigkeiten und Nothstände des Reiches leicht hinwegsetzte, den Schein und Schatten der Herrschaft, nahm aber keinen Anstand, ihn den Becher der Demüthigung, der Schmach und Ohnmacht bis auf den Boden leeren zu lassen. Er sollte die Sklavenketten, die er im großfürstlichen Schloß zu Petersburg getragen, nun auch im königlichen Palaste zu Warschau tragen.

Seit der Conföderation von Radom war Repnin der eigentliche Gebieter von Warschau. Und Niemand verstand es besser als der russische Staatsmann, durch Drohungen und Versprechungen die schiedsrichterliche Autorität der Zarin aufrecht zu erhalten. Dem Nuntius des gerade damals von Pombal und den bourbonschen Regierungen so hart bedrängten Papstes Clemens XIII. wurde zu verstehen gegeben, daß ein agitatorisches Auftreten gegen das beabsichtigte Duldungsgesetz leicht Maßregeln zur Beschränkung der römisch-katholischen Kirche in Rußland zur Folge haben könnte; ängstliche Gemüther beruhigte man durch die Versicherung, es werde nicht zum Aeußersten geschritten; die altpolnischen Factionshäupter wurden durch die „Garantie der Verfassung“ von Seiten der Kaiserin gewonnen, der Anblick der russischen Truppen in Warschau machte die Furchtsamen gefügig.

Durch diese und andere Mittel erreichte Repnin seinen Zweck. Ein neuer Reichstag bewilligte den Dissidenten freie Religionsübung, ge-

theilte Gerichtshöfe, Zutritt zu allen Aemtern, Sitz und Stimme in der Nationalversammlung, die Befugniß vollberechtigte gemischte Ehen einzugehen, und die im Jahr 1717 innegehabten Kirchen. Umringt von russischen Soldaten unterzeichneten die Landboten unter dem Bildniß der Kaiserin die Toleranzakte, welche in ganz Europa mit Jubel begrüßt wurden, aber mehr ein Denkmal der Ohnmacht Polens als des Sieges religiöser Aufklärung waren. Und damit diese Schmach dauernd bliebe, mußte derselbe Reichstag die Beibehaltung des Liberum Veto und aller Uebelstände der alten Verfassung beschließen. Ohne die Zustimmung Rußlands sollte die von der Kaiserin gewährleistete Constitution der Republik Polen durch keine Reichstagsbeschlüsse verändert werden können. Mit den Reformplänen der „Familie" war es nun aus. Stanislaus August getröstete sich mit den Dotationen und Geschenken, die ihm von Petersburg zuflossen und ihn in Stand setzten, sein Gesellschaftsleben genußreicher und prächtiger zu gestalten: Radzivil erhielt die sehnlich begehrte Palatinswürde sammt großen Entschädigungssummen und erstickte das Gefühl seiner Schmach im Freudenbecher. Noch am selben Tage, an welchem die Conföderation aufgelöst wurde, trank er sich beinahe zu Tode. So wußte Rußland die unvernünftige Intoleranz der Priester und Altgläubigen im Namen religiöser Duldsamkeit zu seinen egoistischen Zwecken auszubeuten, um die obrigkeitlichen Gewalten und die Autorität der Gesetze immer mehr in den Staub zu ziehen und alles Ungesunde und Verworrene des polnischen Adelsstaates unter seinen Schutz zu nehmen.

5.

Diese Vorgänge waren zu verletzend und erniedrigend, als daß nicht ein Gegenschlag hätte erfolgen sollen. Es dauerte nicht lange, so bildete sich eine katholisch=nationale Gegenconföderation, die in der dem Fürsten Lubomirski gehörenden Stadt Bar ihren Mittelpunkt hatte. Ihr Ziel war Herstellung der polnischen Freiheit, Abschüttelung der russischen Uebermacht, Vernichtung der Toleranzacte. In ihrer Fahne führten sie auf der einen Seite das Bildniß der heilg. Jungfrau, auf der anderen einen zerrissenen weißen Adler mit der Unterschrift: vincere aut mori. Ausgehobene Bauern und Freischaaren, von Priestern und Mönchen aufgereizt, bildeten die Mannschaften. Das Mittelalter feierte in den polnischen Landen seine Auferstehung: auf den Kanzeln hörte man Gebete um Erhaltung der katholischen Kirche und Predigten

wie in den Tagen der Kreuzzüge. Auch das Ausland stellte sich auf die Seite der Conföderirten von Bar. Maria Theresia fühlte sich in ihrem religiösen Bewußtsein verletzt durch die den Dissidenten gewährten Rechte; in Frankreich weckte die russische Brutalität die alten Sympathieen für die polnische Nation. Beide leisteten dem katholisch-patriotischen Bunde Vorschub. Auch die Pforte hegte Besorgniß über die wachsende Macht des Zarenreichs in dem benachbarten Lande. Als die Bewegung weiter um sich griff, stellten König und Senat an Repnin die Bitte, er möge bei der Kaiserin bewirken, daß sie als die Gewährleisterin von Freiheit, Gesetz und Recht der Republik gestatte, die in Polen stehenden russischen Truppen zur Niederwerfung der „Rebellen" zu verwenden. Die Bitte wurde gewährt, und nun erhob sich ein wüthender Bürgerkrieg, in welchem Religionswuth, Partheihaß, Rachsucht und Verzweiflung zusammenwirkten, um die Furien menschlicher Leidenschaften zu reizen und zu wilden Thaten zu entflammen. In allen Provinzen, vorab in Podolien und in der Ukraine, wüthete ein gräuelvoller Parteikampf, begleitet von Raub, Mord und Unthaten aller Art.

Eine Grenzverletzung reizte die Türken zur Kriegserklärung. Nun ertönte der ganze Osten von Waffenlärm; der Minister Choiseul gestattete, daß französisches Militär, darunter die Generale Dumouriez und Viomenil sich zu den Conföderirten begab, um die Kriegsoperation in besseren Gang zu setzen. Die Conföderirten erklärten den König für abgesetzt und machten den Versuch, ihn aus Warschau zu entführen; nur wie durch ein Wunder entging Poniatowski den Händen der Verschworenen. Diese „schwarze Unthat", welche Stanislaus den Verhetzungen und conspiratorischen Umtrieben der römisch-katholischen Fanatiker unter Clerus und Laien zuschrieb, beschleunigte den Fall Polens. Während Russen, Polen und Türken mit leidenschaftlicher Wuth einander bekämpften, „recuperirte" Oesterreich auf Grund verjährter Ansprüche die polnische Landschaft Zips und nahm gegen fünfhundert Ortschaften in Galizien in Besitz, und Friedrich II. besetzte das Bisthum Ermeland an der Weichsel.

Als der Türkenkrieg durch den Waffenstillstand von Fokschani einen vorübergehenden Abschluß erhielt, beriethen sich die drei Mächte über die Weise, wie man das zerrüttete, anarchische Polen, das durch Parteiwuth und Kriegsgräuel einer Selbstzerfleischung entgegenging, in engere Grenzen einschließen und dadurch die Ueberwachung erleichtern möchte. Nur mit Mühe und nach langen diplomatischen Verhandlungen konnte Rußland zu einem gemeinschaftlichen Abkommen bewogen werden. Es

hätte, wie erwähnt, am liebsten ganz Polen in der bisherigen Weise als Vasallenstaat unter seiner Macht behalten. Endlich verständigte man sich während der Monate August und September 1772 über einen Theilungsvertrag, der von Panin entworfen, von Kaunitz formulirt, in Petersburg, Wien und Berlin zugleich unterzeichnet ward. Aus Manifesten und Declarationen erfuhr das erstaunte Europa, daß die drei Mächte behufs der Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Polen und der Sicherstellung der alten Verfassung und Freiheit der Nation sich zu gemeinsamen Schritten vereinigt hätten. Zugleich wurde die Conföderation aufgelöst mit dem Beifügen, daß alle Theilnehmer, welche im Aufruhr beharren würden, als Räuber, Mörder und Brandstifter behandelt werden sollten.

Die Verstückelung Polens ging ohne Convulsionen, wenn auch nicht ohne stürmische Auftritte vor sich. Selbst der König, bei dem man sich nach Friedrichs II. Ausspruch auf einige „romantische Scenen“ gefaßt halten mußte, fügte sich in die Nothwendigkeit. Als am 19. April 1773 der Reichstag in Warschau eröffnet ward, hielten sich viele Magnaten, welche schon zum voraus durch Versprechungen und Drohungen gewonnen worden waren, oder sich mit verzweifelnder Resignation in die schwere Zeit schickten, von den Sitzungen fern, so daß die Versammlung, die man für eine Conföderation erklärte, nur schwach besucht war. Dennoch ging es darin manchmal so stürmisch zu, daß der Bischof von Wilna einst äußerte, es komme ihm vor, als befinde er sich am zweiten Tag der Schöpfung und der Entwickelung des Chaos. Wohl kam ein feierlicher Protest gegen die Manifeste zu Stande, worin nachgewiesen war, daß die angeblichen Rechtsansprüche nichtig oder durch frühere Verträge und Verzichtleistungen aufgehoben seien; die Theilung war beschlossene Sache und wurde durchgeführt. Vor der Staatsraison und der politischen Selbstsucht fand die Berufung auf Treu und Glauben kein Gehör. Es wurde eine „Delegation“ ernannt und mit der Vollmacht ausgerüstet, im Namen der „conföderirten Republik“ vollgültige Beschlüsse zu fassen, sowohl in Bezug auf die Gebietsabtretungen als auf Veränderungen in Verfassung und Verwaltung. Nun entfaltete sich ein Spiel von Intriguen und Verführungskünsten, von moralischem Terrorismus und gemeiner Selbstsucht, wie es wohl noch selten in der Geschichte vorgekommen sein mag. Die Herbsttage 1773 bieten ein häßliches und doch ergreifendes Bild einer versunkenen, untergehenden Nation. Während der Berathschlagungen im Radzivil'schen Palast lebte die vornehme

Welt in der Hauptstadt in Saus und Braus; Feste und Bälle drängten einander, am Pharaotisch rollten die Goldstücke; im Rausch des Lebens suchte man das Unglück des Vaterlandes zu vergessen; das Gefühl für Tugend, Recht und Ehre schwand immer mehr dahin. Selbst der Pole Lelewel fällt ein scharfes Urtheil über den corrumpirten Adel jener Tage: „Man kann sagen, daß die Geschichte Polens zu keiner Zeit unter schwärzeren Farben sich darstellt; es war eine Zeit der schmählichsten Erniedrigung und der empörendsten Verderbniß. Alle Hochgestellten waren verkäuflich, raubsüchtig, unersättlich". So wurde denn nicht nur die Theilung gut geheißen, sondern auch ein von Poninski vorgelegter Entwurf, wie in Zukunft die Verfassung und Regierung eingerichtet werden sollte, angenommen, ein Werk, welches die Gewalt und die Rechte der Krone vollends zu einem Schatten herabwürdigte. Nicht nur daß darin der Fortbestand der „freien und unabhängigen Republik" mit dem gewählten Oberhaupte, mit der ganzen alten Verfassungsform sammt dem Liberum Veto als Grundgesetz aufgeführt war, es sollte auch zur schärferen Begründung des Gleichgewichts der executiven und ständischen Gewalten ein „permanentes Conseil" errichtet werden, das unter dem Vorsitz des Königs die Vertheilung der Aemter und der Gnadenverleihungen zu bestimmen habe. Dadurch kam die ganze ausübende Macht an einen oligarchischen Rath, der von Senat und Ritterschaft gewählt dem König die Vorschläge für die Besetzung der Würden der Bischöfe, Generale, Palatine und aller höheren Behörden zu machen hatte. Von der Zeit an war der russische Gesandte in Warschau der eigentliche Gebieter der polnischen Republik. Nach zweijähriger Dauer wurde der Reichstag geschlossen, welcher der Existenz des Polenreiches die Axt an die Wurzel gelegt hatte. Der Adel, verschuldet, käuflich, sittenlos und von keiner höheren Idee getragen, ging durch die eigene Entartung zu Grunde. Das stumpfsinnige Volk, das unter der unmenschlichen Herrschaft barbarischer Edelleute ein thierisches Dasein verbrachte, sah dem Untergang des Vaterlandes mit trägem Gleichmuth zu.

6.

Gegen das Ende der achtziger Jahre trat in der politischen Welt Europas eine bewegte Zeit ein, die tiefgreifende Veränderungen erwarten ließ. Friedrich der Große starb am 17. August 1786, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. schlug andere Bahnen ein.

Kaiser Joseph II. schloß mit Katharina ein enges Bündniß. Sie unterstützte seine Pläne in Deutschland; dafür leistete er ihr Hülfe in dem neuen Türkenkrieg. Immer größer wurden die Herrschaftsgelüste der Zarin im Osten. Potemkins Siege öffneten ihr den Weg nach Constantinopel. Der Name Constantin, der in der Taufe ihrem zweiten Enkel beigelegt ward, schien die Absicht anzudeuten, einen christlichen Fürsten in die byzantinische Hauptstadt einzuführen. Diese herrschsüchtigen Pläne weckten die Eifersucht der übrigen europäischen Mächte auf das übermächtige Moskowiterreich. England und Preußen sahen in einem politischen Gleichgewicht eine Garantie der Sicherheit gegenüber der drohenden Uebermacht des Norden und Ostens. Schweden, die Pforte und Polen sollten von Preußen und England unter ihren Schutz genommen werden. Nun schien für Polen der Augenblick gekommen, sich dem gebieterischen Einflusse Rußlands zu entziehen und wieder seine politische Selbständigkeit zu erringen. Zwischen der Krone Preußen und der „Republik" Polen kam im März 1790 ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande. Der preußische Gesandte Lucchesini hatte damals größeren Anhang als der Baron von Stackelberg, der gewandte Vertreter Katharinas. Der immerwährende Rath wurde aufgelöst und auf einem außerordentlichen Reichstag eine Constitution nach den Vorgängen in Paris berathen und durchgesetzt. Danach sollte das Wahlkönigthum aufhören, Polen ein Erbreich werden und die Krone nach Poniatowski's Tode dem Kurhause Sachsen zufallen; die vollziehende Gewalt sollte dem König mit seinem Staatsrathe, die gesetzgebende in zwei Kammern der Landboten und der Senatoren geschiedenen Reichstag zu stehen und die Richtergewalt unabhängig sein. Die Gewalt der Landboten wurde beschränkt, das heillose Liberum Veto wurde für abgeschafft erklärt, der Bürger- und Bauernstand mit einigen wesentlichen Rechten, die Städte mit dem Repräsentationsrecht auf den Reichstagen bedacht, die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes angebahnt, ein geordnetes Heerwesen geschaffen und den Dissidenten Religionsfreiheit, daneben freilich dem Adel alle Privilegien zugesichert.

Dies war der wesentliche Inhalt der neuen polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791. Sie wurde durch einen Staatsstreich, durch eine Art „Revolution" ins Leben gerufen. Die Vorgänge in der constituirenden Versammlung in Frankreich hatten die Gemüther erregt, die Köpfe entflammt. Sollten die Polen, „die Franzosen des Ostens", nicht zu einer ähnlichen Regeneration ihres Staatswesens sich auf-

schwingen, nicht zu einer ähnlichen patriotischen Großthat sich ermannen können? Der König, sonst ein gehorsamer Knecht der russischen Kaiserin, hatte sich der Patriotenpartei angeschlossen und stand gänzlich unter dem Einfluß der Tagesparole und eines nationalen, zum Theil künstlich erzeugten Enthusiasmus. Der ganze Verlauf des Reichstags trug den Charakter einer Ueberrumpelung. Nachdem der Marschall Malachowski den Entwurf verlesen und als vortrefflich gepriesen, wurde der König aufgefordert, denselben sofort zu beschwören; die Gegner kamen nicht zu Wort oder wurden niedergeschrien. Unter Lärm und Tumult leistete Stanislaus August den Eid und mit ihm die „patriotischen" Landboten und Senatoren, dann eilte der größte Theil der Versammlung, der König voran nach der Domkirche, um an geweihter Stätte das neue Evangelium abermals feierlich zu beschwören, während die Unzufriedenen im Palast zurückblieben und einen Protest unterzeichneten.

Es ging damals ein Zug jugendlicher Begeisterung durch die Welt, der auch den Polen zu statten kam. Die öffentliche Meinung in ganz Europa stand unter der Parole „Freiheit und Gleichheit"; auch die polnische Constitution wurde als ein Zeichen der neuen Zeit freudig begrüßt. Friedrich Wilhelm II., der von dem befreundeten Polen die freiwillige Abtretung von Danzig und Thorn erwartete, ließ seine Glückwünsche aussprechen; Kaiser Leopold II. sah in einem Erbkönigthum eine größere Garantie für Ruhe und Ordnung als in einem Wahlreich; selbst Katharina verbarg ihren Aerger. Sie kannte ihre Leute und wußte, daß die Zeit bald kommen werde, da die Polen selbst ihre Hilfe zur Herstellung der alten von Rußland verbürgten Verfassung anrufen würden. Denn wie sollte die seit Jahrhunderten von Anarchie und Parteiwuth zerrissene Adelsrepublik, die bisher nicht der Stimme der Vernunft und einer gesunden Politik, sondern nur den ungestümen Trieben der Leidenschaft und des Factionsgeistes gefolgt war, nun auf einmal die zur Begründung neuer Staatsformen erforderliche Eintracht, Kraft und patriotische Tugend entfalten, einer Ordnung sich fügen, die von einer Minderheit in unüberlegter Eile geschaffen war und so vielen gegen den Sinn und gegen ihre Interesse ging? Zunächst diente der religiöse Fanatismus als Hebel der Zwietracht. Der päpstliche Nuntius erhielt von Rom die Weisung, Verwahrung einzulegen gegen die den „fremden Confessionen" in der neuen Verfassung verheißenen Zugeständnisse und zu erklären, daß dergleichen in einem katholischen Lande ganz unzulässig sei; viele Edelleute und Landboten aus den Provinzen, welche bei der „Revolution" nicht betheiligt waren, legten

Protest ein; selbst in Warschau verrauchte bald die helllodernde Begeisterung. Russisches Geld vermehrte die Zahl der Unzufriedenen und steigerte den Widerstandsgeist. Einige malcontente Magnaten, der Kronfeldzeugmeister Felix Potoki und der Krongeneral Severin Rzewuski an der Spitze, riefen die Hilfe der Kaiserin an „zur Erhaltung der polnischen Freiheit", wie sie in ihrer Verblendung die alte Adelsrepublik nannten.

Bald nahm die europäische Politik einen anderen Charakter an; die Vorgänge in Paris weckten die Besorgnisse der Souveräne und lenkten ihre Blicke nach Westen. Das Gleichgewichtsystem des preußischen Ministers Herzberg ward aufgegeben und der Minister selbst in Ungnaden entlassen. Die Solidarität der dynastischen Interessen ließ ein conservatives Regierungssystem als opportun erscheinen. Der Genius der Zeit war scheu und mißtrauisch gegen alle Neuerungen und Reformen. Diese Strömung der öffentlichen Meinung wußte Katharina zu ihrem Vortheil auszubeuten. Es bedurfte keiner großen Anstrengungen von ihrer Seite; eine große Partei des polnischen Adels, welcher die neue Staatsordnung verhaßt war, suchte mit ihrer Hilfe das alte Wahlreich mit allen seinen Freiheiten und Adelsrechten wieder herzustellen. Als die Zarin sich ihren Wünschen geneigt zeigte und die russischen Truppen, die durch den soeben erfolgten Friedensschluß mit der Türkei frei geworden waren, an die Grenze rücken ließ, schloß die malcontente altpolnische Adelspartei, voran der Hetman Branicki und die schon erwähnten Magnaten Potoki und Rzewuski in dem ukrainischen Städtchen Targowicz eine gesetzmäßige Conföderation zur Wiederherstellung und Erhaltung der alten Ordnung, ein Gegensatz zu der Warschauer Reichstags-Conföderation, die somit als ungesetzlich und revolutionär gestempelt ward. In der Hauptstadt herrschte die größte Aufregung; man übertrug dem König eine Art Dictatur und stellte ihm die Staatsgelder zur Verfügung; man sprach von allgemeiner Volksbewaffnung, von Emancipation der Bauern; Ignaz Potoki, der Hauptheld des dritten Mai, suchte Hilfe im Ausland. Aber so wenig Vertrauen hatte man auf einen günstigen Ausgang des bevorstehenden Kampfes, daß einige Häupter und Patrioten, darunter selbst der Reichstags-Marschall Malachowski, dem russischen Gesandten ihre Bereitwilligkeit erklärten, die Verfassung und Regierungsform Polens ganz dem Willen und Gutdünken der Kaiserin anheim zu stellen, nur möge man nicht durch Einberufung eines neuen Reichstags sie zwingen, sich dem Joche ihrer Gegner, der Targowiczer Conföderation, zu beugen.

Auch Poniatowski richtete an die Zarin in demselben Sinne ein Schreiben, das Katharina's Gesandter in Warschau, Bulgakow, zuvor durchgesehen hatte.

Was konnte dem Petersburger Hof erwünschter sein, als die Anrufung des russischen Beistandes von den Conföderirten? Vom Auslande hatte sie nichts zu fürchten. Preußen und Oesterreich, England und Schweden standen bereits im Begriff, die Waffen gegen das revolutionäre Frankreich zu kehren und hatten weder Zeit noch Lust, sich in die polnisch-russischen Händel zu mischen. So konnten denn die russischen Heere ohne Widerstand in Polen vorrücken, um den Forderungen der Targowiczer Verbündeten Nachdruck zu geben. Die Hoffnungen der Constitutionellen auf preußische Hilfe erwiesen sich als nichtig. Man war in Berlin zu andern Ansichten gekommen: die Vorgänge in Frankreich machten alle monarchischen Höfe bedenklich, einer Verfassung Vorschub zu leisten, die einen revolutionären Ursprung hatte und mit den neufranzösischen Ideen und Staatsformen einige Aehnlichkeit zu haben schien. Auch war unter den obwaltenden Verhältnissen für Preußen mehr Aussicht, Danzig und Thorn von Rußland als von dem constitutionellen Polen zu erwerben. Darum versagte Friedrich Wilhelm II. dessen monarchisch-ritterlichem Sinne und mystisch-religiöser Geistesrichtung der Widerstand gegen die revolutionären Ideen und die Herstellung des legitimen Thrones in Frankreich nunmehr als das wichtigste Anliegen und die heiligste Pflicht aller europäischen Fürsten erschien, jede Hilfe. Auf die Beschwerde der Polen über Treubruch erklärte der preußische Gesandte, sein König habe mit der Republik Polen einen Bund geschlossen, da diese aber in eine constitutionelle Erbmonarchie umgewandelt worden, sei er seiner Verpflichtung enthoben. Der Kurfürst von Sachsen folgte dem Beispiele Preußens. Und Niemand war so eifrig beflissen, den Kampf für das bedrängte Königthum in Frankreich als eine gemeinsame Sache aller Souveräne Europas, als den solidarischen Beruf aller monarchischen Gewalten darzustellen, wie Katharina. Sie trug deshalb eine überschwängliche Begeisterung für die französische Königsfamilie geräuschvoll zur Schau; keine Worte schienen dem Abscheu zu genügen, den ihr die französische Revolution einflößte, auch als sie noch keine Frevel begangen hatte, und immer von Neuem forderte sie die Fürsten Europa's zu einem Kreuzzug gegen das neue Frankreich und dessen verderbliche Grundsätze auf, ohne sich selbst jemals zur Theilnahme an solchem Zug zu verpflichten. Es war ihr ganz recht, wenn die andern Mächte

für das monarchische Princip ins Feld zogen; dadurch erhielt sie freie Hand in der Nähe. Sie trat nicht in den Kriegsbund gegen die französische Revolution ein, aber sie suchte den Glauben zu erwecken, daß die Vertheidigung der conservativen Interessen gegen die polnische Constitutionspartei dem gleichen Zweck diene, daß es auch hier gelte, Recht und Verfassung gegen eine Umsturzpartei zu beschützen, daß auch sie solidarisch für das erhaltende Princip einstehe.

Ein sterbendes Volk erregt stets die Theilnahme und das Mitgefühl der Menschen, und diese haben auch den Polen nicht gefehlt. Mitleid und Sympathie sind denselben ins Grab gefolgt, und ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens hat dahin geführt, daß man den letzten Kampf ums Dasein als ein ruhmvolles Ringen gegen Unrecht und Gewaltthat, den Untergang als ein unverdientes tragisches Geschick durch feindselige Mächte dargestellt hat. Allein die neuere Forschung hat urkundlich nachgewiesen, daß dieselbe Leidenschaft, dieselbe Parteisucht, dieselbe Unfähigkeit eines nationalen Aufschwungs, einer mannhaften Selbsterhebung, welche die ganze polnische Geschichte als einen Tumultplatz wilder Triebe und dämonischer Selbstzerstörung erscheinen ließ, auch in den letzten Stunden bei der Mehrzahl der Nation fortgewirkt habe. Wenn man in das Wirrsal schaut, welches die Jahre 1792 und 1793 darbieten, so steht man zweifelnd und rathlos, ob man mehr den Mißbrauch der Stärke und Uebermacht, den Abgrund von Heuchelei und Sophistik, von Arglist, Verstellung und ränkevoller Verführungskunst verabscheuen soll, oder mehr das selbstmörderische Wühlen in den eigenen Eingeweiden, die sittliche Entartung, die Herrschaft des despotischen Ich, die trotzige, rücksichtslose Selbstsucht, die schamlose Käuflichkeit so vieler Magnaten beklagen und verachten. Der Königsmord, der um dieselbe Zeit in Paris begangen ward, entstieg dem vulkanischen Krater einer nationalen Revolution, der Volksmord in Warschau ging aus dem dämonischen Bund brutaler Gewaltthat, leidenschaftlicher Parteiwuth und egoistischen Trieben und Begierden hervor. Als russische Heere in Polen einzogen, versicherte die Kaiserin in einer Declaration, sie habe nur reine und einfache Absichten. Die Urheber der Mairevolution vom vorigen Jahr beschlossen, ihr Werk mit den Waffen zu verfechten und wenigstens mit Ehren zu fallen. Eine gewisse Begeisterung, wenn auch ohne Tiefe und Dauer, bemächtigte sich der Constitutionspartei. Selbst Stanislaus August stimmte zum Schein in den Enthusiasmus ein; er beschwor nochmals die Verfassung und ernannte seinen Neffen Joseph Poniatowski zum

obersten Heerführer. Die Bürger boten ihre Arme zur Vertheidigung des Vaterlandes an; Thaddäus Kosciuszko, der Sprößling einer geringen litauischen Adelsfamilie von mäßigem Vermögen, der in Amerika unter Washington für die Sache der Freiheit gefochten, trat mit Ignaz Potoki, Hugo Kollontay a. A. an die Spitze der Parteien und leistete bei Dubienca der feindlichen Uebermacht rühmlichen Widerstand. Aber Parteiung, Zwietracht, Verrath, Planlosigkeit, und vor Allem der Geldmangel und die Gleichgültigkeit des leibeigenen Bauernstandes gegen die einheimische Regierung hemmten jede Unternehmung und lähmten die Kräfte. Der König, anstatt die Begeisterung der Vaterlandsfreunde zu benutzen, verfiel in seine alte Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit zurück und ließ sich durch einen mit Vorwürfen und Drohungen angefüllten Brief der Kaiserin so einschüchtern, daß er, um seine Schattenkrone zu retten, sich den schimpflichsten Demüthigungen unterzog. „Er müsse thun", sagte ihm die gestrenge Herrin, „was Vernunft und Gerechtigkeit, was die Eide verlangen, die er geleistet habe, als er die Krone aus der Hand eines freien Volkes empfing und zwar unter Bedingungen, auf welche dieses Volk ein Recht hatte; er müsse die polnischen Truppen entlassen, alle diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, welche die öffentliche Meinung mit Recht anklage, die Anstifter aller Complotte zu sein, und selbst ohne Zeitverlust der Targowiczer Conföderation beitreten, die allein die Republik repräsentire." Und so sehr hatte Stanislaus alles Gefühl für Ehre und Würde verloren, daß er that, was ihm in so demüthigender und vorwurfsvoller Weise befohlen ward. Er trat dem Targowiczer Bunde bei, er verlegte die polnischen Truppen in die Friedensgarnisonen, er untersagte alle Feindseligkeiten gegen die Kaiserin, „die Wiederherstellerin der politischen Freiheit". Und so leicht wogen bei dem Ministerrath Eid und Pflicht, daß die Mehrheit diesen unmännlichen Beschlüssen beistimmte. Darauf rückten die Russen in Warschau ein, während die Kämpfer für Polens Wiedergeburt das Schwert niederlegten, knirschend vor Wuth und Schmerz. Die Häupter der Patriotenpartei verließen die Heimath, um dem Hohn und der Rache der triumphirenden Gegner zu entgehen. Und so schmachvoll geberdeten sich diese Söldlinge Rußlands, daß sie die politischen Patrioten als „unsinnige Neuerer" bezeichneten, „die von den Jacobinischen Grundsätzen Frankreichs angesteckt, sich vermessen hätten, die durch so viele Jahrhunderte geheiligten Grundgesetze der Republik anzutasten", und Felix Potoki benahm sich gegen den König in so roher Weise, daß dieser den Schutz Katharina's anrief.

7.

Seit dem Targowiczer Bund war Polen thatsächlich ein Vasallenstaat unter dem Protectorate Rußlands; Wolhynien und Podolien waren von russischen Truppen besetzt, und Katharina spähte nur nach einer günstigen Gelegenheit, auch die übrigen Landestheile unter ihre Herrschaft zu bringen. Sie hoffte, Preußen und Oesterreich würden in dem Kriege solche Erfolge erringen, daß sie ihre Besitzungen über die östlichen Provinzen Frankreichs ausdehnen möchten; unterdessen könnten die Russen sich in Polen festsetzen. Zu einer Theilung schien man in Petersburg keine Neigung zu haben. Der russische Gesandte verbürgte im Namen der Kaiserin die Integrität der Republik.

Als aber die Hoffnungen der Deutschen auf Eroberungen in Frankreich dahinschwanden, tauchte der Gedanke einer zweiten Theilung wieder auf. Zwischen Berlin und Petersburg wurde ein Waffenbund geschlossen, worauf die Preußen das Weichselland besetzten und Danzig eroberten. Zugleich erklärten die beiden verbündeten Staaten, daß man sich genöthigt sehe, Polen in engere Grenzen einzuschließen, um den Freiheitsschwindel, der von Frankreich aus in die Republik eingedrungen, zu ersticken und die Nachbarstaaten vor jeder Ansteckung durch den demokratischen Jacobinismus zu bewahren. Auf Veranstaltung des Petersburger Kabinets wurde im Frühjahr von dem wieder hergestellten permanenten Rath ein Reichstag nach Grodno ausgeschrieben. Nun setzten die Anhänger der Kaiserin die gewohnten Hebel ein, um gefügige Landboten für die Versammlung zu erlangen. Die russischen Truppen unter dem hochfahrenden General Igelström, und mehr noch die Geldsummen, womit Graf Sievers operirte, die Begünstigungen und Verheißungen, die er gewährte oder in Aussicht stellte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Gesandte führte eine Namensliste von adligen Personen mit Beifügung der Preise, um die ihre Stimmen käuflich waren. So kam es, daß meistens „faule Leute" von den Landtagen als Abgeordnete nach Grodno gesandt wurden. Am 27. Juli begannen die Verhandlungen des Reichstags, den man für einen conföderirten erklärte, damit nicht Einstimmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei. Nach dem Wunsche des russischen Gesandten wurde ein Ausschuß von einunddreißig Mitgliedern gewählt, die Sievers seinen Parteigängern zum Voraus namhaft gemacht hatte. Daß unter solchen Umständen die Forderungen Rußlands auf keinen hartnäckigen Widerstand stoßen würden, war vorauszusehen. Hatten doch beide Parteien

oft genug erklärt, daß sie im Vertrauen auf die Großmuth und das Wohlwollen der Kaiserin, sich ganz dem Willen derselben fügen würden. Ja durch das willfährige Eingehen auf ihre Wünsche hofften die Landboten den zweiten Theilungsvertrag rückgängig machen zu können und Preußen, das sie aus nationaler Antipathie haßten, von dem sie sich verrathen wähnten, um seinen Antheil zu bringen. Wahrlich, die Versuchung trat nahe genug an die Selbstherrscherin heran: Alles beeiferte sich, das Joch Rußlands auf sich zu nehmen, um unter demselben die eigenen Leidenschaften und Standesinteressen desto sicherer befriedigen zu können. Katharina wies die Versuchung, die Sache Rußlands von der Preußens zu trennen, nicht von der Hand: ihr Botschafter wurde angewiesen, zwischen Polen und Preußen nur als „billiger und unparteiischer Vermittler" aufzutreten, einen „gemäßigten Gang" zu gehen, und Sievers bat sich mehr Geld aus, falls die Kaiserin „ausgedehntere Absichten" auf Polen hege.

Aus Allem ging hervor, daß die Zarin noch immer an der Hoffnung festhielt, Polen allein für Rußland zu gewinnen. Erst als die Preußen, gehoben durch die Wiedereroberung von Mainz und den siegreichen Fortgang der deutschen Armee am Rhein, Anstalten trafen, die Weichselgegenden mit den Waffen zu erobern, erhielt Sievers die Weisung, die Vollziehung des „russisch-preußischen" Tractats mit Ernst zu betreiben. So erfolgte denn am 2. September 1793 die berühmte „stumme Sitzung" des Reichstags von Grodno. Umgeben von russischen Soldaten, welche das Sitzungshaus im Innern und von Außen umstellt hielten, nöthigte Sievers die eingeschüchterte Versammlung, welche unter des Königs Vorsitz im verschlossenen Saale tagte, die Forderungen Preußens anzuhören und zu genehmigen. In die russischen Abtretungen hatte man sich im Stillen bereits gefunden. Als Alles im tiefsten Schweigen verharrte und keine Stimme weder dafür noch dagegen laut ward, da erklärte endlich nach Mitternacht der Landbote Graf Ankwicz, Schweigen sei Zustimmung. Der Landtagsmarschall Biélinski fragte darauf dreimal in den Saal hinein: „Ermächtigt der Reichstag die Commission zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?" Da wiederum Alles stumm blieb, erklärte er den Beschluß für einstimmig gefaßt. Die Scene wäre in der That großartig und tragisch erhaben, wie man sie oft dargestellt hat, hätte nicht die neuere Forschung dargethan, daß das Ganze eine verabredete Komödie war, daß die Landboten, um vor dem Volke den Schein zu wahren, zum

voraus unter einander sich über das „zustimmende Schweigen" verständigt und dafür ihren Lohn in klingendem Golde empfangen hatten. Ankwicz und Bielinski erhielten von Rußland eine fortdauernde Leibrente; der Protest, den einige Landboten gegen die Vergewaltigung einlegten, hielt die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder nicht ab, an den Festlichkeiten und Mahlzeiten Theil zu nehmen, womit der preußische und russische Botschafter die glückliche Beendigung ihres pacificatorischen Werkes feierten. Das Schauspiel in Grodno, bemerkt ein Historiker der Gegenwart, das man so lange als eine historische Tragödie ansah, ist nur ein großes Intriguenstück gewesen. Durch den zweiten Theilungsvertrag erhielt Rußland die fruchtbaren Provinzen des östlichen Polens, über 4500 Quadratmeilen, mit mehr als drei Millionen Bewohner; Preußen außer den Stadtgebieten von Danzig und Thorn die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andere Landschaften von Großpolen, einen als „Südpreußen" mit seinen übrigen Besitzungen verbundenen Landzuwachs von mehr als einer Million Einwohner und 1000 Quadratmeilen. Der Republik Polen blieb kaum mehr ein Drittheil ihres ehemaligen Gebiets. Und um diesem armen Ueberreste und seinem ohnmächtigen König die letzten Spuren von Selbständigkeit zu rauben, wurde der immerwährende Rath wiederhergestellt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, vermöge dessen die Polen ohne Erlaubniß der Kaiserin keine Veränderungen in der Verfassung vornehmen und mit keiner fremden Macht irgend eine Verbindung oder einen Vergleich abschließen durften, indeß die russischen Truppen das Recht haben sollten, zu jeder Zeit in das Königreich einzurücken. So kam das „ewige Bündniß" zu Stande. Von der Zeit war die „Durchlauchtigste Republik" Polen vollends ein russischer Vasallenstaat, in welchem das Wort von Katharina's Botschafter mehr galt als das des Königs. „Stanislaus August ertrug alle Kränkungen, alle Erniedrigungen, alle Beschimpfungen", heißt es bei Lelewel. „Empfindsam wie alle schwachen Herzen, weinte er über die Republik, und anstatt entschiedene Schritte zu thun, überließ er sich kindischen Klagen."

Seit der zweiten Theilung war die polnische Nation ein verstümmelter Körper, der in gewaltigen Zuckungen den rasenden Schmerz kund giebt und das Verlangen der Natur nach Wiedervereinigung der abgestoßenen Gliedmaßen, in welchem noch eine Fülle von Lebenskraft vorhanden ist, dem aber doch der zum freien und erfolgreichen Handeln erforderliche Organismus fehlt. Wie ein verwundeter Gladiator rafft

sie von Zeit zu Zeit ihre Kräfte zusammen, um sich den zermalmenden Armen des Siegers zu entwinden; aber alle Anstrengungen dienen nur dazu, den Todeskampf schmerzhafter zu machen und die noch gesunden Theile der Erstarrung entgegen zu führen. Durch den Tag von Grodno war der einst so mächtigen und ruhmvollen Nation die tragische Rolle im Drama der Weltgeschichte zugefallen, entweder ausgestrichen zu werden aus dem Buche des Völkerlebens oder mit der convulsivischen Kraft eines zu Tode Getroffenen einen verzweifelten Revolutionskampf zu wagen. Seit den Vorgängen in Grodno hat Polen die Sympathieen der europäischen Menschheit wie nie ein anderes Volk besessen; man sah es als eine heilige Pflicht an, das große Nationalunglück durch Beweise von Liebe und Theilnahme zu mildern und der Ungerechtigkeit der Mächtigen das Mitleid der Völker gegenüberzustellen. Die Schuld der Väter wurde den Kindern und Kindeskindern nicht angerechnet. Diese Sympathie verleugnete sich auch nicht in solchen Fällen, wo vernarbte Wunden wieder aufgerissen wurden, um neue bedenkliche Heilungsversuche anzustellen; auch in solchen Fällen, wo Eigensinn und Leidenschaften die dargebotene Hülfe zurückstießen, fand der Schmerzensschrei der Zerschlagenen und Zerstoßenen einen Wiederhall in den Gemüthern der Völker. Diesen revolutionären Charakter trug schon der neue unglückliche Versuch einiger Patrioten, die Integrität der Nation wieder herzustellen, welcher die dritte und letzte Theilung Polens zur Folge hatte.

Die Schmach von Grodno war zu groß und wurde noch fühlbarer gemacht durch das brutale Auftreten des barschen und übermüthigen Igelström, den Katharina als Nachfolger des Grafen Sievers nach Warschau schickte, als daß nicht bei den heißblütigen Polen das Nationalgefühl hätte aufgestachelt werden sollen. Es bildete sich eine geheime, durch das ganze Land verzweigte Verschwörung. Die ausgewanderten Patrioten, vor allen Kosciuszko, kehrten zurück und stellten sich an die Spitze der Bewegung. Igelströms Befehl, die polnischen Heere aufzulösen, gab das Signal zum Aufstand, dessen Mittelpunkt Krakau war. Kosciuszko, zum unumschränkten Befehlshaber der Nationalmacht ernannt, erließ von Krakau aus einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Wiedereroberung der entrissenen Provinzen und die Einführung der vernichteten Constitution als Ziel des Kampfes darstellte. Ein Sieg der Insurgenten über eine russische Heerabtheilung trieb die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand. Am Gründonnerstag wurde die russische Besatzung in Warschau angegriffen und theils nieder-

gemacht, theils gefangen. Igelströms Palast ging in Flammen auf; vier der vornehmsten Anhänger Rußlands starben am Galgen. Wilna und Litthauen folgten dem Beispiel der Hauptstadt; alle Woiwodschaften traten der Krakauer Conföderation bei; selbst der König erklärte sich für die Erhebung der mißhandelten Nation; Alles versprach einen guten Erfolg. Die Preußen, die nach der Einnahme von Krakau durch eine besondere Heerabtheilung die feste und wohlvertheidigte Hauptstadt Warschau belagerten, wurden, durch einen Aufstand im Rücken, in dem neuerworbenen „Südpreußen", bedroht und durch Krankheit und Wohnungsmangel geschwächt, von den tapferen Generalen Kosciuszko, Dombrowski und Joseph Poniatowski (des Königs Neffen) zu einem übereilten und verlustvollen Rückzug gezwungen. Aber das Waffenglück der Polen mehrte den Groll der Feinde. Im Einverständniß mit Oesterreich und Preußen schickte nunmehr Katharina ihren furchtbarsten Feldherrn Suworow mit einem großen Heere nach Polen. Kosciuszko, mehr ausgezeichnet durch Heldenmuth und patriotische Tugend, als durch militärische Begabung, mußte der überlegenen Macht seines kühnen Gegners weichen. Nach einem unglücklichen Treffen bei Macziejowicze stürzte er mit dem Ausrufe: „Finis Poloniae!" verwundet vom Pferd und wurde, nachdem er einige Zeit bewußtlos auf dem Schlachtfelde gelegen, in russische Gefangenschaft fortgeführt. Am 4. November wurde die Vorstadt Praga von Suworow mit großer Kühnheit gestürmt und furchtbare Rache geübt. Zwölftausend Wehrlose wurden theils erschlagen, theils in der Weichsel ertränkt. Das Angstgeschrei der Gemordeten schreckte die Bewohner der Hauptstadt und machte sie willig zur Ergebung Am 9. November hielt Suworow als Sieger seinen glänzenden Einzug in Warschau. Poniatowski erhielt Befehl, die Krone niederzulegen. Er lebte bis zu seinem Tode (1798) in Petersburg von einem Jahrgehalt, der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben. Einige Monate später erklärten die drei Mächte, sie hätten aus Liebe zum Frieden und um der Wohlfahrt ihrer Unterthanen willen beschlossen, die Republik Polen ganz zu theilen.

So verschwand das einst mächtige, ruhmreiche Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten, ein Opfer selbstverschuldeter Schwäche, Unbotmäßigkeit und egoistischer Faktionssucht auf der einen, so wie fremder, Recht verachtender Gewaltthat auf der andern Seite. Parteiwuth, Gesetzlosigkeit und die Unterdrückung des Volkes durch einen übermüthigen Adel waren die Quellen des Unglücks. Kosciuszko, von Kaiser Paul I. in Freiheit gesetzt, starb als Privatmann in der Schweiz.

Sein Leichnam wurde nach Krakau gebracht und unter dem von den Händen der Bürgerschaft freiwillig aufgeführten Kosciuszko=Hügel beigesetzt.

8.

Mit der Auflösung der Republik Polen und der fast gleichzeitigen Resignation des letzten Herzogs von Kurland und der Einverleibung seines Landes in das Moskowiterreich hatte Katharina alles erreicht, was sie bei dem Antritt ihrer Regierung erstrebt und geplant hatte. Sie hatte das Reich und das politische System weit über die Grenzlinien ausgedehnt, die Peter der Große gezogen. Das Reich war nach allen Seiten erweitert und im Innern ein monarchischer Absolutismus befestigt worden, zu welchem alle von den westlichen Revolutionsstürmen bedrohten oder geängstigten dynastischen Gewalten hülfeflehend und hoffnungsvoll emporschauten. Selbst die von dem päpstlichen Auflösungsbreve getroffenen Jesuitenväter vergalten den ihnen von Katharina erwiesenen Schutz durch das eifrige Bestreben, ihren polnischen Glaubensgenossen die Pflicht des Gehorsams und der Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit einzuschärfen.

Und wie Katharina in der inneren und auswärtigen Politik stets mit Consequenz und Energie dieselben Regierungsmaximen verfolgte, so blieb sie auch in ihrer Lebensführung und in ihren persönlichen Liebhabereien sich immer gleich. Die assyrische Sagengeschichte berichtet von der Mythenkönigin Semiramis: Sie war von so verführerischem Liebreiz, daß alle Männer für sie entbrannten; aber allen war diese Liebe verderblich; die Königin wählte ihre Liebhaber aus den Schönsten ihres Heeres und ließ sie, nachdem sie ihre Liebe genossen, tödten oder lebendig begraben. Man hat diese Angaben symbolisch zu deuten gesucht und mit altasiatischen Religionsgebräuchen in Beziehung gesetzt. Nach dieser Seite zeigte die „Semiramis des Nordens" einen milderen, humaneren Charakter als ihr assyrisches Vorbild. Wohl wählte auch sie ihre Liebhaber aus den schönsten Männern; aber ihre Liebe war keinem der Begünstigten verderblich.

Die zunehmenden Jahre setzten der genialen Sinnlichkeit der Kaiserin, ihren Affecten, Neigungen und Antipathien keine Schranken. Bis an ihr Lebensende bewohnten Günstlinge die kaiserlichen Prunkgemächer. Noch zu Lebzeiten Potemkins wurde die Reihe der begünstigten Liebhaber mit zwei weiteren Namen vermehrt, Lanskoi und Yermolow. Alexander Lanskoi, ein junger Mann mit einem „schönen glatten Knaben=

gesicht", wurde von der Kaiserin gebraucht, um einen sentimentalen Liebesroman im Geschmacke der Zeit auszuführen und der Werther- und Siegwartperiode einen Tribut darzubringen. Ein Liebesroman, der durch den frühen Tod des Geliebten einen elegischen Ausgang nahm und der Fürstin und ihren Hofdamen Gelegenheit zum Trauern und Leidtragen gab. Sein Nachfolger Yermolow war minder harmlos. Er wagte es, der Kaiserin die Augen zu öffnen über Potemkins Tyrannei und bodenlose Habgier. Da erschien der „Fürst der Finsterniß" persönlich im Schloß, und sein Einfluß war noch mächtig genug, den gegnerischen Rivalen zu Fall zu bringen. Yermolow ging auf Reisen, reich beschenkt und mit Ehren überschüttet von seiner Gebieterin. Dies war der letzte Triumph des Tauriers. Als er kurz vor dem Frieden von Jassy aus der Welt ging, war bereits der letzte Liebhaber der Kaiserin, Platon-Subow, in die Prachtgemächer des Palastes eingezogen. Vergebens hatte der Taurier versucht, ihm das Schicksal von Yermolow zu bereiten; Platon-Subow behauptete sich in seiner Stellung und übte bis zum Tode Katharina's in Verbindung mit seinen Brüdern auf den Gang der Regierung und der Politik einen Einfluß, der dem Potemkins fast gleichkam. Die treulose, ränkevolle Staatskunst, welche die letzten Tage des polnischen Reiches wie eine unheilvolle Gewitterwolke umschwebte, wurde hauptsächlich durch ihn ins Werk gesetzt. Witzige Spötter sagen, mit Bezug auf den Namen des Günstlings, zuletzt habe Katharina nur noch Platonisch geliebt.

Am 4. (17.) November 1796 starb die Kaiserin Katharina II. an einem Gehirnschlag. Mit ihrem Tode ging eine vierunddreißigjährige Herrschaft zu Ende, welche für das russische Reich von ähnlicher Bedeutung war, wie die Peters des Großen, dessen Spuren sie nachfolgte, dessen Schöpfungen sie weiterführte. Die von dem ersten Kaiser gegründete Hauptstadt Petersburg wurde unter und durch Katharina so verschönert und vergrößert, daß sie jetzt erst zur würdigen Residenz des Selbstherrschers aller Reußen, zum wirklichen Haupt- und Regierungssitz des gesammten Reiches sich gestaltete. Wie Peter der Große war auch Katharina bemüht, die Cultur und die geistigen Errungenschaften des Abendlandes der russischen Nation zuzuführen, und wenn auch das Volk selbst noch wenig Gebrauch von den fremden Gütern machen konnte, so nahmen doch die höheren Stände die Sitten, die Bildung, die Literatur und alle äußeren Lebensformen der civilisirten Völker an und traten somit in demselben Grade den europäischen Gesellschaftskreisen näher, als sie sich von den altrussischen Volksclassen

schieden. Wie Peter der Große dehnte Katharina die Grenzen des Reiches nach Süden und Westen aus, förderte Handel und Verkehr zu Wasser und Land, hob die Land- und Seemacht und wies dem Zarenstaat seinen Rang unter den ersten Großmächten an. Und wie sie selbst in die Fußstapfen ihres großen Vorgängers trat, so zeichnete sie ihren Nachfolgern die Grundlinien des Regierungssystems und der Politik vor, welche seitdem als Führer und Leitstern gedient haben. Ein einheitlicher Organismus in Staat und Kirche, eine sorgfältig und streng gegliederte Verwaltungsmaschinerie, ein blinder Gehorsam und eine fatalistische Ergebenheit der untergeordneten Classen gegen die Vorgesetzten, diese und andere Eigenthümlichkeiten des russischen Wesens bilden eine vorwärts drängende Macht, die stetig zu neuen Eroberungen fortschreitet. Diese national-russische Eigenartigkeit geweckt und in Fluß gesetzt zu haben, bezeichnet den großen Herrschersinn der Kaiserin, die eine Deutsche von Geburt und von einem starken Theil der Nation stets mit Argwohn und Abneigung betrachtet, theils mit genialem Instincte, theils durch überlegene Verstandes- und Geisteskraft das der russischen Natur Angemessene und dem Reiche Vortheilhafte erkannte und in Bewegung brachte. Darum wurde auch das Andenken der Kaiserin nach ihrem Tode mit viel größerer Liebe und nationaler Begeisterung gehegt, als sie jemals während ihres Lebens genossen. Die späteren Geschlechter sprechen mit Bewunderung und legendenhafter Ehrfurcht von der „feenhaften Zeit der Kaiserin Katharina“.

VI.

Zur Geschichte Italiens im neunzehnten Jahrhundert.

I. Ein italienischer Patriot.

1.

Am 5. August 1883 wurde in Codogno zwischen Pavia und Cremona von der Associazione politica Giorgio Pallavicino eine Gedächtnißfeier abgehalten zum Andenken an den vor fünf Jahren gestorbenen patriotischen Edelmann Giorgio Pallavicino, den Mitbegründer des italienischen Nationalvereins und Mitstreiter Garibaldi's. Eine Festschrift, in 300 Exemplaren für die Theilnehmer und Freunde gedruckt, enthält mehrere Reden, in denen der Lebensgang des Mannes in seinen wichtigsten Momenten und die Bedeutung desselben für die freiheitliche Entwicklung seines Vaterlandes vorgeführt werden, und zwar auf Grund der eigenen von seiner Gattin herausgegebenen Memoiren und seiner Correspondenz mit Manin. Auch für Deutschland, dessen politische Geschicke in alter wie in neuer Zeit mit denen der apenninischen Halbinsel so vielfach und so innig verflochten waren, ist das Leben des patriotischen Edelmannes, in dem sich die ganze Geschichte seines Vaterlandes während der letzten fünfzig Jahre abspiegelt, von hohem Interesse. Wie die Geburt eines Menschen, so geht auch die Geburt eines Staats, eines Volksganzen stets unter Schmerzen vor sich. Manches edle Leben fällt dem schweren Ringen zum Opfer; wer aber siegreich aus dem Leidenskampf hervorgeht, der darf mit Freuden und Genugthuung auf das Ergebniß seiner Mühen und Nöthen blicken. Die Weltgeschichte hat den Namen Pallavicino nicht mit einer so hell-

leuchtenden Glorie geschmückt wie den seiner Zeitgenossen und Mitstreiter Cavour und Garibaldi; aber als treuer, standhafter Arbeiter am Werke der Befreiung seines Vaterlandes steht er bei allen Freunden der neuen Staatsordnung Italiens in Ehren und Ansehen. Gehörte er doch zu der geringen Zahl adeliger Männer, welche, die Vorurtheile ihres Standes und die Vortheile ihrer Geburt geringer anschlagend als die Wohlfahrt der Nation, sich mit den freisinnigen, ja selbst revolutionären Volkselementen in Verbindung setzten, nur auf die Erreichung seines Lebenszieles, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Italiens, bedacht.

Mit Deutschland hatte Italien im 17. und 18. Jahrhundert auch die Zerrissenheit und Vielgestaltigkeit seines äußerlichen Staatswesens gemein. Die Halbinsel glich einer Musterkarte von kleinen unabhängigen Territorien. Von einem noch so lockeren Staatenbunde, von einem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit war keine Spur vorhanden. Durch die französische Revolution und Napoleons Machtherrschaft wurde einiger Wandel geschaffen. Blieb auch das Königreich Italien zunächst auf Piemont und die Lombardei beschränkt, war auch das Napoleonische Regiment von zu kurzem Bestand, als daß sich ein Nationalsinn, ein nationales Gesammtbewußtsein hätte bilden können, so kamen doch neue politische Ideen unter das Volk, so entstand doch der Glaube an die Möglichkeit eines einheitlichen Italiens. Das kameradschaftliche Zusammenleben der wehrhaften Jugend aller Landestheile unter dem Banner der Napoleoniden stärkte dieses nationale Bewußtsein. Und sah man denn nicht in allen Theilen der Halbinsel Bonapartische Dynastien? Und konnte denn nicht der Imperator, als er seinem Erbprinzen den Titel „König von Rom" beilegte, den geheimen Gedanken haben, die apenninische Halbinsel sammt den Inseln zu einem einheitlichen Königreich mit der Hauptstadt Rom zu vereinigen und zu einer Secundogenitur seiner Dynastie zu erheben? Alle diese Traumgebilde wurden durch den Wiener Congreß hinweggefegt. Die alten Territorialhoheiten wurden wieder hergestellt; an die Stelle der revolutionären Beweglichkeit und Wandelbarkeit der Bonapartischen Periode trat die Erhaltungspolitik Metternichs; die freisinnigen Ideen der Aufklärungszeit mußten einem clerical-reactionären System weichen. Durch die Schöpfungen des Wiener Congresses wurde Oesterreich der vorherrschende Staat des Apenninen-Landes. Sowohl sein eigener ausgedehnter Länderbesitz im oberen Italien als seine dynastischen Beziehungen zu den mittleren und kleineren Fürstenthümern begründeten diesen Vorrang. Diese Machtstellung suchte man in zwiefacher Weise auszunutzen, einmal, indem

man alles Nationalgefühl, alle Einheitstendenzen möglichst unterdrückte, sodann, daß man kein Regierungssystem aufkommen ließ, das einen liberaleren Charakter zeigte, als man in Mailand selbst zu gestatten gewillt war, insbesondere „das Repräsentativsystem mit den dazu gehörigen Institutionen" fern hielt. Deßhalb begünstigte man alle Bestrebungen, welche die Bonapartische Zeit mit ihren centralisirenden aufklärerischen Ideen in Vergessenheit zu bringen, einen engherzigen Particularismus zu erzeugen, der absolutistisch-clericalen Regierungsweise zum Siege zu verhelfen geeignet schienen. Die österreichische Herrschaft in Mailand und Venedig sollte als eine Befreiung von der revolutionär-militärischen Gewalt des Napoleonischen Kaiserthums erscheinen, das lombardisch-venetianische Volk sollte sich als Oesterreicher fühlen. Aber die Weltgeschichte lehrt, daß keine auf berechtigter Grundlage ruhende Idee, wenn sie einmal in den Geist eines Volkes eingedrungen ist, ganz ausgelöscht werden kann. Sie mag verdunkelt, zurückgedrängt werden, aber sie lebt im Stillen fort. In Italien zog sich die Idee eines nationalen Einheitsstaates in die geheimen Gesellschaften zurück; sie war der Hoffnungsstern der jüngeren Geschlechter. Auch Pallavicino-Trivulzio, 1796 in einem der vornehmsten Adelsgeschlechter Mailands geboren, trug sie tief im Herzen. Er befand sich als zwanzigjähriger Jüngling auf einer Reise durch Italien, als Murats Kriegsmanifest alle patriotischen Gemüther aufregte. Er wollte in das Heer eintreten, um für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen. Aber der Priester, der ihn als Mentor begleitete, verhinderte es. „Mein Herz, immer erfüllt von dem Gedanken an Italien, verdoppelte damals seine Schläge in der Hoffnung, den heiligsten und heißesten seiner Wünsche erfüllt zu sehen."

Ueber dreißig Jahre lastete das Metternich'sche System, das sein Urheber als „göttliche Weltordnung" darzustellen liebte, auf dem italienischen Volke. Jede geistige Bewegung, jede nationale Regung zu politischer Selbständigkeit, jede Art von Verbindung wurde mit Argusaugen überwacht, durch einen complicirten mit künstlicher Einheit ausgebildeten Organismus von Späherei, Polizei, Censur und wie die Mittel macchiavellistischer Staatskunst alle heißen, unterdrückt, das ganze Volksleben in eine Zwangsjacke eingeschnürt, jeder freie Hauch durch eine eherne Maske erstickt. Was in Mailand und Venedig zur Anwendung kam, wurde in Rom und Neapel, in Turin, Parma, Modena und anderwärts nachgeahmt und überboten. Nur in den geheimen Gesellschaften glühte noch ein Funke von Freiheit und Nationalität.

Der reiche Graf Friedrich Confalioneri, einst ein feuriger Parteigänger Habsburgs, gründete im Jahre 1821 einen politischen Geheimbund, dem auch Pallavicino nach seiner Rückkehr von einer längeren Reise beitrat. Bekanntlich war um dieselbe Zeit in der pyrenäischen Halbinsel der monarchische Absolutismus durch das liberale Cortesregiment gestürzt worden. Das Beispiel wirkte zündend auf Italien zurück. In Neapel und in Piemont kam es zu Militäraufständen und zu Verfassungsänderungen; in Mittelitalien war alles in Gährung; überall musterten die geheimen Gesellschaften ihre Streitkräfte; in Turin und Alessandria setzte die liberale und conspiratorische Partei ihr Vertrauen auf den Prinzen Karl Albert von Carignano, den präsumtiven Thronfolger, der bisher zu ihrer Partei gehalten hatte. In Alessandria proclamirte man die spanische Constitution und das „Reich Italien“; in Turin zogen die Aufständischen im Triumphe ein; im ganzen Lande wehte die dreifarbige italienische Fahne. Aus Mailand erschien eine Deputation, an ihrer Spitze Gaetano Castillia und Pallavicino-Trivulzio mit dem Anerbieten, aus Nationalgarden und Veteranen der Eugen'schen Armee eine Hilfsmacht ins Feld zu stellen. Allein im entscheidenden Momente verließ Karl Albert die Sache seiner bisherigen Freunde und Vertrauten. König Victor Emanuel hatte zu Gunsten seines abwesenden Bruders Karl Felix dem Throne entsagt und bis zu dessen Rückkehr dem Prinzen von Carignan die Regentschaft übertragen. Aber die Congreßmächte in Laibach, wo Metternich das entscheidende Wort führte, waren bereits übereingekommen, keine constitutionelle Regierung in Italien zu dulden und die liberalen Bewegungen mit Waffengewalt niederzuschlagen. So kam denn der Prinz in die peinliche Lage, entweder gegen Oesterreich zu Felde zu ziehen, oder die nationale Sache und ihre Führer aufzugeben. Er wählte das letztere. „Hoffen wir auf die Zukunft“, sprach er zu dem ihn mahnenden Pallavicino. Dadurch sicherte sich Karl Albert die künftige Thronfolge, die ihm auf dem Wiener Congreß zugestanden, aber in Laibach in Frage gestellt worden war. Seine liberalen Freunde dagegen wurden der Rache der Gegner geopfert. Nach der Schlacht von Novara, wo die Anhänger des liberalen Constitutionalismus unter der Führung des Kriegsministers Santa Rosa tapfer und kampfesmuthig gegen die feindliche Uebermacht stritten, löste sich das Heer der Aufständischen auf. Der Absolutismus unter priesterlicher und polizeilicher Obhut schlug von neuem seinen Sitz in Italien auf, die namhaftesten Führer suchten ein Asyl im Ausland, die Zurückbleibenden wurden mit Gefängniß und

Strafgerichten verfolgt. Die ganze Halbinsel wurde mit einem Netze polizeilicher Ueberwachung, mit einem System kaltherziger Quälerei und politischer Gerichtstyrannei überspannt. Die Zierden der Mailänder aristokratischen Gesellschaft, die Confalioneri, Borsieri, Tonelli, Arese u. A., wanderten in den Kerker, Andere, wie Pecchio, Bossi, Arconati, Porro, Berchet, sahen sich zur Flucht und Auswanderung gezwungen. Auch Pallavicino wurde von dem schwersten Geschick getroffen. Seine Mission nach dem Lager der Aufständischen in Piemont war kein Geheimniß geblieben. Um dem ersten Sturm zu entgehen, begab er sich mit Castillia nach der Schweiz. Nach einigen Monaten kehrten beide zurück. Aber die Argusaugen der österreichischen Polizei kamen ihnen bald auf die Spur. Gaetano Castillia wurde ins Gefängniß geworfen. Böse Zungen breiteten aus, der Marchese habe sich durch den Verrath des Gefährten Straflosigkeit erkauft. Da trat Pallavicino großmüthig für den Freund ein, indem er vor dem Untersuchungsrichter die Hauptschuld sich selbst zuschrieb. Aber in Wien hatte man für solche Handlungen des Edelmuths und der Treue kein Verständniß. Der Mailänder Edelmann, der mit den piemontesischen „Rebellen" in Verbindung gestanden, wurde zunächst zwei Jahre lang in gewöhnlicher Haft gehalten und dann auf zwanzig Jahre zu „schwerem Kerker" verurtheilt. Mit Ketten beladen wurde er als Staatsgefangener nach dem Spielberg geführt, wo er wie in einem Grabgewölbe, „aber ohne den Frieden des Grabes", schmachten mußte. Die spätere Wegführung nach Gradisca, dann nach Lubiana brachte keine Erleichterung seines schrecklichen Looses. Vergebens flehte die Mutter in Wien um Begnadigung des Sohnes. Der Kaiser gab die gleißnerische Antwort, er erkenne den heroischen Charakter des Marchese an, aber die unerbittliche Pflicht verlange, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe. Wahrlich, die italienischen Freiheitsfreunde jener Zeit wurden hart vom Schicksal bestraft, daß sie einem edlen Traumbilde nachjagten, das erst ein Menschenalter später zur Wirklichkeit werden sollte. Silvio Pellico's Buch über seine Gefangenschaft hat alle empfindsamen Seelen mit Schauder erfüllt über das Meer von Leiden und Drangsal, das durch die herzlose, rachsüchtige Politik der Hofburg über die italienischen Patrioten ausgegossen ward.

Die absolutistische Politik Metternichs erfuhr durch die Pariser Juli-Revolution in Italien nur eine vorübergehende Unterbrechung und Abschwächung. Das Orleans'sche Regiment war nicht gewillt, sich an die Spitze der revolutionären oder fortschrittlichen Parteien Europa's

zu stellen und gegen die conservativen Congreßmächte der Bourbonischen Zeit zu Felde zu ziehen. Nach einigen Reform- oder Umsturzversuchen kehrte allenthalben das ruhige politische Stillleben von ehedem zurück. Doch fehlte den Regierungen die frühere Sicherheit; ein unheimliches Gefühl, daß die politischen Dinge einer soliden Unterlage entbehrten, daß aller Zwang nicht vermögend sei, die unruhigen Geister niederzuhalten, bemächtigte sich der Staatslenker und führte sie zu größerer Mäßigung und Behutsamkeit. Nach dem Tode des Kaisers Franz im März 1835 wurden auch in Oesterreich einige Ketten gesprengt. Die politischen Gefangenen auf dem Spielberg erhielten die Erlaubniß, nach Amerika auszuwandern. Giorgio Pallavicino war durch die lange Gefangenschaft in seiner Gesundheit zu sehr geschwächt, als daß er die weite Reise hätte unternehmen können. Das Wiener Cabinet genehmigte, daß er in Prag internirt werde und von dort sich nach Karlsbad begeben dürfe. Damit begann für den Mailänder Edelmann eine neue Lebensperiode. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Prag gewann er die Liebe und die Hand eines jungen deutsch-böhmischen Fräuleins, Tochter eines angesehenen Gutsbesitzers. Sie blieb ihm eine treue liebevolle Gattin bis an sein Lebensende; sie ging mit voller Hingebung auf seine politischen Ansichten ein, sie theilte seine Lebensgeschicke, denen mehr trübe als sonnige Tage beschieden waren, sie gewann ihrer Familie die Herzen des Volks durch Handlungen der Menschenliebe und Selbstaufopferung; sie trug Sorge, daß sein Name unbefleckt blieb von dem Schmutze der Schmähung und Verläumdung. Denn die Adelskreise verziehen es dem Marchese nie, daß er seine eigenen idealen Wege ging, daß er, der Sprößling eines der ersten Mailänder Geschlechter, mit Demokraten und Republikanern verkehrte und des Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit über die persönlichen Interessen, über die Vorurtheile des Standes und der Geburt setzte. Die vierziger Jahre verbrachte Pallavicino theils in seiner Vaterstadt, theils in Paris. Mit klarem Blicke erkannte er die Fäulniß Frankreichs unter dem Juli-Königthum, wo, wie er im Jahre 1844 schrieb, alles feil und käuflich war, ein Scheinconstitutionalismus ohne Poesie und geistigen Aufschwung. Er trauerte, daß alle Bemühungen der italienischen Patrioten, die apenninische Halbinsel aus der politischen Zerrissenheit und Versumpfung zu retten und zu nationaler Freiheit und Einheit zu erheben, erfolglos zerronnen waren. Aber er erkannte auch, daß alle Zeichen der Zeit auf einen gewaltigen Umschwung hindeuteten, daß es nur eines Anstoßes bedürfe, um das alte Staatsgebäude in Trümmer

zu schlagen. In allen Ländern Europa's harrten italienische Flüchtlinge und Verbannte auf die Stunde der Heimkehr; ein Netz von conspiratorischen Geheimbünden, mit denen die Exulanten in ununterbrochener Fühlung standen, zog sich durch die ganze Halbinsel. Ein neuer weitverzweigter Verein, das „junge Italien" genannt, ein Werk des Genuesen Guiseppe Mazzini, nahm die alten Carbonari und die anderen patriotischen und freiheitlichen Brüderschaften in seinen Schoß auf. Unter der Aegide dieses merkwürdigen talentvollen Mannes, der das Complottiren und Conspiriren mit dem glühenden Eifer eines Apostels und Missionärs betrieb und ein ungewöhnliches Organisationstalent besaß, entfaltete die demokratisch-republikanische Propaganda eine unermüdliche Thätigkeit, um für die Freiheitsideen Genossen zu werben. Diesen Bestrebungen konnte Pallavicino nicht fremd bleiben, wenn er gleich keine demagogische oder agitatorische Natur war. Hatte er doch nach seiner eigenen Versicherung zu Gott und seiner Ehre geschworen, „mit allen seinen Kräften und selbst mit Hingebung seines Lebens für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zu wirken". Es ging damals ein frischer Luftzug durch Italien, der die Morgenröthe eines neuen Tages anzukündigen schien. In der Literatur machte sich die Ansicht geltend, ein freier nationaler Einheitsstaat könnte im Bunde mit der römischen Kirche ins Leben gerufen werden, ein regenerirtes Papstthum und eine veredelte Hierarchie mit einem nationalen Staatenbund Hand in Hand gehen. Der Wortführer dieser Idee war Gioberti. Mit ihm und mit vielen seiner Gesinnungsgenossen stand der „politische Märtyrer vom Spielberg" in vertrautem Verkehr. Ein junges Italien, wenn auch nicht im Sinne des Geheimbundes, der diesen Namen trug, hatte Leben gewonnen und regte seinen mächtigen Flügelschlag. Und was für die künftige Entwicklung der Dinge von Bedeutung werden mußte, die Hauptträger der neuen politisch-kirchlichen Reformationsideen lebten und wirkten in Piemont, das bisher als das italienische Böotien gegolten hatte. In Turin nahm auch Pallavicino Trivulzio mit anderen Patrioten seinen Wohnsitz. Er siedelte von seinem schönen Landsitz Fiorane bei Piacenza, wo er über den künstlerischen und literarischen Interessen stets seine wahre Lebensaufgabe, die Befreiung seines Vaterlandes im Auge behalten hatte, nach Piemont über. Dafür wurden später seine Güter im Mailändischen von der österreichischen Regierung mit Beschlag belegt. Der Tod des strengen hochconservativen Papstes Gregor XVI., der einen freisinnigen nationalgesinnten Prälaten im besten Mannesalter, Pius IX., zum Nachfolger

hatte, war in den Augen der Patrioten der Zeitpunkt, der ihre Ideale verwirklichen sollte. Und in der That stellte sich der neue Kirchenfürst, eine erregbare, phantasievolle Natur von ritterlichem Wesen und italienischem Blut, an die Spitze der Nationalbewegung und machte das Papstthum wieder zum politischen Mittelpunkte Italiens. Eine Reihe von Reformen im Sinne der Zeit erregte die Begeisterung des Volkes. Pio Nono wurde als der Messias der neuen Weltordnung gepriesen. Wie sehr es ihm manchmal schwindeln mochte, die Wogen der Volksgunst rissen ihn fort. Es erging ihm wie dem Grafen Greiers bei Uhland: „Da muß er in den Kreis; es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein". Ganz Italien war in einem aufgeregten Gemüthszustand, als Schlag auf Schlag die Nachrichten von der Pariser Februar-Revolution, von der Wiener Volkserhebung, von der Flucht Metternichs, wie Feuersignale über die Alpen drangen. In Kurzem stand die ganze Halbinsel mitten in der Revolution. Carlo Alberto von Piemont kehrte zu den freisinnigen Ideen seiner Jugend zurück und stellte sich an die Spitze der italienischen Heerhaufen, die wider die Oesterreicher ins Feld zogen. Feldmarschall Radetzky mußte in Verona und hinter den Wällen des Festungsvierecks Schutz suchen. In Mailand wurde eine provisorische Regierung eingesetzt. Bei dem Ausbruch der Bewegung beobachtete Pallavicino einige Zurückhaltung. Hatte er kein rechtes Vertrauen in Carlo Alberto, der als Prinz von Carignano die Liberalen getäuscht und verrathen, der dann als König mit der Reaction durch Dick und Dünn gegangen war und nun wieder die nationale Fahne hoch hielt? Den mahnenden Freunden mochte er wie der Schillersche Tell antworten: „Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen." Und er fehlte nicht in der entscheidenden Stunde. An dem fünftägigen Kampfe, der die Oesterreicher zum Abzug aus Mailand zwang, hat er tapfer theilgenommen; zugleich spendete er 50 000 Lire aus seinem Vermögen zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Menge. Aber er sollte sich der Freiheit seiner Vaterstadt nicht lange erfreuen. Schon am 6. August 1848 zog Radetzky wieder als Sieger in die Lombardenstadt ein. Die Häupter der Bewegungspartei, vorab der patriotische Adel, darunter auch Pallavicino, wanderten nach Piemont aus, um den österreichischen Strafgerichten zu entgehen und zugleich das Feuer der nationalen Befreiung wach zu halten. Im nächsten Frühjahr erfolgte eine neue Schilderhebung; aber sie hatte weniger Erfolg als die erste. In der unglücklichen Schlacht vor den Mauern von Novara im März 1849 wurden

die Hoffnungen der italienischen Patrioten vernichtet; und als einige Monate nachher auch die feste Lagunenstadt Venedig, wo das republicanische Regiment unter Daniel Manin tapferen Widerstand geleistet hatte, sich vertragsweise ergeben mußte, da breitete der Doppeladler seine Flügel aufs Neue über das lombardisch-venetianische Königreich aus. Auch im Kirchenstaat kehrte die alte Ordnung zurück, nachdem die römische Republik durch französische Truppen niedergeworfen und der tapfere Freischaarenführer Garibaldi zur Flucht nach Amerika gezwungen worden war, und Pio Nono gab durch öffentliche Bußgänge seine tiefe Reue über seine liberalen Sünden kund. Die italienische Erhebung der Jahre 1848 und 1849 hat neben einem idealen patriotischen Aufschwung auch viele Ausbrüche unüberlegter Leidenschaft, Thorheit und Verkehrtheit zu Tage gefördert; aber einen Ruhm kann man ihr nicht versagen — die Ehre der Nation wurde gerettet. Jahrhunderte lang der Gegenstand des Hohnes und der Verachtung anderer Völker, haben die Italiener bewiesen, daß sie noch die Waffen zu führen verstanden; und waren sie auch diesmal nicht minder durch die eigene Schuld als durch die militärische Uebermacht der Gegner erlegen, so ward doch durch diese Erhebung die Hoffnung geweckt und gestärkt, daß auch ihnen einst der Tag aufgehe, wo die nationale Einheit und gesetzliche Freiheit ein glücklicheres und würdigeres Volksleben begründen würden.

Wie in Deutschland ging auch in Italien in den stürmischen Jahren nicht in Erfüllung, was patriotische Männer gewollt und erstrebt haben; die Mittel und Kräfte waren zu schwach und ungeeignet; aber die Idee eines einheitlichen Staatsganzen lebte in Vieler Herzen fort; der glimmende Docht wurde nicht ausgelöscht.

2.

Bald nach der Katastrophe von Novara entsagte Carlo Alberto dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel und flüchtete auf verborgenen Wegen nach Portugal, wo er den kurzen Rest seiner Tage verbrachte. Dem neuen Könige lag nun die Aufgabe ob, die Kräfte seines Landes zu sammeln, die geschwächte Kriegsmacht zu stärken, durch Reformen und Gesetze im liberalen Sinne dem Staatswesen frisches Leben einzuhauchen, sich die Sympathien des freisinnigen Theiles der Nation zu erwerben. Ein ritterlicher Mann, der mit militärischem Geiste und festem Muthe ein Herz für vaterländische Interessen und

nationale Ehre verband, gewann Victor Emanuel bald das Vertrauen aller Männer des Fortschrittes, und er erwiderte dieses Vertrauen, indem er nationalgesinnte Räthe in sein Cabinet berief. Unter diesen nahm bald Graf Cavour den ersten Rang ein. Und so sehen wir in den fünfziger Jahren zwei politische Systeme in der Apenninischen Halbinsel in Thätigkeit, die, in Oberitalien wurzelnd, die ganze Nation in zwei Heerlager theilten, und indem sie sich auf die entgegengesetzten Principien und Interessen stützten, sich die Herrschaft mit verschiedenartigen Waffen streitig machten. Während Oesterreich im Bunde mit dem Papste, den Fürstenhöfen Mittelitaliens, dem Könige beider Sicilien, und unterstützt von dem Clerus den alten Conservatismus und Absolutismus festzuhalten bemüht war, stellte sich Piemont, „das Schwert Italiens", an die Spitze der nationalen Parteien, der Männer des politischen Fortschrittes und der kirchlichen Reformen.

Pallavicino war nach dem Falle Mailands nach Turin übergesiedelt und hatte sich in Piemont naturalisiren lassen. Er erwarb sich die Gunst und das Vertrauen Victor Emanuels und vergalt ihm mit Anhänglichkeit und Loyalität. Er wurde Deputirter und Senator. Die Ansicht, daß nur unter dem Kreuze Savoyens mit dem Schwerte Piemonts die Einheit und Unabhängigkeit Italiens errungen werden könne, wurde bei ihm zum politischen Glaubensbekenntnisse. Damals wimmelte es in Frankreich, Belgien und England von italienischen Flüchtlingen. Es waren darunter sehr ehrenwerthe Leute, die lieber Noth und Armuth ertragen, als ihren Grundsätzen entsagen wollten. Zu den bedeutendsten dieser Exulanten gehörten Gioberti und Manin. Sie sollten Beide die Heimath nicht wieder sehen, der schöneren Zukunft nicht theilhaftig werden. Mit diesen Männern unterhielt Pallavicino einen regen Briefwechsel. Auch reiste er wiederholt nach Paris, um mit den Gesinnungsgenossen in persönlichen Verkehr zu treten. Aus diesen Jahren stammt die Correspondenz mit Daniel Manin, welche Professor Maineri in Rom im Jahre 1878 herausgegeben hat. Sie ist von der höchsten Wichtigkeit für die Entstehung und den Gang der Ereignisse des Jahres 1859.

Mehr und mehr kamen die italienischen Patrioten zu der Einsicht, daß nur im engsten Anschlusse an das sardinisch-piemontesische Königshaus, die einzige Dynastie, in deren Adern italisches Blut rollt, die Herstellung eines einheitlichen Italien zu erhoffen sei, daß nur in einer constitutionellen Monarchie alle edleren vaterländischen Kräfte zu einem dauernden festen Staatswesen vereinigt werden könnten. Diesen Gedanken

erfaßte Niemand mit größerem Eifer als der ehemalige Dictator von Venedig und der Märtyrer vom Spielberg. In Flugschriften und Zeitungen wurde die Idee einer nationalen Erhebung unter dem Kreuze von Savoyen fort und fort verhandelt. „Ich erröthe nicht, zu sagen,“ schrieb einst Manin an den lombardischen Freund, „auf Piemont ruhen meine theuersten Hoffnungen. Hier spricht man unsere Sprache, hier weht unsere Fahne, hier ist noch ein Italien, das Blüthen treibt;“ und in einem Briefe vom Jahre 1855 sagt er: „Treu meinem Banner, ‚Unabhängigkeit, Einheit‘, weise ich alles zurück, was hiervon sich entfernt. Wenn das entstehende Italien einen König braucht, so darf es nur ein Einziger sein, der König von Piemont.“ Manin und Pallavicino bekämpften die revolutionär-republicanischen Agitationen Mazzini's, die nur dahin führen konnten, Spaltung zu erzeugen und das Blut der Patrioten in einzelnen fruchtlosen Aufständen ausströmen zu lassen. „Eure hunderttausend Soldaten der Zukunft sind eitel Dunst,“ schrieb der Marchese dem Republicaner von Genua. „Um die Heere der Fremdherrschaft zu schlagen, braucht es leibhaftige Armeen; deshalb bin ich piemontesisch.“ Eine Propaganda, deren Kopf Manin, deren Arm Pallavicino war, arbeitete unablässig für die Verwirklichung des Grundsatzes: „Unabhängigkeit und Einheit unter Victor Emanuel, König von Italien.“ Die Frucht dieser patriotischen Bestrebungen war der italienische Nationalverein, der sich in Kurzem über ganz Italien verzweigte und dem auch solche beitraten, die in ihrem Herzen Republicaner waren. Eine liberale Presse und politische Versammlungen unterhielten und nährten das patriotische Feuer. Von einer Ausgleichung mit Oesterreich wollten die Anhänger dieses Programms nichts wissen. Als Lord Russell ihnen vertraulich den Rath ertheilte, sich mit der österreichischen Regierung zu vertragen, die sich jetzt gewiß zur Verleihung größerer Volksrechte verstehen würde, sprach sich Manin in einer englischen Zeitung lebhaft gegen einen solchen Gedanken aus: „Wir verlangen von Oesterreich nicht, daß es in Italien human und liberal werde, was es auch gar nicht könnte, selbst wenn es die Absicht hätte; sondern wir verlangen, daß es aus Italien weggehe. Wir haben nichts mit seiner Humanität und seinem Liberalismus zu thun: wir wollen Herr in unserem Hause sein. Unser Zweck ist völlige Unabhängigkeit des ganzen italienischen Landes, Vereinigung aller Theile Italiens zu einem einzigen politischen Körper. Alle anderen Meinungsverschiedenheiten der Patrioten betreffen untergeordnete Fragen.“ Als die Mailändische Regierung, die allmählich in versöhnlichere Bahnen

einzulenken begann, die Beschlagnahme der Pallavicino'schen Güter aufhob, schrieb der Marchese am 1. Januar 1856 an Manin: „Seit vierundzwanzig Stunden leide ich wie ein Verurtheilter. Ich fürchte, die Maßregel ist nicht ein Schritt der Milde für alle, die von derselben Strafe betroffen sind, sondern eine Schlinge, um mich bei meinen Schicksalsgenossen zu verdächtigen und Spaltung und Mißtrauen zu erzeugen." Sein Verdacht war unbegründet, und Manin konnte dem Freunde Glück wünschen zu Wiedererlangung seines Vermögens. Nun konnten zur Unterstützung des Nationalvereins und der liberalen Presse größere Summen verwendet werden.

So war die Lage und Stimmung in Italien und bei der Emigration, als Graf Cavour auf dem Pariser Congreß im Frühjahr 1856 das berühmte Sündenregister der österreichischen Regierung gegenüber Italien vor dem europäischen Tribunal aufrollte und um Hilfe bat. Die piemontesische Armee hatte im Krimkriege an der Seite Englands und Frankreichs tapfer mitgefochten und nicht bloß Lorbeeren in die Heimath zurückgebracht, sondern sich auch den Dank dieser beiden Mächte verdient. Manches wurde in dieser und der nächsten Zeit geplant und vorbereitet. Wie oft verkehrte der gewandte Sicilianer Lafarina, das Haupt des von Manin und Pallavicino in den Grundlinien festgestellten Nationalvereins, in früher Morgenstunde heimlich mit Cavour! Der Minister wußte, daß eine revolutionäre Propaganda durch die ganze Halbinsel verbreitet sei, daß die Patrioten aller Orten mit Spannung den Moment des Losschlagens erwarteten; aber er ließ sie ruhig gewähren. Waren doch alle mit dem Fundamentalprincip einverstanden; nationale Einheit unter dem Kreuze Savoyens. Selbst Mazzini hielt mit seinen republicanischen Grundsätzen zurück, um keine Parteispaltung herbeizuführen, und Garibaldi, der aus Amerika heimgekehrte Freischaarenheld, ließ sich von Pallavicino für das monarchische Princip auf nationalliberaler Grundlage gewinnen und fügte sich der überlegenen Einsicht des klugen Staatsmannes und Diplomaten. Garibaldi und Pallavicino wurden bald die innigsten Freunde. Es waren congeniale Naturen, ehrlich und aufrichtig, die sich rasch verstanden; sie dienten dem Minister als Vermittler und Werkzeuge seiner hochfliegenden Ideen und gaben sich ihm vertrauensvoll hin, wenn auch nicht ohne Reserve und manchmal mit innerem Widerstreben. Pallavicino hegte den Verdacht, dem Staatsmann liege mehr die Vergrößerung Piemonts durch die Lombardei als die Gründung eines einheitlichen Italiens am Herzen. Da jedoch für beide Zwecke nur ein und derselbe Weg eingeschlagen

werden konnte, so ging die ganze liberale Partei zunächst Hand in Hand mit dem Grafen. Der Nationalverein mit seinem einfachen und klaren Programm war fortan der Mittelpunkt der freiheitlichen Bestrebungen, der Heerd, auf dem das vaterländische Feuer glühte.

Die berühmten Worte, mit welchen Napoleon III. die Neujahrswünsche des österreichischen Botschafters beantwortete, und die Thronrede Victor Emanuels bei Eröffnung der Kammern in Turin, „daß Sardinien nicht länger unempfindlich sein könne gegen den Schmerzensschrei des italienischen Volkes", gaben das Signal zu dem Kriege gegen Oesterreich im Jahre 1859. Pallavicino an der Spitze einer Commission des Nationalvereins legte eine durch Privatbeiträge gesammelte namhafte Geldsumme in die Hand des Königs, und Garibaldi übernahm die Führung der freiwilligen „Alpenjäger". Sie wollten zeigen, daß die Patrioten bereit seien, Gut und Blut für die Befreiung Italiens einzusetzen.

Auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino wurde die Lombardei von Oesterreich losgerissen und gleichzeitig durch die Thätigkeit des Nationalvereins die Freiheit und Unabhängigkeit der kleineren Fürstenthümer und die Union mit Piemont begründet. Der dreiundsechzigjährige Edelmann konnte nicht mehr in die Reihen der Kämpfer eintreten, aber jüngere Gesinnungsgenossen handelten in seinem Geiste und suchten das von ihm und Manin aufgestellte, von Lafarina ins Leben eingeführte nationale Programm zu realisiren. Aber die Begründung der Einheit Italiens wäre noch in weite Ferne gerückt worden, hätte nicht der volksthümliche Held Garibaldi die politischen und diplomatischen Netze, womit die Staatsklugheit die erregten Geister bestricken und die Geschicke der Nation von Neuem zu fesseln gedachte, mit elementarer Naturgewalt zerrissen. Die Gründung eines italienischen Gesammtstaates war keineswegs nach dem Sinne des französischen Kaisers; seine Absicht war, nach dem Vorbilde seines Oheims, eine Anzahl bonapartischer Clientelstaaten zu schaffen, die von Paris aus ihre politischen Lehren und Vorschriften erhalten sollten. Dieser Plan wurde durch die populare Kraft und den Gang der Ereignisse vereitelt. In solchen Entscheidungskrisen tritt die Weltgeschichte mit majestätischen Schritten einher, wie das Schicksal läßt sie sich in ihrem unberechenbaren Laufe weder hemmen, noch durch klügelnden Verstand ihre Wege und Ziele ablauschen. Wer unter den älteren Lesern erinnert sich nicht des mächtigen Eindruckes, als die Kunde in die Welt drang, Garibaldi sei mit einer Schaar Freiwilliger, die nicht viel über tausend Bewaffneter

betrug, am 6. Mai 1860 bei Marsala gelandet und habe im Laufe von wenigen Wochen die ganze Insel Sicilien bis auf die Citadelle von Messina wie im Sturm erobert? In Turin hatte man das Vorhaben nicht gehindert und nicht gefördert; und es mag zweifelhaft sein, ob die That des abenteuerlichen Helden ganz nach dem Sinne Cavours war. Um so sicherer ist es, daß Pallavicino um das kühne Unternehmen wußte, und daß er und seine Freunde vom Nationalverein dasselbe billigten und unterstützten. Denn nur durch eine ungewöhnliche überraschende That konnten die Unionsbestrebungen der Patrioten zum Ziele geführt, das Werk der nationalen Einigung vollendet werden. Seit der Fahrt des ersten Napoleon von Elba nach der französischen Südküste hat die Geschichte kein Ereigniß von so wunderbarer Wirkung zu verzeichnen, als Garibaldi's Triumphzug durch Sicilien und das neapolitanische Festland. Garibaldi wurde wie ein höheres Wesen, wie eine himmlische Erscheinung angestaunt. Die glühende Phantasie der Südbewohner erblickte in ihm den Nationalhelden, vor dem alle Feinde in den Staub sinken, alle Großen der Erde sich beugen müßten. Am Hofe in Neapel hatte man alle Haltung und alles Selbstvertrauen verloren. Nur die Königin Marie, eine bayerische Fürstentochter, bewahrte noch Muth und Würde. Als auf ihre Anregung König Franz II. am 6. September 1860 seine Hauptstadt verließ, um hinter den Linien des Volturno, gestützt auf die Festungen Gaeta und Capua sein Reich zu vertheidigen, hielt Garibaldi am folgenden Tage unter dem begeisterten Jubelruf der ganzen Bevölkerung seinen Einzug in Neapel. Er bestellte eine provisorische Regierung aus nationalgesinnten Männern und berief den alten Freund Pallavicino an seine Seite. „Kommt schnell, Italien und ich bedürfen Eurer. Es ist dringend nöthig, daß ich die Stadt verlasse.“ Schon am 11. September war der Marchese in Neapel. Es war hohe Zeit, daß er durch seinen Rath und festen Willen eine drohende Gefahr abwendete. Die überraschenden Erfolge des Feldherrn, der ohne militärische Macht bloß mit Hilfe des Volkes wie ein Triumphator von Palermo nach Neapel gezogen war und im Sturm ein Königreich erobert hatte, das so lange der Hort des Absolutismus gewesen, hatte die republicanische Partei mit Zuversicht und Selbstvertrauen erfüllt; sie gedachte über den Thron hinauszuschreiten, die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens ohne königliche Mitwirkung zu begründen. Die radicalen Führer hatten den militärischen Volksmann umstrickt und mit Mißtrauen gegen die Politik Cavours erfüllt, dem der General es nie verzieh, daß er durch die Abtretung von Nizza an Frankreich ihn „zum

Fremdling gemacht in seinem Vaterlande". Er zögerte mit der Verkündigung der Annexion an Piemont. Da erschien Pallavicino und hielt den Sieger bei der Fahne der Union auf Grund der constitutionellen Monarchie fest. Der General wendete dem bewährten Patrioten sein ganzes Vertrauen zu; als er gegen die neapolitanischen Truppen ins Feld zog, ernannte er denselben zum Prodictator in Neapel. Wie sehr immer Mazzini, Crispi und die Radicalen und Particularisten seiner Umgebung die Durchführung der Annexion zu verhindern suchten, der Gedanke der Unification unter dem constitutionellen Scepter Savoyens gewann immer mehr Boden. Allenthalben sprach sich die öffentliche Meinung in Reden, Adressen und Denkschriften zu Gunsten des unbedingten Anschlusses aus. Dieser Umschwung war hauptsächlich dem Einflusse Pallavicino's zu danken. Ehe er die ihm von Garibaldi übertragene Stelle annahm, war er nach Turin geeilt, um des Königs Einwilligung nachzusuchen und das Mißtrauen zu verscheuchen, das man in Regierungskreisen gegen den Feldherrn der Revolution hegte. Er war, wie sich ein italienischer Schriftsteller ausdrückt, in Neapel der Advocat Cavours, in Turin der Advocat Garibaldi's. Mit der Approbation aller Handlungen der provisorischen Regierung beider Sicilien kehrte Pallavicino nach Neapel zurück. Er widmete sich mit unermüdlicher Thätigkeit den schwierigen Staatsgeschäften. Er beschwor Mazzini in einem Briefe, voll Einheit und vaterländischer Hingebung die Entsagung zu üben, die stets das „Zeichen großer Seelen sei", indem er Neapel verlasse und keine Spaltung erzeuge. So vergalt der lombardische Edelmann dem König von Piemont den Schutz, den er ihm in seinen Staaten gewährt. Als Victor Emanuel an der Spitze des Heeres, das soeben nach dem siegreichen Kampfe bei Castelfidardo gegen den französisch-päpstlichen General Lamoricière Ancona und den größten Theil des Kirchenstaates unterworfen, in Sessa einzog, ließ sich Garibaldi bewegen, die dictatorische Gewalt in des Königs Hand niederzulegen und die Vollendung des großen Werkes der Befreiung und Einigung Italiens, das er mit begeisterter Hingebung begonnen und das seine ganze Seele erfüllte, einem stärkeren Arm anzuvertrauen. Nachdem er Victor Emanuel in Sessa als „König von Italien" begrüßt und mit den Worten „Sire, ich gehorche!" den verlangten Verzicht auf den Oberbefehl geleistet, zog er an des Königs Seite in Neapel ein, begleitet von dem Prodictator Pallavicino, und kehrte dann, seine Kampfgenossen dem besonderen Schutze des Monarchen empfehlend, nach der einsamen Insel Caprera zurück, jeden Lohn und jede Aus-

zeichnung von sich weisend. Es war der größte Moment in dem vielbewegten Leben des italienischen Patrioten. Er hatte sich selbst überwunden. Wie viel Abenteuerliches und Verkehrtes Garibaldi in seinen späteren Jahren selbst unternommen hat: die That des 20. October 1860 hat seinen Namen in die Reihe der vaterländischen Helden aller Zeiten gestellt. Und an diesem Ruhm hat Pallavicino den größten Antheil gehabt. Als die Republicaner und die Gegner der unbedingten Union in einer stürmischen Sitzung zu Caserta die Oberhand zu gewinnen schienen, da hatte Pallavicino seine Entlassung verlangt und durch diese ernste Entschlossenheit den Dictator auf seine Seite gezogen.

Und wie Pallavicino dem König Victor Emanuel stets ein dankbares und loyales Herz bewiesen hatte, so vergaß er auch nie, daß ihm Garibaldi in den Tagen, wo eine schwere Krisis über Italiens Geschick schwebte, Glauben und Vertrauen geschenkt hatte, und bewahrte ihm seine Freundschaft auch in Zeiten, da ihre Wege auseinandergingen.

Italien war ein monarchischer Einzelstaat geworden, aber nicht, wie Anfangs die Losung lautete, „frei bis zur Adria“; nicht war die Verheißung Garibaldi's erfüllt worden, daß „vom Quirinal aus“ das Königreich Italien proclamirt werden sollte. Noch war Venetien und das Gebiet von Rom nicht in den Besitz Victor Emanuels übergegangen; jenes wurde von einer Großmacht gehütet, dieses von der katholischen Welt Europa's geschützt. Die piemontesische Regierung konnte nicht daran denken, diese Landestheile zu annectiren. Es wäre daraus ein neuer Krieg entstanden, der die ganze Errungenschaft des Jahres 1860 wieder in Frage gestellt hätte. Jetzt lag die schwierige Aufgabe vor, auf dem wenig dankbaren Wege diplomatischer und politischer Transactionen bald das Mißtrauen und die Abneigung der auswärtigen Höfe zu beseitigen, bald dem Ungestüm der vorwärts eilenden Revolutionspartei zu wehren, bald die reactionären Bewegungen, die von Rom aus geschürt und unterstützt wurden, mit starker Hand niederzuhalten, bald die malcontenten Elemente, die Particularisten und Municipalisten, zu versöhnen oder unschädlich zu machen. Sollte die große Idee der nationalen Einigung nicht wie ein schönes Traumbild nach kurzer Zeit wieder entschwinden, nur als glänzendes Phänomen am geschichtlichen Horizont ein flüchtiges Dasein feiern, so bedurfte es einiger Jahre der Ruhe und des Friedens, um das Gewonnene zu ordnen und zu consolidiren, das Zerstreute zu sammeln, die äußerlich verbundenen Glieder auch innerlich zu einigen und zu verschmelzen, um der neuen Schöpfung die Sympathieen des Auslandes zu gewinnen. Diese

Politik des Erhaltens und stillen Fortbauens mißfiel den patriotischen Heißspornen, den „Italianissimi". Sie empfanden es mit großem Verdruß, daß die Einheit Italiens eine unvollständige sei, so lange Venetien in den Händen Oesterreichs sich befände, daß die italienische Königskrone ihres schönsten Schmuckes entbehrte, so lange Rom einer anderen Macht gehorche. Der romantische Zug der Zeit verlangte, daß der König von Italien vom Capitol aus das geeinigte Reich beherrsche. „Rom und Venedig" war der von Mazzinisten und Radicalen erhobene Ruf, der die aufgeregten Geister nicht zur Ruhe kommen ließ. Von dieser Bewegung ließ sich auch Garibaldi fortreißen. Ein militärischer Mann, der einen großen Theil seines Lebens in republicanischen Staaten zugebracht, der fast immer in Kampf und Opposition gegen monarchische Herrschaften gestanden, der in seinen idealen Weltanschauungen, in seiner opferfreudigen Liebe für Freiheit und Vaterland die Macht der realen Verhältnisse nicht kannte und würdigte, mußte an der zögernden Politik der Turiner Regierung Aergerniß nehmen. Graf Cavour war am 6. Juni 1861 im einundfünfzigsten Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden; aber seine Nachfolger Ricasoli und Rattazzi verfolgten dieselbe Bahn. Wie hätten sie angesichts der Briganten-Aufstände in Neapel und Sicilien in eine neue kriegerische Action, die sie mit Oesterreich und Frankreich verfeindet hätte, eintreten sollen? In Turin glaubte man der revolutionären Bewegung, die besonders im Süden in gewaltthätiger Weise hervortrat, am sichersten zu begegnen und ihre weitere Verbreitung zu verhindern, wenn man mit der Verwaltung Siciliens einen Patrioten betraute, der, wie Pallavicino, sich der allgemeinsten Achtung und Anerkennung erfreute und mit Garibaldi befreundet war. Man ernannte ihn zum Präfecten von Palermo, und als der alte Herr Bedenken trug, die schwierige Mission zu übernehmen, drang Rattazzi, ja der König selbst so lange in ihn, bis Vaterlandsliebe und Loyalität in seiner Seele den Sieg davontrugen. Er übernahm das wichtige Amt und landete im Mai 1862 in Palermo. Sein redlicher Eifer für Herstellung und Erhaltung der Ordnung blieb nicht erfolglos. Die gemäßigte Partei unterstützte die Bemühungen des vaterländischen Mannes. Aber die Actionspartei gewann die Oberhand über Garibaldi. Er beschloß, den Waffengang, den er vor zwei Jahren gegen Neapel gerichtet, nunmehr gegen Rom zu kehren. Im Juni 1862 segelte er von Genua nach Palermo, wo sich bald viele Freiwillige zu seiner Fahne sammelten. Die thatendürstende Jugend schloß sich um so eifriger an, da die

Actionspartei die Meinung zu verbreiten gewußt, als sei die Regierung insgeheim mit dem Unternehmen einverstanden und werde, wie bei der früheren Fahrt, dem General nichts in den Weg legen. Vielleicht hegte Garibaldi selbst diesen Glauben. Auch im Auslande gab man sich dieser Meinung hin und Napoleon sandte drohende Worte nach Turin. Da mußte die Regierung Ernst zeigen. Eine Proclamation des Königs vom 8. August sprach unumwunden aus, „daß derjenige nicht der Fahne Italiens folge, der die gesetzlichen Schranken durchbreche und die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gefährde, indem er sich eigenmächtig zum Herrn seiner Geschicke aufwerfe". Dies waren schwere Tage für das Herz Pallavicino's. Er sah sich vor die peinliche Alternative gestellt, entweder dem König und der Turiner Regierung ungehorsam zu sein oder den alten Freund und Waffengenossen zu bekämpfen. Vergebens wandte er alle Mittel der Ueberredung an, um den General von seinem Vorhaben abzubringen. „Ich habe es auf meinen Degen geschworen und muß Wort halten," lautete die feste Antwort.

In diesem Conflict zwischen Pflicht und Pietät faßte Pallavicino den Entschluß, sein Amt niederzulegen. Als er sich überzeugt hatte, daß die Regierung entschlossen sei, selbst mit Gewalt gegen Garibaldi vorzugehen, übergab er seine Vollmacht dem ersten Beamten und kehrte nach Piemont zurück. Am 28. August erfolgte das Treffen von Aspromonte, aus dem Garibaldi verwundet nach Varignano im Golf von Spezia getragen wurde. „Der Löwe von Caprera ist geschlagen und gefangen," schrieb Pallavicino, „aber die Principien der italienischen Revolution sind nicht gefesselt, wie die Menschen, sie leben fort."

Damit schloß das öffentliche Leben Pallavicino's. Die folgenden Jahre verbrachte er mit Studien, mit Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten, mit der Abfassung kleiner politischer und publicistischer Schriften über Zeitfragen, mit Sitzungen im Senat. Er hielt fest an dem Principe der Volkssouveränetät, möge dieselbe in einer constitutionellen Monarchie oder in einer republicanischen Staatsform zum Ausdruck kommen. Die Freiheit und Wohlfahrt des Vaterlandes ging ihm über alles; mit welchen Mitteln und mit welchen Formen diese höchsten Güter erreicht werden könnten, galt ihm als eine untergeordnete Frage. „Wir wollen ein einiges und untheilbares Italien um jeden Preis!" rief er im Jahre 1865 im Senat aus und widerrieth jeden Frieden, so lange der Fremde noch in der Halbinsel gebiete. Im nächsten Jahre folgte die Annexion von Venetien; es war die Vergeltung für die fast

vierzehnjährige Gefangenschaft in Spielberg. Vier Jahre später zogen die Franzosen aus der Tiberstadt weg und Rom wurde die „Capitale" von Italien und die Residenz des constitutionellen Königs Victor Emanuel. Wie viele deutsche vaterländische Männer in der gleichzeitigen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, so erlebten Pallavicino und seine Mitkämpfer die Erfüllung ihrer schönsten Jugendträume. Geschwächten Leibes durch Krankheit und Alter, aber frisch und empfindlich in Geist und Gemüth verfolgte er als Senator in Rom mit Interesse alle ferneren Schicksale seines geliebten Vaterlandes, bis er in dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren auf seiner Besitzung Genestrello bei Voghera am 5. August 1878 starb und auf dem Familiengute San Fiorano beigesetzt ward. Dort, wo er so oft und so gern geweilt und seinen Studien und schriftlichen Arbeiten obgelegen, wollte er auch begraben sein. Ganz Italien trauerte bei der Nachricht von seinem Tode.

In dem kurzen Nekrolog der „Allg. Ztg." aus Florenz hieß es: „Ein edler, hingebender Patriot, gehörte Pallavicino zu jenen fleckenlosen Charakteren, die Freund und Feind Achtung und Ehrfurcht einflößen." Von ihm gilt in vollem Sinne der Ausspruch: Vir integer vitae et tenax propositi.

Dem ersten Band der „Memorie di Giorgio Pallavicino publicate per cura della moglie", Turin 1882, ist ein Porträt des italienischen Patrioten vorangestellt. Eine hohe, breite Stirn, ein schwärmerisch sinnendes Auge, ein elegischer, fast melancholischer Ausdruck um den Mund und im Gesicht lassen seine hervorstechenden Charakterzüge errathen. Man empfängt bei dem Anblick eine Empfindung, wie bei dem Lesen der „prigioni" von Silvio Pellico.

II. Entstehung des italienischen Einheitsstaates.

1.

Im November 1883 haben wir in der Beil. zur Allgem. Ztg. unter dem Titel „Ein italienischer Patriot" die Thaten und Schicksale des Mailänder Edelmannes Giorgio Pallavicino-Trivulzio an der Hand der italienischen Geschichte während eines halben Jahrhunderts, auf Grund von Denkwürdigkeiten, Briefsammlungen und monographischen Schriften, in den markantesten Zügen und in weiten Umrissen dargestellt. Die Artikel haben jenseit der Alpen eine wohlwollende Aufnahme gefunden,

so daß sie auf Anregung der würdigen Frau Marchesa in eine elegante italienische Broschüre übertragen wurden. Das unten angegebene Buch[1]), das uns durch die Güte des Verfassers überreicht wurde, hat einen ähnlichen Zweck, wie jene biographisch-historischen Umrisse, nur daß sie, für Italiener berechnet, in einen umfangreicheren Rahmen gefaßt sind und nicht die Lebens- und Leidensgeschichte eines einzelnen Mannes zum Mittelpunkt und zum Zettel des Geschichtsgewebes machen, sondern die Erlebnisse des gesammten italienischen Volkes, die reactionären Experimente, wie die revolutionären Gegenschläge während desselben Zeitraums in sich schließen. Das Buch wird angekündigt als der Vorläufer eines größeren Werkes, welches die letzte Epoche der Geschichte Italiens von 1789 bis 1870 zur Darstellung bringen soll, somit ein Seitenstück und eine Weiterführung des bekannten Geschichtswerkes von Botta sein wird.

In den erwähnten Artikeln über Pallavicino heißt es: „Wie die Geburt eines Menschen, so geht auch die Geburt eines Staates, eines Volksganzen stets unter Schmerzen vor sich. Manches edle Leben fällt dem schweren Ringen zum Opfer; wer aber siegreich aus dem Leidenskampf hervorgeht, der darf mit Freude und Genugthuung auf das Ergebniß seiner Mühen und Nöthen blicken.“ Das Buch von Carrano ist eine Bestätigung dieses Ausspruches. Es führt uns durch Winterstürme und Todtenfelder bis zu der Grenzscheide, wo das vielumstrittene Kampfziel erreicht und der Grundstein eines rühmlicheren Daseins in den Boden gesenkt ward. Und auch in Beziehung auf die bewegende Kraft, die den großen Kampf beseelte und lebendig erhielt, bestätigt der Verfasser den Spruch, den wir an demselben Orte aufgestellt haben: „Die Weltgeschichte lehrt, daß keine auf berechtigter Grundlage beruhende Idee, wenn sie einmal in den Geist eines Volkes eingedrungen ist, ganz ausgelöscht werden kann. Sie mag verdunkelt, zurückgedrängt werden, aber sie lebt im Stillen fort.“ Die Idee einer nationalen Einigung aller italienischen Lande, die unter der bonapartistischen Herrschaft durch manche Momente angeregt und genährt, durch die Schöpfungen des Wiener Congresses aber erdrückt und erstickt worden war, zog sich in die geheimen Gesellschaften zurück; sie war das heilige Feuer, das unter den nicht immer reinen Brennstoffen des Köhlervereins, des weitverzweigten Carbonaribundes, fortglimmte, der Hoffnungsstern der jüngeren Geschlechter.

---

[1]) Francesco Carrano, Ricordanze storiche del risorgimento italiano 1822—1870. Con 7 piani e 3 schizzi topografici. Torino, E. Casanova, 1885.

Wie Carrano in der Vorrede sagt, war der höchste Zweck des ganzen Regenerationskampfes die Erwerbung der Freiheit, der Unabhängigkeit und der nationalen Einheit, die, wie er des weiteren darthut, nur vereinigt die Wohlfahrt eines Staates begründen können. In seiner Beweisführung versteigt er sich zu geschichts-philosophischen Betrachtungen. In Deutschland hat man es in neuerer Zeit aufgegeben, den gesetzmäßigen Verlauf der Weltgeschichte a priori nachzuweisen, dem Lenker der Menschen- und Völkergeschicke gleichsam in die Werkstätte zu schauen und die Gesetze der Historik aus einem logischen Causalnexus zu deduciren. Wenn wir einem historischen Räthsel gegenüberstehen und den Schlüssel der Offenbarung nicht zu entdecken vermögen, werden wir manchmal des alten Burschenschaftsliedes gedenken, worin es heißt:

„Das Band war zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt."

Im Auslande macht man noch eifrig den Versuch, das Buch mit den sieben Siegeln zu lösen, um nachzuweisen, daß in der Menschenwelt ebenso wie in dem Natur-Universum ein ewiges Gesetz herrsche und in allen Phänomenen sich wirksam zeige, daß die menschliche Willensfreiheit nur Wahn und Aberglaube sei. Diese Auffassung leidet an derselben Unzuträglichkeit und Einseitigkeit, wie der theokratische Satz, daß alles Geschichtliche sich durch die göttliche Vorsehung nach einem ewigen Rathschluß vollziehe. Man mag an das Eine oder an das Andere glauben; aber so lange unser Geist in Körperschranken befangen ist, wird man mit Lessing sagen müssen: „Vater, gieb mir den inneren regen Trieb, nach der Wahrheit zu forschen, wenn auch mit dem Zusatze des Irrthums, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Auch unser Verfasser ist nicht frei von der doctrinären Ansicht, daß die Geschicke der Völker sich nach einem ewigen Gesetze vollziehen, daß dieses Gesetz in den Phänomenen der Weltgeschichte sich begreifen und erkennen lasse, und daß es einen stetigen Fortschritt in der menschlichen Freiheit constatire, und er beruft sich in seinen Argumentationen zu dieser Ueberzeugung auf Aussprüche von Vico und Macchiavelli, von Herder und Hegel, wie er sich denn in dem ganzen Buche als einen belesenen schriftkundigen Mann zeigt. Sobald er jedoch zu der Darstellung der Thatsachen gelangt, berichtet er ruhig und wahrheitsgetreu

den Verlauf der Begebenheiten in präciser Form und klarer, einfacher Sprache, mehr annalistisch als pragmatisch, wie es für ein Buch paßt, das für einen größeren Leserkreis berechnet ist, welcher die wechselvolle Leidens- und Auferstehungsgeschichte des italienischen Volkes noch einmal mit innerer Befriedigung an seiner Seele vorübergehen lassen will. Jeder Leser wird voll Theilnahme und Sympathie auf die heiligen Streiter zurückblicken, die ihm das Palladium der nationalen Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit errungen; und wenn er auch nicht mit pharisäischer Selbstgefälligkeit in die Worte Wagners im „Faust" ausbrechen wird: „Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht", so darf er doch eingestehen, daß er manches Auge flammen sah und manches Herz klopfen hörte.

Herr Carrano schließt seine einleitende Vorrede mit folgender Bemerkung: Der Weg, den Italien gemacht hat, um zur Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit zu gelangen, gleicht einem historischen Drama in drei Acten: der erste, den man als den Act der jugendlichen Begeisterung bezeichnen darf, stellt die Volkserhebungen und die Unabhängigkeitskriege dar, welche, obwohl sie mit einer Niederlage endigten, nothwendige Vorspiele einer glücklicheren Zukunft waren. Der zweite Act, der das Aufraffen und Sammeln der Seelen darlegt, zeigt die wirksamen Vorbereitungen im freien Piemont, ganz darauf gerichtet, nach dem Unfall von Novara eine männliche Erhebung zu ermöglichen, und berührt nur nebenbei die Reactionen in den anderen Staaten. Der dritte Act endlich, der uns die Handlungen des erwachten nationalen Bewußtseins vorführt, beginnt mit der einträchtigen Union der liberalen Parteien unter dem Banner des Königs Victor Emanuel, wodurch dem italienischen Volke die Möglichkeit gegeben war, in Verbindung mit Frankreich den Sieg über Oesterreich davonzutragen, 1859 und im folgenden Jahre allein mit seinem eigenen Heere die Truppen des Papstes und des Königs der beiden Sicilien zu überwinden. Die Fortsetzung bildete die Erwerbung von Venetien, trotz der verlorenen Schlachten von Custozza und Lissa, und die Vollendung der Einnahme Roms. Als Victor Emanuel in die neue Capitale einzog, sprach er: „Bis hieher sind wir gekommen und hier wollen wir bleiben." Und wohl blieb er da, begrüßt als König von Italien von den befreiten Völkern und als solcher anerkannt von den Potentaten Europa's. Das historische Drama in drei Acten, das uns Carrano vorführt, ist keine Divina Commedia. Es zeigt uns nur die zwei Stationen des großen Weltdrama's des florentinischen Sängers, die Hölle und das Fegefeuer,

und zwar nicht geschieden durch unübersteigliche Abstufungen, sondern gemischt und durchkreuzt. Die Beendigung der beiden Zustände führte nicht zum Paradies, das der Menschheit in ihrem Erdenwallen ewig verschlossen bleiben wird, das nur im Reiche der Ideen seine Heimstätte hat. Wie in Dante's Dichtung ist auch in dem italienischen Freiheits- und Unabhängigkeitskampf die erste Abtheilung von 1822 bis 1849 die scenenreichste und peinvollste, aus der kein Ausgang und keine Erlösung zu erblicken ist. Wenn der Verfasser die nationalen Erhebungen, die im Anfang der zwanziger und am Ende der vierziger Jahre im oberen und unteren Italien zum Ausbruch kamen, als die Periode des jugendlichen Enthusiasmus bezeichnet, so trifft das Gleichniß nur in so weit zu, daß die patriotischen Heißsporne sich leichten Herzens in einen Kampf einließen, dessen unglücklicher Ausgang vorauszusehen war. Der jugendliche Enthusiasmus wagte sich an eine Aufgabe, die so wenig gelingen konnte, als wenn Knaben ein festes Bollwerk oder eine Felswand mit Rohrpfeilen erschüttern zu können glauben. Die revolutionären Aufstände, die im Jahre 1822 gleichzeitig in den drei südlichen Halbinseln Europa's zum Ausbruch kamen, vermochten gegen die reactionären Gewalten, welche Metternichs Erhaltungspolitik in einen solidarischen Bund vereinigt hatte, nicht aufzukommen, obwohl sie die Sympathieen aller Liberalen auf ihrer Seite hatten. Die losen Elemente einer wenig disciplinirten Volkswehr prallten ab an den stahlfesten Reihen der monarchischen Heere.

Wir haben in dem erwähnten Artikel über Pallavicino den Ausgang der piemontesischen Erhebung und die traurigen Folgen, welche die Niederlage bei Novara und die Katastrophe in Neapel für die italienischen Patrioten mit sich brachten, in kurzen Zügen angedeutet. Die Kerker füllten sich mit Gefangenen; in allen Ländern irrten Flüchtlinge umher; einige der namhaftesten Führer, wie Santa Rosa und Collegno, suchten in Griechenland und Spanien einen neuen Schauplatz für ihre freiheitlichen Bestrebungen. In Piemont mußten österreichische Besatzungen als Hüter der Ruhe und Stabilität auf Kosten des Landes unterhalten werden. Unter ihrem Schutze übten Kriegsgerichte und Untersuchungscommissionen ihr peinliches Geschäft.

In diesen entscheidenden Momenten hat der präsumtive Thronfolger Karl Albert, Prinz von Carignano, eine zweideutige Rolle gespielt. Er hatte es bisher mit der liberalen Partei gehalten, ihr Haupt, Santa Rosa, zum Kriegsminister erhoben und durch diese Hinneigung den Aufstand gefördert. Aber aus Furcht, von dem Fürstencongreß in

Laibach seines Erbfolgerechtes verlustig erklärt zu werden, hatte er seine seitherigen Gesinnungsgenossen in der Stunde der Entscheidung verlassen und dadurch eine Spaltung erzeugt, welche den kläglichen Ausgang wesentlich herbeiführte. Diese Haltung hat ihm die Sympathien aller Freisinnigen geraubt und ein tiefes Mißtrauen in den Reihen der Patrioten erzeugt.

Carlo Alberto war nicht ohne edle Züge und Regungen, aber wankelmüthigen Charakters und der Verstellung zugeneigt, wenn schwierige Verwicklungen oder wechselvolle Zeitströmungen hereinbrachen. Um in den Augen der conservativen Mächte den Flecken abzuwaschen, den er sich durch seine liberalen Hinneigungen zugezogen, ging er mit vollen Segeln in die reactionär-clericale Politik ein. Er übernahm den Oberbefehl eines französischen Regiments, als der Herzog von Angouleme die Pyrenäen überstieg, um im Auftrag des europäischen Areopags die spanische Verfassung niederzuwerfen, und als zehn Jahre später die Herzogin von Berry nach der Vendée sich begab, um eine legitimistische Insurrection in Scene zu setzen, stellte er ihr ein Schiff zur Verfügung. Welche Gefühle mußten ihn beschleichen, wenn er in den Reihen der Liberalen Hunderte von italienischen Flüchtlingen aus seinen früheren Parteigenossen sich gegenüberstehen sah? Und dennoch hat er auch in den Metternichschen Kreisen niemals sich aufrichtiges Vertrauen und volle Zufriedenheit zu erwerben vermocht. Man nimmt die Renegaten auf und bedient sich ihrer bei Gelegenheit, aber trotz allen Eifers gelten sie nie als völlig Ebenbürtige.

Und in der That trat es auch mit der Zeit zu Tage, daß Carlo Alberto kein ganz zuverlässiger Bannerträger der heiligen Allianz sei. Wie wenig auch die Juli-Revolution, sobald sich das Bürgerkönigthum Louis Philippe's im sicheren Besitze der Herrschaft glaubte, die Metternichsche Stabilitätspolitik in ihrem Gang und Bestand störte, in den dreißiger und vierziger Jahren zog ein schärferer Luftzug durch die Welt, der die künstlichen Staatengebilde des Wiener Congresses zu erschüttern drohte.

Namentlich spürte man in der appenninischen Halbinsel bald da bald dort vulcanische Eruptionen, die als Symptome eines mächtigen Feuerherdes betrachtet werden konnten. In allen Ländern Europa's harrten italienische Flüchtlinge und Verbannte auf die Stunde der Heimkehr, wie in früheren Jahrhunderten die Guelfen und Ghibellinen, aber nicht wie diese egoistische Zwecke, Rache und Selbstherrschaft im Auge, sondern höhere vaterländische Ziele. Ein Netz von conspiratorischen

Geheimbünden, mit denen die Exulanten in ununterbrochener Fühlung standen, war über den ganzen italienischen Boden gespannt. Ein neuer weitverzweigter Verein, das „junge Italien“ (Giovane Italia) genannt, ein Werk des Genuesen Giuseppe Mazzini, nahm, wie schon im vorhergehenden Aufsatz erwähnt, die alten Carbonari und die anderen patriotischen und freiheitlichen Bruderschaften in seinen Schooß auf.

Viele Jahre hindurch hat man den Namen Mazzini in dem monarchischen Europa auf eine Linie gestellt mit dem römischen Verschwörer Catilina. Und doch wie verschieden waren beide an Charakter und Tendenzen! Mazzini hat nie wie der Sullanische Wüstling dem Ungestüm seiner selbstsüchtigen Natur, eines nach Genuß und Gewaltherrschaft strebenden blutdürstigen Temperaments Folge geleistet. Sohn eines genuesischen Arztes von demokratischer Gesinnung, hatte Mazzini schon im elterlichen Hause die Luft der Freiheit und des Republicanismus eingeathmet und ist wie Hannibal den jugendlichen Eindrücken bis zu seinem Tode ohne Wanken treu geblieben. Ein gewandter, talentvoller Mann von gewinnendem Aeußeren, der wie der alte Proteus der Fabel überall bemerklich war und doch nirgends ergriffen werden konnte, übte er eine mächtige Thätigkeit. Er betrieb das Complottiren und Conspiriren mit dem Feuereifer eines Apostels und Missionärs und gab der demokratisch-revolutionären Propaganda durch sein ungewöhnliches Organisationstalent einen mächtigen Aufschwung. Unter seiner Aegide gewann die Idee der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens immer mehr Verbreitung. Es soll nicht gerechtfertigt oder vertheidigt werden, daß Mazzini bald da bald dort Aufstände hervorrief, die über manche Familien tiefe Trauer brachten, manches junge Leben in Tod und Verderben stürzten. Das Blut der Brüder Bandiera und ihrer Gefährten in Cosenza wird schwer auf dem Gewissen des Agitators gelastet haben. Aber in so weit dürfen wir dem Verfasser unseres Buches zustimmen, daß kein anderer Mann so viel beigetragen hat, die Idee der italienischen Freiheit und Unabhängigkeit lebendig zu erhalten und in weiteren Kreisen zu verbreiten, als Giuseppe Mazzini. So lange das monarchische Europa unter dem Banne der Metternichschen Erhaltungspolitik lag, gingen seine Ziele weiter; er wollte die „göttliche Weltordnung“, wie Metternich sein System nannte, durch eine demokratische Republik niederschmettern; aber die Idee der nationalen Einheit und Unabhängigkeit stand ihm in erster Linie; als diese auf einem anderen Wege eher zu erreichen schien, als durch eine republicanisch-revolutionäre Volkserhebung, durchkreuzte er nicht die Wege der gemäßigteren

Patrioten, welche unter dem Banner von Savoyen=Piemont in den Kampf einzutreten beschlossen.

Carlo Alberto war mittlerweile wieder zu den liberalen Ideen seiner Jugend zurückgekehrt und begünstigte oder duldete das frische Geistesleben, das in den vierziger Jahren sich in Italien regte. Seitdem Papst Pius IX. die Fahne freiheitlicher Reformen aufgepflanzt und den kühnen Schritt wagte, sich an die Spitze der nationalen Bestrebungen zu stellen und den pontificalen Stuhl zum politischen Mittelpunkt Italiens zu machen, zog eine mächtige Bewegung mit Sturmesbrausen durch die Halbinsel. In der Literatur wurde die Ansicht entwickelt, ein freier nationaler Einheitsstaat könne im Bunde mit der römischen Kirche ins Leben gerufen werden, ein regenerirtes Papstthum und eine veredelte Hierarchie könnten mit einem nationalen Staatenbunde Hand in Hand gehen. Die Hauptträger dieser Idee lebten und wirkten in Piemont, das bisher als das italienische Böotien gegolten hatte; und Carlo Alberto stand ihnen nahe, wenn er auch aus Rücksicht gegen die conservativen Mächte sich nicht zu tief mit ihnen einließ. Viele werden sich noch erinnern, welches Aufsehen das Buch des Turiners Vicenzo Gioberti, „del Primato morale e civile degli Italiani“ jenseit und diesseit der Alpen hervorrief. In diesem vielgefeierten und weitverbreiteten Buche ist der Grundgedanke ausgeführt, daß die Wiederherstellung der Größe und Macht Italiens nur im Bunde mit dem Papstthum erzielt werden könnte, daß unter der Leitung Roms „der Personification des civilisirenden und harmonisirenden Princips und Vermögens“ und einer regenerirten Hierarchie die Geschicke Italiens sich erfüllen würden, das dreifache Strebeziel: nationale Einheit, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit erreicht werden könnte. Die beiden ersten, Einheit und Unabhängigkeit, könne der Papst dadurch schaffen, daß er an die Spitze eines italienischen Staatenbundes trete, das dritte, die Freiheit, dadurch, daß er kraft eines höchsten Schiedsrichteramtes die Fürsten und Völker zu wohlthätigen und friedlichen Reformen im öffentlichen Staatsleben bewege. Gioberti's „Primato“ ist ein Phantasiegebilde von einem idealen Italien, einem idealen Papstthum und einer siegreichen und triumphirenden katholischen Weltkirche auf dem Fundament menschlicher Freiheit und göttlicher Waltung — eine Traumvision, wie sie nur in Dante's Geist entstehen konnte. Dennoch war Gioberti's Buch, das einen nationalen Bundesstaat unter dem Ehrenprotectorat des Papstes verkündigte, Piemont als das Schwert Italiens

pries und die katholische Kirche als die Mutter aller Civilisation verherrlichte, ein prophetischer Mahnruf für das aufgeregte Zeitalter. Wiederum wurde Carlo Alberto von der liberalen und vaterländischen Partei als Führer auf den Schild gehoben, und der kirchlich-politische Standpunkt Gioberti's lebte noch lange in den Gemüthern der italienischen Patrioten fort und schien sogar in der Folge dem Kaiser Napoleon ein realisirbares Werk. In Oesterreich dagegen wurde das Buch verboten, und die Jesuiten witterten darin Ideen und Vorstellungen, die mit ihrem Kirchensystem nicht stimmten.

Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem Carlo Alberto unter dem Banner der Reaction gegen die früheren Gesinnungsgenossen in Spanien ins Feld gezogen war, und daß er dann in Piemont ein Regierungssystem nach dem Herzen Metternichs und der Jesuiten eingeführt, als für ihn der Zeitpunkt einer neuen Sinnesänderung gekommen zu sein schien. Was seitdem in seinem Innern vorgegangen war, welches der beiden Gesichter, die er während seiner Regierung der Welt zeigte, Wahrheit oder Verstellung war, weiß nur der, der Herzen und Nieren prüft. Gewiß ist, daß der König den österreichischen Staatskanzler ebenso sehr haßte als fürchtete. Und so mag es gekommen sein, daß er aus Furcht vor dem lauernden mächtigen Nachbar, der stets mit Mißtrauen auf das Land am Fuße der Berge und den freien literarischen Geist in Turin blickte, in den Jahren, da das Metternichsche System die europäische Politik beherrschte, sich äußerlich mehr der dominirenden Weltanschauung accommodirte, als es zu seiner inneren Ueberzeugung stimmte. Die Rückkehr zu den liberalen und vaterländischen Ideen seiner Jugend braucht daher nicht als Verstellung, als ein kluges Eingehen auf die veränderte Zeitrichtung gedeutet zu werden. Wohl verschloß Carlo Alberto auch in den Tagen, da bereits von Rom aus der reformatorische Ruf durch die Halbinsel drang, seine vaterländisch-nationale Gesinnung in schweigsamer Brust, um bei den Mächtigen keinen Verdacht zu erregen, aber zu dem Marchese d'Azeglio, dem Schwiegersohne Manzoni's, einem der thätigsten Führer und Redner der Patrioten, gleich hervorragend als Künstler und Schriftsteller, wie als Staatsmann und Militär, erschloß er einst seine innersten Gedanken. „Sagen Sie Ihren Freunden, daß sie sich ruhig verhalten sollen, da für jetzt nichts zu thun ist. Aber sie mögen versichert sein, daß, sobald sich die Gelegenheit bietet, mein Leben, das Leben meiner Söhne, meine Waffen, meine Schätze, mein Heer — alles für die Sache Italiens geopfert werden wird."

Dem entsprechend handelte Carlo Alberto, als die Stunde der Entscheidung herannahte. Das „Schwert Italiens", wie man Piemont bezeichnete, blieb im Jahre 1848 nicht in der Scheide. Metternich hatte einst zu Radetzky gesagt: „Es ist nicht leicht, gegen Larven und Phantasiestücke zu streiten, und doch ist dies unser unablässiger Krieg, seit es sich ereignet hat, daß ein liberaler Papst in die Welt gekommen." Diese Larven und Phantasiestücke gewannen nun Körper und Gestalt, als die Pariser Februar-Revolution ihren Siegeszug durch Europa feierte und den Staatskanzler selbst zum Flüchtling machte. Wer wollte jetzt dem Brande, der schon seit einem Jahre von Sicilien bis an die Tiber loderte, Einhalt gebieten? Carlo Alberto stellte sich an die Spitze der revolutionären Bewegung. Der Verfasser unseres Buches kann, trotz der Ruhe und Nüchternheit, womit er den Verlauf der italienischen Freiheitskämpfe darstellt, nicht seine freudige patriotische Gesinnung unterdrücken, als nach dem glorreichen fünftägigen Straßen- und Barricadenkrieg im März 1848 der Feldmarschall Radetzky zum Abzug aus Mailand genöthigt ward und das Lombardo-venetianische Königreich seinen Anschluß an Piemont proclamirte. Damals stand Carlo Alberto, dem es, wie bemerkt, bei aller Wandelbarkeit des Charakters nicht an ritterlichen und militärischen Tugenden fehlte, auf dem Höhepunkt seines Ruhmes und seiner Popularität. Die Träume seiner Jugend waren wieder in seine Brust eingezogen. Aber es war ihm nicht vergönnt, als der Befreier Italiens in den Annalen der Geschichte genannt zu werden. Das Schicksal hatte dazu ein jüngeres Haupt erkoren, an dessen Namen nicht so manche Erinnerungen zweifelhafter Natur geknüpft waren. Es ist keine geringe Ehre für den nationalen Unabhängigkeits- und Einheitsstaat, daß der Begründer desselben, um Schillers Worte zu gebrauchen, „im leichten Feuer mit dem Salamander wohnte und sich rein hielt im reinen Element". Seinen Vater „schuf die Natur aus gröberem Stoff", darum sollte er auch nicht der Schöpfer des stolzen Werkes werden!

Dem Historiker Carrano mag wohl sein patriotisches Herz geblutet haben, als er beschrieb, wie der greise Feldmarschall über das leichenbedeckte Schlachtfeld von Custozza wieder als Sieger in Mailand einzog und das Panier des Kaiserstaates von neuem aufpflanzte. Carlo Alberto scheint diesen Ausgang geahnt zu haben. Bei aller militärischen Bravour besaß er wenig strategisches Geschick, und dieses Bewußtsein benahm ihm den wahren Feldherrnmuth. Selbst in den Tagen, als er bei Goito einige Erfolge errungen und die vertragsweise Uebergabe

von Peschiera erlangt hatte, war er verdüsterten Gemüthes. „Mit einem tapferen Heere voll Feuer erschien er nie verlegener als nach einem Erfolge", so lautet das Urtheil eines österreichischen Kriegsschriftstellers (Schönhals), der den Feldzug unter der Fahne Radetzky's mitgemacht hat. „Noch jetzt auf dem Gipfel seines Glücks, wie beim Einrücken in die Lombardei, war er eine geisterhafte Erscheinung, abgespannt, bleich wie ein Schuldbewußter, mehr einem Flüchtling als einem König gleichend, stimmte er seine Truppen herab, indem er kein Zeichen von sich gab, daß er ihren Enthusiasmus, ihren Jubel theile. Während des ganzen Feldzugs wußte er nie ein Wort des Trostes für die Leiden des Soldaten, des Verwundeten zu finden. Was half es, daß er sich selbst auf hartem Feldbette kasteite?"

Die Schilderung floß freilich aus feindlicher Feder, aber der Verlauf der Dinge in den nächsten Tagen zeigte, daß der König alle Ursache zur Niedergeschlagenheit hatte. Die Uebergabe von Mailand am 6. August war der Vorbote des Fehlschlagens des italienischen Unabhängigkeitskrieges in den sturmvollen Jahren 1848 und 1849. Als noch ein letzter Versuch im März 1849 durch die Schlacht bei Novara vernichtet ward, verzweifelte Carlo Alberto an jedem Erfolge für die nächste Zukunft. Alles ist verloren, nur die Ehre nicht, konnte er mit dem ritterlichen König Franz I. nach der Schlacht bei Pavia ausrufen. Dieses Gefühl seiner Militär- und Fürstenehre im Herzen tragend, beschloß der König, der Krone von Piemont zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel zu entsagen.

Am Abend nach der Schlacht von Novara, am 23. März 1849, versammelte Carlo Alberto noch einmal die Großen seines Reiches um sich und hielt, wie der erwähnte Verfasser der „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" berichtet, folgende Ansprache an sie: „Meine Herren! Ich habe mich für die italienische Sache geopfert, für sie habe ich mein Leben, das Leben meiner Kinder, meinen Thron der Gefahr ausgesetzt; ich war unglücklich in meinem Unternehmen. Ich fühle, daß meine Person das einzige Hinderniß eines Friedens ist, der von nun an eine gebieterische Nothwendigkeit wird. Zudem könnte ich mich auch nicht entschließen, ihn zu unterzeichnen. Da ich den Tod nicht gefunden habe, den ich im Schlachtgetümmel suchte, so will ich meinem Lande das letzte Opfer bringen; ich lege die Krone nieder und entsage ihr zu Gunsten meines Sohnes, des Herzogs von Savoyen."

Darauf umarmte der König alle Umstehenden, die in Thränen zerflossen, auf der Schwelle seines Zimmers nochmals seinen Söhnen

und Generalen das letzte Lebewohl zuwinkend. Dann schrieb er einen Brief an die Königin und verschwand aus dem Palaste.

Etwa gegen 11 Uhr in der Nacht fuhr ein Reisewagen, auf dem ein einzelner Diener saß, von einem Unterofficier escortirt, in den Hof eines Bauernhauses, worin Graf Thurn sein Hauptquartier hatte. Ein einzelner Mann stieg aus demselben und trat in die Küche, um deren Herd Graf Thurn mit den Officieren seines Generalstabes saß; seine Haltung war edel und frei. Mit einem Anstand, der keinen Alltagsmenschen verrieth, näherte er sich dem ihm entgegentretenden General Thurn. „Ich heiße," sprach er, „Graf de Bargé, bin Cavallerie-Oberst in piemontesischen Diensten und habe nach der Schlacht meine Entlassung genommen, um mich auf meine Güter bei Nizza zurückzuziehen. Sie haben die Schlacht vollkommen gewonnen; Karl Albert hat abdicirt, und es sind bereits Unterhandlungen mit dem Marschall Radetzky angeknüpft." Graf Thurn bot ihm dann eine Tasse Kaffee an, die er annahm, und es entspann sich nun eine Unterhandlung, die von Seiten des Unbekannten mit großem Freimuth und militärischem Anstand fortgeführt ward und sich größtentheils über die Ergebnisse des heutigen Tages verbreitete. Endlich unterzeichnete Thurn den Paß, und der Fremde stieg wieder in seinen Wagen, der davonrollte. Das war Karl Albert, einst König von Sardinien, nun ein Privatmann, ein Asyl an den fernen Küsten Portugals suchend, wo er nach kurzer Zeit, wohl am gebrochenen Herzen, starb. Der einzige treue Diener, der ihm gefolgt war, drückte ihm die Augen zu, jede andere Begleitung, jede andere Hilfe hatte er zurückgewiesen. Selbst seine Söhne wußten in den ersten Tagen nicht, was aus ihm geworden war.

Es war ein Regentenleben voll tragischer Momente, deren Hauptquelle in dem inneren Zwiespalt lag, der des Königs Seele zerriß. Er besaß nicht die eherne Natur, die allen Wetterstürmen Trotz bietet.

2.

Carrano schließt die erste Abtheilung seiner Geschichte des italienischen „Risorgimento" mit einer Recapitulation der Begebenheiten bis zum Tode Carlo Alberto's am 28. Juli 1849 und erwähnt, daß der König in dem festen Vertrauen geschieden sei, daß die Auferstehung Italiens zur Freiheit und Unabhängigkeit nur verschoben sei, daß so hochherzige Beispiele vaterländischer Tugenden und erhabenen Nationalgefühls nicht fruchtlos verschwinden würden. Der Aufschwung der

Seelen in Liebe und Verehrung gegen den todten Monarchen gab Zeugniß, daß trotz aller Unfälle die Ueberzeugung in den Herzen der Italiener feststand, die Zukunft des Landes sei mit der piemontesischen Dynastie aufs engste verknüpft, ein einiges und unabhängiges Italien könne nur unter dem Kreuze Savoyens entstehen und in einer constitutionellen Monarchie fest und dauernd begründet werden. Wie dieser Gedanke, dieses instinctive Gefühl sich mehr und mehr entwickelte, und welche Mittel und Wege eingeschlagen wurden, damit diese Vorstellung gleichsam zu einem Glaubenssatz in dem Herzen des Volkes sich heranbilde, ist der Inhalt des zweiten Theiles, der die Jahre 1849 bis 1858 umfaßt.

Es müssen sich viele Factoren vereinigen, wenn eine Idee, deren Verwirklichung fast unüberwindliche Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstehen, eine reale dauernde Gestalt gewinnen soll. Daß nach dem Regierungsantritt des jungen Königs Victor Emanuel eine Reihe von Umständen eintrat, die dem nationalen Gedanken förderlich waren, und daß sich die geeigneten Persönlichkeiten fanden, um denselben ins Leben einzuführen, das war der Glücksstern, der über der Halbinsel leuchtete, die früher von so vielen herben Schicksalsschlägen getroffen worden war. Diese glückliche Wendung in dem politischen Leben verdankte Italien und vorab Piemont sowohl dem System der Regierung in Turin als der nationalen Haltung der Volksmehrheit. Es ist für den Historiker eine erhebende Aufgabe, die Wege und das Wachsthum zu verfolgen, wie ein Gemeinwesen aus dürftigen Anfängen zu einem stattlichen Rechts- und Verfassungsstaat sich entwickelt und ausbildet. Er gedenkt dann der Worte Jesaia's (6, 13): Und wird auch der letzte Rest weggeführet und verheeret, wie eine Eiche oder Linde, welche den Stamm haben, obwohl ihre Blätter abgestoßen sind, aber sofern nur beim Fällen eine edle Wurzel bleibt, wird selbige Wurzel ein heiliger Same.

Nur selten hat ein Fürst seine Regierung unter so ungünstigen Verhältnissen angetreten, als der dreißigjährige Victor Emanuel. Ein von Kriegslasten schwer bedrücktes Land, ein murrendes Volk, dem ein unehrenhafter Friede mit Gewalt aufgedrängt werden mußte, eine verwirrte Gegenwart und eine dunkle Zukunft — wahrlich, es gehörte viel Muth und Entschlossenheit dazu, in solcher Lage mit ruhiger Ueberlegung vorwärts zu schreiten.

Und dennoch wurde die Bahn des Fortschritts ohne Wanken betreten. Während in dem lombardisch-venetianischen Königreich und

im mittleren und unteren Italien das absolutistisch-clericale Regiment wieder in aller Strenge aufgerichtet ward, hielt allein Savoyen-Piemont treu zu der Fahne des Liberalismus und des constitutionellen Staatslebens. Der junge König, ein militärischer Mann von ritterlichem Wesen wendete seinen Sinn und sein Interesse der Armee zu, die er in guten Stand zu setzen suchte und legte die innere und auswärtige Politik vertrauensvoll in die Hände des Grafen Cavour, eines Staatsmannes ersten Ranges, der mit klarem Blick auf sein Ziel losging und neben den graden Wegen auch Umwege und Verstellung nicht scheute. „Napoleon glaubte seine Dynastie befestigen zu können," heißt es in einem Artikel der „Allg. Ztg." vom 5. Februar über die Correspondenz Cavours, „indem er in Europa ein neues Recht begründete, das auf den zwei Principien des allgemeinen Stimmrechts und dem Rechte der Nationalitäten beruhe". Diese neue staatsrechtliche Theorie wußte Cavour für Italien nutzbar zu machen. Jetzt giebt es keine Guelfen und Ghibellinen mehr, schrieb er einst an einen Genfer Freund; jetzt giebt es von den Alpen bis zur Adria nur ein einziges Banner — das Victor Emanuels.

Durch sein liberal-constitutionelles militärisches Staatsleben war Piemont der natürliche Verbündete Frankreichs und Englands. Es war ein entscheidender Moment für die Zukunft des subalpinischen Königreichs, daß piemontesische Truppen sich an dem Krimkrieg betheiligten und unter General Lamarmora an der Tschernaja tapfer und erfolgreich in die Schlacht gingen. Kaiser Nicolaus ließ ein zornerfülltes Manifest ausgehen, und Oesterreich sah mit Neid und Eifersucht auf den Nachbar, der durch seine gerade und offene Haltung sich Freunde erwarb, während der Donaustaat durch die mattherzige Neutralität der Wiener Hofburg nirgends Dank verdiente. Aber auf dem Friedenscongreß von Paris konnte man deutlich wahrnehmen, daß die Westmächte für die Politik Cavours einzustehen bereit waren.

Man hatte in Turin aus der Vergangenheit deutlich erkannt, daß Piemont allein, auch wenn es von dem popularen Kriegshaufen des übrigen Italien unterstützt wurde, den Kampf gegen die Großmacht im Osten nicht durchzufechten vermöchte, daß es eines starken Alliirten bedürfe. Und da war es natürlich, daß der weltkluge Staatsmann Cavour seine Augen auf den französischen Selbstherrscher richtete und den König bewog, in dieselbe politische Atmosphäre einzutreten. Und ein Glück war es für den kleinen italienischen Staat im Nordwesten der Halbinsel, daß die Napoleonischen Sympathien die gleiche Richtung

nahmen. Das zweite Kaiserreich lenkte mehr und mehr in die Traditionen des ersten ein. Rußland lag zu Boden, England war sein treuer Alliirter geworden, Oesterreich hatte durch die Metamorphosen seiner Politik das Zutrauen der anderen Mächte eingebüßt. War es unter solchen Umständen nicht ganz begreiflich, daß der dritte Napoleon dem feinen gewandten Minister Cavour ein geneigtes Ohr gönnte? Das Bonapartistische Blut war italienisches Blut, und oft genug hat sich der Einfluß der Verwandtschaft geltend gemacht. War denn nicht schon einmal fast die ganze Halbinsel Gliedern der Bonapartischen Familie zu Theil geworden? und konnte nicht auch jetzt wieder das heiße Verlangen der Italiener nach nationaler Unabhängigkeit zu dynastischen Zwecken verwendet werden? War Oesterreich erst mit vereinten Kräften über die Berge gejagt, so war die Möglichkeit zu politischen Neugestaltungen der mannichfaltigsten Art gegeben. Cavour und Napoleon tauschten nicht ihre letzten Gedanken aus, als sie sich in Paris und Plombières dahin verständigten, daß man die Oesterreicher aus der Lombardei verdrängen und diese mit Piemont vereinigen müßte; daß das französisch redende Savoyen sammt der Grafschaft Nizza an Frankreich annectirt werde, und das Bonapartische Geschlecht durch eine fürstliche Eheverbindung von illustrer Herkunft auf der Stufenleiter des Ranges und der Ehre emporsteige. Ob und wie viel noch die Orsini'schen Bomben zur Beschleunigung der Action beigetragen haben, mag dahingestellt bleiben.

Die Allianz beruhte auf der festen Basis gegenseitiger Interessen und war beschlossene Sache, als die Neujahrsrede in den Tuilerien und die Worte Victor Emanuels bei Eröffnung der Kammern in Turin: Sardinien könne nicht länger unempfindlich sein gegen den „Schmerzensschrei" Italiens, die Losung zum Kampf gaben. England war dem Alliirten an der Tschernaja wohlgesinnt; man freute sich in London, daß Oesterreich zuerst das Schwert zog, als der gespannte Zustand unerträglich geworden und dadurch den Engländern Veranlassung gab, die Sache Piemonts zu begünstigen, und Preußen ging nicht über eine bewaffnete Neutralität hinaus und beharrte bei der „Politik der freien Hand." So blieb der Krieg in Oberitalien „localisirt".

Nach den Schlachten von Magenta und Solferino, wo die Oesterreicher den Franzosen und Piemontesen den Sieg sehr schwer gemacht hatten, trug Napoleon kein Verlangen mehr, die Parole „Italien frei bis zur Adria," die er zu Anfang des Krieges in die Welt geschleudert

hatte, einzulösen. Mancherlei Umstände kamen zusammen, welche ihm eine Weiterführung des Krieges bedenklich erscheinen ließen. Da brachte er mit der ihm eigenen weltmännischen Klugheit und Menschenkenntniß den österreichischen Kaiser auf einer persönlichen Zusammenkunft zu dem Waffenstillstand von Villafranca, dem dann der Züricher Friede folgte. Er wußte den Habsburger zu überreden, daß er bei Verlängerung des Krieges durch die Intervention der neutralen Großmächte schlimmer fahren würde, als wenn er den Status quo anerkenne und sich direct mit dem Franzosenkaiser vertrage. England und Rußland seien der Idee eines einheitlichen Italien günstig; Preußen würde die Verlegenheit Oesterreichs zu seiner eigenen Machtvergrößerung in Deutschland benützen, Venetien würde von der italienischen Bewegung fortgerissen werden; Kossuth arbeite an einer neuen Schilderhebung Ungarns. Wir wissen jetzt aus den „Erinnerungen" des ungarischen Agitators, wie eifrig er in diesem Sinne mit Napoleon verhandelte.

Der französische Machthaber erreichte, was er wollte. Man kam überein, daß Oesterreich die Lombardei mit Ausnahme von Peschiera und Mantua an Frankreich abtrete; Italien sollte einen Staatenbund bilden unter dem Ehrenvorsitze des Papstes, der zugleich um Einführung von Reformen angehalten werden sollte; der Wiedereinsetzung der Souveräne von Toscana und Modena in ihre Staaten sollte kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, vorausgesetzt, daß diese von ihren Unterthanen zurückgerufen und keine Intervention stattfände.

Der Tag von Villafranca war der größte Triumph der Napoleonischen Politik. Der französische Waffenruhm war durch die Siege von Magenta und Solferino mit neuem Glanz bedeckt worden; von den alliirten Mächten, die einst den großen Napoleon zu Falle gebracht, war nun auch die zweite gedemüthigt. Das subalpinische Königreich, das für den Feldzug alle seine Kräfte eingesetzt hatte, war ganz in der Hand des mächtigen Nachbars, der ihm die Lombardei schenken und dafür Savoyen und Nizza abnehmen konnte, und das nie so mächtig ward, daß es sich des Dankes gegen ihn zu entschlagen oder seines fortdauernden Beistandes zu entbehren vermochte. Dem Papst wurde eine weltliche Ehrenstellung in Aussicht gestellt, sofern er die gebührende Rücksicht auf das kaiserliche Frankreich nehmen würde. Für Piemont war die Botschaft von Villafranca ein Donnerschlag. Victor Emanuel war tief verletzt, Cavour legte sein Ministerium nieder und begab sich zu seinen Verwandten nach Genf. Er tobte, berichtet Kossuth in seinen „Erinnerungen", nannte sich entehrt, rief einmal um das andere Mal,

daß aus diesem Frieden nichts werden dürfe. Er werde sich mit Mazzini verbünden, zum Revolutionär werden, Verschwörungen veranstalten. Statt eines einheitlichen Italiens sollte ein etwas vergrößertes Piemont und ein lockerer Staatenbund zwischen zwei Großmächten, dem es an inneren Streitigkeiten und Zerwürfnissen nicht fehlen konnte, der einzige Erfolg und Kampfpreis des schweren Ringens sein!

Aber es sollte anders kommen. Cavour hatte einst gesagt: Es vergehe mein Name, es vergehe mein Ruf, wenn nur Italien auferstehet. Und es sollte auferstehen! Die Staatsraison sieht in ihrer Klugheit über die elementaren Kräfte weg, die im Schooße der Erde verborgen liegen, die aber bei erschütternden Bewegungen zu Tage treten. Dieser wichtigste Factor in der Entstehungsgeschichte des nationalen Einheitsstaates Italien war bisher noch kaum berührt worden, und doch war er dem König Victor Emanuel und dem Grafen Cavour, der bald wieder die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hand nahm, ein zuverlässigerer Bundesgenosse als Kaiser Napoleon. Es wurde schon oben angedeutet, daß trotz des mißlungenen Aufstandes vom Jahre 1848 und 1849 der gemäßigte Liberalismus den Grundsatz aufrecht erhalten hat, ein einiges Italien unter dem monarchisch-constitutionellen Regiment des Königs von Piemont, des einzigen Souveräns von italienischem Blut. Dieser Fundamentalsatz wurde das Programm und die Parole des Nationalvereins, den, wie früher erwähnt, in den fünfziger Jahren zwei illustre Männer, der ehemalige Dictator von Venedig, Daniel Manin, und der Marchese Giorgio Pallavicino-Trivulzio, „der Mann vom Spielberg", entworfen, dem der gewandte Sicilianer Lafarina, Meister der Feder wie des Wortes, Anhänger geworben und dem der Kern der Nation angehörte. In viele Zweigvereine getheilt und durch reiche Privatbeiträge unterstützt, durchliefen seine Fäden die ganze Halbinsel und nährten und stärkten den nationalen Gedanken. Lafarina, durch Pallavicino bei Cavour eingeführt und von diesem in Staatsgeschäften verwendet, übernahm die Rolle eines Vermittlers zwischen dem Minister und dem Nationalverein.

Manin, der nach dem Falle von Venedig als Flüchtling in Paris lebte, wo er als Sprachlehrer seinen Unterhalt suchte, jede Unterstützung von sich weisend, sollte den Tag der Unabhängigkeit, den er so heiß ersehnt, nicht mehr erleben. Er starb am 22. September 1857 — ein antiker Charakter von catonischer Festigkeit. Den Rath Lord John Russells, sich mit der österreichischen Regierung zu verständigen, die jetzt menschlicher verfahren würde als ehedem, hatte er, wie wir früher gesehen,

einst mit den Worten zurückgewiesen: „Wir verlangen von Oesterreich nicht, daß es in Italien human und liberal werde, sondern daß es aus Italien weggehe." Und ebenso entschieden verwarf er die revolutionär-republicanischen Agitationen Mazzini's.

Auch Carrano gedenkt im zehnten Capitel des zweiten Buches mit großer Anerkennung der hohen Verdienste der beiden ehrenwerthen Männer Manin und Pallavicino, um die Begründung der italienischen Unabhängigkeit durch den von ihnen ins Leben gerufenen Nationalverein, und leitet dann durch eine zweite Recapitulation in die Action der Jahre 1859 und 1860 ein, in welchen verschiedene Factoren zusammenwirkten, und das Machwerk von Villafranca und Zürich zu zerschlagen. Die militärischen Kräfte Piemonts hätten selbst mit dem stets lauen und zurückhaltenden Beistande Napoleons schwerlich hingereicht, Oesterreich aus Italien zu vertreiben und die absolutistisch-clericalen Regierungen der anderen bundesfreundlichen Staaten zu Falle zu bringen, wäre ihm nicht die Einheitsbegeisterung der Nation zur Seite gestanden und hätte jedes Bedenken, jedes diplomatische Winkelspiel niedergeschlagen. Das spontane Vorgehen der Bevölkerung während und nach den Verhandlungen in Villafranca schnitt der piemontesischen Regierung jede Wahl ab. Es bedurfte keiner agitatorischen Propaganda in den Staaten Mittelitaliens, um den Anschluß an Piemont zu betreiben. Die Herrschaft wurde dem volksbeliebten constitutionellen König von selbst angeboten, die „Annexionen" wurden ihm in den Schooß gelegt. In solchen Momenten erhalten die idealen Kräfte Macht und Realität. Zu solchen instructiven, zielbewußten Impulsen sind die feurigen, lebhaft fühlenden Romanen mehr angelegt, als die mehr überlegenden, bedächtigeren Germanen. Diese, wenn man will, revolutionären Vorgänge in der Aemilia und der Romagna, in Toscana und im Kirchenstaate gaben dem klugen, gewandten Cavour den willkommenen Vorwand, sich den Schein zu geben, als gebe er nur der größeren Gewalt nach, als dulde er nur, was er nicht verhindern könne. Und dieses zugleich patriotisch-nationale und gemäßigt liberale Vorgehen des Kerns der Bevölkerung war hauptsächlich das Werk des italienischen Nationalvereins, dessen Verzweigungen durch die ganze Halbinsel liefen. Wie der Jacobiner-Club in den neunziger Jahren die politisch-sociale Bewegung in Frankreich bestimmte und beherrschte, so jetzt in Italien die nationale Verbindung, die sich der monarchischen Regierung in Turin hilfreich zu Gebote stellte, sie aber zugleich nöthigte, die Bahnen einzuhalten, die ihr durch den öffentlichen

Willen gewiesen wurden. Cavour hatte die geheimen Fäden in der Hand, aber er ließ seine Agenten gewähren. Dadurch konnte er sich gegen auswärtige Mahnungen und Vorstellungen decken. Er ließ absichtlich manches unbemerkt, scheute auch die Wege der Verstellung und des Läugnens nicht, und doch war er kein Intrigant.

Nach dem Züricher Frieden wurde Cavours Lage schwieriger denn zuvor. Als er nach einiger Zeit wieder an die Spitze der Regierung trat, mußte er vor allem bedacht sein, den Argwohn Napoleons zu zerstreuen. Denn der Mann des 2. December kannte die diplomatischen Künste und Schleichwege und schaute mit Mißvergnügen auf die Vorgänge in der Halbinsel, welche die Fäden, die er so künstlich geknüpft hatte, vor seinen Augen zerrissen und zerschnitten. Nicht minder groß waren die Schwierigkeiten, die dem Grafen in Italien selbst bereitet wurden. Nicht alle Exulanten dachten wie Manin und die Mitglieder des Nationalvereins; Mazzini und seine Anhänger waren Republicaner. Die wollten wohl auch ein freies und einiges Italien, aber nicht mit einem König an der Spitze. Sie schauten mit Mißtrauen auf den Bund mit Napoleon; und als sich die Kunde von dem Friedensschluß von Villafranca verbreitete und allenthalben Unwillen und Bestürzung erzeugten, frohlockten sie, daß sie einen solchen Ausgang vorausgesehen; der ganze Kriegs- und Befreiungsplan sei nur ein abgekartetes Spiel zwischen Napoleon und der Turiner Regierung gewesen, eine Spiegelfechterei, um die Volkserhebung zu unterdrücken oder in einen falschen Canal zu leiten. Und wie Mazzini dachte auch Garibaldi, der als Freischaarenführer den Kampf mitgemacht hatte. Auch er hatte wenig Sympathie für Cavours politische Gänge; seinem geraden militärischen Sinn widerstrebten die diplomatischen Schleichwege des Ministers. Er hätte wohl mit Mazzini seinen Pact geschlossen und wäre mit vollen Segeln in das republicanische Lager übergegangen, hätten nicht besonnenere Freunde, wie Pallavicino, ihn bei der Parole des Nationalvereins festgehalten: „Ein freies und einiges Italien unter dem Kreuze Savoyens". Garibaldi war kein Politiker; er war ein Mann der That, abhängig von momentanen Impulsen und Affecten, ohne Berechnung und Fernsicht, selbst für phantastische Pläne leicht gewonnen; aber durch seinen kühnen Muth und Unternehmungsgeist und durch die Popularität seines Namens war er eine Persönlichkeit, die keine Partei, wollte sie mit ihren Entwürfen durchdringen, entbehren konnte. Und es gelang, den Volksmann für die monarchische Sache zu gewinnen. Der gerade, aufrichtige Charakter Victor Emanuels sagte ihm zu und zog ihn an.

Daß Mazzini in diesen kritischen Tagen die Actionspartei zu keinen übereilten Schritten und Kundgebungen im republicanischen Sinne antrieb, daß er die Annexionsbewegungen ihren Gang gehen ließ, ohne sie vom Ziele abzulenken, kann als Zeichen gelten, daß in diesem Augenblick bei ihm der Italiener höher stand, als der Republicaner. Er schaute zu und wartete ab, was die Zukunft bringen würde.

Zum Gelingen des Annexionswerkes trug auch das politische Programm bei, das in Villafranca und Zürich für die Haltung der äußeren Mächte, wie der italienischen Staaten aufgestellt worden war. Es lautete „Italien für die Italiener". Jede auswärtige Intervention sollte unterbleiben und die verjagten italienischen Fürsten nur unter der Bedingung in ihre Staaten wieder eingeführt werden, wenn die Bevölkerung sich für ihre Rückkehr ausspräche. Napoleon hatte ja das Princip der Selbstbestimmung der Völker als Rechtstitel der politischen Staatsformen aufgestellt. Nun hatte sich aber Oesterreich durch seine haltlose Politik alle anderen Mächte entfremdet. In dem europäischen Areopag stand kein Großstaat auf seiner Seite. Wenn man in dem ersten Lustrum der fünfziger Jahre an der Themse geneigt gewesen war, aus Eifersucht auf den wachsenden Einfluß des kaiserlichen Frankreich in der apenninischen Halbinsel, eine Verständigung zwischen Piemont und der Wiener Hofburg zu bewirken, so war seitdem ein bedeutender Umschwung eingetreten. Die tapfere Haltung der piemontesischen Hilfsarmee unter General Lamarmora an der Tschernaja und die Veröffentlichung der Gladstone'schen Briefe über das scandalöse Regiment in Neapel hatten an der Themse eine günstige Stimmung für die italienischen Einheitsbestrebungen erzeugt. Man sah in der Regierung von Turin einen aufrichtigen Verbündeten, und wenn das englische Cabinet sich auch äußerlich neutral verhielt, so leistete es doch dem Ministerium Cavour moralischen Vorschub und hielt jede gewaltsame Unterdrückung der nationalen Bewegung fern, ja es bot wohl in kritischen Momenten seine guten Dienste an. Und auch in Rußland ignorirte der neue Kaiser Alexander II. das scharfe Manifest seines Vaters und zeigte sich den Einheitsbestrebungen Italiens geneigt. Man sah es an der Newa ganz gern, wenn dem Wiener Cabinet Verlegenheiten bereitet wurden. Es war noch nicht vergessen, daß zur Zeit des Krimkrieges in der österreichischen Armee vorn die Trommel gerührt ward, während hinten die Regimenter Halt machten.

So hatten denn die Annexionsoperationen im mittleren Italien ihren ungestörten Fortgang zum großen Verdruß Napoleons, der da

und dort die Einsetzung einer muratistischen oder bonapartistischen Dynastie gewünscht hätte. Es war, vom egoistisch französischen Standpunkt aus betrachtet, nicht unrichtig, wenn Thiers in der Folge behauptete, die Beförderung der Consolidirung Italiens sei der größte politische Fehler des cäsarischen Frankreich gewesen. Selbst die Hoffnung, die römische Curie würde dem Krystallisationswerke Einhalt gebieten, erwies sich als eine Täuschung. Anstatt mit Reformen vorzuschreiten, wie in Villafranca gewünscht worden, machte man im Vatican von den verrosteten Waffen der Bannflüche und Interdicte Gebrauch, die längst ihre Schärfe eingebüßt hatten. Die Ermahnungen Napoleons an den heiligen Stuhl blieben erfolglos. „Nichts ist unüberwindlicher," sagte damals ein französischer Staatsmann, „als die Vorurtheile, welche man als Pflichten ansieht. Sie stehen unter der zweifachen Schutzwache des Stolzes und des Gewissens."

Die Consolidirung Italiens unter der Krone Piemonts machte im Winter von 1859 auf 1860 erstaunliche Fortschritte. Ganz Europa blickte mit Verwunderung auf die Vorgänge im mittleren Apenninenland. Niemand bemerkte die tausend Fäden, welche, wie ein Brand in der Steppe, nach allen Seiten ausliefen. Voll Aerger und Verdruß schaute Napoleon auf das unerwartete Phänomen. Aber wer sollte der spontanen Volksbewegung Einhalt gebieten? In Turin gab man sich die Miene, als sei man selbst unangenehm überrascht über die revolutionären Vorgänge, über das eigenmächtige Verfahren der Actionsparteien! Aber was sollte man denn machen, wenn der mächtig angeschwollene Strom unaufhaltsam dahinbrauste, alle Brücken, Dämme und Verschleuße mit sich reißend? Man konnte doch nicht zurückweisen, was freiwillig dargebracht wurde!

Aber wie rasch sich immer die Dinge im Süden des Po vollzogen, ein einiges Italien stand noch in weiter Ferne, so lange in dem Königreich beider Sicilien ein junger König mit einer schlagfertigen Armee stand und sich geneigt erklärte, durch liberale Formen dem Willen der Nation entgegenzukommen. Da trat ein Ereigniß ein, daß mit elementarer Gewalt alle Hemmnisse und Störungen niederwarf und die instinctive Volkskraft zum Ausbruch brachte — der Freischaarenzug Garibaldi's nach Sicilien und Neapel. Nur eine Persönlichkeit, die ohne große Ueberlegung und Erwägung der Gefahren und Hindernisse durch den Impuls einer naturwüchsigen Willenskraft auf ihr Ziel losgeht, konnte ein Unternehmen durchführen, das den Nachgeborenen wie ein phänomenales Wunder erscheinen wird. Nur in der Geschichte

des Alterthums, in den Feldzügen Alexanders des Großen oder in der Niederwerfung der armenisch-pontischen Großmacht durch Lucullus in der Schlacht bei Tigranocerta lassen sich Parallelen zu der Garibaldi'schen Expedition aufstellen.

Wer von der älteren Generation erinnert sich nicht noch der gespannten Erwartung, als der Volksheld im Mai 1860 mit einem Haufen verwegener Gesellen auf zwei Genuesischen Dampfern zur Eroberung des Königreichs beider Sicilien auszog? Und glaubte man sich nicht in eine Traum- oder Märchenwelt versetzt, als die Blätter die Kunde brachten, Garibaldi und seine Gefährten hätten mit Hilfe der einheimischen Freischaaren innerhalb vier Wochen die Insel bis auf Messina unterworfen, und hätten dann in weiteren fünf bis sechs Wochen das neapolitanische Festland wie der Graue des Märchens den Schatten Peter Schlemihls aufgerollt und in Besitz genommen?

Cavour hatte sich bei dem Unternehmen vorsichtig im Hintergrunde gehalten. Vielleicht war der abenteuerliche Zug anfangs nicht ganz nach seinem Sinn. Er konnte daher auf die Protestnoten, die von Neapel und anderen Höfen gegen diesen „wilden Act der Seeräuberei" und den offenen Bruch des Völkerrechts in Turin einliefen, die Antwort geben, daß Garibaldi und seine Genossen die sicilische Expedition heimlich auf eigene Hand unternommen hätten, und daß es nicht in der Macht der piemontesischen Regierung gestanden, sie zu verhindern. Bald aber erhielt der Admiral Persano die geheime Weisung, wo es unbemerkt geschehen könne, dem revolutionären Unternehmen Vorschub zu leisten.

Damals war der Name Garibaldi eine Macht von unwiderstehlicher Gewalt. Die glühende Phantasie der Südländer erblickte in ihm den Nationalhelden, vor dem alle Feinde in den Staub sinken müßten, einen himmlischen Boten, der, wie der Erzengel Michael, die Drachenbrut von dem Erdboden vertilgen würde. Sie sahen in ihm den Vollstrecker der Rathschläge Gottes, den Träger einer providentiellen Mission.

Aber gerade diese überraschenden Vorgänge drohten der nationalen Einigung neue Gefahren. Unter den Waffengefährten Garibaldi's waren viele Mazzinisten, die sich mit den Liberalen der nationalen Clubs zu gemeinsamer Action wider die Gegner verbunden hatten. Monarchisten und Republicaner hatten ja noch denselben Feind. Nun waren aber die wunderbaren Erfolge durch die bloße Volkskraft ohne Mitwirkung monarchischer Militärgewalt errungen worden. Sollte man nun nicht

ganze Sache machen und mit allen gekrönten Häuptern aufräumen? Garibaldi war gegen die republicanischen Sirenenstimmen nicht taub. Er hatte sich zum Dictator ausrufen lassen und hielt mit der Annexionserklärung zurück. Die Führer der radicalen Partei hatten den militärischen Volksmann umstrickt und mit Mißtrauen gegen die Politik Cavours erfüllt. Er verzieh es dem piemontesischen Grafen niemals, daß derselbe durch die Abtretung von Nizza, Garibaldi's Vaterstadt, ihn selbst „zum Fremdling in Italien gemacht".

Dies war für den italienischen Einheitsstaat ein nicht minder gefährlicher Moment, als der Friede von Villafranca. Noch hielt König Franz II. mit einem gutorganisirten Heere von 40 000 Mann die Volturno-Linie mit den Festungen Capua und Gaeta, und schwerlich würden die popularen Kriegshaufen auf die Dauer den regulären Truppen widerstanden haben. Ist es doch eine bekannte Sache der Erfahrung, daß Volksheere wohl im Momente der Aufregung und des Enthusiasmus wunderbare Triumphe erringen können, daß aber bei anhaltendem Widerstande des Feindes die Energie und Ausdauer dahinschwindet. Aber auch aus dieser Verdunkelung ging der Glückstern Italiens glänzend hervor. Wir haben in dem Artikel: „Ein italienischer Patriot" (S. 392 ff), dargethan, welchen Sieg Garibaldi über sich selbst errungen, als er zum König Victor Emanuel die Worte sprach: „Sire, ich gehorche", seine dictatorische Gewalt in des Königs Hand legte und nach seiner Insel Caprera zurückkehrte. Zu diesem entscheidenden Schritt war er hauptsächlich durch Pallavicino bewogen worden, der wie er selbst so viel für sein Vaterland gethan und gelitten hatte und der wie er selbst eine gerade und ehrliche Natur und ein aufrichtiger Freund Italiens war.

Mit der Uebernahme des Heerbefehls über alle italienischen Streitkräfte durch Victor Emanuel war ein großer Schritt zur Unification der ganzen Halbinsel, zur Aufrichtung eines constitutionellen Königreichs Italien gethan. Trotz der zurückhaltenden Politik Napoleons, dessen Schiffe während der Belagerung von Gaeta im Tyrrhenischen Meere kreuzten, ungewiß auf welche Seite sie sich wenden würden, dessen Besatzungstruppen den Kirchenstaat hüteten, war die Consolidirung aller italienischen Staaten zu einem Einheitsstaat nur eine Frage der Zeit, die durch den inneren Entwicklungsproceß, wie durch äußere politische Constellationen für alle Patrioten befriedigend gelöst ward. Wir wollen die Ereignisse des Jahres 1866, das trotz der beiden Niederlagen von Custozza und Lissa die Annexion von Venetien

brachte, und des Jahres 1870, in welchem sich das langgehegte romantische Traumgebilde des italienischen Volkes erfüllte und Rom die Capitale des neuen Königreiches ward, nicht mehr in den Rahmen der Entstehungsgeschichte des italienischen Einheitsstaates ziehen, sondern auf die letzten Capitel des Buches von Carrano selbst und auf den Schluß des erwähnten Artikels über Pallavicino verweisen. Seit den Glanztagen des Mittelalters war Italien von so vielen schweren Schicksalsschlägen betroffen worden, daß man die Vollendung des großen Werkes der Consolidirung als die Vergeltung einer gnädigen Gottheit ansehen kann, welche nach einem unerforschlichen Rathschlusse helle und dunkle Loose über Völker und Menschen ausgießt, ohne daß Verstand und Berechnung den inneren Pragmatismus auszuklügeln vermocht hätten. Wenn die Zeit erfüllt ist, treten oft die rechten Männer auf, welche die Umstände mit Tact und Ueberlegung zu ihren Zwecken glücklich hinauszuführen verstehen. Mit richtigem Instinct haben die Italiener erkannt, wem sie in erster Linie die Gründung ihres Staates, die Einigung der Nation zu danken haben. Wenn ein Reisender aus fremden Landen die schöne Halbinsel durchwandert, gewahrt er in jeder Stadt, groß oder klein, einen Platz oder eine Straße, welche die Namen Victor Emanuel oder Cavour führen. Diese waren in den Augen der Italiener die Künstler und Werkmeister, welche zu ihrem stattlichen Bau die Fundamente gelegt und die Säulen aufgerichtet haben, darum soll nicht nur die lebende Generation, sollen Kinder und Kindeskinder ihrer pietätvoll gedenken. Auch Garibaldi's Name ist nicht vergessen. Hat doch der tapfere Haudegen, der wie ein fahrender Ritter alle Länder in beiden Erdhälften durchzog, sein Leben eingesetzt für Freiheit und Vaterland, und wie oft er auch in seinem zerfahrenen Leben durch abenteuerliche Sprünge und Querzüge die Welt in Verwunderung gesetzt und seine Freunde irre gemacht hat, wie oft er der Regierung bei Ausführung ihrer Pläne Verlegenheiten und Hindernisse bereitete, er war doch ein starkes Rüstzeug zur Vollendung des Einigungswerkes, und sein ehrliches Soldatenherz hat ihn immer wieder auf den richtigen Weg gebracht. Und so kann es als ein instinctiver Zug idealer Großmuth in dem italienischen Volke angesehen werden, daß es auch das Andenken des muthigen Schaarenführers in Ehren hält, auch seinen Namen bei den öffentlichen Auszeichnungen in den Reihen der Patrioten aufführt, die an dem großen Werke der Gründung des Königreichs Italien mitgewirkt haben.

VII.

Rückblicke auf die badische Revolution von 1848 und 1849.

I. Die Pariser Februar-Revolution.

Louis Philipp war ein kluger Rechner; aber den Schalttag am 24. Februar 1848 hatte er in seinem Kalender übersehen. Er hatte Hand in Hand mit den Vertretern der Nation, die aus den Kreisen der aristrokratischen Bourgeoisie hervorgingen, zu manche Schwierigkeiten überwunden, die politischen Gänge zu oft nach seinem Sinne gelenkt, als daß er nicht hätte hoffen sollen, der Oppositionsbewegung, welche, wie die Thronrede sagte, „durch feindselige und blinde Leidenschaften angefacht würde" und die in den drei vorbereiteten „Reformbanketten" ihren schärfsten Ausdruck fand, Meister zu werden. Und er wäre auch Meister geworden, wäre die Reformbewegung bei den Gruppen der Kammeropposition stehen geblieben. Aber hinter den Coulissen setzten bereits gewandte und erfahrene Demagogen alle Hebel ein, um die Opposition zur Revolution zu steigern. Nicht leicht ist ein welterschütterndes Ereigniß so unerwartet und aus so geringen Veranlassungen ins Leben getreten, als die dreitägige Bewegung, welche das „Bürgerkönigthum" Louis Philipps zu Fall brachte, die ganze Familie Orleans zur Flucht trieb und die zweite Republik ins Leben rief. Ganz Frankreich wurde überrascht und an den Triumphwagen einiger Haufen Pariser Demokraten, Gamins und Proletarier gekettet; ganz Europa blickte mit staunender Verwunderung auf die plötzliche

Katastrophe an der Seine. Bei den ersten unsicheren Nachrichten meinte man, der Aufstand sei nur eine der Emeuten, wie sie schon so oft unter Ludwig Philipp vorgekommen waren, die in einzelnen Quartieren proclamirte Republik werde keinen Boden gewinnen; als man die Namen der Männer las, welche die provisorische Regierung unter dem Vorsitz des alten Conventsmitgliedes Dupont de l'Eure bildeten, meinten deutsche Staatsmänner, das sei das neue Ministerium, welches der König zur Durchführung seiner beabsichtigten Reformen in seinen Rath berufen. Als man noch diesseits des Rheines so ungewiß ins Dunkle starrte, irrte bereits das königliche Paar, nachdem es durch eine Hinterpforte über St. Cloud und Dreux nach dem Meere sich geflüchtet, unerkannt an der Küste einher, bis es mit Sicherheit nach England segeln konnte, wohin nach manchen Gefahren auf verschiedenen Wegen auch die übrigen Glieder der Familie gelangten. Sie nahmen ihren Aufenthalt in Claremont, einem Landsitz des Königs der Belgier. Während der Straßenkämpfe war ein Aufruf vertheilt worden, in welchem es hieß: „Louis Philipp läßt das Volk zusammenschießen wie Karl X. Schicken wir ihn seinem Vorgänger nach!" Das war nun wirklich eingetroffen, und ganz Frankreich fügte sich ohne ernstliches Widerstreben in die neue Ordnung der Dinge. Die Dynastie Orleans hatte keine Wurzeln im Herzen der Nation, darum fand auch ihr Sturz keine Theilnahme, kein Mitgefühl. Louis Philipp hatte seine Herrschaft auf die philisterhaften Neigungen, auf Egoismus und engherzige Selbstsucht gegründet; damit wird aber keine Krone auf die Dauer erworben. Die Quasilegitimität war kein Dogma, das die Herzen zu erwärmen vermochte, und die nachgiebige Politik, welche der „Napoleon des Friedens" gegenüber den auswärtigen Mächten befolgte, verletzte das Ehrgefühl der stolzen Nation. In den Tuilerien hörte man es gern, wenn ein Vergleich angestellt ward zwischen dem Verlauf der englischen und der französischen Revolutionsbewegung. Und in der That boten beide Katastrophen in ihrem äußern Gang manches Aehnliche. Diesseits wie jenseits des Kanals wies die Geschichte zwei Actionen auf, eine heftige, blutige von längerer Dauer und eine leichtere parlamentarische. Da wie dort wurde die neue Ordnung auf dem Wege des Gesetzes und der Verfassung endgültig geordnet; da wie dort wurde die alte Dynastie in die Fremde getrieben und eine Nebenlinie auf den Thron gehoben, eine Quasilegitimität begründet. Und was das Familienleben und die häusliche Sitte und Ehrenhaftigkeit betrifft, so bot die Orleans'sche Dynastie weit rühmlichere Seiten dar

als die hannöverisch-braunschweigische. Aber die Muse der Geschichte schreitet majestätisch und selbstbewußt dahin in ihrem hohen Gang; sie kümmert sich nicht um Analogien und läßt sich nichts ablauschen und nichts abklügeln. Den Bourbons trauerte die zahlreiche Klasse der Legitimisten nach, die Orleanisten hatten keine Sympathie bei dem französischen Volke. Wie viele gute Seiten die Regierung Louis Philipps aufzuweisen hatte, es fehlte ihr der Idealismus, der Aufschwung der Seele.

Das Hauptgebrechen des Julikönigthums erblickt Karl Hillebrand in dem vorwiegenden Einfluß der Sonderinteressen, sowohl bei der Regierung und Dynastie, als bei den Kammern. „Sobald die Centralgewalt," heißt es im zweiten Bande der „Geschichte Frankreichs," „einer aus allen Theilen des Landes gewählten Versammlung unterstellt war, so mußte sie, um von dieser nicht behelligt oder behindert zu werden, das Schweigen oder die Zustimmung ihrer fünfhundert Aufseher durch Zugeständnisse an die unzähligen örtlichen und persönlichen Interessen, welche sie vertraten, erkaufen, und das konnte sie nur auf Kosten des allgemeinen Interesses". Das Grundübel lag in der Corruption, die den Julithron wie eine Giftpflanze umwucherte, und in dem Materialismus bei den dominirenden Klassen der Gesellschaft, welcher wie ein Bleigewicht die edleren Regungen ins Gemeine herabzog.

Wie alle revolutionären Vorgänge immer von legendenhaften Erzählungen verdunkelt und entstellt werden, so auch der Verlauf der Dinge in der Nacht vom 24. Februar. Lange erhielt sich die Sage, der Republicaner Lagrange habe vor dem Ministerium des Auswärtigen, wo ein bewaffneter Volkshaufe mit dem zur Bewachung aufgestellten Militär in Streit gerathen war, plötzlich einen Pistolenschuß abgefeuert, um die ins Stocken gerathene Revolution zu entfesseln. Aber die neuere Forschung hat dargethan, daß Lagrange sich in jener Stunde an einer ganz anderen Stelle befunden habe. Nach den sichersten Berichten hat der Vorgang folgenden Verlauf genommen: Als sich die Nachricht verbreitete, der König habe ein neues Ministerium gebildet und die verlangten Reformen bewilligt, zog ein Volkshaufen unter Gesängen und Freudenrufen über die Boulevards, während in den nordöstlichen Theilen der Hauptstadt, dem Wohnorte der Arbeiterbevölkerung noch bewaffnete Schaaren bei den Barricaden standen. Jene Abtheilung hielt bei dem Ministerium des Auswärtigen still und forderte laut die Beleuchtung des Gebäudes. Das Militär suchte das weitere Vordringen zu hemmen; der befehligende Oberst wurde von dem bär-

tigen Fackelträger gröblich insultirt. In dem Augenblick fiel ein Schuß und verbreitete unter dem vor dem Hause aufgestellten Militär die Meinung, es würde angegriffen. Es erfolgte plötzlich eine Salve auf die Menge und zweiundachtzig stürzten todt oder verwundet zusammen. Eine unaussprechliche Wuth ergriff das Volk. Man belud einen großen Karren, der vorüberfuhr mit Leichnamen und durchzog mit Fackelschein unter dem Ruf: „Verrath! Rache! man mordet unsere Brüder! Zu den Waffen!" die Straßen der Hauptstadt. Um Mitternacht wurde die Sturmglocke von Notre=Dame geläutet, und am Morgen des 24. Februar war ganz Paris durch Barricaden abgesperrt, das Stadthaus in den Händen der Aufständischen. Es ist bekannt, daß bei dem Zuge der Revolution durch Europa dieser Vorgang auch anderwärts sich wiederholte. In verschiedenen Residenzen gab ein Schuß, „der von selber losging", das Signal zum Straßenkampf und Barricadenbau.

Während auf dem Stadthaus eine provisorische republikanische Regierung errichtet ward, in welcher Lamartine, Ledrü=Rollin, Louis Blanc die bekanntesten Glieder waren, wurden die Tuilerien eingenommen, Möbel und Schmuckgegenstände zerstört, der Thron auf den Bastillenplatz getragen und unter der Julisäule zertrümmert, und in die Prunkgemächer des Schlosses zog ein Schwarm zerlumpter Proletarier ein und führte allerlei muthwillige Scenen auf. Rohe Vergehungen gegen Leben und Eigenthum fanden jedoch nirgends statt. Die Kunstschätze wurden von Studenten und Polytechnikern geschützt, und Lamartine benutzte die ersten Regungen eines gesteigerten Gefühls der Menschenwürde in der Brust des siegenden Volkes, um die Entfernung der blutrothen Fahne, die Beibehaltung der Tricolore, die einst siegreich Europa durchzogen, und die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen durchzusetzen. Wie sehr in den folgenden Monaten durch das Hinzutreten socialistischer und anarchistischer Elemente auch gewaltsame Wege eingeschlagen wurden, in den ersten Tagen nach dem errungenen Sieg trug die Februarrevolution den Charakter einer gehobenen Seelenstimmung, eines fröhlichen Carnevals. Mit republicanischen Jubelfesten und Fahnenweihen feierte man den Wahlspruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Aber der Rausch der Jubeltage ging vorüber, und die Wirklichkeit des praktischen prosaischen Lebens forderte ihr Recht. Die phantastischen Systeme von Socialreformen, die in Frankreich, dem Lande der Theorien seit der Restauration durch die Saint=Simonisten, durch Fourier, Cabet, Proudhon, Louis Blanc ausgeklügelt und als Heilmittel der Mensch=

heit empfohlen worden waren, hatten wunderliche Vorstellungen und schwärmerische Gebilde in den Köpfen der Menge erzeugt. Ganz Frankreich war mit einem Netze von Geheimbünden überzogen, welche, wie verschiedenartig auch ihre Formen und Doctrinen sein mochten, alle von dem Grundsatze ausgingen, daß die gegenwärtige Lage des vierten Standes, der Arbeiter, Kleinbauern, Tagelöhner, mit der Idee der Freiheit und Gleichheit im Widerspruch stehe, daß dieser Widerspruch im Privateigenthum, im Familienverbande und im Erbrecht seine Quellen habe, daß somit eine Neugestaltung des Staats und der Gesellschaft auf demokratisch-republicanischer Grundlage begründet werden müsse, um mittelst der gesetzgebenden Allgewalt eine Ausgleichung des Vermögens zu bewirken und den klaffenden Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, zwischen „Volk" und „Bourgeosie" zu beseitigen. Solche und ähnliche social-politische Ideen waren seit Jahren durch die Nation gezogen.

Manche Doctrinen waren von der Bildfläche wieder verschwunden, andere weiter ausgebildet worden. Mit der Februarrevolution trat die sociale Frage hart an das neue Regiment heran. Louis Blanc hatte in einer Zeitschrift: Organisation der Arbeit im Jahre 1840 ein System aufgestellt, das sich in der Omnipotenz einer demokratischen Staatsgewalt zuspitzte. Darin hieß es: Die Noth der arbeitenden Klassen liegt wesentlich in der gänzlich ungeordneten Concurrenz, in dem Kriege Aller gegen Alle, wodurch die Arbeitslöhne zum Aeußersten herabgedrückt und selbst das Capital aufgerieben werde. Um diesen allgemeinen Kampf zu beseitigen, soll der Staat als der größte Capitalist die industrielle Production an sich ziehen, wodurch die kleinen Capitale verschwinden und der Staat selbst die Feststellung des Arbeitslohnes in die Hände bekommen würde. Hiemit soll zugleich eine demokratische Regelung der zur Staatsarbeit gewordenen Industrie eintreten und dabei im Allgemeinen als höchster Grundsatz gelten, daß Jeder nach seinen Kräften beschäftigt, Jedem aber auch nach seinem Bedürfniß gelohnt werde.

Nun war Louis Blanc selbst Mitglied der provisorischen Regierung; was war da natürlicher, als daß man vor Allem die Lösung der socialen Frage in die Hand nahm. War ja doch die Februarrevolution hauptsächlich das Werk der Pariser Arbeiterbevölkerung. Auf ihrem Programm stand der Grundsatz „Recht auf Arbeit", kraft dessen der Staat verpflichtet sei, den Arbeitern Unterhalt durch die Arbeit zu gewährleisten. Um dieses Princip ins Leben einzuführen, berief man

einen Arbeiter, Albert, in die provisorische Regierung und gab Louis Blanc freie Hand, mit Hilfe eines „Arbeiterparlaments“ nach seinen Ideen die Arbeit zu organisiren und die Nothstände der ärmeren Klassen wegzuräumen. Nun traten aber die socialistischen Experimente in ihrer ganzen Haltlosigkeit hervor. Die Zusicherung der Arbeit von Seiten des Staats machte die Erhaltung einer Legion brodloser, arbeitscheuer und unbeschäftigter Menschen nöthig. Man errichtete „Nationalwerkstätten,“ welche Millionen verschlangen, ohne etwas Namhaftes oder Nützliches zu leisten. Ist doch der individuelle Trieb und die eigene Initiative zur Arbeit der mächtigste Hebel; und gerade diese individuelle Selbsthilfe war in den bisherigen socialistischen und communistischen Systemen zurückgewiesen, der Einzelne nur als Glied einer Gruppe, als mechanisches Werkzeug behandelt worden. Daß die Errichtung von „Nationalwerkstätten“ in Kurzem den Ruin des Staates, die Verarmung der besitzenden Klassen und den Untergang aller Civilisation herbeiführen müsse, leuchtete Jedermann ein. Es war daher vorauszusehen, daß die aus freier Volkswahl hervorgegangene Nationalversammlung, welche im Mai ihre Sitzungen eröffnete und die Regierungsgewalt einem Vollziehungsrath von fünf Personen übertrug, der sich dann wieder mit einem Ministerium umgab, die öffentlichen Werkstätten beseitigen würde. Das „Recht auf Arbeit“ durch den Staat wurde abgewiesen. Darum beschlossen die Häupter der socialdemokratischen Vereine durch einen neuen Aufstand die Nationalversammlung zu sprengen und eine revolutionäre Dictatur zu errichten. Nun erfolgten tumultuarische Auftritte, welche an die Vorgänge der neunziger Jahre erinnerten. Aber der Versuch, auf dem Stadthause eine socialdemokratische Nebenregierung zu organisiren, wurde nach heftigen Kämpfen vereitelt, worauf man die Nationalwerkstätten zu schließen begann. Da rafften die Arbeiter, die Mitglieder der Clubs, die Proletarier alle ihre Kräfte zusammen, um durch eine neue Umwälzung dem vierten Stande die Herrschaft zu erwerben. Dies führte die Gräuelscenen vom 22. bis 26. Juni herbei, wo die Anhänger der „rothen Republik“ sich durch Thaten thierischer Rohheit und Barbarei schändeten. Sie mordeten den muthigen General Bréa; der fromme Erzbischof Affre von Paris, der ihnen auf dem Bastilleplatz Worte des Friedens brachte, empfing die Todeswunde durch einen Flintenschuß; sie füllten die Barricaden mit den Leichnamen ihrer Gegner aus. Einzelne Fahnen trugen die Inschrift: „Leben durch Arbeit oder Sterben im Kampf!“ Entsetzt über die bei dem Aufstande sich kundgebende

Verwilderung und Unmenschlichkeit der unteren Volksklasse, bekleidete die Nationalversammlung den General Cavaignac mit dictatorischer Gewalt. Dieser besiegte mit Linientruppen und Nationalgarden die Insurgenten nach einem viertägigen blutigen Straßenkampf. Die Führer und Anstifter wurden verhaftet und vor Gericht gestellt, die Gefangenen zu Tausenden nach den überseeischen Colonien Frankreichs deportirt, Paris auf unbestimmte Zeit in Belagerungszustand gesetzt, die Nationalwerkstätten aufgelöst, das „Recht auf Arbeit" abgelehnt, die Presse strenger überwacht.

Darauf setzte die Nationalversammlung ihre Berathungen über die neue republicanische Verfassung auf Grund der Volkssouveränetät fort. An die Spitze der neuen Republik sollte wie in Nordamerika ein von der Gesammtheit der Nation auf vier Jahre gewählter Präsident treten. Gerne hätte bei der auf den 10. December festgesetzten Präsidentenwahl die Nationalversammlung dem General Cavaignac die Stimmenmehrheit verschafft, aber Louis Napoleon ging als Sieger aus dem Wahlkampfe hervor. Der ausschweifenden Demokratie ist stets die Tyrannis auf dem Fuße gefolgt. Zu allen Zeiten hat sich der Spruch Goethe's bewährt:

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Die Februarrevolution war ein gelungener Putsch der Pariser Straßendemokratie, aufgebaut auf Reminiscenzen aus der Conventszeit und umhängt mit dem Flitter von Doctrinen und Schlagwörtern eines ungaren und unklaren Socialismus, der an das Staatswesen den Maßstab der Werkstätte legte. Ohne Ideale und Lebensziele, hat sie nur materielle Interessen verfolgt, daher hat sie auch keine Marseillaise, nicht einmal eine Parisienne aus ihrem Schoße geboren.

II. Lage und Stimmung in Baden.

„Als die Sonne im Westen aufging," sagte auf der Offenburger Versammlung am 19. März 1848 ein radicaler Abgeordneter mit Emphase, „da brach ein neuer Völkerfrühling an." Abgesehen von dem absonderlichen Naturbilde des sich gern in philosophischen Ab=

stractionen ergehenden Redners bezeichnete das Gleichniß die allgemeine Volksstimmung in Deutschland bei der Nachricht von der Pariser Februarrevolution. Der Boden war gut bestellt. In der Presse und Literatur, in den Landtagen der constitutionellen Staaten, in öffentlichen und geheimen Versammlungen waren so heftige Schläge geführt worden gegen Bureaukratismus und Polizeistaat, daß die obrigkeitliche Autorität erschüttert und gebrochen war und zwischen Regierung und Volk eine tiefe Kluft gähnte. Wer wollte läugnen, daß das unwürdige Staatswesen, welches der Wiener Congreß in Deutschland geschaffen, die Quelle der allgemeinen Unzufriedenheit war? War das Metternich'sche System, war der preußische Absolutismus, war die deutsche Kleinstaaterei mit dem bundestägigen Stillleben in Frankfurt ein entsprechender Lohn für den vaterländischen Opfermuth, den das deutsche Volk im heißen Kampfe gegen das Napoleonische Kaiserreich bewährt hatte? War das Verfassungsspiel, das in den süd- und mitteldeutschen Staaten vor sich ging und zu Haß und Spott aufstachelte, eine Schule männlicher Politik? Man hatte das Staatsgebäude auf schwachen, zerbrechlichen Fundamenten aufgerichtet; war es da zu verwundern, wenn ein so heftiger Sturm, wie die Februarrevolution, rasch alle Stützen niederwarf? Daß die Opposition in Baden besonders scharf hervortrat, hatte außer der eigenthümlichen Lage des mosaikartig zusammengesetzten Landes, besonders auch in der Schroffheit und Rücksichtslosigkeit der Regierung unter dem Ministerium Blittersdorf seinen Grund.

In den dreißiger Jahren, als Winter der leitende Minister war, war Baden verhältnißmäßig liberal regiert worden, so weit es Metternich und der Bundestag zuließen. Als aber nach Winters Tod (1838) der Frhr. v. Blittersdorf an die Spitze getreten war, hatte auch in Baden die Reaction ihre Triumphe gefeiert. Blittersdorf wird geschildert als ein Mann von flachem Geiste und von mäßigen Gaben, intrigant, hochmüthig, frömmelnd, ein dienstfertiges, rücksichtsloses Werkzeug Metternich'scher Pläne und innerlich ein Feind alles constitutionellen Wesens und aller Volksfreiheiten. Bei Gelegenheit der lebhaften Debatten über die Frage, ob die Beamten die Erlaubniß der Staatsregierung zum Eintritt in den Landtag einholen müßten, ließ sich derselbe zu der Aeußerung hinreißen: die Staatsdiener seien Instrumente, die man zerbreche, wenn sie sich nicht fügen. Selbst ein so humaner und volksfreundlich gesinnter Fürst, wie Großherzog Leopold, vermochte den inneren Frieden nicht zu begründen. Der Riß, der

unter seinem Vorgänger Ludwig durch das heuchlerische System des Scheinconstitutionalismus entstanden war, hatte bereits zu weit um sich gegriffen. Schon bei dem fünfundzwanzigjährigen Verfassungsfeste im Jahre 1843, wo man die Verfassungsurkunde in zahllosen Abdrücken den Händen des Volkes übergab, machte sich in den feurigen Festreden der scharfe Luftzug bemerkbar, der das badische Land durchzog.

Wir wollen nicht, wie die doctrinäre Geschichtschreibung zu verfahren pflegt, die Ursache der stürmischen Bewegungen allein in der Rücksichtslosigkeit eines brutalen Beamtenthums, in den Tactlosigkeiten unverständiger Polizeibehörden, in der verletzenden Arroganz vieler hochgestellter Staatsdiener suchen. Die Opposition war gegen den gesammten Staatsorganismus, gegen die Institute des öffentlichen Lebens, wie gegen die Träger und Diener desselben gerichtet. Das ganze kleinliche und pedantische Regierungssystem, das alle freiheitlichen Regungen unterdrückte und argwöhnisch überwachte, das keine selbstständige Individualität achtete und anerkannte, das alles autonome Leben wegfegte, alle Handlungen und Bestrebungen unter eine engherzige Controle stellte, mußte eine weite Kluft zwischen Regierung und Volk erzeugen. Das System war in allen deutschen Ländern dasselbe, so mußten auch die revolutionären Erscheinungen dieselben sein.

Gerade diese Uebereinstimmung in den Einzelerscheinungen macht es dem Geschichtschreiber schwer, ein Gesammtbild von den Vorgängen des Jahres 1848 auf 1849 aufzustellen, das einen intelligenten Leserkreis zu fesseln vermöchte. So bewegt und laut die geschichtliche Schaubühne war, so daß man nicht mit Unrecht die revolutionären Erhebungen, die nach den Pariser Februartagen Europa durchzuckten, als das „tolle" Jahr bezeichnet hat, so ähnlich waren die Auftritte in allen Orten, so sehr glichen sich die Acte und Scenen des politischen Dramas in den Motiven, wie in der Aufführung, daß die Vorgänge nur Wiederholungen mit geringen Variationen waren. Daher hat auch die Geschichtschreibung kein Gesammtbild, kein historisches Werk mit pragmatischer und causaler Wechselwirkung zu schaffen vermocht, sondern aus episodenartigen Darstellungen einzelner Begebenheiten oder Sammlungen von Materialien und Detail-Schilderungen, welche gerade wegen ihrer Einförmigkeit ermüden und kaum ein psychologisches oder pathologisches Interesse erwecken. Auch unsere Aufgabe kann es nicht sein, aus der Masse ähnlicher oder gleichartiger Erscheinungen ein historisches Gesammtgemälde aufstellen zu wollen. Die nachstehenden Erinnerungen

und Charakterbilder sollen sich nur auf einen kleinen Raum der deutschen Erde, auf das Land Baden beschränken.

Nachdem schon am 4. März eine Anzahl liberaler Notabilitäten in Heidelberg sich über die Grundzüge verständigt hatten, welche man bei der beginnenden Bewegung einzuhalten gedenke, erging von einigen Führern der badischen Oppositionspartei des Landtages ein Aufruf zu einer „Landesversammlung“ nach Offenburg auf den 19. März. Auf dieser sollte beschlossen werden, welche Forderungen an die Regierung zu stellen seien. Es war der erste Versuch, die politische Action von unten aus in Gang zu setzen. Man wollte eine Probe machen, wie weit man sich bei einer revolutionär-republicanischen Erhebung auf das Volk verlassen könne; man wollte die Symptome der öffentlichen Meinung erforschen.

Wer damals in das volkbewegte Städtchen der Ortenau eintrat, der konnte leicht bemerken, daß eine Bewegung im Gange war, die sich nur eines bestimmten Zieles bewußt werden durfte, um einen revolutionären Charakter anzunehmen. Da wogten hochstämmige Bauern aus dem Schwarzwald und dem Oberland durch die Gassen, zum Theil mit aufgerichteten Sensen bewaffnet und erwarteten die Parole aus dem Munde der liberalen und radicalen Oppositionsglieder des badischen Landtages, welche diese erste öffentliche Kundgebung in Scene gesetzt hatten. Da sah man viele Neugierige aus den besseren Ständen, welche aus dem Geiste der Gegenwart die kommenden Dinge errathen wollten. Die Hauptredner waren die längst bekannten Oppositionshäupter Welcker und Itzstein, Hecker, Fickler und Struve. Auch von Heidelberg waren Männer verschiedener Richtungen, darunter bekannte Namen, herbeigezogen, jedoch mehr um zuzuhören und zu beobachten, als um thätig einzugreifen. Helmine v. Chezy, die corpulente romantische Dichterin, welche damals in Heidelberg lebte, trug eine tellergroße schwarz-roth-goldene Cocarde auf der Brust und der ehemalige Wartburggenosse Carové träumte von einem Zeitalter ewigen Völkerfriedens, der jetzt zwei Jahrhunderte nach dem westfälischen Friedenswerk anbrechen würde. Eine Taube mit dem Oelzweig, meinte er, sollte das Emblem des neuen Deutschlands sein.

Die ganze Versammlung glich mehr einem großen Volksfest, an dem sich die Menge in freudigster Bewegung betheiligte, ohne Haß, ohne Fanatismus, voll der frohen Hoffnung, daß eine bessere und glücklichere Zeit kommen müsse. Selbst Hecker hielt einen entscheidenden

Schlachtruf noch nicht für zeitgemäß. Man sagte, er habe in seinem Gewande einen Dolch verborgen gehalten, um Joseph Fickler, den einflußreichen Demagogen des Seekreises, niederzustoßen, wenn dieser, wie er vorgehabt, die Republik proclamiren würde. Als unter den Forderungen, welche Struve als die Wünsche des Landes vortrug, neben der Einführung eines Volksheeres und einer progressiven Einkommens- und Vermögenssteuer auch ein Wechsel des Ministeriums sich befand, ertönte aus der Menge der Ruf: „Hecker sei Minister!" worauf der gefeierte Volkstribun mit Marquis Posa antwortete: „Ich kann nicht Fürstendiener sein." Ein Zuhörer bemerkte dabei mit Anspielung auf die dominirende Stellung des Landtages nicht ohne Witz: Er brauche nicht Fürstendiener, sondern nur Kammerdiener zu sein. Itzstein sprach öffentlich Worte der Beruhigung, indem er die Reformen zur Erleichterung des Volkes anführte, welche die Regierung bereits beschlossen habe; als aber ein Haufe Sensenmänner ihm vor seiner Herberge eine Ovation darbrachte, gab er vom Fenster herab die tröstliche Versicherung, wenn auch dermalen noch nicht die Zeit zur Republik gekommen wäre, so werde doch dieselbe nicht lange ausbleiben. Allein wie sehr man sich hütete, das entscheidende Wort öffentlich auszusprechen und der Monarchie den Scheidebrief zu schreiben; — in der Luft schwebten gewitterschwangere Wolken. Als in der Nacht die Bahnzüge die Versammelten in die Heimath zurückführten, waren alle Stationen mit Volkshaufen umstellt, die durch laute Zurufe kund gaben, daß man in den Reisenden lauter Anhänger republicanisch-revolutionärer Gesinnungen und Tendenzen erblickte.

Dank der wühlerischen Thätigkeit der Wirthshaus- und Straßendemagogie gewannen denn auch die republicanischen Sympathien in den nächsten Wochen immer mehr Boden im Volke, so daß man schon um Ostern hie und da, wie in Freiburg und Heidelberg, den Versuch wagte, die Republik zu proclamiren. In der Breisgaustadt gelang das Vorhaben, dagegen verdiente sich Heidelberg den Dank des Frankfurter Parlaments, weil am Ostermontag die Bürgerwehr unter ihrem Commandanten Professor Rummer in Verbindung mit einem Studentencorps unter Professor Jolly die von dem oberen Neckarthal herbeigezogenen Freischaaren („die Sinzheimer") auf eigene Hand entwaffnete und zum Abzug nöthigte. Freilich war dabei mehr Glück als Ueberlegung. Wenn die aus der Ferne eingerückten Demokraten, die vor dem Rathhaus in einem Viereck eingeschlossen wurden, nicht sofort die Waffen niedergelegt hätten, so würden Bürger auf Bürger geschossen haben.

In einem Nekrolog von Jolly in der „Allgemeinen Zeitung", der später als Broschüre ausgegeben wurde, heißt es, Jolly habe die Bauern der Umgegend, welche in sehr naiver Weise mit Säcken und Wagen nach Heidelberg gekommen waren, um die Gütertheilung vorzunehmen, gezwungen, unverrichteter Sache abzuziehen. Diese Sage wurde verbreitet, um die Heidelberger Bürgerschaft von ihren republicanischen Sympathien zu curiren. Auch bei dem Frankfurter Attentat auf der Constablerwache im Jahre 1832 wurden ähnliche Nachreden in Umlauf gesetzt.

Die Offenburger „Landesversammlung" war der babylonische Thurmbau, dem die Scheidung der Völker auf dem Fuße folgte. Die liberale Kammermehrheit, die bisher auf den Bänken der Opposition mit einander gestimmt hatte, die im gesellschaftlichen Leben als Brüder auf Du und Du mit einander verkehrte, theilte sich jetzt in eine Linke und in eine Rechte. In der ersteren erlangte die Idee einer deutschen Republik die Oberhand, die allmählich socialistische Elemente in sich aufnahm; die letztere hatte zunächst die Einführung einer parlamentarischen Verfassung für ganz Deutschland im Auge, entsprechend einem kurz zuvor von dem Abgeordneten Bassermann gestellten Antrage, „es möge durch Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer deutscher Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen getroffen werden". Die Hauptführer der republicanischen Linken waren Hecker, Struve, Joseph Fickler, Lorenz Brentano u. A., an der Spitze der gemäßigt liberalen Partei standen Welcker, Bassermann, Mathy. Itzstein suchte, in der Mitte eine Stellung zu gewinnen, gerieth aber mehr und mehr in die Reihe der radicalen Linken.

Baden wurde der Herd und Ausgangspunkt der politischen Bewegung, die nunmehr ihren Zug durch Deutschland machte. Das rege politische Leben, wodurch sich das Großherzogthum schon lange vor den übrigen deutschen Staaten ausgezeichnet, schien ihm das Recht zu geben, mit der Fahne des Fortschritts und der Neugestaltung voranzugehen. Dringende Petitionen an die gerade versammelten Landstände, in stürmischer Weise überbracht, verlangten Preßfreiheit, Schwurgerichte, Bürgerwehr unter freigewählten Führern und ein deutsches Parlament auf Grund des erwähnten Bassermannschen Antrages, welches dem die Regierungen vertretenden Bundestage als Repräsentation des Volkes zur Seite stehen sollte. Die badische Regierung gewährte nicht nur diese Punkte so viel in ihrer Macht stand, sondern erließ auch im

Verein mit den Kammern ein Gesetz zur Aufhebung aller Feudallasten mit künftiger Entschädigung der Betheiligten aus der Staatskasse und entfernte mehrere bei dem Volke unbeliebte Beamte und Hofleute von ihren bisherigen Stellen; unpopuläre Deputirte legten ihre Mandate nieder in die Hände ihrer Wähler und wurden durch andere ersetzt. Das Beispiel Badens wirkte auf die übrigen deutschen Staaten. Dieselben Forderungen wurden nach und nach allenthalben gestellt und gewährt und damit in den verschiedenen Ländern mannichfache andere verbunden. In Württemberg, Sachsen und anderen Staaten wurden die Häupter der liberalen Opposition in die Ministerien berufen und die Zügel der Regierung in ihre Hände gelegt; ständische Mißbräuche wurden abgeschafft, beschränkte Wahlgesetze einer Umänderung unterworfen, der Bundestag im liberalen Sinne umgestaltet.

Um mehr Plan und Ordnung in die Bewegung zu bringen und populäre Ausschreitungen zu verhindern, waren schon, wie erwähnt, am 4. März in Folge einer Anregung von Mannheim einundfünfzig deutsche Männer, meistens Führer der liberalen Opposition in den Ständekammern des südlichen und westlichen Deutschlands, in Heidelberg zu einer Berathung zusammengetreten „über die dringendsten Maßregeln für das Vaterland". Sie erließen einen Aufruf an die deutsche Nation, worin sie eine nach der Volkszahl zu wählende Nationalvertretung für dringend nothwendig erklärten und einen Ausschuß von sieben Mitgliedern wählten, darunter Gagern, Welcker, Itzstein, Römer, um die Sache in Gang zu setzen. Eine größere Versammlung von Landtagsabgeordneten und anderen politischen Notabilitäten sollte zu dem Zweck am Ende des Monats in Frankfurt a. M. abgehalten werden. Die deutschen Regierungen gingen auf die Wünsche des Volkes ein. Der Bundestag nahm die Wappen und Farben des alten Reiches an und veranlaßte die Einberufung von Männern des allgemeinen Vertrauens, die den Räthen bei der Ausarbeitung einer neuen Bundesverfassung zur Seite stehen sollten. Diese Schritte führten zum „Vorparlament" und zur Verstärkung des Bundestages durch die Beiordnung von „Vertrauensmännern". Aber vollständig wurde der Sieg der Liberalen erst durch die Umwälzung in Wien und Berlin. Die Erschütterungen, welche die österreichische und die preußische Monarchie in den Märztagen erlitten, führten auch in den übrigen deutschen Staaten einen politischen Umschwung im liberalen und demokratischen Sinne herbei. Die Bewegung, die diesen Umschwung bewirkte und ein Jahr lang die deutschen Lande durchzog, hatte in Baden ihren Ursprung

wie ihre äußersten Consequenzen. Es dürfte daher am Platze sein, die Urheber und Führer in kurzen Umrissen zu charakterisiren, welche als die Häupter der liberalen Partei im Landtage wie in der Presse in den dreißiger und vierziger Jahren auf die öffentliche Meinung des politischen Deutschlands einen bestimmenden Einfluß gehabt haben.

III. Die liberale Partei in Baden und ihre Häupter.

1. Rotteck.

Der Vater des badischen Liberalismus war Karl Wenceslaus v. Rotteck. Ueber den sonst so gefeierten Mann, der durch Schriften und Reden so einflußreich auf die öffentliche Meinung seiner Zeit eingewirkt hat, sind vor wenigen Jahren zwei Charakterbilder zu Tage getreten, die einen verschiedenen Standpunkt der Beurtheilung einnehmen; in dem zweiten Bande der „Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" sagt Heinrich v. Treitschke: „Wie die Schwaben in Uhland, so erkannten die badischen Alemannen in ihrem Rotteck alle Züge ihres eigenen Wesens wieder, ihren tapferen Freimuth, ihren demokratischen Trotz, ihre josephinische Aufklärung, aber auch ihre kleinstädtische Beschränktheit, ihre naive Unkenntniß aller politischen Machtverhältnisse und die Selbstgefälligkeit ihres harmlosen Particularismus. ‚Dann gehen wir eben zum Rotteck' — hieß es unter den Schwarzwälder Bauern, wenn die Beschwerden bei den Beamten nichts halfen." Nicht gerade in polemischer Tendenz gegen Treitschke's Geschichtswerk, doch nicht ohne Beziehung auf die dort aufgestellte Charakteristik und Beurtheilung des Freiburger Geschichtsschreibers und Parlamentariers und mit verschiedener Behandlung von Licht und Farbe hat der Breslauer Historiker Richard Roepell in einer akademischen Rede vom Jahre 1883 die Stellung und Bedeutung Rottecks für die politische und religiöse Anschauung der Zeitgenossen dargestellt und dessen Verdienste um die Begründung eines Rechtsstaates auf Vernunft und bürgerliche Gleichheit entwickelt. Rottecks Ideal eines freien, gut geordneten Staatswesens besteht, wie er es am Ende seiner Weltgeschichte selbst darlegt, in der „Herrschaft gerechter Gesetze, entflossen dem ewigen natürlichen Recht und dem lauteren Gesammtwillen, Verbannung der Willkürherrschaft und der traurigen Scheidung der Bürger in geborene Herren

und geborene Knechte". Ein solcher Staat, meint er, kann ebensowohl in monarchischer, als in republicanischer Form bestehen, ja in einer wohl geregelten Monarchie, fügt er hinzu, haust jener Geist weit sicherer, als in der Demokraten sturmbewegtem Reich.

Rottecks Weltanschauung hatte ihre Wurzeln in dem gährenden Zeitalter der Aufklärung. Von Rousseau, sagt Treitschke übereinstimmend mit Roepell, lernte er die Lehren der Volkssouveränetät und der allgemeinen Gleichheit, sowie den kindlichen Glauben an die natürliche Unschuld des Menschen. Diese Ideen versuchte er mit Hilfe des Kantschen Naturrechts in ein System zu bringen und goß über das Ganze den Hauch des aufgeklärten katholischen Kirchenthums und der philosophisch-toleranten Lebensansicht, wie sie in Febronius und in den Emser Punctationen dargelegt war. Aus diesen drei Elementen war das System seiner Weltanschauung zusammengesetzt, welche den Maßstab für sein historisch-philosophisches Urtheil geschichtlicher Erscheinungen bildeten. Noch in seinem „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften", welches er 1829 als ein Vierundfünfzigjähriger herauszugeben begann, schrieb er: „Die Idee, welche unser Zeitalter bewegt, ist die Frucht der angebrochenen Verstandesreife, der beginn[illegible]n Mündigkeit der Völker... Diese Idee ist die des Rechts, nämlich [illegible] Vernunftrechts, welche die gebildete Menschheit laut fordert." H[illegible] zu wirken erschien ihm als sein wahrer Lebensberuf. „Freiheit und Recht," schrieb er, sind „die Losungsworte der heutigen Zeit, sie können nur siegen durch Vereinigung der Gemüther für sie durch die öffentliche Meinung. Darum soll Jeder die hohen Losungsworte tr[illegible] aller ihm möglichen Kraft verkündigen. Dies ist der Gru[illegible] dem ich lebe und handle."

Es ist nicht zu verwundern, wenn bei dieser Betrachtung[illegible] den Personen und Dingen mitunter Gewalt und Unrecht gethan [illegible] wenn die politisch-religiöse Doctrin den einzigen Maßstab des geschich[illegible]lichen Urtheils bildet. Sagt er doch selbst in einer seiner Schriften: „Ich habe die Geschichte nur als treue Rathgeberin in den ewig heiligen Angelegenheiten der Menschen geehrt und vor allem als die Pflege[illegible] politischer Weisheit und Tugend und als unbestechliche Richterin, deren hehre Aussprüche die letzte Hoffnung sind für das sonst preisgegebene Recht." Im Gegensatz zu den Romantikern wies er darauf hin, daß der Werth der Geschichte nicht in der Befriedigung der Phantasie, sondern in ernster Belehrung durch Wahrheit liege. Diese Wahrheit war aber nicht dem reinen Spiegel der Geschichte entnommen, sondern sehr

häufig dem subjectiven Zeitgeiste und dem Grundsatze des Naturrechts, nach welchem Staatshoheit und individuelle Freiheit zwei durch unverbrüchliche Rechtsschranken gesonderte Gebiete sind.

Bei solcher Auffassung der Geschichte mußte den Lesern aus dem Mittelstande des Volkes sich die Ansicht bilden, die Republik sei der Idealstaat. Mochte er es auch immerhin betonen, „nicht eben die republicanische Form ist's, die wir die Sonne dieses Tages nennen, nein, nur der republicanische Geist", so blieb, wie Treitschke bemerkt, den Lesern doch der Eindruck, daß die Republik der allein vernünftige Staat, der „Freistaat" schlechthin sei. Beide Ausdrücke gebrauchte man bereits als gleichbedeutend. Durch alle Theile der Rotteckschen Weltgeschichte läßt sich eine Bevorzugung des republicanischen Staatswesens vor der Monarchie nicht verkennen.

Rottecks Name stand ein Menschenalter hindurch bei dem deutschen Volke im höchsten Ansehen. Seine „Weltgeschichte" war das Evangelium des gebildeten Mittelstandes und reichte in Schichten hinab, die sich sonst wenig um den Büchermarkt bekümmern. Aus ihm schöpfte die Mehrheit der bundesstaatlichen Bevölkerung die liberale politische Weltanschauung und die Sympathie für republicanisches Staatswesen, wie weitherzige Toleranz in religiösen und kirchlichen Dingen, die fr hie und da in Indifferentismus überging. Von ähnlichem Geiste waren auch seine übrigen Schriften durchdrungen, insbesondere das Staatslexikon, das er gemeinschaftlich mit Welcker herausgab. Als eine Wirkung Rotteckscher Weltanschauung darf es angesehen werden, während seines Lebens Freiburg der Sitz einer aufgeklärten katho- logie war, welche nach kirchlichen Reformen strebte, und iefbewegten vierziger Jahren bei dem badischen Volke keine religiösen Haders zum Vorschein kam. Das friedliche Zusammen- eider christlichen Confessionen in der ganzen ersten Hälfte des ahrhunderts war eine erhebende und erfreuliche Erscheinung in der sonst so aufgeregten Zeit.

Kurz vor seinem Tode, so schließt Roepell seine akademische Rede, ch der Incompetenzerklärung des Bundes in der hannoverschen Frage, trat Rotteck für die Sache ein und sagte mit richtigem Blick voraus daß durch diese Entscheidung des Bundes die Regierungen sich die verfassungstreuen Parteien entfremden, die radicalen dagegen stärken würden, weil dadurch das Vertrauen erschüttert werde, ohne welches kein Segen für Volk und Regierung zu hoffen sei.

Es war gleichsam sein Schwanengesang. Am 26. November 1840

sank er, ein Fünfundsechzigjähriger, ins Grab, „ein Mann von reinen Sitten und reinem Charakter, erfüllt von Menschenliebe und Eifer für Menschenwohl, in seinem Rechtsbewußtsein unbeugsam, der liebevollste Gatte und Vater, ein treuer Freund“.

2. Welcker und Itzstein.

Von der Gruppe der liberalen Abgeordneten, welche sich um Rotteck gesammelt hatten, griffen noch zwei Männer von Ruf in den Gang der Dinge nach dem Jahre 1848 thatkräftig ein: Karl Theodor Welcker und Johann Adam von Itzstein. Von dem ersteren, welcher als Universitätsprofessor in Freiburg mit dem Collegen und Gesinnungsgenossen Rotteck Jahre lang Hand in Hand gegangen war, mit ihm gearbeitet, gekämpft und gelitten hatte, haben wir an einem anderen Orte (Heidelberger Erinnerungen) gehandelt. Es sei uns gestattet, jene Heidelberger Periode, die für den Zweck und Inhalt dieser Schrift allein in Betracht kommen kann, mit verschiedenen Abänderungen und Erweiterungen zu wiederholen und einige Züge aus dem Vorleben des Mannes hinzuzufügen, welche zur genaueren Erkenntniß seines Charakters und seiner politischen und wissenschaftlichen Stellung dienen können.

Es giebt wenige Menschen, die ihre Naturanlage von Jugend an so sicher und richtig erkennen, daß ihr ganzes Leben einem gleichmäßigen Strome gleicht, der in geradem Laufe seinem Ausgange zufließt, wie der Pfarrerssohn Karl Theodor Welcker, welcher am 29. März 1790 in einem oberhessischen Dorfe geboren ward. Man rühmt von den Männern der alten Welt, daß mit ihrem Namen zugleich der Begriff und der Charakter ihres Wesens und Daseins bezeichnet wird, daß man bei ihrem Denken und Handeln nicht erst nach der Lebensperiode zu fragen braucht, in welche dasselbe fällt. Ein solcher antiker Charakter war der Mann, der mehrere Jahrzehnte lang in der Wissenschaft wie im Forum des öffentlichen Staatslebens zu den ersten gezählt ward, der als Schriftsteller, Publicist und Parlamentarier eine umfassende Wirksamkeit übte. Er wurde viel gelobt und viel gescholten; beides nicht mit Unrecht. Denn in dem Wechsel der Zeitströmungen findet die Consequenz nicht immer Geltung und Anerkennung, wird das Urtheil der Welt nicht immer nach demselben Maßstab bestimmt; da gilt vielmehr der Wahrspruch: „Tempora mutantur et nos mutamur

in illis", und die Wendungen einer Wetterfahne werden als praktische Lebensweisheit gepriesen.

Von der Zeit an, da Welcker als Privatdocent in Gießen sich durch die rechtsphilosophische Schrift: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe", die Aufmerksamkeit der juristischen Welt auf sich lenkte und durch die Fürsprache des Criminalisten Grolmann als Professor nach Kiel berufen ward, wirkte Welcker unentwegt für Freiheit, Volksrechte und constitutionelles Staatswesen. Die „Kieler Blätter" brachten Artikel in diesem Sinne aus seiner Feder. Im Jahre 1817 wurde er als Professor nach Heidelberg und zwei Jahre später nach Bonn berufen. In diese Periode fielen die Karlsbader Beschlüsse und die Jahre der schärfsten politischen Reaction. Daß unter diesem System ein Mann, der so offen und freimüthig seine Ansichten auszusprechen pflegte wie Welcker, nicht unbehelligt bleiben konnte, war sehr begreiflich. Es fanden Haussuchungen statt, man legte Beschlag auf seine Papiere und Briefschaften, man nahm polizeigerichtliche Untersuchungen gegen ihn vor. Die Eindrücke, welche solche Vexationen auf ihn machten, haben in seiner Seele eine Antipathie gegen das preußische Regierungssystem jener Tage erzeugt, die er sein ganzes Leben lang nicht zu überwinden vermochte. Der monarchisch-bureaukratische Absolutismus war fortan der Gegenstand seines bittersten Hasses, seiner heftigsten Anfeindung. Er hatte sich in Bonn an den Agitationen für Einführung einer repräsentativen Reichsverfassung betheiligt; die Bedrängnisse, die er deshalb erfuhr, bestärkten und befestigten ihn in der Ueberzeugung, daß die deutsche Nation nur in einem ehrlichen aufrichtigen Constitutionalismus gedeihen könne, daß nur ein Staatswesen, in welchem den Interessen aller Stände und dem der Menschenbrust innewohnenden Freiheitsgefühl Rechnung getragen würde, der Würde und Bildung des deutschen Volkes entsprechend sei. Nicht einem abstracten Idol von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wie es die französische Revolution aufgestellt, jagte er nach, sondern einer staatlichen Ordnung, in welcher das Princip der Freiheit und Gleichheit auf dem Fundamente der Gerechtigkeit für Alle, einer Ausgleichung und Wechselbeziehung von Rechten und Pflichten seine Geltung und seinen gesetzlichen Ausdruck fände.

Durch die Erlebnisse in Bonn war dem liberalen Manne der preußische Staatsdienst verleidet. Er folgte daher im Jahre 1822 einem Rufe als Professor der Jurisprudenz nach der Universität Freiburg im Breisgau. Mit der Uebersiedelung in das badische Land begann für Welcker eine ausgebreitete Wirksamkeit auf allen Gebieten

der Rechtswissenschaft und der Politik. Widmete er sich in den ersten Jahren vorzugsweise der akademischen und literarischen Thätigkeit, so begann mit dem Regierungswechsel in Baden, welcher der Juli-Revolution um wenige Monate voranging, die Periode seiner praktischen Wirksamkeit, wo sein Name in der ganzen gebildeten Welt mit Auszeichnung genannt ward, wo Lorbeeren und Dornen auf seinem Lebensgange in reichlicher Fülle wuchsen. Er trat als Vertreter des Wahlkreises Ettenheim in die neu berufene zweite Kammer ein und entsprach so sehr den Erwartungen und Ansichten seiner Wähler, daß ihm zwanzig Jahre lang fast ohne Unterbrechung immer wieder dasselbe Mandat übertragen ward. Er erwarb sich schnell eine hervorragende Stellung in den Reihen der Liberalen. Mit Rotteck in wissenschaftlichen Arbeiten wie in politischen Ansichten und Tendenzen innig verbunden, theilte er mit demselben die Führerschaft in der Partei, die ihm nach dem Tode des Freundes allein zufiel. Denn so sehr auch andere Abgeordnete gleicher Gesinnung, wie v. Itzstein, Duttlinger, Sander u. A., ihm an Beredsamkeit gleichkommen, ja überlegen sein mochten, daß er zugleich ein Mann der Wissenschaft, ein gelehrter Schriftsteller war, daß er Theorie und Praxis vereinigte, gab ihm ein entschiedenes Uebergewicht. Sein Gesichtskreis war weiter; das badische Staatsleben, auf das die meisten anderen Deputirten ihr Augenmerk ausschließlich gerichtet hielten, diente ihm nur als Folie zur Erreichung weiterer Ziele in nationalem Sinne. Ihm und seinen gleichgesinnten Collegen war im Anfang der dreißiger Jahre die Abschaffung der Censur und die Einführung der Preßfreiheit zu verdanken. Freilich mußte die kostbare Gabe unter dem Drucke bundestägiger Beschlüsse von der Regierung zurückgenommen werden; aber die Parole, die damals von dem badischen Landtag ausgegeben wurde, fand allenthalben einen lebhaften Nachklang und verschwand nie mehr von der Bildfläche des öffentlichen Staatslebens.

Vor allem war Welcker unaufhörlich bestrebt, durch Anträge auf Reform des deutschen Bundestages die Aufmerksamkeit der Patrioten auf dieses Grundübel des deutschen Staatslebens zu lenken und „eine der Nationaleinheit und staatsbürgerlichen Freiheit gemäße Entwicklung des deutschen Bundes“ zu verlangen. Lange ehe Bassermann die berühmte Motion stellte, die, wie wir sehen werden, den Anstoß zur Umgestaltung der Bundesvertretung gab, war Welcker in ähnlichem Sinne und mit der gleichen Tendenz vorgegangen.

Wenn auf irgend einen Mann der Goethesche Spruch paßt: „Dieser

ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein", so gilt dies von Welcker. Sein Leben in Freiburg war nicht minder ein kampfbewegtes, als das in Bonn. Der „Freisinnige", welcher unter der Aegide von Rotteck und Welcker in Freiburg erschien, wurde zwar, als das Blatt die errungene Preßfreiheit sich zu nutze machte, nach zweijährigem Bestand unterdrückt; aber die Rotteck-Welckersche Atmosphäre legte sich über die ganze Hochschule. Die Regierung suchte durch scharfe Maßregeln der Weiterverbreitung des liberalen Geistes zu steuern. Die ruhige Haltung der Juli-Dynastie flößte Muth ein, und die excentrischen Reden, die auf dem Hambacher Fest in die Welt geschleudert wurden, forderten zur Dämpfung des übersprudelnden Freiheitsdranges auf. Man schloß auf einige Zeit die Freiburger Universität und suspendirte mehrere Professoren, in erster Linie Rotteck und Welcker, vom Lehramte. Es half wenig, daß Welcker mehrere Rechtfertigungsschriften ausgehen ließ und daß die Juristenfacultäten von Kiel und Tübingen zu seinen Gunsten sich aussprachen; er wurde mit Gewährung einer Pension in den Ruhestand gesetzt.

Es ist begreiflich, daß diese Freiburger Vorgänge in ganz Deutschland Sensation machten und die Namen der von der Strafe betroffenen Männer mit einer Ruhmesglorie umgaben. In den Augen der Liberalen galten sie als Märtyrer für eine gerechte Sache gegen Vergewaltigung. Das „Staatslexikon", das unter dem Doppelgestirn Rotteck und Welcker in die Welt ging, erlangte eine große Verbreitung. Es behandelte alle Gegenstände des Staatslebens und des öffentlichen Rechts vom Standpunkte des Liberalismus und galt bei den Gesinnungsgenossen als politisches Evangelium. Es liegt in der menschlichen Natur, daß sich bei allen Conflicten zwischen obrigkeitlicher Autorität und widerstrebenden Kräften die Sympathien der Menge mehr den letzteren zuneigen. Der Streit wird aufgefaßt als ein Kampf zwischen Gewalt und Recht, wenn es sich gleich in den meisten Fällen nur um verschiedene Auffassungen und Ansichten über die letzten Ziele und Zwecke des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens handelt. Wer im Besitz der Macht ist, sucht sich darin zu behaupten und bekämpft die Störer seiner Autorität mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. So erhebt sich ein Kampf ums Dasein zwischen den erhaltenden und reformirenden Tendenzen. Ein absolutes Recht existirt nur in Plato's Ideenreich.

Im Anfang der vierziger Jahre, nachdem Rotteck aus der Welt geschieden war, beschloß Welcker, die Breisgauer Universitätsstadt, wo man seinen Hörsaal zum zweiten Mal geschlossen hatte, zu verlassen

und sich in Heidelberg anzusiedeln, nicht um hier eine neue akademische Wirksamkeit zu beginnen, sondern um die letzten Jahre seines Lebens ausschließlich der Politik zu widmen und für Neugestaltung der bestehenden Staats- und Rechtsverhältnisse sowohl bei dem Bundestag als in den Einzelgliedern mit dem Wort und mit der Feder einzutreten. Die Veröffentlichung der Schrift: „Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation mit Anmerkungen von J. L. Klüber", war die Einleitung zu einem neuen heftigen Waffengang gegen das bestehende Staatssystem im Ganzen und im Besonderen; und in der Schrift: „Die geheimen Inquisitionsprocesse gegen Weidig und Jordan", zog er mit schneidender Schärfe gegen Cabinetsjustiz und Gerichtstyrannei zu Felde.

Mit der Uebersiedelung nach Heidelberg begann für Welcker eine neue Lebensperiode. Er brachte die hochgelegene Villa, die Gervinus einige Jahre zuvor über dem rechten Neckarstrande erbaut hatte, käuflich an sich, dort, wo sich vor einem verlassenen Steinbruch ein flacher Raum mit herrlicher Aussicht auf Schloß, Fluß und Stadt darbietet, und wo in den Tagen der Demagogenverfolgungen die Heidelberger Burschenschaft ihre Turnübungen vorzunehmen und geheime Versammlungen zu halten pflegte. Vielleicht daß die alte Antipathie gegen die stramme absolute Militärmonarchie im Norden bei der Wahl seines neuen Aufenthaltsortes mitwirkte, daß er nicht nach Bonn zog, wo sein Bruder, der berühmte Philolog und Archäolog Fr. Gottl. Welcker, in Ehren und Ansehen stand, sondern nach Heidelberg, in der Mitte zwischen Frankfurt, der Residenz des deutschen Bundestages, und Karlsruhe, dem Sitze des badischen Landtages. War ja sein Augenmerk stets den beiden Instituten in erster Linie zugewendet.

Mit dem Einzug Welckers in die zierliche Villa nahm das kleine Wohnhaus einen anderen Charakter an. An die Stelle der feinen ästhetisch-künstlerischen Ausgestaltung trat ein bürgerliches Hauswesen mit einer zahlreichen Familie, in welchem bald andere Gäste ein- und auszogen. Zwar blieben die Besitzer selbst, Dank der versöhnenden und vermittelnden Einwirkung von Frau und Tochter, stets in äußerem freundschaftlichen Verkehr mit einander, aber es fehlte die innere Sympathie, die Harmonie der Seelen.

Als Welcker zum zweiten Male seinen Aufenthalt in Heidelberg nahm, stand er auf der Höhe seines Ruhmes. Er hatte jahrzehntelang in Schrift und Rede für den politischen Liberalismus, für den con-

stitutionellen Rechtsstaat, für die Freiheit und Menschenrechte gekämpft; er war als „alter Soldat der Freiheit", wie er sich einst selbst in einer Volksversammlung nannte, stets unter der Fahne des Fortschritts einhergezogen, um dem deutschen Volke die Güter zu erstreiten, die einer gebildeten, selbstbewußten Nation würdig seien, um die Handlungen der Willkür, der Ungerechtigkeit, der Gewalt abzuwehren, mochten sie sich im Gericht oder in der Verwaltung zeigen. Wie ein römischer Tribun war er als Hüter und Schirmer der Volksrechte gegen Tyrannei und Unterdrückung aufgetreten, hatte die öffentlichen Mißstände gerügt, hatte den Bürger und Bauer zu schützen gesucht gegen Adel und Beamtenthum, gegen die Privilegirten in der Staatsgesellschaft. Er war im Landtag wie in der Presse der Fahnenträger des Liberalismus, der laute Rufer in einer kampferfüllten Zeit, der mit Rotteck und anderen Gesinnungsgenossen der liberalen Partei in Deutschland die Parole gegeben und die Strebeziele gezeigt hatte, der in zahllosen Schriften und publicistischen Abhandlungen alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens im Staats- und Gerichtswesen nach seiner Auffassung beleuchtet und beurtheilt hatte. Ein ganzes Menschenalter hindurch hatten Rotteck und Welcker in Reden und Schriften für Ausdehnung der Volksrechte und der individuellen Freiheit gewirkt gegenüber der Staatsgewalt und ihren Organen, wie gegenüber den bevorrechteten Ständen, jener mehr im Geiste Kants das Vernunft- und Naturrecht verkündigend und mehr für die Rousseau'sche Idealdemokratie als für die constitutionelle Monarchie begeistert, dieser mehr auf philosophisch-historischem Wege einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat anstrebend, dessen letzten Zweck er in der „möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller" erblickte, und dem modernen Repräsentativstaate mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente den Vorzug gebend. „Durch seine Motionen in der badischen Kammer," heißt es in Bluntschli's Geschichte der neueren Staatswissenschaften, „und durch seine publicistische Thätigkeit, die freilich, wie seine Reden, zuweilen allzu sehr ins Breite und Weite ging, aber von einem aufrichtigen Freisinn erfüllt war, hatte er eine Popularität erlangt, welche der Rottecks wenig nachstand." Seine Reden wie sein Stil waren wortreich und formlos und wirkten nur durch die Energie und Kraft des Ausdrucks und der Action. Im Eifer des Vortrags kam er häufig auf denselben Gedankengang zurück. Ein geistreicher Staatsmann, der seine letzten Jahre in Heidelberg verlebte,

sagte einst, Welckers Gelegenheitsreden und ausgedehnte Toaste seien zurückgehaltene Kammerreden.

Die Früchte dieser Popularität gewahrte man sofort, wenn man in Welckers Arbeitszimmer trat, in welchem er auch die Nächte auf einem niedrigen Feldbett zuzubringen pflegte. Da sah man ein zierliches Gestell, beladen mit kunstvoll gearbeiteten Bürgerkronen und Kränzen aus den edelsten Metallen, die ihm bei verschiedenen Gelegenheiten von seinen Verehrern und Anhängern gespendet worden waren. Sie sollten einen Ersatz bieten für den Mangel an Orden und fürstlichen Auszeichnungen. Durch ihn erhielt der „Steinbruch" wieder einen ähnlichen Charakter wie zur Zeit der alten Burschenschaft. Wiederum sah man Leute ein- und ausgehen, welche die deutschen Regierungen als Gegner und Widersacher ihres Systems mit Mißtrauen und Argwohn betrachteten. Das hochgelegene Haus wurde die Herberge der Vorfechter des Liberalismus, der sich noch nicht in eine Rechte und Linke geschieden hatte. Da verkehrten viele Gäste, die damals oder bald nachher als Volksführer gefeiert oder geschmäht wurden. Nicht bloß die liberalen Abgeordneten Badens, wie Hecker und Fickler, Mathy und Bassermann, besuchten den Veteranen der Partei auf seiner Hochwarte, aus ganz Deutschland fanden sich Vorkämpfer oder Märtyrer der Freiheit ein. Als Hoffmann von Fallersleben in Folge seiner „Unpolitischen Lieder" seines Lehramtes an der Universität Breslau enthoben ward und als fahrender Ritter seine reckenhafte Gestalt bei den Gesinnungsgenossen in Süd- und Westdeutschland einlagerte, war er auch Wochen lang der Gast Welckers und ergötzte die Abendgesellschaften durch Absingen seiner demagogischen Lieder. Da kam aus Nürnberg der Philosoph Ludwig Feuerbach, der auf dem Rathhaus Vorträge über das Wesen des Christenthums hielt; da kam aus Speier Georg Fr. Kolb, der bis zu seinem im Frühjahre 1884 eingetretenen Tod mit starrer, unwandelbarer Consequenz die Fahne des Demokratismus schwang; da kam aus Zürich Georg Herwegh, der Dichter, als er seinen Triumphzug durch Deutschland hielt. In kleiner, geschlossener Gesellschaft hörte man ihn eines Abends ein noch ungedrucktes Gedicht vortragen, dessen Refrain lautete: „Die Fahne der Empörung trägt der Poet voran!" Den bundestägigen Regierungen war der demagogische Geist unheimlich und unbequem, und sie arbeiteten ihm mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen. Wie laut man in den Kreisen der Opposition singen mochte: „Dem Censor verdorre die Hand", die Beamten walteten mit Eifer ihres Amtes.

Eine tiefe Kluft, die mit jedem Jahre zunahm, spaltete Regierung und Volk. Welckers und v. Itzsteins Namen waren eine Macht. Sie gingen damals noch Hand in Hand, so verschieden auch ihre Naturen waren. Welcker war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann von kühnem, offenem Muth, der im überwallenden Affect mächtig aufbrausen konnte, sich in Momenten der Erregtheit zu Aeußerungen hinreißen lassen mochte, welche die Grenzen seiner inneren Ueberzeugung weit überschritten. Wenn man den untersetzten Mann mit dem gerötheten strengen Gesicht und den durchbohrenden, feuersprühenden Augen in vorgebeugter Haltung dahinstürmen sah, empfing man den Eindruck eines Kampfstiers, den es gefährlich sei, zu reizen, der die Kraft und den Muth habe, den Gegner niederzuwerfen und zu zermalmen. v. Itzstein glich einem alten Jacobiner des Convents; kalter Seele und berechnenden Verstandes ging er vorsichtig und behutsam zu Werke; er vermied den offenen Angriff und deckte möglichst die eigene Person; aber wenn er seine Geschosse absandte, trafen sie sicher und scharf. Man errieth den Schützen, aber es war schwer, ihn auf offener That zu ergreifen. Von ähnlichem Charakter und geübt in derselben strategischen Kunst war der bekannte „Vater Winter", den die Heidelberger in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre zum Bürgermeister ihrer Stadt wählten. Sein Liberalismus, dem er sein ganzes Leben hindurch standhaft und treu angehangen, hatte sich dem republicanischen Glaubensbekenntnisse genähert; aber nach außen beobachtete er die gesetzlichen Formen. Er war mehr gerüstet zur Vertheidigung als zum Angriffe, ging aber stets mit der Opposition. Kenner der französischen Revolutionsgeschichte hätten ihn mit Pétion vergleichen mögen.

Als die Kunde von der Pariser Februar-Revolution in die Welt drang, sagte Welcker: „Jetzt steigen meine Actien." Und in der That stand er in den ersten sturmbewegten Tagen wie ein kräftiger muthiger Steuermann am Ruder. Er schien in erster Linie berufen, der Pfadfinder zu sein durch die dunklen, verschlungenen Regionen der Neugestaltung Deutschlands. Die badische Regierung ernannte ihn zum Bundestagsgesandten; in seine Hand legte man vertrauensvoll die Ausarbeitung der Entwürfe zur Reform Deutschlands an Haupt und Gliedern; er stimmte im Vorparlament gegen die Permanenzerklärung, welche zur Republik geführt haben würde, er stand in der Nationalversammlung, in welche ihn der 14. badische Wahlkreis sandte, auf Seiten der Gemäßigten, die auf dem Wege der Entwicklung und Ausgleichung den neuen deutschen Verfassungsstaat begründen wollten.

Gagerns „kühner Griff" war nicht nach seinem Sinn. Auch in dieser Periode, wo so Mancher seine frühere Gesinnung änderte, vermochte Welcker seine Antipathie gegen Preußen nicht zu verwinden. Er schloß sich nicht der erbkaiserlichen Majorität an, und wenn er gleich mit dieser für die Reichsverweserschaft des Erzherzogs Johann stimmte, so war er doch nicht gemeint, daß dieses monarchische Provisorium den Uebergang zu einem Erbkaiserthum in dem preußischen Herrscherhaus bilden sollte. Nicht ein einziges monarchisches Oberhaupt, sondern ein höchster Areopag, von den drei mächtigsten Souveränen bestellt, sollte die Gesetze und Beschlüsse des deutschen Bundesstaates nach den Verfassungsbestimmungen ausführen. Seiner bekannten Hinneigung zu Oesterreich hatte er es auch zu verdanken, daß er in den stürmischen Octobertagen mit einem anderen Reichscommissar in das Lager des Feldmarschalls Windischgrätz vor Wien gesandt wurde, um zwischen dem Heer und der aufständischen Bevölkerung der Kaiserstadt eine vermittelnde Mission zu erfüllen. Er erreichte wenig; wie bekannt, siegte die Militärgewalt und beugte Wien unter eine kriegsrechtliche Dictatur. Aber die Bevollmächtigten der deutschen Nationalversammlung wurden gnädig aufgenommen und behandelt. Man wollte in der Hofburg dem altliberalen Volkstribun, der so eifrig der deutschen Kaiser-Idee widerstanden hatte, nicht wehe thun. Und so behauptete Welcker auch ferner seine Sonderstellung. Bei der zweiten Lesung der Verfassungsurkunde suchte er die Oberhauptsfrage in der Art zu gestalten, daß die Reichsgewalt einem Directorium von sieben Mitgliedern übertragen würde, in dem alle drei Jahre abwechselnd Oesterreich und Preußen den Vorsitz führen sollten. Es war eine Danaiden-Arbeit. Denn schon waren die Regierungen wieder so stark geworden, daß sie sich um das Frankfurter Verfassungswerk nicht mehr viel kümmerten. Oesterreich selbst führte ja den ersten Stoß, indem die kaiserliche Regierung am 11. März 1849 die „untheilbare und unauflösbare constitutionelle Erbmonarchie" proclamirte. Nun änderte Welcker seinen Sinn. Zur Ueberraschung seiner Freunde wie seiner Gegner trat er mit dem Antrage hervor, die gesammte deutsche Reichsverfassung, wie sie nach der ersten Lesung vorliege, durch einen einzigen Gesammtbeschluß anzunehmen. Der Antrag konnte nicht durchgesetzt werden — ein Beweis, daß Welckers Ansehen nicht mehr auf der Höhe stand, wie im Anfange der Bewegung. Er stimmte nun mit der erbkaiserlichen Majorität und die altliberalen Gesinnungsgenossen nahmen ihn freudig in ihrer Mitte auf. Welcker

stimmte für die Kaiser-Deputation nach Berlin; es war ein Sieg der Politik über seine persönlichen Gefühle in der Tiefe des Herzens.

Mit dieser Selbstüberwindung nahm Welcker wieder Stellung in der Gruppe der Männer, zu denen er in früheren Jahren gezählt wurde, und er bekämpfte mit der alten Energie sowohl die reactionären Maßregeln der wieder erstarkenden Regierungen, als die revolutionären Wege, welche die Radicalen einschlagen wollten. Aber den schwellenden Strom vermochte der patriotische und freisinnige Mann nicht mehr aufzuhalten. Auch der Erzherzog-Reichsverweser lenkte in andere Bahnen ein, indem er nach Gagerns Rücktritt Männer in das Ministerium berief — Grävell, Detmold, Jochmus — deren Ernennung das Parlament auf Welckers Antrag am 17. Mai 1849 für eine „Beleidigung der Nationalrepräsentation" erklärte.

Nun war auch für Welcker kein Platz mehr in Frankfurt. Er legte gleich so vielen Anderen sein Mandat nieder. Seine politische Laufbahn war beendigt. In Baden raste bereits die Revolution im offenen Felde, und in die Experimente Preußens, eine neue Bundesordnung auf anderen Grundlagen zu begründen, hatte er kein Vertrauen. Er ging weder mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, noch mit den Gemäßigten nach Gotha und Erfurt. In Baden selbst war er der Gegenstand der heftigsten Schmähungen und Invectiven geworden. Schon gleich nach seiner Ernennung zum Bundestagsgesandten am 14. März 1848 wurde der einst so gefeierte Mann zum „Volksverräther" gestempelt und konnte sich, während sein Haus angegriffen und beschädigt wurde, in den Straßen Heidelbergs nur mit Mühe aus der Hetzjagd retten, welche ein fanatischer Pöbel in Scene gesetzt hatte.

In einer Sammlung republicanischer Volkslieder las man den Vers:

> Herr Redner! wollen Sie denn schon so früh verwelken?
> Die Constitution noch ferner „fürstlich" melken?
> Pfui! lassen Sie den Kram! Sei'n Sie doch fein gescheid!
> Und machen Sie dem Volk nicht solches Herzeleid.

Im Jahre 1849 erlebte er den Schmerz, seinen ältesten Sohn in die Reihen der Aufständischen treten zu sehen. Als endlich die Stürme sich gelegt hatten, kehrte er selbst in seine Villa am Neckar-Ufer zurück, wo er mit seiner jüngsten Tochter noch einige Jahre verlebte. Als die Beschwerden des Alters herannahten, verkaufte er das Haus und zog in die Stadt. Waren aber die Tage des fröhlichen Wirkens und Schaffens dahin, so ist der rüstige Mann doch nie zum unthätigen

Zuschauer der Weltereignisse geworden. Nicht bloß hat er an den Abgeordnetentagen von Weimar und Frankfurt 1862 und 1866 theilgenommen, sondern er gehörte mit Häusser, Schenkel, Zittel auch zu den Veranstaltern der Durlacher Versammlung, welche 1859 den Anstoß zu einer glückverheißenden Wendung der Dinge in Baden gegeben hat. Auch verfaßte er gemeinschaftlich mit Mittermaier eine Petition an die zweite badische Kammer gegen den Abschluß eines Vertrags mit Rom ohne Zustimmung der Landstände — ein Schriftstück, dessen Inhalt und Motivirung wesentlich beitrugen, in der Folge die Aufhebung des Concordats herbeizuführen. Ebenso half er 1865 in Eisenach den deutschen Protestantenverein gründen. Erst die Gestaltung der Dinge in Folge des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 veranlaßte ihn zu dauerndem Rückzuge von der öffentlichen Bühne. Aufs neue befand sich Welcker jetzt in Opposition zu einer Staatsordnung, durch welche Oesterreich aus dem deutschen Reichskörper ausgeschieden und damit der Dualismus gebrochen wurde. Und doch war gerade dieser Dualismus der ärgste Feind der deutschen Nation gewesen. Aus ihm war das bundestägige Regiment hervorgegangen, gegen das er mit aller Manneskraft so lange gekämpft hatte.

Er starb am 10. März 1869. Seinem Wunsche gemäß wurde er in Neuenheim begraben an der Seite seiner in den ersten Tagen der Uebersiedelung plötzlich am Schlagfluß verstorbenen Gattin, auf dem grünen, baumbepflanzten Platze, der sich idyllisch um die freundliche Dorfkirche herumzieht und schon längere Zeit nicht mehr als Begräbnißstätte gebraucht ward. Ein kleines Geleite von Angehörigen und Freunden folgte dem Sarge. „Ist es nicht merkwürdig," sagte eine Freundin der Tochter, die der Bestattung beiwohnte, zu ihrem Begleiter, „daß der im Leben so laute Mann in einem der stillsten Flecken der Erde zur Ruhe gebracht ist?" Ein Granitfels mit seinem Namen bezeichnet die Grabstätte — ein treffendes Sinnbild seines Charakters.

Im Jahre 1842 feierte Robert Prutz die liberalen Führer der zweiten badischen Kammer Itzstein, Welcker, Sander in einem Gedichte, worin es heißt:

„Dieser Namen goldner Schein
Echt und rein,
Stickt in Eure Banner ein!
Vorwärts, vorwärts auf der Freiheit Pfaden!
Kennt Ihr doch das Losungswort: Hoch Baden!
Soll es sein."

Im Jahre 1848 war das gefeierte Triumvirat gesprengt; Sander war gestorben, Itzstein und Welcker kämpften nicht mehr unter derselben Fahne. Als man im Frankfurter Parlament zur Errichtung des neuen Reichsregiments schritt, stimmte Welcker mit der Mehrheit der Versammlung für den Erzherzog Johann, während Itzstein selbst den Präsidenten Heinrich v. Gagern wählte und die republicanisch gesinnten Volksvertreter sich auf den Namen Johann Adam v. Itzstein vereinigten. Er sollte die Stelle einnehmen, welche in der neuen französischen Republik der alte Jacobiner Dupont de l'Eure erlangt hatte. Und in der That hatte Itzstein manchen Zug mit den klugen und energischen Männern des Pariser Jacobiner-Clubs in der Schreckenszeit gemein. Er war nicht der stürmische Heißsporn, der die rothe Fahne schwang, aber er folgte dem Bannerträger der Republik mit bedächtigen Schritten.

Es ist bezeichnend für die politische Haltung des Mannes, daß er, geboren am 28. September 1775 in Mainz, in der deutschen Rheinstadt seine Jugend verbrachte, wo die französische Republik ihre ersten, und man darf sagen, ihre eclatantesten Triumphe feierte und daß er, der Sohn eines kurfürstlichen Geheimraths, seine Studienzeit daselbst in den stürmischen Jahren verlebte, da auf die Herrschaft der Franzosen und der Clubisten von Mainz die Reaction des zurückgekehrten Hofes und der rachsüchtigen Emigranten folgte; daß er nach den Lehrvorträgen eines Hofmann und den Reden eines Georg Forster die Unthaten einer übermüthigen Hof- und Junkercamarilla mit Augen sah. Da sog er frühzeitig republicanische Grundsätze in seine Seele ein und lernte zugleich Vorsicht als eine weise Lebensregel ansehen.

Der Lebensgang Itzsteins bietet wenig Bedeutsames dar. Nachdem er einige Zeit zu Amorbach in Leining'schen Diensten gestanden, wurde er nach der Mediatisirung der kleineren Fürsten von Baden übernommen und wirkte mehrere Jahre als Bezirksamtmann in Schwetzingen und als Hofgerichtsrath in Mannheim. Im Jahre 1842 wurde er von der letzteren Stadt zum Abgeordneten gewählt. Seitdem blieb Itzsteins Name, heißt es in einem kurzen Lebensabriß desselben von Hoffmann von Fallersleben aus dem Jahre 1840, mit der staatlichen Entwicklung so eng verflochten, daß die Geschichte der badischen Landtage zugleich auch die Geschichte seines Lebens ist. Er war ein geborner Parteiführer, ein gewandter Agitator und Dialektiker. Schon auf dem ersten Landtag zog er sich durch seine Haltung das Mißfallen der Regierung zu. Er wurde nach Meersburg versetzt. Der Gedanke, daß er aus

der rheinischen Heimath, an die er mit allen Wurzeln seines Lebens geknüpft war, scheiden sollte, wirkte so erschütternd auf sein Nervensystem, daß er in eine Krankheit verfiel. Es ist noch heute eine von Itzsteins Eigenthümlichkeiten, sagt Hofmann, daß er krank wird oder sich doch für krank hält, sobald der Himmel des Verfassungslebens sich trübt, und fröhlich, frisch und gesund wird, sobald sich derselbe wieder aufhellt. Als die Regierung seiner Einsprache kein Gehör gab, reichte er seine Entlassung ein, die auch angenommen ward. Seitdem lebte Itzstein im Pensionsstand. Sein Privatvermögen, das besonders in dem Landgute Hallgarten im rebenreichen Rheingau bestand, gestattete ihm eine unabhängige Existenz. In der Folge tauchte in Regierungskreisen wohl dann und wann der Gedanke auf, ob man dem unbequemen Oppositionsmann nicht wieder ein Staatsamt übertragen, und falls er es ablehne, die Pension entziehen sollte. Allein man wagte nicht, den Löwen zu reizen.

Nach Rottecks Tod galt Itzstein als das eigentliche Haupt der liberalen Partei in Baden. Schon im August 1842 wurde von einer Anzahl Mannheimer Bürger ein Aufruf zu Beiträgen für eine kunstvolle goldene Denkmünze erlassen, welche als Ehrengabe des badischen Volkes ihrem Abgeordneten Adam v. Itzstein dargereicht werden sollte. Darin hieß es: „Er vereinigte mit dem heiligen Eifer für Wahrheit, mit der reinsten Liebe zum Volke einen kräftigen umfassenden Geist und eine Seelenstärke, die jede Prüfung, jeden Wechsel der Zeiten ruhig überdauerte.“ Seine Popularität wuchs von Jahr zu Jahr und überragte die von Welcker. Als im Jahre 1843 das 25jährige Gedächtnißfest der badischen Verfassung in allen Städten gefeiert ward, wurde Itzstein nach Griesbach, dem Geburtsort der Verfassungsurkunde, berufen, um als liberaler Parteiführer dem Acte die rechte Weihe zu geben. Die jüngeren Kammermitglieder lehnten sich vertrauensvoll an ihn an und empfingen von ihm die Losung. Seine Ausweisung aus Preußen, als er im Jahre 1845 mit Hecker zum Besuche eines Freundes und Gesinnungsgenossen nach Berlin gereist war, trug die Verherrlichung seines Namens in den befreundeten Kreisen bei. Eine so kleinliche Präventivpolitik von Seiten eines Großstaates gegen zwei deutsche Männer mitten im Frieden mußte die Bedeutung der letzteren erhöhen. Noch in demselben Jahre erschien in Koblenz eine „Oeffentliche Dankadresse an die Herren v. Itzstein und Hecker“,“ worin es hieß: „Die freisinnigen Bürger preußischer Städte danken Ihnen dafür, daß Sie unserer vielgepriesenen Regierung eine eclatante Gelegenheit gegeben

haben, ihre wahre Gesinnung an den Tag zu legen." Damals war Itzsteins Name ein leuchtender Stern am politischen Horizont. Geschenke und Ehrengaben wurden ihm überreicht, Festlichkeiten zu seiner Verherrlichung veranstaltet, Denkmünzen auf ihn geprägt. Bei einem Bankett in Mannheim sang Hoffmann von Fallersleben:

„Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller;
Itzstein, unser Stern,
Leuchtet nah und fern!"

In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erfreute sich Itzstein im liberalen Deutschland einer Popularität, wie kaum in unseren Tagen Windthorst in den Reihen der Ultramontanen und Reactionären. Und wie sehr immer beide Männer in Charakter, Geistesrichtung und Tendenzen auseinandergehen mögen, so ließen sich dennoch leicht gewisse Parallelen ziehen. Noch im Jahre 1848 war der Patriarch des Liberalismus so angesehen, daß er in acht Wahlkreisen in die Reichsversammlung nach Frankfurt gewählt ward und daß die sieben Bezirke, die er nicht selbst vertreten konnte, an Männer seiner Empfehlung fielen. In Heidelberg siegte auf seine Veranstaltung Professor Hagen über den Gutsbesitzer Buhl, Häussers Freund.

In der Moschee des Schloßgartens von Schwetzingen, dem Amtssitz und Wahlkreis Itzsteins, liest man den Koranspruch: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Von beiden Metallen hat der volksthümliche Abgeordnete zur geeigneten Zeit und Stunde Gebrauch gemacht.

Als Itzstein ins Frankfurter Parlament eintrat, konnte er wie Götz von Berlichingen sagen: „Meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe." Andere jüngere und kühnere Männer waren emporgekommen, die dem revolutionären Zeitgeiste mehr Rechnung trugen als der alte Parlamentarier. Es war nur eine Ehrenhuldigung für die vergangenen Verdienste, um die Sache des deutschen Liberalismus, wenn die Männer der Linken, bei denen er seinen Sitz nahm, ihm die Reichsverweserwürde zutheilen wollten. Auf den weiteren Gang des Reichstages übte der Agitator von ehedem keinen hervorragenden Einfluß mehr aus. Aber treu seinen Grundsätzen hielt er bei der Partei fest und begab sich mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Den tragischen Ausgang seines Lebens beschreibt sein Enkel Adam Eisenlohr mit folgenden Worten: Seit einem Sturze auf der Treppe des Gasthofes zum Weidenbusch begann sichtliche Gehirnschwäche. Seine traurige Wanderung nach Stuttgart, seine Flucht ins Ausland,

nach Straßburg und der Schweiz, die Anklage auf Betheiligung an der badischen Revolution vom Jahre 1849 und die Beschlagnahme seines Vermögens beschleunigten seinen Verfall. Freigesprochen lebte er langsam abnehmend im Geist zu Hallgarten bis zum 14. September 1855.

Aus der ihn umfangenden Nacht des Geisteslebens, fügt v. Weech in den deutschen und badischen Biographieen hinzu, tauchten dann und wann, wie ein Lichtblitz, die Erinnerungen an die glorreichen Tage der Vergangenheit auf. Dann ließ er wohl die ihm einst gespendeten Ehrenbecher und Bürgerkronen vor sich aufstellen und sang thränenden Auges, aber doch mit kräftiger Stimme und mit wuchtiger Faust den Tact schlagend, die politischen Lieder der vergangenen Tage, umgeben von einigen befreundeten Männern aus der Nachbarschaft.

Seinen Grabstein in Hallgarten ziert ein goldener Stern und auf der Rückseite ist eingemeißelt: „Müde von den Jugendkämpfen deutscher Freiheit ruhet hier ein muthig Herz."

Noch bewahrt der Enkel die Familienportraits der kurmainzischen Vorfahren und Itzsteins eigenes Bildniß, welches von dem Bildhauer Schmidt von der Launitz aus Frankfurt auf einer vertieften Gypsplatte behufs der oben erwähnten goldenen Denkmünze angefertigt wurde. In allen läßt sich ein vornehmer Zug erkennen, und in den scharfen Linien des regelmäßig geformten Angesichts des alten Volksmannes auf dem Medaillon leuchtet der klare scharfe Verstand hervor, der die herrschende Eigenschaft seines Wesens bildete.

3. Bassermann und Mathy.

Unter den Männern, die in den vierziger Jahren neben Welcker und Itzstein auf den Bänken der liberalen Opposition in der badischen Kammer saßen, waren Bassermann, Mathy und Hecker die hervorragendsten Parlamentarier. Wie die Volkstribunen des alten Rom traten sie mit anderen Gesinnungsgenossen geschlossen für Volksfreiheit und Volksrecht in die Schranken gegen das absolutistisch-reactionäre System, das unter der Wucht Metternich'scher Politik von dem Bundestag und den Einzelstaaten eingehalten ward. Sie gehörten alle der Rheinstadt Mannheim an, die einen, wie Bassermann und Mathy durch ihre Geburt, die anderen wie Itzstein und Hecker durch längeren Aufenthalt. Ihnen zur Seite wirkte Gustav (von) Struve, der sich nach einer mehrjährigen diplomatischen Laufbahn in Diensten des Groß-

herzogs von Oldenburg am Bundestag als Advocat in Mannheim niedergelassen hatte, durch seine journalistische und publicistische Thätigkeit im radicalen Sinne. Auch der Abgeordnete Peter, einst durch Strafversetzung verletzt, dann zum Kreisdirector in Konstanz ernannt, gehörte dem Mannheimer Richterstande an; und Lorenz Brentano, vieljähriges Kammermitglied und in der Folge Führer der republicanischen Bewegung vom Jahre 1849, sowie das gemäßigt liberale Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Soiron, waren Advocaten in Mannheim.

Ueber der Rhein- und Neckarstadt Mannheim schwebte von jeher eine eigenthümliche demokratische Atmosphäre. Doch sagt man der Bevölkerung nach, daß sie schärfer im Reden als im Thun sei. Mit einem Zug von Ironie bezeichnete man sie als „Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs allergetreueste Opposition". Aber im Sommer 1849, als Brentano Oberbürgermeister und Trützschler Civilcommissär und Kreisdirector war, gingen die Wogen der Demokratie höher wie sonst.

Friedrich Bassermann gehörte einer angesehenen wohlhabenden Kaufmannsfamilie an und widmete sich selbst diesem Berufe, nachdem er jedoch zwei Jahre auf der Universität Heidelberg mit naturwissenschaftlichen und historischen Studien verbracht hatte. Von seiner Mutter, von deren populärem, resolutem Wesen man manche originelle Charakterzüge erzählte, hatte er das lebhafte Temperament, den beweglichen Geist und den geraden offenen Sinn geerbt. Im Jahre 1841 von seinen Mitbürgern in den badischen Landtag gewählt, wandte er sich der politischen und parlamentarischen Thätigkeit zu, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Sie wurde ihm Quelle des Ruhmes und der Ehre wie der krankhaften Nervenaufregung, die sein tragisches Ende herbeiführte. Die Politik gleicht den Sirenen der griechischen Mythologie oder der Rheinnixe Loreley. Sie lockt mit lieblichem Gesang die Schiffer an, um sie dann an Klippen und Felsen zerschellen zu lassen. Einige Jahre nach seinem Eintritte in den badischen Landtag gründete er im Verein mit Mathy eine Verlagsbuchhandlung in Mannheim, in welcher mehrere namhafte Werke bekannter Schriftsteller verlegt sind. In diesem Verlag erschien auch die „Deutsche Zeitung" in ihrer ersten Periode. Wenn Bassermann im Anfang seiner öffentlichen Laufbahn noch mitunter in den Ton einstimmte, welcher der zweiten Kammer in Karlsruhe in den gebildeten Kreisen nicht selten den Vorwurf eintrug, daß sie in principieller Opposition alles bekämpfe, was von der Regierung ausging, daß sie nicht immer die Formen und conventionellen Gesetze ein-

halte, welche Anstand und Sitte dem Gebildeten auch gegenüber dem Gegner zur Pflicht macht; so wurde ihm das parlamentarische Leben selbst eine treffliche Geistesgymnastik, welche die kecken Sprünge und Anstürme der Jugend durch die Zucht der Bildung mäßigte, das auflodernde Feuer dämpfte, alles Extravagante in die Formen feinerer Lebensart zwang.

Die landständische Thätigkeit in einem kleineren Wirkungskreis war für ihn die Vorbereitungsschule für das große parlamentarische Forum, das seiner im Frankfurter Reichstag harrte, wo er als Ebenbürtiger mit den gebildetsten und angesehensten Männern in gleicher Linie sich bewegte, unter den Notabilitäten des Reichstags und der Reichsregierung seinen Platz nahm. Seine empfängliche feinbesaitete Natur, welche alle Eindrücke mit richtigem Verständniß, hie und da mit sanguinischer Erregbarkeit auf sich einwirken ließ und seine süddeutsche Gemüthlichkeit verschafften ihm Anerkennung und Freunde.

Wie bei Itzstein, ist auch von Bassermanns äußerem Lebensgang wenig Bedeutsames zu berichten. Auch bei ihm bildet die parlamentarische Thätigkeit den Kern und Mittelpunkt seines kurzen Daseins. Wir können uns daher um so mehr mit einigen Grundlinien und Andeutungen begnügen, als in der neuesten Auflage des Staatslexikons von Rotteck und Welcker ein umfassender biographischer Abriß von seinem Freunde Ludwig Häusser enthalten ist, der dann von einem jüngeren Freunde des Hauses, Thorbecke, in den badischen Biographien verwerthet ward. Auch der Reichstagsabgeordnete Rudolf Haym hat in seinem dreibändigen Werke „Die deutsche Nationalversammlung" dem Collegen und Parteigenossen warme Worte gewidmet und dessen Charakter und ritterliches Wesen in der Glanzperiode seines Wirkens mit apologetischer Sympathie gezeichnet.

Wenngleich Bassermann in den ersten Jahren seiner Kammerthätigkeit in allen inneren Fragen mit der Opposition ging, in deren Mitte er Stellung genommen, so konnte man doch bald erkennen, daß sein Blick über die engen Grenzen der heimischen Anliegen hinausreichte, daß ein ideales und nationales Ziel seiner Seele vorschwebte. Schon im Jahre 1846 hatte er es offen ausgesprochen, daß man der deutschen Nation gebe, was in den Freiheitskriegen als Kampfpreis vorgeschwebt habe, ein deutsches Parlament, „das, öffentlich vor den Blicken der ganzen Nation berathend, der Brennpunkt deutscher Sinnesart und die Bürgschaft der Einheit würde. Das wäre die wahre Stütze deutscher Nationalität, das wäre der Ring, der die deutschen

Stämme zusammenhielte". In demselben Sinne sprach sich im folgenden Jahr eine Versammlung süddeutscher Abgeordneten in Heppenheim an der Bergstraße aus. Und daß der von Bassermann eingebrachte Antrag ähnlichen Inhalts am 12. Februar 1848 auf Begründung einer deutschen Nationalvertretung der Ausgangspunkt der politischen Bewegung in Deutschland wurde, ist schon früher erwähnt.

Als auf die Kunde von der Pariser Februar-Revolution sich die ersten Symptome einer Parteispaltung auf den Bänken der Opposition verkündigten, hielt Bassermann am 29. Februar die gehaltvolle Rede, in welcher er den politischen Standpunkt klar und offen aussprach, den er von da an bis zu seinem Tode behauptet hat. Er sagte unter anderem, heißt es in der Schrift des Ministers Bekk, „Die Bewegung in Baden": „Nicht der Moment darf es sein, der unsere Zunge lenkt, und der Blick dessen, der hier und heute spricht, muß weiter reichen, als einige Schritte. Der heutige Tag ist nicht ein Tag für Baden, sondern ein Tag für Deutschland. Eben darum aber, weil unsere Regierung es ist, die zuerst die Grundlagen der Freiheit proclamirte, freue ich mich, ihr hier gegenüber zu stehen, und weil Baden es ist, von dem das Beispiel für unser ganzes übriges größeres Deutschland ausgehen wird, bin ich heute stolz, ein Badener zu sein. Die Ereignisse der Geschichte gehen wie die Wogen auf der See tief hinab in die Abgründe, und hoch hinauf, wo sie sich überstürzen. Glücklich die Jahreszeit, glücklich für ein Staatsschiff die Fahrt, die nur gleichmäßige Wellen erzeugt. So wie ich zur Zeit der Blittersdorf'schen Reaction mit der mir verliehenen schwachen Kraft mich dieser Richtung entgegenwarf, so will ich auch heute nicht anstehen, das zu sagen, was ich, so weit meine geringe Einsicht reicht, in diesem größten aller Momente für geboten halte. Heute ist nicht der Tag, an dem wir Recriminationen vorbringen müssen. Heute ist Sturm, und eine leichte Aufgabe ist es, mit in die Segel zu blasen, die ohnehin angeschwellt sind. Am Ruder sitzt ein Steuermann, der die größte Aufgabe hat. Lassen wir diesen Augenblick nicht vorübergehen, ohne uns zu sagen, daß viel Gutes, das die Geschichte gebracht hat, nur darum nicht verloren ging, weil das Gute mit dem Schlimmen gepaart auftrat, und weil es Folgen hatte, vor denen die Masse oder die Mehrheit oder das Volk im ganzen erstarrte. Können wir die Freiheit erringen ohne solche Folgen, können wir in unserem kleinen Baden für das größere Deutschland, für welches wir auch die größere Pflicht haben, ein Musterbild aufstellen, daß mit der Freiheit, die heute anbricht, Ordnung und Ge-

setz gepaart sind, so werden wir für die Freiheit für alle Zukunft mehr erobern, als auf jede andere Weise."

Die Ereignisse, welche der Motion vom 12. Februar auf dem Fuße folgten, machten Bassermanns Namen in der ganzen deutschen Welt bekannt. Von allen Seiten gingen ihm Zustimmungsadressen zu; nach der Heidelberger Versammlung, der auch er beiwohnte, wurde er von der badischen Regierung in die Zahl der Vertrauensmänner ernannt, welche mit dem Bundestag den neuen Verfassungsentwurf bearbeiten sollten. „Für mein ganzes Leben werde ich es als ein Glück ansehen," schrieb er damals an seine Gattin in gehobener Stimmung, „daß mir vergönnt ward, an der zukünftigen Gestaltung meines Vaterlandes unmittelbar theilzunehmen."

Von der Zeit an ging Bassermann Hand in Hand mit der badischen Regierung, an deren Spitze liberale Männer unter dem Ministerium Bekk standen. Er nahm seine Stellung in dem Kreise von Abgeordneten, welche ein constitutionelles Staatswesen unter Preußens Führung mit einem erblichen Kaiserthum begründen wollten. Ihm war es in erster Linie zuzuschreiben, daß der von der radicalen Partei im Vorparlament eingebrachte Antrag auf Permanenzerklärung der Nationalversammlung und Beseitigung des Bundestages nicht durchgeführt werden konnte, sondern die Begründung der neuen Reichsverfassung auf dem Wege der Verständigung zwischen der Nationalvertretung und den bestehenden Regierungen vorgenommen ward. Wir werden erfahren, wie dieses Scheitern des Versuchs, durch den Reichstag selbst die Errichtung einer Republik zu bewirken, verbunden mit der bald nachher erfolgten Verhaftung des Demokratenführers Joseph Fickler durch Karl Mathy die nächste Veranlassung zu den revolutionären Erhebungen im badischen Oberlande gegeben hat.

Bassermann blieb den Vorgängen in Baden fremd, wie sehr ihm auch die verwirrte Lage seines Heimathlandes zu Herzen ging. Seine ganze Thätigkeit war dem Aufbau des Deutschen Reiches zugewendet. Bei diesen Arbeiten erwarb er sich durch seine Intelligenz und geistige Begabung, wie durch seinen Ernst und Fleiß eine Stellung, wie er sie wohl nie geträumt hatte. Der Kaufmannssohn, der seine Jugend nicht den Studien gewidmet, erhob sich weit über die Atmosphäre, in welcher er herangewachsen war. Er erhielt in dem Gagern'schen Reichsministerium die Würde eines Unterstaatssecretärs für die inneren Angelegenheiten und wurde von der erbkaiserlichen Partei, der so viele hervorragende Männer von wissenschaftlichem Rufe angehörten, als

Ebenbürtiger angenommen und als eines ihrer eifrigsten Mitglieder mit Vertrauen geehrt. Als in Berlin der scharfe Conflict zwischen der preußischen Regierung und der constituirenden Nationalversammlung ausbrach, wurde Bassermann als Reichscommissär nach der preußischen Hauptstadt abgeordnet, um das Verhältniß Preußens zur Centralgewalt ins Klare zu setzen und nebenbei einen Ausgleich zu vermitteln. Die Herrschaft der Straßendemagogie, der er hier begegnete, verletzte sein feines Gefühl und bewirkte, daß er sich weiter nach rechts wandte, daß er der Aristokratie, welche er früher so entschieden bekämpft hatte, viel näher trat, als mancher andere seiner Parteigenossen. Die Darstellung, die er in dem Bericht über seine Mission von der Lage der Dinge in Berlin machte, trug eine so grelle Färbung an sich, daß seine Worte: „Ich sah hier Gestalten die Straße bevölkern, die ich nicht schildern will," eine zeitgeschichtliche Bedeutung erhielten. Die Bezeichnung „Bassermann'sche Gestalten" ging fortan in den Volksmund über.

Von der Zeit an traten die Geister in der Nation und in der Paulskirche immer weiter auseinander. Das Tafeltuch war zerschnitten, eine Verständigung war nicht mehr möglich. Es blieb nur die Wahl zwischen Revolution und Reaction. Es fiel den braven Männern schwer, sich in den Gedanken dieser Alternative zu finden, sie hielten noch fest an dem Glauben, die Seifenblasen, die ihnen von den allmählich wieder erstarkenden Regierungen vorgehalten wurden, könnten eine dauernde Gestalt gewinnen. Es schien ihnen unerträglich, daß der Bundestag, der so oft als Leiche bezeichnet worden war, wieder von den Todten auferstehe. Auch Bassermann ging in das „Nachparlament" in Gotha und in das „Festungsparlament" in Erfurt. Ihre Vertrauensseligkeit sollte bitter getäuscht werden. Nur wenige erlebten die Zeit, wo die Saat, die sie in Frankfurt gestreut hatten, zur Ernte reifen sollte. Auch Bassermann stieg in das Reich der Schatten hinab, ehe noch ein Schimmer des neuen Tages zu bemerken war. Er erlebte den Triumph der Reaction nach dem Pariser Staatsstreich. Die Aristokratie erholte sich wieder von ihrem Schrecken und bewies durch übermüthiges und anmaßendes Auftreten, daß sie, wie ehedem die französischen Emigranten, nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Diese Wahrnehmung mochte in der Seele Bassermanns, in dessen Natur die Affecte des Gemüths so lebhaft ausgeprägt waren, einen Zwiespalt erzeugen, den der gerade offene Mann nicht zu überwinden vermochte, und der verbunden mit körperlichen Leiden ihm sein tragisches Ende

bereitete. Es sei uns gestattet, aus der „Badischen Biographie" die Darstellung seiner letzten Lebenstage zu entlehnen: „Ein kranker Mann, kehrte Bassermann in seine stille Häuslichkeit zurück. Seine zart besaitete, weiche Natur war der ungeheueren Anstrengung und Aufregung, dem jähen Wechsel zwischen höchster Hoffnung und bitterster Enttäuschung nicht gewachsen gewesen. Ein Augenleiden, das den arbeitsgewohnten Mann zu unerträglicher Ruhe verdammte, erwies sich als das Symptom einer allgemeinen Zerrüttung, der auch die sorgsamste Pflege nicht mehr aufhelfen konnte. Dazu das immer tiefer schmerzende Gefühl, daß alle Arbeit seiner besten Mannesjahre vergebens gewesen, dazu die Rückwirkung, die der Gang der allgemeinen Verhältnisse auf ihn übte. Ihm, der an sich und seinem Volk verzweifelte, konnte in dunkler Krankheit momentan das Leben wohl unerträglich erscheinen. Wer will den Grad solcher Seelen- und Körperleiden ermessen? Wer verneinen, daß sie Augenblicke mit sich führen, in denen der menschliche Wille Kraft und Selbständigkeit nicht wahren kann? In einem solchen Augenblick machte Bassermann am 24. Juli 1855 seinem schwergeprüften Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende."

Am Tage zuvor hatte er im Kreise der Familie das Hochzeitsjubiläum mitgefeiert. Er wollte noch einmal in alter Weise gemüthliche Stunden mit den Seinen verleben. Es war sein letzter Feiertag. In Bassermann, so schließt der biographische Abriß, verlor Deutschland einen seiner besten Männer, der mit warmem Herzen und reiner Seele einer großen Aufgabe gedient hatte.

Es ist wohlthuend, nach einem so zerrissenen Lebensgang mit so tragischem Ausgange, wie er bei Itzstein und Bassermann vorliegt, das Leben eines Mannes in einzelnen Zügen vorzuführen, auf den der alte Spruch: per aspera ad astra, angewendet werden darf, Karl Mathy. Es ist keine leichte Aufgabe, nach einem Autor wie Gustav Freytag ein Lebensbild in kurzen Umrissen zu entwerfen, das noch einiges Interesse bieten soll. Man kommt dabei leicht in die Versuchung, das Vorbild auszuschreiben, um den Lesern schmackhaftere Früchte darzubieten. Unsere Absicht kann daher auch nur dahin gerichtet sein, auf den reichen Markt hinzuweisen, weniger um einige schöne und werthvolle Stücke demselben zu entführen, als um einige unscheinbare Beiträge aus dem eigenen Vorrath zuzulegen. Karl Mathy war der Sprößling einer katholischen Familie aus Boppard. Sein Vater gehörte in seinen jüngeren Jahren dem Lazaristen-Orden in Heidelberg an. Aber ergriffen von der Kantischen Philosophie und den Josephinischen

Aufklärungsideen verließ er während der Revolutionszeit den Orden, dessen Glieder wegen ihrer Unwissenheit und ihrer unsittlichen zuchtlosen Lebensweise dem gewissenhaften geraden Manne verächtlich geworden waren, nahm eine Lehrstelle am Mannheimer Gymnasium an und trat zur protestantischen Kirche über. Er verheirathete sich, gründete einen bescheidenen, aber beglückten Hausstand, in welchem bald eine Reihe von Kindern wie Weinranken um den Tisch sich reihten. Sein ältester Sohn Karl (geb. den 17. März 1806) besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er durch Verstand und rasche Auffassung sich hervorthat, aber auch nicht selten durch einen sarkastischen und ironischen Zug seine Lehrer reizte. Vom Jahre 1824 an widmete er sich auf der Universität Heidelberg dem Studium des Staatsrechts und der Cameralwissenschaften, wurde ein eifriges Mitglied der Burschenschaft und ein gefürchteter Schläger auf der Mensur. Nach vollendeten Studien wurde er im Finanzfache angestellt. Aber die Jahre der Aufregung, welche der Pariser Juli-Revolution auf dem Fuße folgten, rissen auch ihn in den Strudel des politischen Lebens. War er schon vorher als enthusiastischer Philhellene nach Paris gereist in der Hoffnung, in dem Lande seiner Jugendideale Verwendung zu finden, aber getäuscht und von der kühlen Diplomatie zurückgewiesen, wieder in die Heimath zurückgekehrt, so nahm er jetzt, als jene Hoffnung gescheitert war, an den deutschen Freiheitsbewegungen innerlich Antheil, welche in dem Hambacher Fest ihren schärfsten Ausdruck fanden. Obwohl sein verständiger Sinn ihn von dem unüberlegten aussichtslosen Treiben jener kampflustigen jugendlichen Stürmer fernhielt und nicht einstimmte in den Ruf: „Fürsten zum Lande hinaus", galt er doch als ihr Genosse und mußte Anklagen und Verhaftung über sich ergehen lassen. Die Aussicht auf Verwendung und Beförderung im Staatsdienst verlor sich in dunkler Ferne. Da beschloß er, der Neuvermählte, gleich so vielen anderen seiner Gesinnungsgenossen, durch die Flucht in das Ausland sich weiteren Verfolgungen zu entziehen. Durch seine publicistische Gewandtheit, durch seine vielseitigen Kenntnisse und durch seine schon während seiner Schulzeit erprobte und begabte Lehrgabe hoffte er, sich und seiner jungen Familie den Lebensunterhalt zu erwerben. Die Ausgewanderten jener Tage trauerten nicht gerade in Sack und Asche. Wie kümmerlich auch mitunter ihr Leben verlaufen, wie schwer es Manchem fallen mochte, die Mittel der Existenz zu beschaffen, die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge hielt ihre Geister aufrecht. Mit einem gewissen Humor beobachteten sie

die Dinge in der Heimath, wo sich Bureaukratie, Polizei und Censur um die Wette abmühten, alle Unruhe und Aufregung von den Staatsbürgern fernzuhalten. Eine jüngere Generation, die sich selbst das junge Deutschland, die junge Schweiz, das junge Italien nannte, blickte siegesgewiß in die Zukunft, wo die Herrschaft der Schreibstube und der politischen Kleinmeisterei zusammenbrechen würde unter dem stürmischen Hauche des neuen Zeitgeistes. Es fehlte auch in diesen Kreisen nicht an thörichtem Gebahren, an chimärischen Plänen und Ueberschwänglichkeiten, aber unter ihren Mitgliedern lebte ein aggressiver Geist, dem der Sieg über Schlendrian und Philisterthum nicht entgehen konnte, sobald die Zeit erfüllt war. Auch Mathy verkehrte mit diesen Kreisen, als er sich in dem Städtchen Biel niederließ, wo er bei der Zeitung „La jeune Suisse" sich betheiligte. Zu den berühmtesten und gefürchtetsten Flüchtlingen, die damals zum Verdruß der republicanischen Regierungsherren in der Schweiz sich aufhielten, gehörte auch der Genuese Giuseppe Mazzini, mit welchem Mathy ebenfalls in Verbindung kam. Mazzini, der geniale Agitator, war, wie wir oben gesehen, ein Mann von einnehmendem Wesen, von hohem literarisch-publicistischen Talente, von wunderbarer Organisationsgabe, der das Conspiriren und Complottiren mit dem glühenden Eifer eines Apostels und Missionärs betrieb. Es war eine lehrreiche Schule für Mathy's künftige politische Thätigkeit, wenngleich sein skeptischer Geist, der so klar in das wirkliche praktische Leben schaute, hie und da mit Ironie auf das Treiben und Thun der vagirenden Weltbürger blicken mochte, die in dem Alpenland ein Asyl suchten. Freytag theilt ein Lied von einem sonst unbekannten Dichter Wilhelm Sauerwein mit, das Mathy öfters unter seinem Fenster in Biel singen hörte und das den Humor jener Flüchtlingsschaaren so realistisch bezeichnet. Es mag daher auch hier eine Stelle finden:

Flüchtlingshumor.

Wenn die Fürsten fragen,
Was macht Absalon,
Könnt ihr ihnen sagen:
Ei, er hänget schon,
Doch an keinem Baume
Und an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik.

Wollen sie gar wissen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sprecht, er ist zerrissen,
Wo ihr ihn beseht.

Gebt nur eure großen
Purpurmäntel her,
Das giebt gute Hosen
Für das Freiheitsheer.

Fragen sie gerühret:
Will er Amnestie?
Sprecht, wie sich's gebühret,
Er hat steife Knie;
Ihm blieb nichts auf Erden,
Als Verzweiflungsstreich
Und Soldat zu werden
Für ein freies Reich.

Die Einnahmen für literarische und journalistische Arbeiten sind unsicher und oft ungenügend. Mathy war daher genöthigt für den Unterhalt seiner Familie sich nach einem anderen Erwerb umzusehen. Er nahm die Stelle eines Lehrers an der Cantonschule zu Grenchen im Jura an. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die zwei Jahre von 1838—1840, welche Mathy als „der Schulmeister von Grenchen" in dem Schweizerdorfe verbrachte, eingehend zu schildern. Es war ein bescheidener Wirkungskreis, ein gemüthliches Stillleben, auf das Mathy selbst noch in späteren Jahren mit Liebe und Interesse zurückblickte, wie aus dem idyllischen Gemälde hervorgeht, das er dem Freunde Freytag für dessen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" über den Aufenthalt in dem lieblichen von der Welt abgeschlossenen Schuldorfe entworfen hat.

Mittlerweile waren in Baden die sturmbewegten Fluthen verlaufen und eine ruhigere Auffassung der politischen Dinge hatte sich Bahn gebrochen. Man hatte die Anklage Mathy's fallen gelassen und dem Flüchtling dadurch die Rückkehr ermöglicht. Schon während seines Schweizer Aufenthalts hatte er durch einige Schriften über volkswirthschaftliche und finanzielle Fragen seinen praktischen Sinn und sein klares Verständniß der materiellen Seite des Staatslebens dargethan; jetzt riefen ihn die Freunde in die Heimath zurück, damit er mit seinem Talente ihre Sache fördern helfe. Von der Zeit an war Politik und Publicistik das Ackerfeld, auf dem er seine schönsten Früchte ernten sollte. Schon im Anfang der vierziger Jahre erlangte er einen Sitz in der zweiten Kammer, fast gleichzeitig mit Bassermann, mit dem er fortan in Freundschaft und Sympathie verbunden blieb. Auf den Vorschlag des Collegen, in ihrer gemeinschaftlichen Vaterstadt eine Verlagsbuchhandlung zu gründen, ging er freudig ein. Es war ein Bund gleichgesinnter Männer, gegründet auf persönliche Neigung wie auf die Uebereinstimmung in allen politischen und menschlichen Lebensfragen. Wie die Dioscuren der Mythologie wandelten sie fest und ruhig ihre Bahn.

Wer in Baden das 25jährige Verfassungsfest miterlebt hat, der wird noch den Eindruck nachempfinden, daß man damals bereits das Wehen einer neuen Aera wahrnahm. Wie kühl sich immer die Regierung gegen die Kundgebungen verhielt, die Feier ließ deutlich erkennen, daß die liberale Partei in Baden, die in der Verfassungsurkunde ihren starken Halt und festen Unterbau erblickte, zuversichtlich und hoffnungsvoll in die Zukunft sah. Noch war keine Spaltung zu bemerken;

auf dem vereinbarten Grundgesetz ruhte ihr politisches Glaubensbekenntniß; republicanische Ideen und socialistische Doctrinen galten noch für Probleme, über die man wissenschaftliche Untersuchungen anstellte und akademische Reden hielt, an deren praktische Verwirklichung nicht im Ernste gedacht ward. Seitdem aber durch die Pariser Straßendemokratie und Arbeiterbevölkerung die Republik mit socialistischen Elementen ins Leben getreten, rückte die neue Lehre den deutschen Liberalen nahe auf den Leib und überraschte sie nicht minder als ihre Gegner. Sie sahen sich unerwartet einer neuen Aufgabe gegenübergestellt und mußten sich zum Kampf gegen ein unheimliches Gespenst rüsten. Im Eifer des Widerstreits gegen das politische System der bundestägigen Regierungen hatten die Männer des Fortschritts nicht bemerkt oder nicht beachtet, wie verschiedenartig die Ansichten in ihren eigenen Reihen waren. Einig in der Opposition und im Negiren gingen sie in der Lösung positiver Aufgaben in zwei feindliche Heerlager auseinander. Gerade diese Wahrnehmung, daß sich fortan ihre Wege scheiden müßten, daß die Partei zerrissen und geschwächt sei, machte die Altliberalen unsicher. Die Zuversicht der radicalen Demokratie, die so unerwartet in Frankreich das Regiment in die Hand bekommen hatte, schüchterte viele ein und machte sie unschlüssig und verlegen. Nur so war es möglich, daß die Kunde, der „Poet" Herwegh werde an der Spitze deutscher Arbeiter, welche auf den Pariser Barrikaden gefochten, über den Rhein ziehen und in Verbindung mit Hecker das badische Oberland in Aufruhr setzen, die Gemüther so sehr beunruhigte und verwirrte.

Bei dem Umschwung der öffentlichen Dinge erhielt Mathy eine seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene Stellung. Der frühere politische Flüchtling wurde als Staatsrath in das badische und bald in das Reichsministerium berufen und wirkte in Frankfurt, Arm in Arm mit seinem Freunde Bassermann, für die Neugestaltung Deutschlands auf dem Wege der Entwickelung und des liberalen Fortschritts. Nicht durch Umsturz des Bestehenden, sondern durch Umbau und Verbesserung der staatlichen Ordnungen und Gesetze sollte ein neues Deutschland erstehen. Er gehörte zu den angesehensten Männern in der Paulskirche wie im Reichsregiment, und seine Kenntnisse und Erfahrungen in finanziellen und volkswirthschaftlichen Dingen fanden bei den gesetzgeberischen Arbeiten die verdiente Beachtung. Oft darauf angewiesen, sich selbst zu helfen, so schildert ihn Haym in der früher erwähnten Schrift, hatte er sich in hohem Maße Gegenwart des Geistes und

Selbständigkeit des Charakters angeeignet. Auch im Rathe und in der Gemeinschaft mit Parteigenossen verließ ihn nicht das Gefühl, daß der Tüchtige am besten und sichersten auf sich selbst gestellt bleibe. Mit der willigsten Anerkennung Anderer verband er eine spröde Eigenwilligkeit. Auch wenn er sich, um des Ganzen willen, einer fremden Ansicht fügte, so fügte sich mehr seine Stimme als seine Meinung. Seine Bescheidenheit ging bis zur Schüchternheit, und doch besaß er einen Muth, der, einmal herausgefordert, an Verwegenheit grenzte. Die Männer der Linken urtheilten freilich weniger günstig. Noch in dem kürzlich erschienenen Buch von Alfred Meißner, „Geschichte meines Lebens", läßt die Bemerkung, die Welt habe erst aus Freytags Biographie erfahren müssen, daß Mathy ein bedeutender Mann gewesen sei, das geringschätzige Urtheil durchblicken. Das große Werk der Neugestaltung Deutschlands, wie Mathy, Bassermann und so viele hervorragende Männer es durchzuführen gedachten, erlitt die erste Störung durch die Volkserhebung im badischen Oberlande unter Friedrich Hecker und dem gewandten Demagogen und Agitator Joseph Fickler aus Konstanz. Als die revolutionäre Bewegung noch im Entstehen begriffen war, erfolgte in Karlsruhe, wie erwähnt, die Verhaftung Ficklers durch Mathy wegen beabsichtigten Landesverraths. Die That ist sehr verschieden beurtheilt worden. Während die Männer des gemäßigten Liberalismus sie als eine patriotische Heldenthat im Geiste des Alterthums priesen, waren die Radicalen empört über einen solchen Verrath alter Freundschaft und Kameradschaft. Für die Timoleone des Alterthums hat die Gegenwart kein rechtes Verständniß mehr. Es mag sein, daß durch die Haftnahme des populären Demokratenführers von volksthümlicher Beredsamkeit dem Aufruhr engere Grenzen gesteckt wurden, aber aufgehalten wurde er darum doch nicht. Hecker, der dasselbe Schicksal zu erfahren fürchtete, schritt nun um so rascher zur Ausführung, und die Wuth der Radicalen über den „Volksverräther" führte viele Insurgenten unter dessen Fahne. Und wie sollte die Regierung eines von zwei Republiken begrenzten Landes, deren Macht und Autorität so tief erschüttert war, die revolutionäre Erhebung unterdrücken, welcher selbst die Großstaaten erlegen waren?

Als das Frankfurter Verfassungswerk gescheitert war und die erfolglosen Versuche einer Neubildung auf beschränkterer Grundlage wie Nebeldünste zerrannen, theilte Mathy das Schicksal der meisten seiner Gesinnungsgenossen. Die Reaction, die jetzt wieder aus dem Dunkel und der Verborgenheit hervorkroch, haßte die Männer, „welche

die Revolution heraufbeschworen", nicht minder als die radicalen Führer, welche die Fahne der Empörung vorangetragen hatten. Mathy ging seines Amtes verlustig, ohne einen Ruhegehalt zu beziehen. So sah er sich denn wieder, wie einst in der Schweiz, auf den eigenen Erwerb angewiesen. Aber sein Name hatte in ganz Deutschland einen so guten Klang, und seine Erfahrungen im Verwaltungsfach waren so glänzend hervorgetreten, daß es ihm nicht schwer fiel, ehrenvolle Stellen zu erlangen. Weniger reizbar und nervös wie sein Freund Bassermann und voll ungebrochenen Lebensmuthes betheiligte er sich bei mehreren Bank- und Finanzgeschäften, zuerst in Köln und Berlin, dann in Gotha und Leipzig, bis in Baden wieder ein frischerer Luftzug zu wehen begann. Im Jahre 1862 wurde er wieder in den badischen Staatsdienst berufen und ihm unter dem Ministerium Lamey-Roggenbach das Finanz- und Handelswesen übertragen. Die Ereignisse des Jahres 1866, die nicht mehr in den Rahmen dieser Blätter gehören, führten eine Krisis in der Leitung der badischen Staatsangelegenheiten herbei, nach deren Beendigung Mathy durch das allerhöchste Vertrauen des Großherzogs als Präsident an die Spitze des Gesammtministeriums gestellt ward. Die Erstehung des neuen deutschen Reiches, das Ziel seiner ganzen Lebensarbeit, sollte er jedoch nicht mehr erleben. In der Nacht vom 2. auf den 3. Februar 1868 erlag er einem Herzleiden. Die ehrenvolle Leichenbestattung, welcher der Landesfürst persönlich anwohnte, gab Zeugniß von dem allgemeinen Gefühle, daß Baden in Mathy einen Mann verloren habe, der an Adel der Gesinnung und an Vaterlandsliebe keinem anderen nachstand.

4. Hecker und Struve.

Mathy's Lebensgang war wechselvoll und bewegt, aber immer harmonisch. Um so stürmischer und zerfahrener war die Laufbahn zweier anderer Männer, welche dieselbe Luft mit ihm athmeten, vielfach mit ihm in Verkehr standen, dann aber, wie Antipoden, ihm und seinem Freunde Bassermann gegenübertraten — Friedrich Hecker und Gustav Struve. Vier Jahre jünger als Mathy, erhielt Hecker (geboren zu Eichtersheim am 28. September 1811), wie dieser, seine Erziehung auf dem Gymnasium zu Mannheim, widmete sich, wie dieser, auf der Universität Heidelberg dem Rechtsstudium und ließ sich dann in Mannheim als Advocat nieder. Seine rednerische Gewandtheit und sein populäres Wesen verliehen ihm bald Ruf und Ansehen. Im

Anfange der vierziger Jahre (um dieselbe Zeit, wie Bassermann und Mathy) in die badische Kammer gewählt, nahm er sofort seinen Sitz in der Reihe der Oppositionsmänner, die damals das große Wort führten. Wenn auch jünger als die meisten seiner Collegen, erwarb er sich doch rasch eine hervorragende Stellung. Seine volksthümliche Beredsamkeit, der es nicht an Schwung fehlte, sein burschikoses Wesen, seine derbe süddeutsche Frohnatur, selbst sein sichtbares Haschen nach der Aura popularis bewirkten, daß sein Name bald in den Reihen der Abgeordneten viel genannt ward. „Von Natur mit glänzenden Anlagen zum Volksredner ausgestattet — so schildert ihn Häusser aus langer persönlicher Bekanntschaft — mit allen äußeren Mitteln und einer anmuthigen, frischen Persönlichkeit begabt, dialektisch gewandt und schlagfertig, wie es nur ein routinirter Advocat sein konnte, war er recht eigentlich der Percy Heißsporn der badischen Opposition; ungestüm, leidenschaftlich, oft auch wirklich schwungvoll, war er für die Partei, mit der er ging, eine rüstige Stütze, nur gelang es ihr nicht, ihn in Disciplin zu halten. Von Natur zum Excentrischen, Ungewöhnlichen und Barocken geneigt, ohne das rechte Maß einer feineren geistigen Bildung, war und blieb er immer der „flotte" Student, der die Politik trieb, wie man einen Studentenspaß treibt: unüberlegt, leichtfertig, in Formen und Manieren ein Muster burschikoser Nonchalance. Dieser Ton, wie er nachher in der badischen Kammer bis zum Ekel getrieben ward, war zum Theil von Hecker in das Ständehaus hereingebracht worden".

Persönlich hatte Hecker seine guten Seiten, heißt es an einer anderen Stelle; er war aufrichtig und ohne Tücke, gegen seine Freunde gutmüthig und arglos, im persönlichen Umgang eine liebenswürdige, wenn auch sehr reizbare Individualität, für Enthusiasmus zugänglich, wohl von Eitelkeit und Herrschsucht vorwärts getrieben, aber nicht von den gemeinen Motiven seiner schwächlichen Nachfolger beherrscht.

Es hat dem nach Popularität strebenden Abgeordneten sicherlich große Freude gemacht und Wasser auf seine Mühle gegossen, als er im Mai 1845 auf der erwähnten Reise mit Itzstein aus Preußen ausgewiesen wurde. Mehr und mehr wurde jetzt Hecker der Mann des Volkes; man erzählte sich mit schadenfroher Miene, daß er seinem Hund den Namen „Staatsrecht" beigelegt habe. Das Jahr 1848 führte ihn auf den Gipfel seines Ruhmes. Das Vorparlament war die Arena, wo er zuerst seine Fechtkunst zeigte, und das Gefühl seiner Bedeutung in diesem erregten Moment mag ihn gehoben haben. Wenigstens macht

Karl Biedermann, welcher ihn bei dieser Gelegenheit kennen lernte, in seiner Schrift, „Dreißig Jahre deutscher Geschichte", eine vortheilhafte Beschreibung von seiner Persönlichkeit: „Eine jugendlich ritterliche Gestalt mit ausdrucksvollem, von langen braunen Locken umrahmten Kopfe, scharfen Zügen, einer wohlklingenden hellen Stimme, in welcher die Gluth leidenschaftlicher Erregung zitterte, bestieg er die Tribüne und schilderte mit beredten Worten die Noth des Vaterlandes, den Mangel aller bestehenden Autorität, die daraus fließende Nothwendigkeit, daß die Versammlung die Geschicke der Nation in die Hand nehme. Er ließ durchblicken, daß nach seiner Ansicht die Versammlung an Stelle des Bundestages, der ohnmächtig, der Regierungen, die gleichfalls geschwächt seien, das Steuerruder für ganz Deutschland ergreifen müsse". Als der Antrag auf Permanenzerklärung der Nationalversammlung und Beseitigung des Bundestages nicht durchging, schied er mit einigen Gesinnungsgenossen aus der Versammlung aus und rief einige Zeit nachher, um nicht das Schicksal Ficklers zu erleiden, im badischen Oberlande das aufgeregte und durch lärmende Volksversammlungen in Athem gehaltene Volk zum heiligen Kampfe für die Freiheit, zur Gründung einer Republik mit bewaffneter Hand auf. Die revolutionäre Propaganda hatte ihm bereits vorgearbeitet und eine wilde Gährung erzeugt. Auch war der Glaube verbreitet worden, das Militär würde nicht auf das Volk schießen. Aber die republicanische Schilderhebung hatte wenig Fortgang. Nach einigen Streifzügen und nach den Gefechten bei Kandern, wo der tapfere Bundesgeneral Friedrich v. Gagern seinen Tod fand, und bei Dossenbach, wo der Hauptmann Reinhard v. Schimmelpfennig, ein kühner Freischaarenführer, auf dem Kampfplatze blieb, wurden die durch die Zuzüge fremder Republicaner und Herweghs Arbeitercolonnen aus Frankreich verstärkten Freischaaren von den Bundestruppen zerstreut und der Aufstand unterdrückt. Damals waren die Namen Hecker und Herwegh in Aller Mund. Der Poet Herwegh hatte sich durch die „Lieder eines Lebendigen" rasch zu einer europäischen Berühmtheit aufgeschwungen. „Er stand damals," so beschreibt ihn Alfred Meißner in der ‚Geschichte meines Lebens', „bei dem Einfall in Baden nach der Februar-Revolution in seinem zweiunddreißigsten Jahre, ein schöner, schlanker Mann, mit einem Kopfe wie ein Armenier. Das regelmäßige Profil mit der stark hervortretenden Nase und den schönen braunen Augen, in denen ein unheimliches Feuer aufflammte, der gelbliche Teint, der kurzgehaltene, rabenschwarze Bart, das tiefdunkle, wenngleich bereits spärliche Haar gaben

ihm, dem Württemberger, dem Sohne eines Stuttgarter Speisewirths, das Aussehen eines Prinzen von den Ufern des Oxus. Er hatte schon 1841, in einer Zeit allgemeiner Gedrücktheit, seine ‚Lieder eines Lebendigen' hinausgesandt, die mit unwiderstehlicher Gewalt, dabei in den vollendetsten Rhythmen den kühnsten Hoffnungen und Wünschen Ausdruck gaben und hatte damit das deutsche Bewußtsein, wenn nicht aus den Angeln gehoben, doch in seinen Angeln erschüttert. Seitdem war ihm bei jungen Jahren eine überspannte Aufmerksamkeit auf seine Person zu Theil geworden. Alles schaute auf ihn. Er aber hatte seitdem vollständig geschwiegen. Er wollte nichts bringen, was hinter dem zurückblieb, was er früher geleistet und that darum gar nichts mehr. Während er auf neue Eingebungen harrte, verging die Zeit. Zuerst war er wie eine Rakete emporgestiegen, jetzt glich er dem Stab derselben, der langsam verkohlt."

Trotz des kläglichen Ausganges der Hecker-Herwegh'schen Schilderhebung blieb die Idee einer deutschen Republik, unter welcher der gemeine Mann einen Zustand paradiesischen Glückes träumte, wo der Grundsatz „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle", wie eine Flugschrift verkündete, zur Geltung kommen würde, im Volke herrschend, und Heckers Name erklang im Lied durch das ganze deutsche Vaterland. Eine volksthümliche Gestalt im Rinaldini-Aufzug, riß Hecker im Sturme wilder Begeisterung die streitbare Jugend mit sich fort und wirkte mit romantischem Ungestüm auf die erregte Phantasie des Volkes. Wie einst auf Napoleon, deutete man Bibelsprüche auf seinen Namen. Die Unterdrückung des Aufstandes und die klägliche Haltung der Freiheitskämpfer gegenüber den Bundestruppen minderte nichts an seinem Ruhme. Das Hecker-Lied nach der Melodie „Schleswig-Holstein stammverwandt" blieb fortan die Marseillaise der deutschen Republicaner. Es war der erste Versuch, mit einer ehrenhaften Maske eine wenig ehrenhafte Sache zu verhüllen; die erste Lüge und falsche Vorspiegelung in dem zweideutigen Unternehmen. Die hinreißende schwungvolle Melodie des vaterländischen Liedes wurde jetzt einem Text mit hohlen republicanischen Phrasen angepaßt, der im ersten und letzten Vers folgenden Wortlaut hatte:

Hecker hoch! dein Name schalle
An dem ganzen deutschen Rhein!
Deine Treue, ja dein Auge
Flößt uns All' Vertrauen ein.
Hecker, der als deutscher Mann
Für die Freiheit sterben kann!

Ja, wenn einst dein Athem fliehet
Und dein blaues Auge bricht,
Dann liest man auf deinem Grabe:
„Hecker starb und wankte nicht."
Hecker sei als großer Mann
Uns're Losung nun fortan.

Die Anhänglichkeit des Volkes begleitete den Freischaarenführer auf seiner Flucht nach der Schweiz, wo er von Muttenz aus durch die Presse das südliche Deutschland für die Republik zu gewinnen bemüht war. In Muttenz besuchte einige Zeit nachher Herweghs Freund und Genosse Corvin, der an allen Begebenheiten der badischen Revolution betheiligt war, den gefeierten Volkshelden. Es möge gestattet sein, aus dessen „Leben eines Volkskämpfers" einige Auszüge wiederzugeben: „Hecker war ein großer, hübscher Mann, mit edelm Gesicht," heißt es im dritten Theil der Selbstbiographie, „doch sah er nicht mehr den Bildern ähnlich, welche man als sein Porträt auf Pfeifenköpfe malte. Allerdings trug er oft eine Blouse; aber sein Haar war kurz geschoren und sein Bart hatte keine auffallende Länge. Hecker war blond und hatte kühnblickende blaue Augen; war er in Gesellschaft seiner Freunde nur heiter, dann trug sein Gesicht einen sehr angenehmen Ausdruck und flößte Liebe und Vertrauen ein; meist aber sah man in dieser Zeit einen höhnenden, fast diabolischen Zug um seinen Mund, besonders wenn er sich über die Schlaffheit des deutschen Volkes und über die Professoren im Frankfurter Parlament ärgerte. Fast noch mehr als gegen diese faulen Gleichgiltigen eiferte er gegen die unpraktischen Enthusiasten, die ihn mit ihrem hirnverrückten Freiheitsjargon und ihrer überschwenglichen Bewunderung manchmal ganz toll machten. Er war im Schlüssel von einem förmlichen demokratischen Generalstab umgeben, der sich nicht allein bemühte, ihn zu unterhalten, sondern der ihm auch als Leibwache nöthig war, da es nicht an fanatischen Anhängern der Monarchie fehlte, die ihm nach dem Leben oder wenigstens ihn nächtlicherweise aufzuheben trachteten. Der Eigenthümer des Gasthauses war der Regierungsrath von Basellandschaft und veranlaßte Maßregeln zum Schutz des geehrten Gastes, die das Gelingen eines Entführungsplanes sehr erschwert haben würden. Außerdem war eine durch Boten verzweigte demokratische Polizei eingerichtet, welche Hecker mit äußerster Schnelligkeit von Allem unterrichtete, was ihn in irgend einer Weise interessiren konnte."

Hecker hatte die Gewohnheit, rohe Waldstöcke zierlich zu schnitzen und sie mit grotesken Köpfen zu versehen; diese Stöcke nannte er „civilisirte Wellenprügel". Einem derselben, der mit einem Kameelskopf versehen war, legte er nach Corvins Versicherung den Namen eines bekannten Heidelberger Schriftstellers bei. Diese eigenthümliche Neigung, durch Namen und Bildnisse seine Gesinnung anzudeuten, die wir schon oben bei seinem Hunde „Staatsrecht" kennen gelernt haben,

trug Hecker über das Meer mit sich. Man erzählte sich, er habe auf seiner Farm die Pflugochsen nach seinen politischen Gegnern in Baden genannt, und einst den Knecht gefragt, warum denn der S. so schreie, worauf dieser geantwortet: „Er wird saufen wollen!" (S. war ein Mannheimer Advocat, dessen geröthetes Gesicht von seiner Neigung zum Becher Zeugniß gab.)

Als Hecker aus Verdruß, daß die Nationalversammlung in Frankfurt ihm den Eintritt in das Parlament verweigerte, obwohl er von dem Kreise Thiengen zweimal zum Abgeordneten gewählt worden war, sich nach Nordamerika einschiffte, diente sein Name immer noch den Republicanern als Schlachtruf. Man sang:

Treueschwur an Hecker.

Dir, Hecker, edler wackrer Mann!
Dir schwören wir aufs Neue,
Wenn gleich der erste Schlag mißlang,
So bleiben wir doch treue.
Wir bleiben treu dir bis zum Tod!
Wir bleiben treu der Sache! —
Wir schwören dir's beim heil'gen Gott!
Den Fürsten ew'ge Rache! —

In Amerika wurde er von den deutschen Gesinnungsgenossen als Freiheitskämpfer mit Begeisterung empfangen und mit einem Landgut beschenkt. Im Sommer 1849 ließ die provisorische Regierung Badens eine Einladung zur Rückkehr an ihn ergehen. Er schiffte sich sofort ein. Aber als er in Straßburg ankam, war der Aufstand bereits niedergeschlagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sein Erscheinen im rechten Moment der revolutionären Bewegung Deutschlands neuen Aufschwung und weitere Dimensionen gegeben hätte.

Die Ueberschwänglichkeit und die geistige Impotenz seiner Anhänger forderte zur Satire auf. Das „Guckkastenlied vom großen Hecker" in Pfälzer Mundart von dem Heidelberger Volksdichter Nadler im Bänkelsängerton war der witzige und scharfe Ausdruck der Gegenpartei. Die erste Strophe lautet:

Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut!
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Pistolen,
Und zum Peter saget er:
„Peter, sei du Statthalter!"

Hecker war im Anfang seines revolutionären Auftretens kein Socialdemokrat, so wenig wie Ledru-Rollin, der ihm als Vorbild vorgeschwebt haben mochte. Wie viel er im Laufe der Bewegung in die socialistischen Doctrinen eingetreten sein würde, kann nicht nachgewiesen werden, da er durch seine Flucht über den Ocean den weiteren Vorgängen in Deutschland entfremdet ward und nie zum organisatorischen Schaffen berufen wurde. Sein Ideal war eine deutsche Republik nach amerikanischem Muster. Aber um ein Washington zu werden, fehlten dem eitlen Manne die sittlichen Eigenschaften und die Charakterstärke. Auch waren Zeiten und Menschen anders geworden. Das patriotische Hochgefühl und die aufopfernde Vaterlandsliebe früherer Tage war der nachgeborenen Generation abhanden gekommen. Um so entschiedener ging sein Gefährte Gustav Struve auf die aus Frankreich importirten Socialtheorien ein.

Gustav v. Struve stammte aus einer livländischen Adelsfamilie von geringem Vermögensstand. Wir wissen, daß er sich anfangs dem diplomatischen Berufe zuwandte, sich dann aber der Advocatur und Publicistik widmete. Von der Zeit an ließ er das „von", das Kennzeichen des Adels, vor seinem Namen fallen und nannte sich Gustav Struve. Er war ein Mann von vielseitigen, wenn auch nicht gerade gründlichen Kenntnissen, von gebildeten Umgangsformen, trotz eines absichtlich verwahrlosten Aeußeren, und ein gewandter Redner und Schriftsteller. Dem süddeutschen Volke stand er jedoch stets fremd gegenüber. Er wurde nie in den Landtag gewählt, und als es ihm endlich gelang, in der constituirenden Versammlung des Jahres 1849 einen Sitz zu erhalten, führte seine negirende und zersetzende Natur die Zerreißung und Auflösung herbei. Seiner Beredsamkeit fehlte Feuer und Schwung; er sprach gedehnt und monoton; aber seine muthige Entschiedenheit, die stets zum Aeußersten drängte, verlieh ihm Ansehen bei den Leuten des Umsturzes und des radicalen Fortschrittes. Der „Deutsche Zuschauer", den er in Mannheim herausgab, war eine Tribüne der Demokratie, ausgezeichnet durch schwungvollen, feurigen Stil, wie durch politisch-philosophische Weltanschauung in Rousseau's Geist. Die mehrmonatliche Gefängnißstrafe in Bruchsal, die er nach dem Fehlschlagen eines neuen Aufstandes im September zu erleiden hatte, stempelte ihn in den Augen der Menge zum Märtyrer und mehrte seinen Anhang. Struve war eine zum Außergewöhnlichen und Excentrischen angelegte Natur. Ein schwärmerischer Verehrer Rousseau's ging er gern die Wege eines Sonderlings. Eine Idee, die er einmal

in sich aufgenommen, verfolgte er hartnäckig bis zu den äußersten Consequenzen. Er war ein geborener Fanatiker, der in jeder geistigen Zeitströmung eine hervorragende Stellung behauptet haben würde. Man hätte ihn mit Thomas Münzer vergleichen mögen. Als die Gall-Spurzheimische Schädellehre durch Combes auf erweiterter Grundlage als Phrenologie in Deutschland Boden gewann, wurde Struve ein eifriger Adept dieses phantastischen Lehrsystems. Nach Art eines Wahrsagers untersuchte er die Gehirnorgane einzelner bekannter Persönlichkeiten, um ihre Eigenschaften zu bestimmen. Selbst Schlosser und Gervinus boten dem neuen Physiognomen ihre Köpfe zur Prüfung dar. Einst las er bei Rousseau, daß der Genuß des Fleisches den Menschen verwildere und inhuman mache; da gelobte er von Stund an, sich jeder Fleischspeise zu enthalten und setzte sein Gelübde mit der äußersten Strenge durch, so daß er selbst keine Eier aß. Ja er nöthigte auch seine junge, hübsche Frau Amalie, geborene Düsar, zu derselben Lebensweise. Sie war die Tochter geringer Eltern in Heidelberg und erfreute sich nicht gerade des besten Rufes; aber sie war nicht ohne Bildung und seit ihrer Verheirathung dem Gatten mit großer Hingebung zugethan. Sein scharf ausgeprägtes Gesicht mit den schwarzen stechenden Augen, mit dem dünnen struppigen Bart und den langen dunklen Haaren verlieh ihm das Gepräge eines Schwärmers und Fanatikers, und in der untersetzten Gestalt mit strammer Haltung und festem Tritt lag der Ausdruck strenger Consequenz und Energie. Wenn Hecker stets ein gemüthliches, kameradschaftliches Zusammenleben mit Anderen sich bewahrte und daher immer viele Freunde und Anhänger fand, so stand Struve einsam in einer Welt, die ihn nicht verstand und nicht liebte und der er stets fremd blieb. Er war ein starrer Principienkämpfer, in dem der Mensch nur schwach hervortrat. Gegen die Censur führte er Jahre lang einen Krieg auf Leben und Tod, und jede Erscheinung, die gegen die bestehenden Ordnungen in Staat, Kirche und Gesellschaft feindselig entgegentrat, erfreute sich seines Beifalls und seiner Unterstützung. Dem Deutschkatholicismus und seinen Führern war er sympathisch zugethan und förderte ihre Sache in Schrift und Rede.

An der badischen Revolution im Mai und Juni 1849 nahm Struve den regsten Antheil. Aber die Hoffnung, daß aus dieser Bewegung eine deutsche Republik hervorgehen werde, war eine arge Täuschung und ein neuer Beweis, daß er über den Gebilden seiner Phantasie die wirkliche Welt verkannte, daß er ein unpraktischer Idealist war, der dem realen Leben selbstgeschaffene Utopien entgegensetzte.

In den Junitagen 1849, als es mit der Republicanisirung Badens nicht recht vorwärts gehen wollte, forderte er zu terroristischen Maßregeln auf, wie der Pariser Convent sie einst unter Robespierre's Regiment ausgeübt hatte. „Fünfhundert Volksverräther in die Casematten nach Rastatt sperren, die reactionären Beamten unschädlich machen, die treugebliebenen Officiere zur Strafe ziehen, das Vermögen sämmtlicher Reactionäre mit Beschlag belegen, diese und ähnliche Gewaltstreiche erschienen ihm als die geeignetsten Mittel zur Erreichung der revolutionären Zwecke." Wie weit war Struve während der Kämpfe zurückgekommen von der Anschauung, die er noch im Jahre 1849 in einem Artikel des „Deutschen Zuschauers" vortrug, worin es hieß: „Es giebt nur eine Vorbereitung auf die wirkliche Freiheit in Staat und Kirche, und diese ist die Entwicklung einer schönen Menschlichkeit in den kleineren Kreisen des Lebens. Ein Volk, in dessen Schoße diese schöne Menschlichkeit sich nicht findet, mag die freiesten Formen in Kirche und Staat besitzen, es wird dennoch unter dem Drucke der schnödesten Tyrannei erhalten werden." Jetzt sprach der Jünger Rousseau's dem blutigsten Terrorismus das Wort, wie er unter der Herrschaft des Convents geübt worden war. Als er nach seiner Flucht in London mit dem Socialdemokraten Heinzen verkehrte, stieg sein terroristischer Fanatismus noch höher.

Wir werden den kläglichen Ausgang dieser letzten Anstrengung der Demokraten und Umsturzmänner später kennen lernen. Für Struve brachte er die letzte Wendung in seinem Lebensgang. Er entfloh nach Amerika, wo er seine journalistische und literarische Thätigkeit fortsetzte und im Verein mit einigen anderen deutschen Flüchtlingen sich an dem großen Kriege der sechziger Jahre zwischen dem Norden und Süden betheiligte. Nach Deutschland zurückgekehrt, gewann er seinen Unterhalt durch literarische Arbeiten, wozu auch eine schon während der Gefangenschaft in Bruchsal begonnene „Weltgeschichte" gehörte — ein Versuch, aus der Geschichte die Bausteine für seine demokratisch-sociale Weltanschauung zu schöpfen. Er erlebte noch die Ereignisse des Jahres 1866 und schied in Unzufriedenheit über die Neugestaltung Deutschlands, im Gegensatz zu seinem alten Bundesgenossen Hecker, der die Entstehung und Ausbildung des neuen Reiches zustimmend und freudig begrüßte. Als eine Ironie des Schicksals konnte man es betrachten, daß Struve fast gleichzeitig mit den flüchtigen Mitgliedern des Bundestags in Augsburg eintraf. Der erste Schauplatz seiner Wirksamkeit und der Gegenstand seiner unversöhnlichen Angriffe lag jetzt zu Boden

wie er selbst. Im Jahre 1869 starb Gustav Struve in der Nähe von Wien, vergessen und verschollen. Sein Leben war ein unfruchtbares Ringen nach unklaren und unerreichbaren Zielen.

IV. Verlauf und Ausgang der badischen Revolution.

1. Genesis und Vorspiel.

Mit den obigen biographischen Umrissen haben wir ein gutes Stück der geschichtlichen Ereignisse vorweg genommen. Es bleibt uns nur übrig, den ferneren Gang der revolutionären Vorgänge, so weit sie sich in Baden abspielten, in kurzen Zügen anzugeben und damit einige allgemeine Beobachtungen und Wahrnehmungen zu verbinden. Aehnliche Erscheinungen traten ja in allen deutschen Ländern zu Tage. Die republicanisch-revolutionäre Partei, die man als die „Rothen" bezeichnete, bildete eine weitverzweigte Propaganda, welche ihre Schlagwörter überall hintrug, ihre Ziele durch dieselben Mittel und Wege zu erreichen suchte, ihr Vorgehen gleichmäßig und übereinstimmend ins Werk setzte. Eine fieberhafte Unruhe und Beweglichkeit hielt die ganze Nation in Aufregung; vagirende Leute, für die man den bezeichnenden Ausdruck „Bummler" erfand, wanderten umher und schürten das Feuer des Aufruhrs. Agitatorische Volksredner, die theils dem eigenen Lande angehörten, theils von der Linken des Frankfurter Parlaments ausgingen, hielten lärmende Volksversammlungen ab und ließen die Menge nicht zu Athem kommen. Ein ruheloses Gewoge durchfluthete Stadt und Land und setzte sich in den volksbelebten Großstädten fest. Mehr als einmal diente die Heidelberger Schloßruine zum Schauplatz solcher oratorischer Schlachtstücke. Einst entfaltete auch Robert Blum seine pathetische Rednerkunst in den altehrwürdigen Räumen, wobei „Vater Winter", damals Oberbürgermeister, die Schriftworte auf ihn anwendete: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Sein eigener Sohn Anton gehörte der liberal-conservativen Partei an. Auch die Universität Heidelberg wurde in den Strudel der Bewegung hineingezogen. Am schwarzen Brett las man im Juli 1848 eine Aufforderung an die Akademiker, einem demokratischen Studentenverein beizutreten, als dessen Ziel die Verwirklichung der demokratischen Republik bezeichnet war. Auf Befehl des Ministeriums wurde der An-

schlag entfernt und die Bildung des projectirten Vereins verboten. Darin erblickten die Studirenden, von denen übrigens nur ein kleiner Bruchtheil den in dem Manifeste ausgesprochenen demokratischen Grundsätzen und Tendenzen huldigte, eine Verkürzung der Universitätsrechte, indem man den Akademikern versage, was allen anderen Staatsbürgern gestattet sei. Eine Deputation unter der Führung des Professor Morstadt vermochte den Ministerialbeschluß nicht zu ändern. Dadurch bekamen die Radicalen unter den Studenten die Oberhand. Sie stellten es als eine Rechtsverletzung der akademischen Körperschaft dar und brachten es dahin, daß etwa zwei Drittel der Studirenden sich an einem Auszug nach Neustadt an der Haardt betheiligten. So wurde durch die „secessio in montem sacrum“ die allgemeine Aufregung vermehrt und den Schmähungen gegen die Regierung neuer Stoff zugeführt.

In Baden war die Brutstätte dieses unheimlichen Treibens. Warum gerade hier ein fruchtbarer Boden für die revolutionären Ansätze sich vorfand, wurde früher dargethan. Die alten Autoritäten waren untergraben, die liberalen Männer, welche das Regiment angetreten hatten, wagten nicht mit der nöthigen Energie gegen ungesetzliche und gewaltsame Ueberschreitungen aufzutreten. Sie durften doch nicht dieselben Wege einschlagen, die sie an ihren Vorgängern so scharf gerügt hatten. So kamen denn Zustände zu Tage, die von Anarchie nicht weit entfernt waren.

Die communistischen und socialistischen Ideen, welche die Pariser Februar-Revolution auf die Oberfläche getrieben, gaben sich in Deutschland und vorab in Baden zuerst in der rohesten Weise kund. Theilung des Eigenthums war die verlockende Losung für die unteren Classen; Vernichtung alles dessen, was den Einzelnen lästig und beschwerlich war, der nächste Act der Selbsthilfe. Konnte der Brand des Ministerialgebäudes für die auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe am 2. März vielleicht noch auf Motive politischer Art zurückgeführt werden, so traten dagegen schon im März und April Erscheinungen hervor, welche einen socialistisch-revolutionären Charakter an sich trugen. In dem Main- und Taubergrund, im Odenwald und in den Neckargegenden, dem alten Boden des Bauernkriegs wurden die Rentbeamten der Standesherren und Edelleute verjagt, die Grund- und Zehntbücher vernichtet, die Schlösser der Gutsbesitzer zerstört, die Jagdrechte verletzt. Aehnliches geschah an anderen Orten. In Sachsen loderte das Schön-

bergsche Schloß Waldenburg in Flammen auf. Die Auftritte, welche einst in Frankreich dem 4. August 1789 vorangingen, wiederholten sich da und dort in Deutschland. Man griff mit gewaltthätiger Hand in die Markt- und Zunftrechte ein, wobei nicht selten der Egoismus und der Neid einzelner Betheiligten gegen Bevorzugte oder Bessergestellte in nackter Häßlichkeit zum Vorschein kam. Wurde doch in Heidelberg der Laden eines jüdischen Kleiderhändlers demolirt, weil derselbe nicht der Schneiderzunft angehörte! Wohl wurde zur Beruhigung der Gemüther die Parole ausgegeben: „Heilig ist das Eigenthum". Aber das Dogma wurzelte nicht tief. Der gemeine Mann wußte sich die socialistischen Phantasmagorien nur in der gemein realistischen Form einer Gütertheilung zu denken. Der Ausspruch Proudhons: „Eigenthum ist Diebstahl", lautete für Viele wie ein Evangelium.

Mühsam widerstand die Regierung, deren Leitung in die Hände des ruhigen, verständigen, den liberalen Grundsätzen ergebenen Rechtsgelehrten und vieljährigen Parlamentariers Baptist Bekk aus dem romantisch gelegenen Städtchen Triberg gelegt war, während des Jahres 1848 den Agitationen der Presse und der Volksvereine. Sein Name war wie der von Welcker, Bassermann, Mathy und anderer „Volksverräther" der Gegenstand der heftigsten Schmähungen und Verunglimpfungen. War er doch schon vor dem Jahre 1848 ein liberaler Mann gewesen, welcher durch ein gerechtes und gemäßigtes Regiment die Kluft zwischen Regierenden und Regierten auszugleichen bemüht war und daher auch in den sturmvollen Tagen seine Stellung behauptete. Radicale Winkelblätter, die in Ton und Haltung an die revolutionären Zeitungen eines Marat und Hebert in Paris erinnerten, überboten sich an pöbelhaften Ausfällen wider die Männer der liberalen conservativen Partei. Den Minister nannten sie gewöhnlich mit seinem altfränkischen Vornamen „Baptist"; den Mannheimer Abgeordneten bezeichneten sie als „Bi-Ba-Bassermann". Die gegnerischen Blätter blieben die Antwort nicht schuldig. Die Deutsche Zeitung sprach mit Beziehung auf ein bekanntes Kinderbilderbuch und auf die Namen zweier Secundanten Heckers von einer „Struwe(l)-Peter-Republik". Wie sehr Welckers Name durch Volkslieder und Schmähreden verunglimpft wurde, haben wir schon früher erfahren.

So wurde die Parteistellung immer schärfer und gehässiger; auch die Frankfurter Reichsversammlung, obwohl sie aus directen Volkswahlen hervorgegangen war, wurde mit den unwürdigsten Schmä-

hungen belegt. Strebte doch dieselbe in ihrer Majorität einem monarchischen Verfassungsstaat zu, und kämpfte für „Grundrechte", die das Volk als sein natürliches Recht bereits thatsächlich sich angeeignet hatte: So spottete man denn über die „Professoren" in der Paulskirche und ihre akademischen Reden, durch welche der rechte Zeitpunkt zum Handeln verpaßt wurde.

Diese zügellose Winkelpresse befand sich großentheils in den Händen von Volksschullehrern. In Heidelberg wurde „Die demokratische Republik" von einem katholischen, „Der Volksführer" von einem evangelischen Schullehrer redigirt, die manchmal mit der Rechtschreibung von Fremdwörtern in Collision kamen. Las man doch einmal in dem „Volksführer" von einem „biganten" Vorfall. An diesen extremradicalen Ausschreitungen der Schullehrer waren die Altliberalen nicht ohne Schuld. Jahre lang war in der badischen Kammer die Besserstellung der Lehrer und die Judenemancipation ein stehendes Thema auf der Rednerbühne. Jeder Liberale hielt sich für verpflichtet, diese Forderungen auf sein Programm zu setzen. Beide Principien hatten einen ehrenwerthen theoretischen Untergrund. Das eine wurzelte in der bürgerlichen Rechtsgleichheit der Menschen, das andere in einer gerechtfertigten Philanthropie. Allein sie hatten auch ihre nachtheiligen Folgen, die sich bald genug bemerklich machten. Mußten nicht die Schullehrer, deren Verdienste um die Volksbildung man nicht hoch genug rühmen konnte, die Ueberzeugung in sich nähren, daß sie die eigentlichen Erzieher der Nation seien, daß es von ihnen abhänge, wie die kommenden Geschlechter seien, wie sie denken und handeln sollten? Hatte man sie früher als untergeordnete dienende Glieder der Kirche und der Gemeinde geringschätzig behandelt und in den Helotenstand herabgedrückt, ihnen, wie sich einst ein Abgeordneter ausdrückte, statt einer Besoldung ein Almosen gereicht, so waren sie jetzt anspruchsvoll und dünkelhaft geworden. Durch eine rasche mechanische Vorbildung mit dem erforderlichen Apparat von Kenntnissen für ihren Beruf ausgestattet, besaßen sie für die höheren Aufgaben des Staatslebens geringes Verständniß. In Beziehung auf Bildung und gesellschaftliche Stellung standen sie mit dem Handwerker und Bauer auf gleicher Linie, war es da zu verwundern, daß sie jetzt mit denselben gemeinsame Sache machten und als Rufer im Streit die Parole ausgaben? Manche übten in der Schule das Heckerlied ein. So bildete sich unter ihrem Einfluß in den unteren Volkskreisen jene öffentliche Meinung, die ohne Prüfung und genaueres Verständniß nur den Schlagworten

folgte, welche den Lippen der Agitatoren entströmten und in Ton und Sprache der vulgären Redeweise der Straßenmenge abgelernt oder in den radical-populären Blättern zu lesen waren. Die Masse wurde zu einer Heerde, die dem Leithammel blindlings folgt. Erfüllt von Neid und Begehrlichkeit gegen die gebildeten oder besser gestellten Stände, sahen die unteren Classen in einer Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse, wie sich dieselbe nach ihrer Meinung in einer Republik verwirklichen würde, einen Zustand irdischer Glückseligkeit, wo die Schuldbücher vernichtet, die Steuern abgeschafft, die Geschäfte und Anliegen des Staates und der Gemeinde durch selbstgewählte Beamte aus ihrer Mitte besorgt würden. Unter Preßfreiheit dachte sich der Odenwälder Bauer die glückliche Zeit, da kein „Presser" mehr in die Häuser kommen würde, um die rückständigen Steuern und Abgaben einzufordern. Mancher Volksprediger hätte versucht werden können, dem Unverstand der Menge in der Weise zu Hilfe zu kommen, wie die Dekabristen von Moskau im Jahre 1823, welche das dem russischen Volke unverständliche Wort Constitution als die Frau des Großfürsten Constantin erklärten. Die Heidelberger „Republik", die sich später „Demokratische Republik" nannte, erklärte die so viel gescholtene Anarchie als einen Zustand ohne Herrschaft und fragte, ob es etwas Besseres für das Volk geben könne? In demselben Blatt las man eines Tages im Tone eines Jubelhymnus die Nachricht, der Großherzog Leopold sei aus seiner Hauptstadt entflohen und erst am Schlusse des frohlockenden Artikels wurde erklärt, daß der Großherzog Leopold von Toscana gemeint sei. Seit Abschaffung der Censur ging die radicale Presse aus Rand und Band und das nachsichtige und milde Verfahren der Behörden machte die Gegner immer kühner und rücksichtsloser. Als in Frankfurt der bekannte Ministerwechsel eintrat, las man in der Heidelberger Volkszeitung: „Der Reichsverweser hat sich mit den Maßregeln des Reichsministeriums, die es in gegenwärtiger Revolutionszeit ergreifen will, nicht einverstanden erklärt. Die endgiltige Entlassung des Reichsministeriums ist angenommen. Der Reichsverweser findet also die Absichten seiner bisherigen Minister, deren Politik bekanntlich nicht volks-, sondern fürstenfreundlich ist, nicht einmal volksfeindlich genug! Ganz natürlich! Er ist ja ein Fürst, also Mitglied der Verschwörung zur Volksunterdrückung. Mit der Ernennung eines noch volksfeindlicheren Ministeriums wird er die Befehle aus Petersburg, Wien und Berlin desto schneller ausführen, und im Namen seiner Herren Vettern die letzten Trümpfe ausspielen können. Die Mehrheit

der Versammlung hat durch ihre Feigheit und Verrätherei ihr redlich Theil zu diesem Schritt beigetragen.

Im Laufe des Sommers 1848 nahm die Aufregung in Baden keineswegs ab. Durch lärmende Volksversammlungen, durch politische Vereine, durch eine zügellose, alle gesetzlichen Grenzen überschreitende Presse wurde unter den Augen der Regierung, die wohl den Willen, aber nicht mehr die Macht hatte, dem verwegenen Treiben mit Erfolg entgegen zu treten, der Boden des Staats und Rechts gänzlich unterwühlt und die Saat zu neuen Aufständen ausgestreut. Den Bibelspruch: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat", faßte man in dem Sinne auf, daß man den Nachdruck auf die zweite Hälfte des Satzes legte.

Im März 1848 dichtete Freiligrath in London die Verse:

Schwarz, Roth, Gold.

In Kümmerniß und Dunkelheit
Da mußten wir sie bergen.
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen.
Ei, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah! du Schwarz, du Roth, du Gold!
  Pulver ist schwarz,
  Blut ist roth,
  Golden flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter hau'n und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
  Pulver ist schwarz,
  Blut ist roth,
  Golden flackert die Flamme!

Schon im September wagte Gustav Struve von der Schweiz aus einen neuen Einfall in Baden. Aber durch Geburt und Erziehung dem Volke entfremdet, fand er für seinen politischen Fanatismus in Marats Geiste wenig Sympathie, so sehr er sich auch bestrebte, durch seine socialistischen Lehren die gierige Leidenschaft der Proletarier zu erregen. Von den Landleuten selbst verhaftet und ausgeliefert, wurde er nebst seinem Gefährten Karl Blind im Zellengefängniß zu Bruchsal eingeschlossen, bis die Revolution ihnen die Freiheit brachte. Der Proceß der beiden Demagogen vor dem Schwurgerichte in Freiburg enthüllte

die bodenlose Rechtsverwirrung, die durch sophistische Reden und Zeitungsartikel in dem Volke erzeugt worden war.

Auch bei der Universität Heidelberg wurden Versuche gemacht, sich über die bestehenden gesetzlichen Ordnungen wegzuheben. Im Anfang des Wintersemesters 1848 richtete eine Anzahl Studenten ein Gesuch an das Ministerium um Berufung Ludwig Feuerbachs auf den akademischen Lehrstuhl der Philosophie. Als dem Gesuch nicht willfahrt wurde, wendeten sich die Petenten an den Heidelberger Gemeinderath um Ueberlassung des Rathhaussaales zu freien Vorträgen. Das Gesuch wurde bewilligt, und nun hielt Feuerbach vor einem aus Studirenden und Bürgern gemischten Auditorium die bekannten religions-philosophischen Vorlesungen, die in der Folge durch den Druck in weitere Kreise verbreitet wurden.

So hatten sich in Baden während des Jahres 1848 Zustände und Stimmungen ausgebildet, die eine friedliche Lösung und Ausgleichung als unmöglich erscheinen ließen. Da warf das Scheitern des deutschen Verfassungswerkes in Frankfurt die Brandfackel in die gährende Masse und der Wydenbrugk'sche Antrag vom Mai 1849 gab den willkommenen Vorwand zum Losschlagen. Derselbe lautete in seinem ersten Artikel: „Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körperschaften, die Beamten der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“ Ein weiterer Artikel setzte einen Tag fest, an welchem der erste Reichstag auf Grund der Verfassung in Frankfurt am Main zusammenzutreten habe. Dieser Antrag, der am 4. Mai zum Beschluß erhoben ward, war der Todesstoß der Nationalversammlung. Von der Zeit an brachte jeder Tag neue Austrittserklärungen. Wie wenig auch die Demokraten bisher mit dem Frankfurter Reichsparlament übereingestimmt, wie sehr ihre Wortführer auf der linken Seite der Paulskirche das Verfassungswerk bis zur letzten Stunde bekämpft hatten, die Weigerung der Regierungen, dasselbe anzuerkennen, gab den Demagogen den erwünschten Vorwand, „zur Durchführung der Reichsverfassung“ die Fahne der Volksempörung aufzupflanzen. Der Schein von Recht, auf dem sie dabei fußten, verlieh diesmal der Erhebung eine größere Bedeutung und eine weitere Ausdehnung. Durch lärmende Versammlungen und aufreizende Reden wurde das Volk in eine furchtbare Aufregung gesetzt; Volksvereine forderten in drohenden Aufrufen zum Kampfe auf gegen die „rebellischen“ Fürsten und Re=

gierungen, die den Beschlüssen der Reichsversammlung zu trotzen wagten; an vielen Orten wurde die Bürgerwehr, hie und da sogar das Militär, auf die Reichsverfassung beeidigt; städtische Behörden sprachen ihre Anerkennung aus; die Zahl der Adressen und Petitionen war endlos. Wie verschiedenartig und mitunter unlauter die Motive und Ziele sein mochten, von denen die Bewegung getragen ward, das Verlangen nach nationaler Einigung und die Furcht, dieses so lang ersehnten Gutes in der Stunde der Erfüllung abermals auf unbestimmte Zeit beraubt zu werden, bildete die gemeinsame und ehrenhafte Grundlage, auf der sich freilich auch die Lüge, das Verbrechen und der Hochverrath umhertrieb. Der erste Artikel des Wydenbrugk'schen Antrags konnte als Rechtsgrund für jede Erhebung gelten; die Volksführer bemächtigten sich daher desselben, um im Namen der Nationalversammlung zu handeln und die eigenen revolutionären Zwecke mit einem ehrenwerthen Mantel zu verhüllen. Mochte auch die Bewegung schon vor dem 4. Mai hervorgerufen worden sein, mochte auch die Mehrheit der Nationalversammlung in Verbindung mit dem Reichsministerium jenen Beschluß durch nachträgliche Erläuterungen dahin erklären, daß die Durchführung der Reichsverfassung nur durch friedliche und gesetzliche Mittel, keineswegs durch Maßregeln der Gewalt oder durch bewaffneten Zwang zu bewerkstelligen sei: die Losung war gegeben; wie sollten sich die demokratischen Aufwiegler die günstige Gelegenheit entschlüpfen lassen, unter einer ehrbaren Fahne für die Revolution und die Republik zu wirken? Nie ist noch mit einer edlen Sache ein so schmählicher Mißbrauch getrieben worden; noch nie hat man den Sinn des Volkes mit einem so schändlichen Truggewebe umstrickt, noch nie die Begriffe von Wahrheit und Recht so lügenhaft verkehrt und entstellt! Die altliberale Verfassungspartei in der Paulskirche fuhr ohne Segel und Steuer in einer unhaltbaren Mitte zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Revolution und Reaction rath- und hilflos dahin.

Rasch nach einander folgten nun die Aufstände in Sachsen und in der bayrischen Rheinpfalz. In Württemberg, wohin das „Rumpfparlament" seinen Sitz verlegte und eine „Reichsregentschaft" aus den Häuptern der Linken einsetzte, zeigte sich eine Gährung, die jeden Tag zum offenen Kampfe übergehen konnte. Auch in anderen deutschen Ländern herrschte die größte Aufregung und Parteispaltung.

Die revolutionären Kämpfe, welche im Mai und Juni 1849 den europäischen Continent durchzuckten, gehören der allgemeinen Geschichte an und können als bekannt vorausgesetzt werden. Unser Zweck ist, die

Vorgänge in Baden, wo der Boden am meisten durchwühlt war und die revolutionäre Bewegung die größten Dimensionen annahm, in ihren Hauptzügen und nach ihrem äußerlichen Verlauf kurz anzugeben. Detaillirte Einzelbegebenheiten jener tiefbewegten Zeit sind in Menge erschienen, je nach dem Standpunkte der Verfasser in apologetischer oder polemischer Färbung. Auch die badische Revolution ist in dieser doppelten Auffassung vielfach behandelt worden und hat überdies noch in dem Historiker Ludwig Häusser einen competenten Darsteller gefunden. So wird es denn genügen, wenn wir den weiteren Verlauf und die Entwicklung der Dinge wie bisher in einigen Umrissen anschaulich machen und einige Beobachtungen aus der eigenen Erfahrung ergänzend hinzufügen.

2. Waffengänge und Strafgerichte.

Nach den Vorgängen im vorhergehenden Jahre und bei dem fortdauernden agitatorischen Treiben während des Winters fiel es den Demagogen nicht schwer, im Mai 1849 das auf seiner ganzen Oberfläche gährende Land Baden aufs Neue in die Bewegung hineinzureißen.

Wie im Frühjahr 1848 Friedrich Hecker die Seele der revolutionären Erhebung war, so im Jahre 1849 sein langjähriger College im Landtag Lorenz Brentano. Aber trotz der Uebereinstimmung in politischen Dingen waren beide sehr verschiedene Persönlichkeiten. Mit Hecker hatte Brentano nur den glatten Advocatennationalismus gemein, urtheilt Häusser, welcher beide genau kannte, sonst sehr wenig. Von dem brausenden, exaltirten, aber auch Andere mit fortreißenden Wesen des jugendlichen Tribunen, von seinem wirklichen Feuer und seinen bestechenden äußeren Gaben hatte Brentano nichts; er besaß eine gewöhnliche, man darf sagen gemeine Demagogennatur. Heckers Individualität, sein Aeußeres, seine Art zu reden, erinnerte an die Momente, wo die entfesselte Leidenschaft mit aller dämonischen Gewalt Menschenseelen beherrscht und unaufhaltsam mit sich fortreißt. Bei Brentano hörte man nur die gemeine Demagogenkunst der Verdächtigung und Sophistik heraus. Selbst kalt und egoistisch, einer enthusiastischen Erregung, ohne Aufschwung, ohne Ideen und Ideale zeigte Brentano in seiner ganzen äußeren Erscheinung, seiner Rede und seinem Thun nichts als die Zungenfertigkeit und Dialektik eines Advocaten, die Unermüdlichkeit eines Parteigängers, die überlegene Pfiffigkeit eines Rabulisten, die eherne Stirne eines Demagogen von der schlimmsten Sorte. Seine

Rede war kalt und nüchtern, höchstens durch persönlichen Groll, Erbitterung und verhetzende Anklägerei in eine künstliche Hitze versetzt; sein Auftreten frech bis zur äußersten Grenze, höhnisch und voll persönlicher Galle, und wenn gar die Wuth und der Zorn über ihn Meister wurden, konnte man im Zweifel sein, ob die ganze Erscheinung mehr widerwärtig oder unheimlich war. In einer kleinen Schrift, welche im Jahre 1876 in Zürich unter dem Titel „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849" erschien und entweder von Goegg herrührte oder von ihm inspirirt war, wird von Brentano kein vortheilhaftes Bild entworfen. „Brentano gehörte zur großen Zahl derer," heißt es darin, „welche in kleinerem oder größerem Kreise Politiker und sogenannte Staatsmänner zu sein wähnen, weil sie den Verstand zur Kritik, zu Intriguen und zu constitutionellen Advocatenkünsten haben, welche aber hoher Ideen, kühner Ansichten und der tiefen Ueberzeugung, daß im Interesse der Völker eine durchgreifende politische und sociale Umgestaltung stattfinden müsse, durchaus nicht fähig sind, welche mit einem Worte die Aufgabe der Zeit nicht verstehen und glauben, daß sich die Gesellschaft nur mit ihrer constitutionellen Lügenform zusammenhalten lasse. Verstand, Redner- und Administrationstalent sind nicht hinreichend, die Emanzipation der Völker herbeizuführen. Dazu sind große Charaktere, dazu sind Männer des Gefühls und der Begeisterung für die Sache, dazu sind Männer nöthig, welche eine innere Ahnung von der künftigen Gestaltung der Dinge haben, welche die neuen Ideen der Zeit mit inniger Ueberzeugung erfassen und den Muth haben, diese Ideen offen und consequent zu bekennen und zu verbreiten, für sie zu kämpfen, zu leiden und zu sterben!"

Durch zahlreiche „Volksvereine", an deren Spitze Brentano als Obmann stand, und gegen welche die in einigen Städten bestehenden „vaterländischen Vereine" mit conservativer Richtung nur ein schwaches Gegengewicht bildeten, wirkten die Demokraten, vor Allem Amand Goegg von Renchen, ein ehrlicher republicanischer Schwärmer, wie Florian Mördes, der ehemalige Student von Heidelberg u. a., für ihre Sache. Sie verlangten immer drohender die Auflösung der Kammern und die Einberufung eines constituirenden Landtags; und als ihrem Begehren nicht willfahrt wurde, erzwangen sie allmählich den Austritt ihrer Gesinnungsgenossen, um die Kammer beschlußunfähig zu machen, und eröffneten in den radicalen Blättern einen leidenschaftlichen Kampf gegen den Vorstand des Ministeriums „Baptist Bekk". Ein Netz clubistischer

Verbindung, über das ganze Land ausgebreitet, stellte der gesetzmäßigen Regierung die Nebenregierung eines wohlorganisirten Ausschusses entgegen. Das Ministerium Bekk sollte gestürzt werden, damit der ehrgeizige Brentano und einige seiner Genossen an die Stelle treten möchten. Ueberzeugt jedoch, daß sie nicht zum Ziele kommen würden, so lange das Militär noch gehorche, organisirten sie ein System der schmachvollsten Verführung, um die Soldaten zum Ungehorsam gegen ihre Officiere zu bewegen. Hierbei kamen ihnen die Umstände fördernd zu Hilfe. In Folge eines Beschlusses des Frankfurter Parlaments mußte der Militärstand in den Einzelstaaten erhöht werden. Dadurch wurden noch nachträglich viele junge Leute einberufen, die bereits republicanische Grundsätze eingesogen, von denen manche den Heckerzug als Freiwillige mitgemacht, und welche die lockende Lehre vernommen hatten, daß man im Kampfe zum Volk halten müsse. Es wurden Flugschriften vertheilt, welche die Ueberschrift führten: „An die elenden Brudermörder und an die braven republicanisch gesinnten Soldaten in Baden", und welche in einem Tone, wie ihn in unseren Tagen die Blätter der Anarchisten anschlagen, zum Abfall und Meuchelmord aufforderten. Mißmuthig ohnedies über ihre Einberufung, horchten sie leicht auf die Stimme der Verführung. Hatten sie doch gesehen, wie man die beurlaubten Soldaten, die einst gegen Heckers Freischaaren gekämpft, in der Heimath mit den ärgsten Schmähungen und Vorwürfen belegte. Nicht minder folgenreich war das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht und die Aufhebung des Einstandswesens, wodurch den Unterofficieren die Möglichkeit entzogen ward, durch Einstehen für Andere ihr Einkommen zu mehren. Eine beabsichtigte Erhöhung ihrer Löhnung war noch nicht in Vollzug gekommen. Diese Ursachen, verbunden mit den Klagen über rohe Behandlung von Seiten mancher Officiere, mit Bestechung durch Freibier, mit lockenden Verheißungen und Aussichten auf Beförderung u. dgl. m., erschütterten die Treue im badischen Heer und erzeugten einen widerspenstigen Sinn, der endlich in eine Meuterei überging. Nach einigen unruhigen Auftritten bedenklicher Art brach in Rastatt am 11. Mai eine furchtbare Soldatenempörung aus. Der Kriegsminister Hoffmann eilte mit einer Anzahl treuer Truppen in die Festung, um die Ordnung herzustellen. Umsonst! Bedroht von den tobenden und zuchtlosen Soldaten, die schon mehrere Officiere verwundet hatten, flüchtete er sich am Abend unter großer Gefahr mit den meisten Officieren aus der Stadt und ließ die Festung in der

Gewalt der Meuterer. Aehnliche Auftritte hatten an demselben Tag in Lörrach statt.

Nun war auf den 13. Mai eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Auf dieser sollte nach dem Plane Goeggs und anderer Führer der Rothen die Republik, die man im vorhergehenden Jahre noch nicht zu proclamiren gewagt, ausgerufen und mit siegreicher Fahne durch Deutschland getragen werden. Am Tage zuvor traten die Abgeordneten sämmtlicher Volksvereine zu einer Vorberathung zusammen und setzten im Hochgefühl des Sieges, weil ihnen soeben die Bundesfestung Rastatt zur Verfügung gestellt worden, eine Reihe von Forderungen auf, deren sofortige Gewährung sie bei dem Staatsministerium durch eine Deputation nachsuchten. Darin war die Auflösung der Kammern, die Einberufung einer constituirenden Landesversammlung nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Entfernung des Ministeriums Bekk und eine allgemeine Amnestie begehrt. Die Regierung ertheilte eine ausweichende Antwort und wendete sich nach Frankfurt mit der Bitte um schleunige Absendung von Reichstruppen. Während ihr aber die Nachricht zuging, daß die Centralregierung für den Augenblick keine Truppen zur Verfügung habe, war der Verlauf der Offenburger Volksversammlung, bei der sich auch Abgeordnete der Rastatter Besatzung eingefunden, so stürmisch, daß sich nicht nur der als Commissar der Centralregierung anwesende Raveaux mit Unwillen von diesen verwilderten Menschen abwandte, sondern daß auch der kurz zuvor durch richterliches Urtheil aus seiner Haft befreite Fickler und der Obmann der Volksvereine, Brentano, sich fern hielten und zur Mäßigung riethen. Aber wie konnte man von einer solchen Versammlung Mäßigung erwarten! Der „Landescongreß zu Offenburg", bei welchem der Cameralpracticant Amand Goegg einen vorwiegenden Einfluß übte, erklärte die „Revolution für fortwährend", beschloß „die alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern", und errichtete einen „Landesausschuß", der die Durchführung der Reichsverfassung, „wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht", mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bewirken sollte. Der Landesausschuß erließ sofort einen Aufruf, worin er verkündete, daß er eine Executiv-Commission, bestehend aus den Bürgern Brentano, Peter Eichfeld und Goegg eingesetzt und an die Spitze der Regierung, der Finanzverwaltung und des Heeres gestellt habe. Zugleich wurden Bestimmungen getroffen, die das ganze Verwaltungs- und Gerichtswesen umgestalteten, die

Besteuerung abänderten und einige socialistische Einrichtungen zur Erleichterung des Gewerbestandes und zur Unterstützung „arbeitsunfähig gewordener Bürger“ mittelst eines großen „Landespensionsfonds“ in Aussicht stellten.

Der Revolutionsschwindel verbreitete sich schnell über das ganze Land. Am nämlichen Sonntag Abend kehrten zwei Compagnien von Bruchsal in trunkenem Zustande und wilder Zügellosigkeit nach Karlsruhe zurück und verbreiteten den Aufruhr in der Hauptstadt. Das Innere der Kaserne wurde zerstört, die Wohnung eines mißliebigen Obersten verwüstet, ein Dragoner-Rittmeister, der mit seinen Leuten die Ordnung herstellen wollte, nebst einem Unterofficier und Gemeinen getödtet. Unter wildem Toben und Schießen verbreiteten sich die rasenden Soldaten, mit herbeiströmenden Freischärlern vermischt, während der grauenvollen Nacht durch alle Straßen und versuchten dann das von einer Abtheilung Bürgerwehrmänner muthig vertheidigte Zeughaus zu erstürmen. Wuth und Leidenschaft setzten Alles in die furchtbarste Aufregung. Schießen und tobender Lärm verwandelten die stille Mainacht in Stunden der wildesten Verwirrung, des angstvollsten Schreckens, der bangsten Erwartung. Die Officiere, von ihren eigenen Soldaten verlassen und bedroht, suchten Rettung in schneller Flucht; der muthige Prinz Friedrich schwebte in Lebensgefahr. Unter diesen Scenen rasender Empörung verließ der Großherzog mit seiner Familie das Schloß und begab sich, geschützt durch das Dunkel der Nacht und geleitet von einer Abtheilung Dragoner und einigen Artilleristen zuerst nach der Festung Germersheim, dann nach dem elsässischen Städtchen Lauterburg. Der Großherzog, berichtet ein Officier in dem Schriftchen „Die Militärmeuterei in Baden“, nahm auf einem Protzkasten Platz, und der Zug bewegte sich in tiefster Stille durch den finsteren Haardtwald, dessen Jahrhunderte alte Eichen schon manchen Wechsel des Glücks mit angeschaut, aber wahrlich noch keinen Fürsten flüchten sahen, der das Unglück weniger verdient hatte und dem mehr mit Undank gelohnt wurde. Am nächsten Tag (14. Mai) folgten die Staatsminister. Nun war der Landesausschuß, der sich von Offenburg nach Rastatt begeben hatte, im Besitze der Herrschaft und aller Mittel des Staates, und der Stadtrath von Karlsruhe, um größeres Unheil von der Bürgerschaft abzuwenden, ließ durch eine Deputation demselben die Erklärung abgeben: „daß die Stadt Karlsruhe ihnen nicht entgegentreten werde, wenn sie dahin kommen wollten, in der Voraussetzung, daß sie für den Schutz der Stadt Sorge tragen würden.“

Unter klingendem Spiel zog am Abend des 14. Mai der Landesausschuß mit militärischer Begleitung in Badens Hauptstadt ein, und Brentano, das Haupt der „provisorischen Regierung", gab vom Balkone des Rathhauses herab die Versicherung, „der Landesausschuß werde seine Thätigkeit auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung beschränken". Struve, gleich vielen anderen politischen „Märtyrern" aus seiner Haft befreit, nahm Theil an dem Landesausschuß. Am Sonntag Morgen hatte die Karlsruher Besatzung den Eid auf die Reichsverfassung geleistet und am Abend kämpfte sie in den Reihen der Aufständischen. Und doch waren die Meisten auch jetzt noch der Meinung, der Kampf gelte nur der Begründung der deutschen Einheit und Freiheit, ein Glaube, den die radicalen Führer nicht durch Proclamirung der Republik zu vertilgen wagten. Die von Oberst Hinkeldey geführten Dragoner, die den Großherzog nach Germersheim geleitet hatten, und bei denen sich der Kriegsminister Hoffmann und viele Officiere befanden, wollten, als sie in der Festung keine Aufnahme erhielten, mit den Kanonen nach Frankfurt ziehen, wurden aber durch die von allen Seiten herbeiströmenden Freischaaren, Turner und Bürgerwehrmänner daran verhindert und mußten, verfolgt und gejagt, über das Gebirge nach der Württemberger Grenze ziehen, wo sie auf fremdem Gebiet todtmüde überrascht und theils zersprengt, theils gefangen wurden. Der Hauptmann Großmann nahm sich selbst das Leben. Die Soldaten, von ihren Anführern größtentheils verlassen, bildeten den Kern der „Volkswehr", die jetzt die neue Regierung durch ein neues Aufgebot der wehrbaren Jugend von achtzehn bis dreißig Jahren ins Leben rief. Zahlreiche Freischaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, mehrten die Menge der Streiter. Waffen und Kriegsbedarf boten die Arsenale und Vorrathshäuser des Staates. In Kurzem waren alle Geister der Revolution in Baden vereinigt.

Es war ein wunderlicher Anblick, den damals das badische Land darbot. Da sah man Blousenmänner mit schwarz-roth-goldenen Schärpen, einen federgeschmückten Calabreser auf dem Haupte und einen Schleppsäbel an der Seite; da strömten Freischaaren aus aller Herren Länder herbei, groteske Gestalten in auffallenden Trachten. Selbst Jacobinermützen aus der Conventszeit tauchten auf. Da zog der alte Verschwörer Böning aus Wiesbaden, der einst wie Tiedemann und Blenker in griechischem Militärdienst gestanden, mit seiner ihm in Männerkleidung folgenden Tochter im Lande umher, durch ihre fremdartige Erscheinung

die Blicke der Menge auf sich lenkend. Er trug einen bis zur Brust reichenden Bart und lange Haare, welche die ihm einst von den Türken abgeschnittenen Ohren verdecken sollten. Und als bereits an der Bergstraße der Waffengang begonnen hatte und die Entscheidungsstunde herannahte, erblickte man auf dem Kornmarkt in Heidelberg die „Hanauer Turner“ in grauleinenem Anzug in Reih und Glied aufgestellt, bereit zum Ausmarsch in Kampf und Tod, schöne stattliche Männergestalten mit langen Bärten und von malerischem Aussehen. Man hatte vielfach den Eindruck eines Carnevals, der erheiternd hätte wirken können, wäre nicht die Sache selbst von so ernsten traurigen Folgen gewesen.

So war denn im badischen Lande der Zustand „ohne Herrschaft“ eingetreten, den einst die Heidelberger „Republik“ als die glücklichste Ordnung gepriesen hatte. Von obrigkeitlicher Autorität war kaum eine Spur vorhanden; das öffentliche Leben ging seinen altgewohnten Gang; die Zügel des Regiments hingen schlaff und locker hernieder. Daß dessen ungeachtet es nicht zu terroristischen Ausschreitungen kam, so lange noch einige Hoffnung auf Durchführung der „Sache“ bestand, daß es bei einer „gemüthlichen Anarchie“ verblieb, hatte man der Macht der Gewohnheit und der im ganzen gutartigen Volksnatur zu verdanken. Erst als die Aussichten auf Erfolg zu schwinden begannen, fielen einige Excesse vor. So wurde das Blenker'sche Ehepaar beschuldigt, im Murgthal, ehe das scharfe Gefecht bei Gernsbach die Insurgentenhaufen aus einander sprengte, das Schloß Eberstein geplündert und sich fremdes Gut angeeignet zu haben und der Struve'schen Bande wurde vorgeworfen, daß sie vor der Flucht in die Schweiz die öffentlichen Kassen geleert hätte. In Lörrach entging Dr. Kaiser, ein liberaler Monarchist, nur durch große Geistesgegenwart dem ihm zugedachten Tod und seine Gattin mußte sich durch eine mühsam zusammengebrachte Geldsumme von völligem Ruin loskaufen.

Der Landesausschuß und die von ihm bestellte „Executiv-Commission“, bestehend aus Brentano, der mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet war, und aus einigen gleichgesinnten Männern, die er sich beigesellt hatte, wie Goegg, Peter, Sigel, verfügte über alle Staatskräfte, wie über die Armee, über Waffen und Kriegsvorräthe, über die öffentlichen Gelder, welche Goegg als Finanzminister verwaltete. Die im Lande gebliebenen Beamten leisteten einen Eid des Inhalts: „Ich verpflichte mich auf Ehre und Gewissen, unbedingt und ohne Rückhalt die Durchführung der Reichsverfassung mit allen meinen Kräften zu unter-

stützen und den Anordnungen des Landesausschusses für Baden, unbeschadet meiner auf die Landesverfassung geschehenen Verpflichtung, Folge zu leisten, so wahr mir Gott helfe und meine Ehre mir heilig ist." Die Staatsgeschäfte wurden im Namen der provisorischen Regierung fortgeführt wie früher im Namen des Großherzogs. Die amtlichen Schriftstücke trugen die herkömmliche Ueberschrift. Die „Karlsruher Zeitung", die seit dem 15. Mai als „Organ des Landesausschusses" erschien, blieb nach wie vor Regierungsblatt und enthüllte die Tendenzen und Ziele der herrschenden Partei. Von welcher Art diese Ziele und Tendenzen waren, geht am deutlichsten aus einem Artikel vom 31. Mai hervor, der einem bekannten Publicisten (Heinr. Bernh. Oppenheim) zugeschrieben ward und „An die französische Nation" gerichtet war. Er lautete: Der glorreiche Tag des 24. Februar verkündete allen Nationen das Reich der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit. Auf den Ruf des französischen Volkes erhoben sich Italien, Polen, Ungarn und Deutschland; die allgemeine Demokratie begann den Todeskampf gegen die verbündeten Despoten. Seit einem Jahre ist Europa ein weites Schlachtfeld, auf welchem alle Nationen ihr edelstes Blut verspritzen, um zu erfüllen die großen Verheißungen des 24. Februar. Deutschland ist nicht zurückgeblieben. Franzosen, Brüder! Ihr kennt die Anstrengungen der deutschen Demokratie, zu brechen das Joch des Despotismus, welches die unter sich vereinigten und durch Rußland unterstützten Fürsten Deutschlands auflegten. Der Kampf eines Tages hat bei Euch hingereicht, um den Thron eines Despoten zu stürzen, uns hat das heiße Ringen eines Jahres nicht befreit, es hat uns nur an den Vorabend der großen Schlacht geführt. Die Entscheidungsstunde naht, in welcher die Freiheit und die europäische Civilisation entweder untergehen oder triumphiren werden über den Despotismus und die Barbarei Asiens. Schon rücken die preußischen Horden, die Vorhut Rußlands, bedeckt mit dem Blute der Märtyrer Sachsens, gegen den Süden Deutschlands vor; noch einige Tage, und die Ufer des Rheins werden das Schlachtfeld sein der Freiheit gegen den Despotismus. In der Pfalz und in Baden haben das Volk und die Armee vereint geschworen, zu siegen oder zu sterben. Unsere Brüder in Württemberg und Hessen, Nassau, Franken und Thüringen sind bereit, sich zu stürzen auf die Söldlinge der Tyrannei, sobald der Kampf beginnt. Das französische Volk, der Vorkämpfer der Freiheit, wird es ein gleichgiltiger und unthätiger Zuschauer dieses Todeskampfes sein? Wird es zugeben, daß die Freiheit an den Ufern des Rheinstromes

blute? Wird es taub bleiben gegen die Freundesstimme der deutschen Demokratie? Nein! Nein!

Die französische Nation, welche zuerst die Vereinigung und Solidarität der Völker proclamirte, wird auf dem Kampfplatze nicht fehlen wollen in dem entscheidenden Augenblicke, in welchem die Demokraten aller Länder sich schaaren müssen unter der Fahne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Franzosen, Brüder! Wir erwarten euch, wir werden euch empfangen mit dem Rufe: Es lebe die allgemeine Demokratie! Wir werden unter derselben Fahne, unter der Fahne der brüderlichen Vereinigung der Völker kämpfen gegen die verschworenen Tyrannen.

Die Ufer des Rheins, auf welchen früher die Despoten das Blut der Völker vergossen, um das Gebiet ihrer Tyrannei zu vergrößern, sie werden diesmal das Schlachtfeld, das Siegesfeld sein der Brüderschaft der Völker.

Eroberungsgelüste sind freien Nationen fremd.

Als Sieger werden die französischen und deutschen Demokraten vorwärts gehen und die Throne aller Despoten stürzen. Sie werden sich vereinigen mit den Ungarn, den Siegern über die österreichische Tyrannei, und Polen und Italien werden befreit werden von dem Joche, welches noch auf ihnen lastet.

An den Rhein! An den Rhein! So hieß lange das Feldgeschrei Frankreichs für die Eroberung.

An den Rhein! An den Rhein! Für die europäische Freiheit, für die Verbrüderung der Nationen; dies ist heute, wir wissen es, das Feldgeschrei der französischen Demokratie.

Wir rufen euch also, Brüder Frankreichs: An den Rhein! An den Rhein!

Die Freiheit Europa's ist in Gefahr, Frankreich darf nicht fehlen auf dem Posten der Ehre.

Vorwärts im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit!

Und dennoch glaubte Niemand an das Gelingen des Aufstandes. Wie sollte man auch Vertrauen haben zu den Führern, die so wenig Capacität zeigten, die selbst so wenig wußten, wohin sie steuern sollten, und die unter einander in Zwiespalt und Hader lebten?

Der Sieg der Radicalen in Baden konnte nur dann der republicanischen Sache zur Herrschaft verhelfen, wenn es gelang, die benachbarten Staaten in den Strom der Bewegung hineinzureißen. Darum

wurde sogleich mit der Pfalz ein Bruderbund geschlossen und Hessen-Darmstadt, Nassau und Württemberg durch demokratische Aufwiegler in Gährung versetzt. Eine Volksversammlung in Ober-Laudenbach an der Bergstraße, auf der Grenzscheide der beiden Großherzogthümer, sollte der Anfang sein, die revolutionäre Bewegung nach Hessen zu tragen; aber die gräuliche Ermordung eines geachteten Darmstädter Beamten (Kreisrath Prinz), der die Versammlung in den Schranken der Gesetzlichkeit halten wollte, durch eine Rotte verwilderter Aufrührer, empörte so sehr alles sittliche und menschliche Gefühl, daß sich die Bevölkerung und vor Allem das Militär mit Unwillen von einer Sache abwandte, die durch solche Mittel durchgeführt werden sollte; und wie sehr auch in Worms und Mainz, wo noch alte Erinnerungen aus den neunziger Jahren den Wühlereien eines Zitz und Genossen als Unterlage dienten, durch Turner und Freischärler für die rothe Fahne gewirkt wurde, in der Provinz Starkenburg fand die republicanische Bewegung keinen Boden. Als badische Truppen an die hessische Grenze rückten und mit klingendem Spiel in das nachbarliche Land einziehen wollten, um auch hier, unterstützt von den Wormser Bundesgenossen unter der Führung Ludwig Blenkers, den Bund der Volksverbrüderung zu schließen, wurden sie von dem hessischen Militär mit Kartätschen empfangen, was sie dermaßen außer Fassung brachte, daß sie sich in verwirrter Flucht nach Heidelberg zurückzogen. Dies war ein kritischer Moment; die Soldaten, ohne Vertrauen auf die neuen selbstgewählten Officiere, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, fingen an nachdenklich zu werden, ob auch die Vorspiegelungen ihrer Verführer wahr seien. Der erste Rausch war vorüber und manchen beschlich Reue und Sorge. Zwar gelang es den radicalen Führern, diesen Kleinmuth der Soldaten niederzuschlagen, und sie durch aufreizende Reden zur Rache gegen die „blinden Hessen“ anzutreiben; aber ihre eigenen goldenen Hoffnungen begannen zu schwinden, als sie merkten, daß die Revolution nicht über die Grenze bei Heppenheim und Hemsbach vorzubringen vermochte. Wie sehr sie auch durch lügenhafte Gerüchte von nahen und fernen Siegen des Volkes, von Aufständen und Abfall des Militärs, von französischen Hilfstruppen die Leichtgläubigen und Unwissenden täuschen und zum Ausharren anfeuern mochten: über die hessische Grenze konnte die Empörung nicht getragen werden, und die schönen Fluren der Bergstraße von Heppenheim bis Weinheim wurden in nutzlosem Kampfe mit deutschem Blute getränkt. Wagen mit Gefallenen, auf

denen die Aufschrift zu lesen war: „Gestorben für die Freiheit", sah man durch Heidelberg nach dem Friedhof fahren.

Einen geeigneteren Boden für die Revolution schien Württemberg zu bieten. Nicht minder unterwühlt als Baden, wurde auch dieses Land durch eine zügellose Presse, durch Demokratenvereine und Volksversammlungen, durch Ausübung schrankenloser Wahlrechte, durch Adressen und Petitionsstürme dermaßen in Aufregung erhalten, daß die Regierung allmählich Macht und Ansehen verlor, die Radicalen in der Kammer wie im Volk das entscheidende Wort führten und das Militär unzuverlässig wurde. Und als nun Fickler und andere Aufwiegler aus Baden sich einfanden, um das schwäbische Volk zum brüderlichen Bunde zu bereden, als endlich die Frankfurter Linke als „Rumpfparlament" nach Stuttgart übersiedelte, um sich auf die revolutionäre Kraft zu stützen, als man in der Kammer auf ein Bündniß mit Baden und der Pfalz antrug: da schien Württemberg dem Strome der Bewegung folgen zu müssen und aller Augen waren nach jenem Lande gerichtet, wo der gewaltige Kampf der conservativen Macht mit der Revolution zur Entscheidung kommen würde, wo eine auf Pfingstmontag nach Reutlingen ausgeschriebene Volksversammlung die Rolle der Offenburger zu spielen drohte. Es waren schlimme Tage voll Sorge und banger Erwartung. In einigen preußischen Städten hatte zu derselben Zeit die Einkleidung der Landwehr Widerstand gefunden; in Elberfeld und Düsseldorf waren Barricaden errichtet worden, in Nassau herrschte eine drohende Aufregung, allenthalben hielten die Demokraten im Interesse der „Sache" Regierung, Polizei und Militär in Athem. Damals rettete Römer, ein populärer Mann mit fester Hand und hartem Kopf und von schwäbischer Derbheit, durch energisches Handeln Süddeutschland von der Revolution. Das „Rumpfparlament" wurde ausgewiesen, Fickler verhaftet und auf den Asberg gebracht, den Umtrieben der fremden und einheimischen Demagogen Einhalt gethan. Und wie sehr die Radicalen schmähten und lästerten, und wie dringend sich die provisorische Regierung „im Namen des Volkes in Baden" in einem von Brentano, Goegg, Sigel, Peter unterzeichneten Flugblatt „An das Volk in Württemberg" die Befreiung des patriotischen Mannes forderte, den einst der „Volksverräther" Mathy verhaftet, und den das badische Volk in den Landesausschuß gewählt habe; die Württemberger verhielten sich ruhig; Römers Name war dem Volke Bürgschaft, daß keine Freiheit gefährdende Reaction im Spiele

sei; stark durch das Vertrauen des Volkes, widerstand er den schäumenden Wogen der Empörung. Auch die Hoffnungen auf den Juni-Aufstand in Paris, den man in Baden schon als einen gelungenen Sieg der „rothen Republik“ darstellte und zur Steigerung der Aufregung und Kampflust benutzte, gingen nicht in Erfüllung. So blieb die Revolution auf die Rheingegend im Südwesten beschränkt; und während man sich hier rathlos und ohne Erfolg abmühte, das lose Wesen und die ungebundenen Elemente zu einer haltbaren Form zu gestalten, und sich die Revolution an ihrem eigenen Uebermaß verzehrte, kam der Norden von Deutschland allmählich zur Ruhe.

Bei der Isolirung der revolutionären Bewegung auf einen kleinen Raum und bei dem Mangel alles Widerstandes konnten die Radicalen in Baden von ihrem Siege keinen rechten Gebrauch machen. Sie beriefen eine constituirende Landesversammlung ein, die, aus demokratischen Minoritätswahlen hervorgegangen, nur das Abbild der unfähigen provisorischen Regierung war. Die aus radicalen „Schreiern“ zusammengesetzte Versammlung gab ein klägliches Zeugniß von der politischen Befähigung der Bewegungspartei; ein verkörperter Ausdruck geistiger Impotenz, war dieser constituirende Landtag in Karlsruhe eine Satire auf das constitutionelle Staatswesen. In gleichem Grade unfähig zeigten sich die „Civilcommissare“ der Amtsstädte und die Anführer der Soldaten und der „Volkswehr“. Zwar bildete sich eine Partei des beschleunigten Fortschritts, die den Socialdemokraten Struve als Haupt anerkannte und, unterstützt von der republicanischen „Schweizer-Legion“ unter Philipp Becker, mit dem Plane umging, die rothe Republik auszurufen und die socialistischen Wahngebilde zu verwirklichen, allein Brentano, ein nüchterner Mann von republicanischen Grundsätzen, aber ohne Schwindelei, hintertrieb das gefährliche Unterfangen, das von fremden Abenteurern vollführt, unberechenbares Unheil über das Land gebracht haben würde. Durch dieses Einschreiten gegen die extreme Partei des Umsturzes erwarb sich Brentano von Neuem das Vertrauen des badischen Volkes, zog sich aber den Haß der Republik zu.

Mittlerweile hatte sich der Großherzog nach Ehrenbreitstein und von da nach Frankfurt begeben und sich um Hilfe an die Centralgewalt und, als diese keine hinreichende Truppenmacht zur Verfügung hatte, an die preußische Regierung gewendet. Letztere gewährte die verlangte Unterstützung nur unter der Bedingung, daß Baden dem „Dreikönigbunde“ beitrete, weshalb der Großherzog das bisherige Ministerium entließ und sich ganz an Preußen anschloß. Und als auch das bay-

rische Ministerium, dessen Leitung der frühere Professor und sächsische Minister v. d. Pfordten übernommen hatte, trotz seines Widerstandes gegen den „Dreikönigsvertrag" das Einrücken preußischer Truppen in die Pfalz nachsuchte, so wurde ein combinirter Angriff auf das revolutionäre Land beschlossen. Während hessische und mecklenburgische Reichstruppen die Bergstraße bis Weinheim besetzt hielten, und die Soldaten und die Volkswehr der Aufständischen von ihren unfähigen Führern in nutzlosen Märschen ohne Plan und Ziel herangezogen wurden, rückten preußische Truppen, Landwehr und Linienmilitär, unter geübten Generalen und Officieren und dem gemeinsamen Obercommando des Prinzen von Preußen untergeordnet, nach Süden vor. Nun riefen die Häupter der provisorischen Regierung in Baden und der Pfalz den Polen Mieroslawski herbei und übertrugen ihm den Oberbefehl über die ganze streitbare Insurgentenmacht. Ein schöner Mann von mittlerer Größe, dessen feine Manieren und elegante, fast stutzerhafte Kleidung mehr einen Cavalier des Salons als einen Revolutionshelden vermuthen ließen, hielt er auf dem Museumsplatz in Heidelberg eine Ansprache an die badische Artillerie in französischer Sprache, die sein Adjutant Sigel den Soldaten verdeutschte. So ernst die Dinge auch anzusehen waren, ein eigener Humor lag doch in der Situation. Allein Mieroslawski, obwohl er mehr Plan und Ordnung in die Unternehmungen brachte und durch seine strategische Sicherheit den Soldaten wieder Muth und Vertrauen einflößte, war doch am Ende in Baden nicht glücklicher, als vorher in Posen und in Sicilien. Gegen Mitte Juni rückte eine preußische Truppenabtheilung in die bayrische Pfalz ein, wo die Insurgenten lange umsonst versucht hatten, die von Militär fast entblößte Festung Landau in ihre Gewalt zu bringen, und durchzog das Land fast ohne Schwertstreich. Die von Polen und anderen fremden Abenteurern geführten Aufständischen begaben sich sofort nach Baden, um in vereinter Macht den „Feinden" kräftigeren Widerstand zu leisten. Nach Einnahme der Pfalz setzten die Preußen bei Philippsburg über den Rhein, während zugleich ein anderes Armeecorps an der Bergstraße vordrang und die deutschen Reichstruppen nach ihrem Uebergang über den Neckar an der württembergischen Grenze hinzogen. So von allen Seiten bedroht, mußten sich die Insurgenten nach dem unglücklichen Treffen bei Waghäusel südwärts ziehen, um sich nach dem scharfen Treffen bei Gernsbach im Murgthal hinter den Wällen der Festung Rastatt zu vertheidigen. Bald war alles Land bis zum Bodensee und zur helvetischen Grenze in der Gewalt der

Preußen und Reichstruppen; die zersprengten Soldaten und die jungen Leute vom ersten Aufgebot begaben sich größtentheils in ihre Heimath, die Freischärler dagegen und die vereinigten Truppencorps flüchteten sich mit den Anführern in die Schweiz. Rastatt hielt sich noch einige Wochen unter Kämpfen und Ausfällen. Als aber Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf eintrat, mußte sich die eingeschlossene Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Commandant Tiedemann, der früher im griechischen Militär gedient hatte, wurde kriegsrechtlich erschossen. Aus Griechenland in die alte Heimath zurückgekehrt, hatte er sich von seinem Jugendfreund Brentano bereden lassen, bei den aufständischen Truppen eine Befehlshaberstelle anzunehmen und hatte dann mit militärischer Ehrenhaftigkeit an der Sache festgehalten, auch nachdem sie schon eine verlorene war.

So wurde der Aufstand im „Lande Baden" niedergeworfen. Der Großherzog kehrte zurück, die alte Ordnung wurde wieder hergestellt und den Gesetzen durch strenge Bestrafung der Schuldigen neues Ansehen verschafft. Aber während die Kasematten und die Gefängnisse sich mit vielen Verhafteten füllten und einige Freischaarenführer und Demokratenhäupter (darunter das zum Civilcommissär in Mannheim ernannte Parlamentsmitglied v. Trützschler) durch die Kriegsgerichte in Mannheim und Rastatt zum Tode mit „Pulver und Blei" verurtheilt wurden, retteten sich die Anstifter dieses unendlichen Jammers nach der Schweiz oder nach Amerika. Hecker, von der provisorischen Regierung zur Rückkehr und zum Eintritt in den Landesausschuß eingeladen, fand bei seiner Landung in Frankreich die Revolution bereits unterdrückt. Sein Name würde der Erhebung einen neuen Aufschwung verliehen und die Entscheidung hinausgeschoben haben. Denn es fehlte ihm nicht an militärischem Organisationstalent, wie er später im amerikanischen Bürgerkrieg bewies. Er hätte daher leicht ein Gambetta werden können. Nun blieb dem Zürnenden nichts übrig, als neue Flucht über den Ocean. Auch Ludwig Blenker aus Worms, wie Tiedemann, einst in Griechenland Officier in König Otto's Diensten und mit diesem durch den Aufstand gegen die Deutschen vertrieben, flüchtete sich nach Nordamerika, wo er wie Sigel sich an dem Bürgerkriege gegen die Conföderirten betheiligte und noch vor Beendigung desselben im Jahre 1862 starb. Der Dichter Gottfried Kinkel, mit Wort und That ein eifriger Förderer der republicanischen Erhebung, wurde von der über ihn verhängten Todesstrafe befreit und nach einer preußischen Zwangsanstalt abgeführt, rettete sich aber im nächsten Jahre unter Beihilfe

seines Landsmannes und Gefährten Karl Schurz durch glückliche Flucht aus Potsdam nach England. Karl Hillebrand, damals noch in den Studienjahren, wurde durch seine energische Schwester aus den Kasematten entführt und fand in der Folge in Frankreich, in England und in Italien einen fruchtbaren Wirkungskreis für seine publicistische und historiographische Thätigkeit. Mieroslawski floh nach Paris, von wo er bekanntlich in den sechziger Jahren noch einmal in seine Heimath eilte, um sich an der polnischen Insurrection zu betheiligen. In einem Bericht über den Feldzug in Baden, den er in Bern veröffentlichte, rügte er in scharfen Worten die Fehler des revolutionären Advocatenregiments in Karlsruhe, welche die Insurrection nothwendig scheitern machen mußten. Er findet den Hauptfehler in dem Mangel eines sicheren einheitlichen Planes, nach welchem alle Actionen geleitet werden, dem alle individuellen Zwecke und Bestrebungen untergeordnet sein müßten. Die Aufgabe jeder revolutionären Gewalt, heißt es in der Schrift, besteht darin, das Volk rasch aus dem Zustande unergiebiger, auflösender, unlenksamer Aufregung in die revolutionäre Macht übergehen zu lassen, d. h. ein feuriges, allen gemeinsames Gefühl für seine stoischen Pflichten gegen das Vaterland in ihm zu erwecken! Dann erst wird die Insurrection zur Revolution, und sämmtliche öffentliche Streitkräfte bilden, von einem gemeinsamen Willen beseelt, einen disciplinirten Bund, der eben sowohl fähig ist, einer fremden Invasion Widerstand zu leisten, als die Widerspenstigkeit im Innern niederzuhalten.

Mit noch schärferer Kritik verurtheilte Brentano selbst die Unfähigkeit und den selbstsüchtigen Egoismus seiner Parteigenossen im Landesausschuß und in der constituirenden Versammlung. Als er durch Struve's Machinationen von seinen eigenen Leuten des Verraths angeklagt aus dem Lande geflohen war, erließ er vor seiner Abreise nach Amerika von der Schweiz aus ein Manifest an das badische Volk zu seiner Rechtfertigung. In diesem heißt es, er wolle seine Mitbürger in den Stand setzen, zu beurtheilen, ob er verdient habe, daß man ihn einen Verräther schilt, „oder ob die Sache des Volkes, die Sache der Freiheit, für welche Eure Söhne, Eure Brüder bluten, jetzt in den Händen solcher Menschen liegt, welche durch Grausamkeiten ihre persönliche Feigheit, durch Lügen ihre geistige Unfähigkeit, und durch Heuchelei ihren niederträchtigen Eigennutz zu verdecken suchen". Nachdem er hervorgehoben, mit welcher Anstrengung und mit welcher Uneigennützigkeit er stets für die Sache der Freiheit eingetreten sei und den verfolgten Republicanern

vor Gericht beigestanden, fährt er fort: „Es ist mir leid, Mitbürger, daß ich Euch erinnern muß, was ich gethan habe; aber bedenkt, eine Hand voll Menschen erfrecht sich, mich einen Verräther zu schelten, eine Hand voll Menschen, zum Theil solche, für welche ich uneigennützig meine Kräfte angestrengt, will mich zur wohlverdienten Strafe ziehen, sie, die kein Verdienst haben, als durch ihre Unfähigkeit, durch ihre Grausamkeiten, durch ihren Terrorismus die Sache der Freiheit in Mißcredit, durch ihre maßlose Verschwendung an den Rand des Untergangs gebracht zu haben."

Dann enthüllt er die Schamlosigkeit, wie die Urheber und Theilnehmer der Revolution die öffentlichen Gelder mißbraucht haben: „Sogleich im Anfange unserer Revolution zogen sich Hunderte von Abenteurern in unser Land; sie pochten darauf, daß sie für die Freiheit gelitten, sie wollten aus Euren Kassen den baaren klingenden Lohn erhalten; vor uniformirten, schleppsäbeltragenden Schreibern konnte man kaum mehr über die Straßen der Stadt Karlsruhe gehen; von Euerem Gelde schwelgten diese Müßiggänger, während Eure Söhne, welche für die Freiheit des Vaterlandes ihre Brust den feindlichen Kugeln aussetzten, darben mußten; und wer diesem Treiben entgegentrat, der mußte sich einen engherzigen Spießbürger, wer nicht Jeden seiner entgegengesetzten politischen Meinung wegen à la Windischgrätz verfolgen wollte, einen Reactionär oder Verräther schelten lassen."

„Meine Hoffnung," spricht er sich weiter aus, „hatte ich auf die constituirende Versammlung gesetzt; ich glaubte, die aus den freiesten Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Volkes würden mein redliches Bestreben unterstützen und kräftigen; ich habe mich getäuscht; eine Versammlung, deren Mehrheit aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern besteht, bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche je getagt, und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen verbergen wollte, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten." „Ich soll Rechenschaft ablegen!" heißt es am Schlusse des Actenstückes. „Meine Handlungen liegen offen zu Tage. Geld habe ich keines verwaltet, dies geschah durch Beamte, welche seit Jahren beim Kassenwesen angestellt sind; mein Gehalt als Vorstand der Dictatur bestand in einer Tagesgebühr von drei Gulden; alle Reisen habe ich auf eigene Kosten gemacht. Aber wenn diejenigen einmal Rechenschaft ablegen sollen, welche die Staatsgelder vergeudet haben, und die meine Feinde geworden, weil ich nicht immer einwilligte, dann, badisches

Volk! werden Dir die Augen übergehen! Dann, Ihr wackern Krieger! werdet Ihr erfahren, daß, während Ihr darben mußtet, Andere schwelgten."

Oesterreich hätte sich gern an der Unterdrückung der revolutionären Bewegung in Baden betheiligt; da aber die Berliner Regierung die Mitwirkung ablehnte, weil der Großherzog nur die Hilfe Preußens angerufen habe, so blieb dem Ministerpräsidenten Fürst Schwarzenberg in Wien nichts übrig, als in einer gereizten Note sein Bedauern auszusprechen, daß durch die Vereitelung der Mitwirkung Oesterreichs an der Herstellung der gesetzlichen Ordnung im badischen Oberlande es den Führern des Aufstandes ermöglicht worden sei, „sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen".

Bis zur vollendeten Neubildung des einheimischen Militärs blieb das unter Kriegsgericht gestellte Großherzogthum von preußischen Truppen besetzt. Und noch Monate lang wurden die Gemüther in Aufregung gehalten durch die strafgerichtlichen Urtheile, die in Rastatt, Mannheim, Freiburg gefällt wurden und manche Execution durch Erschießen zur Folge hatten. Zu denen, die zum Tode geführt wurden, gehörte auch Fr. Neff von Rümingen, der Verfasser der früher erwähnten Flugschrift an die Soldaten im Tone der Most'schen Freiheit und Theilnehmer aller revolutionären Erhebungen. Er starb mit großer Fassung, noch im letzten Momente ein Hoch auf die Republik und die Freiheit ausrufend. Von seinem Leidensgefährten Max Dortu enthalten die „Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849" folgende Angaben: „Max Dortu, einziger Sohn des Geh. Justizrathes D. aus Potsdam, schon im März 1848 auf den Barricaden Berlins einer der aufopferungsfähigsten Vorkämpfer der Demokratie, blieb unerschütterlich vor seinen Richtern und fiel mit antikem Muth den 13. Juli zu Freiburg als erstes Opfer der preußischen Standrechtskugeln. Seine Eltern, welche fußfällig den Prinzen von Preußen für ihr einziges Kind wenigstens um Verwandlung der Todesstrafe in Gefängnißstrafe vergebens baten, starben bald darauf aus Gram." Auch Elsenhans, Redacteur des Rastatter „Festungsboten", wurde erschossen und der Lehrer Karl Höfer aus Alt-Neudorf im Odenwald erlitt dasselbe Schicksal als Opfer des ganzen Standes. Manche Freiheitsmänner aus alten Zeiten, wie der erwähnte Verschwörer und Demagog Böning von Wiesbaden, schlossen ihr wechselvolles Leben oder büßten, wie der Schriftsteller Corvin, mit mehrjähriger Einzelhaft im Zellengefängniß zu Bruchsal. Das Kriegsgericht hatte letzteren mit fünf Stimmen gegen

eine zum Tod durch Erschießen verurtheilt. Schon bereitete er sich auf die letzte Stunde vor. Aber das Vertrauen auf seinen guten Genius, seinen „spiritus familiaris“, der ihn im Leben durch so viele Fährlichkeiten geführt, verließ ihn nie ganz. Und dieses Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. In dem entscheidenden Momente traf sein Vertheidiger Dr. Kusel mit „besseren Nachrichten“ aus dem Kriegsministerium in Karlsruhe ein. Das Todesurtheil wurde in zehnjährige Zuchthausstrafe verwandelt.

In allen revolutionären Actionen treten einzelne Persönlichkeiten auf, welche durch Herkunft, Stand und gesellschaftliche Stellung nicht in der Reihe derer zu stehen pflegen, die den Umsturz des Bestehenden anstreben. Zu diesen Persönlichkeiten gehört auch Corvin. Einer Familie entstammt, welche ihren Ursprung auf das ungarische Königsgeschlecht der Hunyadi-Corvinus, ja auf den römischen Gallierhelden Valerius Corvus zurückführt, in der preußischen Militärschule erzogen und als Lieutenant in Mainz und Saarlouis garnisonirt, nahm er seinen Abschied, um sich dem Schriftstellerleben zu widmen, und vertauschte, im Umgang mit den Leipziger Literaten, die aristokratisch-militärischen Ansichten, unter denen er herangewachsen, mit den demokratisch-republicanischen Ideen, die in den dreißiger und vierziger Jahren allmählich in Deutschland Leben und Gestalt gewannen, und auch, wie Corvins Freund, der Dichter Sallet und der Militärschriftsteller Rüstow beweisen, unter dem Officierstand Anhänger fanden. Die Vorarbeiten zu der „illustrirten Weltgeschichte“, womit er sich beschäftigte, führten ihn nach Paris. Dort erlebte er die Februar-Revolution und trat in die „deutsche demokratische Gesellschaft“, an deren Spitze Georg Herwegh stand. Wenn man in Corvins biographischen Mittheilungen, die weitläufig und umständlich beschriebenen Vorbereitungen zu dem Marsche liest, den die „deutsche Legion“, verbunden mit „Polacken und Franzosen“, von Paris aus nach Straßburg und über den Rhein machte, um bei Kandern und Niederdossenbach im Heckerputsch kläglich zu scheitern, empfängt man den Eindruck einer Soldatenspielerei von Knaben. Corvin, der den Zug mitmachte, dessen Freund und Gefährte, Hauptmann Schimmelpfennig, in dem Treffen bei Dossenbach den Tod fand, giebt eine so drastische Darstellung von dem planlosen Unternehmen, ohne alle Disciplin und militärische Erfahrung, daß eine satirische Schilderung aus feindlicher Feder keinen grelleren, zum Spott reizenden Eindruck von der Confusion, dem Unverstand, der unkriegerischen Haltung und gänzlichen Rathlosigkeit hervorbringen könnte. Die einzige

Person, welche den Kopf oben behielt und Energie und Ueberlegung bewies, war Herweghs Frau, deren Liebe und Hand der Dichter einst auf seiner Poetenreise durch Deutschland in Berlin erworben. Ueberhaupt haben die Frauen in der badischen Revolution große Hingebung an die Sache der Freiheit, wie an das Loos ihrer Männer bethätigt. Man erinnere sich nur der Frau Struve, der Frau Kinkel, der Schwester Hillebrands. Dem Schullehrer Höfer folgte seine Frau nach dem Richtplatz. Auch Corvin widmete seine Lebensbeschreibung „seiner vielgeprüften herrlichen Gattin Helene, dem besten und edelsten deutschen Weibe, der treuen und muthigen Helferin in Noth und Gefahr".

Nach dem Fehlschlagen des ersten badischen Aufstandes begab sich Corvin nach Berlin, wo Held, sein Freund und literarischer Mitbewerber, das Haupt der Straßendemokratie geworden war. Zuvor besuchte er Hecker in Muttenz, wie wir oben bemerkt haben. In Berlin weilte er so lange, bis der Umschwung erfolgte. Dann wurde er ausgewiesen und kehrte nach Baden zurück. Er trat als einer der Führer in die Insurgentenarmee ein und wurde mit dem Festungscommandanten Tiedemann in Rastatt eingeschlossen. Die Begebenheiten in der Festung und die Capitulation „auf Gnade und Ungnade", welche Corvin selbst abschloß, nachdem er sich bei einer von dem General Groeben angeordneten Recognitionsreise durch das badische Oberland von der Erfolglosigkeit jedes ferneren Widerstandes überzeugt hatte, sowie die leidensvolle Zeit in Bruchsal, wo er sechs Jahre in fast absoluter Einsamkeit zubrachte, bildet den vierten Band seines Buches, „Aus dem Leben eines Volkskämpfers", das er während seiner Gefangenschaft verfaßt hat. Nach seiner Freilassung begab er sich nach Amerika, wo er, wie Sigel, Blenker u. A. an dem Bürgerkriege sich betheiligte. Das seiner Lebensbeschreibung beigefügte Porträt macht den Eindruck eines jungen Mannes, über dessen schönes regelmäßiges Angesicht südländischer Physiognomie ein ernster, fast schwärmerischer Zug ausgegossen ist.

Auch auf die Todten dehnte die siegreiche Reaction ihre Strafgerichte aus. Rottecks Büste wurde in Freiburg von dem offenen Platz, wo sie seit Jahren gestanden, in eine Rumpelkammer gebracht, und in Heidelberg wurde von den Gräbern der an der Bergstraße „für die Freiheit Gefallenen" die Inschrift entfernt. Aber noch lange sah man über dem einfachen Grabhügel des jüngeren Schlöffel, der einst Heidelberger Student gewesen und gleich seinem Vater sich an der badischen Revolution betheiligt und bei Waghäusel seinen Tod gefunden hatte, einen Papierstreifen angeheftet, auf welchem mit ungeübter Hand

die Worte geschrieben waren: „Hier liegt Schlöffel, der Held.“ In einer elegisch-sentimentalen Stimmung, die sich in manchen Kreisen kund gab, konnte man die Nachklänge der Trauer über gescheiterte Hoffnungen erkennen. Trützschlers Grab in Mannheim blieb eine Weihestätte für die getreuen Anhänger einer deutschen Republik. Adolf von Trützschler, so schildert ihn Alfred Meißner, sein Freund und Gesinnungsgenosse aus dem Frankfurter Parlament, der in Mannheim mit ihm zusammentraf, als er, der neuernannte Regierungscommissär, nach der Pfalz abzureisen im Begriffe stand, „Adolf von Trützschler, Mitglied der Frankfurter Linken, gehörte durch Blutsverwandtschaft und Verschwägerung den ältesten Familien Sachsens an. Er besaß zwei schöne Rittergüter im Voigtlande. Er war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, von mittlerer Größe, schlank, hatte ein schönes Gesicht, blaue Augen, schlichtes, blondes Haar. Er war im höchsten Grade talentvoll, liebenswürdig, voll Offenheit, dabei ruhig, gelassen, voll Sachkunde in juristischen, technischen und landwirthschaftlichen Dingen.“

Auch Trützschler war gefangen genommen worden. Am 13. August fand in Mannheim die Verhandlung gegen ihn statt. Er hielt vor dem Kriegsgerichte eine fast dreistündige meisterhafte Vertheidigungsrede, die alle Anwesenden aufs Tiefste erschütterte, aber über die von Parteihaß erfüllten Richter nichts vermochte. Nach neunstündiger Verhandlung, der auch seine Frau mit den drei Kindern beiwohnte, wurde Trützschler trotz der trefflichen Vertheidigung des Heidelberger Advocaten Küchler, der einst selbst als politischer Flüchtling in Paris gelebt hatte, einstimmig zum Tode verurtheilt und das Urtheil sofort, Abends 8 Uhr, vollzogen.

Auf das Gemüth des bürgerfreundlichen Großherzogs Leopold hatten die Ereignisse einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß er bald nachher erkrankte und nach unsäglichen Leiden am 24. April 1852 ins Grab sank.

Mit der Niederwerfung der Revolution begann das Werk der Reaction in allen deutschen Ländern. Wie sehr sich auch Preußen sträubte, zu der einst vom Wiener Congreß geschaffenen Staatsordnung in Deutschland zurückzukehren, wie sehr es sich bemühte, mit den Fürsten und Regierungen der Einzelstaaten neue Staatsformen zu vereinbaren: die Gelegenheit zur Neugestaltung war entflohen und ließ sich nicht wieder einholen. Die Wiedererweckung des alten Bundes-

tages aus dem Grabe war für Deutschland der Schluß der politischen Reformversuche und der Anfang der rückläufigen Bewegung, und der Staatsstreich vom 2. December 1851 das Signal eines neuen Reactionssystems in ganz Europa, der Sieg der monarchischen Machtherrschaft über das parlamentarische Staatsleben. Mit der neuen politischen Grundlehre: „Solidarität der conservativen Interessen“, begann die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Siegesfreudig und hoffnungsvoll durchzogen die Missionsprediger der Jesuiten die deutschen Lande, um bei der allgemeinen Reaction als Bannerträger voranzugehen.

Seitdem ist im Laufe der Jahre Manches, das unter heißen Kämpfen und Mühen erbaut worden war, wieder zusammengebrochen; Manches, was man für todt und begraben hielt, wieder auferstanden. In Frankreich, wie in den meisten Staaten des europäischen Festlandes, hat die Lehre, die einst der römische Kaiser Septimius Severus seinem Sohn Caracalla ertheilte, nur den Soldatenstand zu ehren und zu begünstigen, alles Andere für Nichts zu achten, aufs Neue ihre volle Geltung erhalten. Die Hierarchie, bemüht den freien Flug des Gedankens zu hemmen und die Geister in die sichere Obhut der Kirche zu nehmen, bewirkte Verträge, durch welche der Clerus die Herrschaft über die Völker, die Bischöfe eine lähmende Obmacht über die landesfürstlichen Behörden und die Dynastien in dem Papste einen auswärtigen Mitregenten oder Herrn empfingen; der Adel benutzte die reactionäre Strömung, um sich in seinen erschütterten Vorrechten von Neuem festzusetzen, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze anzufechten und dem vorwärts strebenden Zeitgeiste die alten Standesprivilegien als Damm entgegenzustellen. Die Orthodoxen und Symbolgläubigen in der evangelisch-protestantischen Kirche machten die Bekenntnißschriften zu einem Wall gegen den freien Geist der Wissenschaft und Forschung. Viele „Blüthenträume“ sind unreif abgefallen, viele theure Hoffnungen unerfüllt ins Grab gesunken; an der Zukunft verzweifelnd und mit der Gegenwart zerfallen, wendeten Tausende und aber Tausende der Heimath den Rücken und suchten in der neuen Welt das ersehnte Glück. Aber wie trübe sich auch der Blick senken mochte, der Gedanke, daß kein wahres Gut, keine echte, auf gesundem Boden erwachsene Idee der Menschheit verloren geht, und daß kein lebenskräftiges Volk sich die Errungenschaften mühevoller Anstrengungen auf die Dauer entreißen läßt, hat allmählich wieder Trost, Freudigkeit und Lebensmuth erzeugt. „Wir wollen nicht verzweifeln,“ schrieb

E. M. Arndt, „die Zeit wird durch alle diplomatischen Dorngeflechte und Märtyrerkreuzesvögel auch für das Vaterland ihren Weg finden und bohren.“ Keine menschliche Weisheit hatte in den sturmvollen Tagen der jüngsten Vergangenheit die Probe bestanden, kein heiliges Recht war seitdem vor Verletzung, keine beschworene Uebereinkunft vor Treubruch sicher gestellt, darum wendete sich der Geist des Volkes wieder mehr als früher dem Göttlichen zu und suchte Hilfe, Trost und Beruhigung an dem Throne des Allmächtigen, der, wie es im Evangelium heißt, „das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen wird und den glimmenden Docht nicht auslöschen, bis daß er ausführe das Gericht zum Siege“.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co in Altenburg.

4/XI 1?

Weber, Georg,

Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern

Leipzig 1886